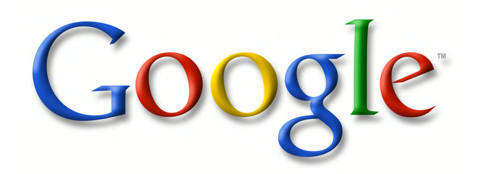
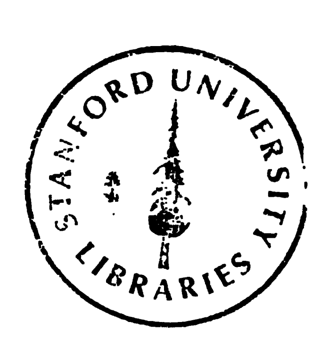







STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





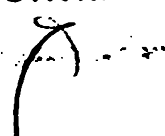
Jahrbücher der Literatur.

Neun und funfzigster Band.

1832.

July. August. September.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.



Inhalt des neun und funfzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LIX.

Jahrbücher der Literatur.

July, August, September 1832.

Art. I. 1) *Laou-Seng-urh* or an heir in his old age, a Chinese Drama. London 1817. Duodez. 115 S.

2) *Ju-Kiao-Li*, ou les deux cousines, roman chinois, traduit par M. *Abel-Rémusat*, précédé d'une préface où se trouve un parallèle des romans de la Chine et de ceux de l'Europe. Paris 1826. Vier Bände. I. Bd. 256 S., II. Bd. 172 S., III. Bd. 196 S., IV. Bd. 239 S. Kleinoktav.

3) The fortunate union, a romance translated from the Chinese original with notes and illustrations to which is added a Chinese tragedy, by *John Francis Davis*, F. R. S. member of the royal Asiatic society, and of the oriental translation committee etc., in two volumes. London 1829. I. Bd. 258 S., II. Bd. 262 S. Oktav.

4) *Hang-koong-tsew* or the sorrows of Han, a Chinese tragedy, translated from the original with notes by *John Francis Davis*, F. R. S. member of the royal asiatic society, and of the oriental translation committee etc., printed for the oriental translation fund. London 1829. 18 S. Großquart.

Chinesisches Drama! und chinesischer Roman! was mögen sie wohl für neue Langeweile bringen, rufen die meisten Leser von Komödien, Tragödien, Novellen und Romanen aus, und nicht mit Unrecht, wenn sie an chinesisches Drama und chinesischen Roman dieselben Forderungen, wie an die europäischen Erzeugnisse dieser Dichtungsarten stellen. Leser, die außer der Verwicklung der Begebenheit, den Motiven der Handlung und der Charakteristik der Helden, Drama und Roman noch als treues Sittengemälde des Volkes, dem sie angehören, aussprechen, dürften schon leichter zu befriedigen seyn, besonders wenn sie die Sakontala, den Wolkenboten, Wilson's Theater der Hindu mit Interesse gelesen haben, und wenn ihnen das von Goethe der ersten ertheilte schöne Lob aus dem Herzen geschrieben ist. Inder und Chineser haben vor den gebildeten Völkern Vorderasiens, vor den Arabern, Persern und Türken, eine dramatische Literatur voraus, welche bey diesen bekanntermaßen ganz und gar leer ausgeht; hingegen stehen die lyrischen Erzeugnisse der Ostasiaten, in soweit dieselben bekannt sind, denen der Westasiaten an Kühnheit des Aufschwungs und Reichthum des Farbenschmelzes nach, und die zahlreichen, dem chine-

sischen Romane eingemischten lyrischen Ergießungen haben wenigstens nicht größeren Werth, als die der Tausend und Einen Nacht eingemischten Verse, deren Gluth und Zartheit erst durch Humbert's Anthologie und Trébutien's französische Uebersetzung des von Galland unübersetzt gelassenen Restes der Tausend und Einen Nacht aus Frankreich her bekannt geworden ist. Was die Erzählungsgabe betrifft, so macht gewiß kein anderes Volk dem Araber als Mährchenerzähler den ersten Rang streitig, und gewiß hat die Tausend und Eine Nacht in Europa mehr Liebhaber und Leser gefunden, als alle indischen Dramen und chinesischen Romane zusammen je unter uns Liebhaber und Leser finden werden. Dieses beweiset aber noch nicht die Werthlosigkeit oder den gänzlichen Mangel alles Interesse der letzten, sondern nur die größere Congenialität arabischen Geistes mit spanischem und französischem, und die größere Vorliebe der Europäer für arabische Sitten, welche in der näheren Berührung des Abendlandes mit dem Morgenlande durch die Kreuzzüge und durch die Herrschaft der Araber in Spanien ihren guten historischen und psychologischen Grund hat. Chinesische Literatur ist durch die Berichte und Arbeiten der französischen Missionäre nicht später in Europa bekannt geworden, als die arabische. Unter der Regierung Ludwigs XIV. wurden beyde den Europäern zuerst aufgeschlossen, aber seit einem halben Jahrhunderte, d. i. seit der Gründung der asiatischen Gesellschaft zu Calcutta, hat das ganze Studium des Morgenlandes sich neu zum Quelle des Lichtes aufgeschwungen, und an demselben die Forscherfackel angezündet, womit die Denkmale östlicher Vorwelt neu beleuchtet worden sind. Engländer und Franzosen wetteiferten in dem Studium des Indischen und Chinesischen, und die Deutschen blieben nicht zurück; wenn es diesen bisher nicht wie jenen gegönnt gewesen, große und neue Werke indischer und chinesischer Literatur zu Tage zu fördern, so trägt nicht der Eifer und Fleiß derselben, sondern nur der Mangel an Hülfsquellen und Urschriften daran die Schuld; nach dem Großen, was Schlegel und Bopp bereits im Indischen geleistet, nach dem, was von Klaproth und Neumann, denen chinesische Bibliotheken zu Gebote sind, noch zu erwarten steht, werden deutsche Indo- und Sinologen englischen und französischen ehrenvoll zur Seite gehen, und vielleicht glückt es noch einem derselben, neue indische oder chinesische Werke aufzufinden, wodurch das Gebiet der schönen Literatur in Europa eben so erweitert würde, als durch Sakontala und Wilson's indisches Theater, als durch die vorliegenden chinesischen Dramen und Romane. Da bey dem, aus den Berichten der Sinologen bekannten, überaus großen Reichthume der chinesischen Literatur

an Dramen und Romanen seit länger als einem Jahrhunderte doch nicht mehr als ein Paar von jeder dieser Dichtungsarten zu Tage gefördert worden sind, so erweckt diese Sparsamkeit, wenigstens für den Werth der bisher unübersetzt gebliebenen, eben nicht das günstigste Vorurtheil, und da ein so tüchtiger Sinologe, wie Hr. Davis, die neue Uebersetzung eines schon seit einem halben Jahrhundert durch eine englische nnd französische bekannten chinesischen Romanes der Uebersetzung eines neuen, noch unbekannten, vorgezogen hat, so dürfte daraus wohl mit gutem Grunde geschlossen werden, daß wir in der englischen Uebersetzung der glücklichen Verbindung von Hrn. Davis und in der französischen der beyden Basen von Hrn. Abel-Rémusat bereits den Honigseim aller chinesischen Romane besitzen.

»Es sind bald siebzig Jahre,« sagt Hr. Davis, der Uebersetzer des Haukiutschuen, d. i. der glücklichen Verbindung, »seit Dr. Hugh Percy, Bischof von Dromora, aus einer »theils englischen, theils portugiesischen und über ein Jahrhun»dert alten Handschrift die gefällige Geschichte (pleasing »History) herausgab, welche kaum etwas mehr, als ein starker »Auszug unseres Romanes, ohne die poetischen Stellen desselben.« Diese Uebersetzung, deren Aechtheit damals in England und Frankreich mit Unrecht bezweifelt ward, erschien anfangs der Siebziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts, denn die daraus von Eidous verfertigte französische, uns vor Augen liegende Uebersetzung erschien zu Lyon im J. 1765 [1]). Hr. D. hat Unrecht, zu sagen, daß jene erste Ausgabe dieses chinesischen Romanes nicht viel besser, als ein starker Auszug desselben, indem dieselbe von nicht geringerem Umfange, als die des Hrn. D.; die französischen Uebersetzungen der englischen Percy's und der von D. füllen beyde vier Bändchen [2]) von fast gleicher Seitenzahl, wobey jedoch zu bemerken, daß das Format der ersten französischen Uebersetzung Kleinoktav, das der zweyten Duodez, und also jene vielmehr noch von größerem Umfange als diese, was

[1]) Schon im folgenden Jahre erschien eine deutsche Uebersetzung davon: Schah Kiöh Dschen, ein chinesischer Roman, aus dem Chinesischen ins Englische und aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt. Leipzig 1766.

[2]) Hau kiou Choaan, histoire chinoise traduite de l'Anglois. Lyon 1766. I. Bd. 224 S., II. Bd. 263 S., III. Bd. S. 263, IV. Bd. S. 241, wovon aber nur 42 Seiten das Ende des Romans, die übrigen mit einer Abhandlung über die chinesische Poesie und chinesischen Sprüchen gefüllt sind, zusammen also 792 Seiten; die neueste französische Uebersetzung Hau-Kiou-Choan ou l'union bien assortie. Paris 1824. 4 Duodezbändchen. I. 186, II. 212, III. 210, IV. 200, zusammen 808 Seiten.

den zahlreichen erklärenden Noten zuzuschreiben, deren Mangel in der neuesten englischen Uebersetzung gefühlt wird. Es ist wahr, daß, wie Hr. D. in der Vorrede bemerkt, in Bischof Percy's Uebersetzung der Grabbesuch im vierten Kapitel und die fünf Bittschriften im siebzehnten fehlen, daß in der ersten Uebersetzung noch die von Europäern geschaffenen nicht chinesischen Benennungen der Mandarinen, Pagoden, Bonzen figuriren, welche in der neuesten Uebersetzung durch Magistrate, Tempel und Priester ersetzt sind, und daß hie und da die Aussprache der chinesischen Wörter verschieden, aber diese Kleinigkeiten abgerechnet, ist die erste Uebersetzung so gut als die zweyte eine treue Ueberlieferung des Gehaltes der Urschrift. Ja, wie gesagt, es wäre zu wünschen, daß die zweyte Uebersetzung die zahlreichen, aus Dü Halde und anderen Reisebeschreibern geschöpften, erklärenden Noten der ersten französischen zu wiederholen nicht verschmähet hätte. Die dem Anfange jedes Kapitels vorgesetzten Verse, welche in der ersten Uebersetzung fehlen, sind schwerlich ein Ersatz für den Mangel jener erklärenden Noten, die Verse sind in dem Romane der glücklichen Verbindung bey weitem nicht so zahlreich, als in dem der beyden Basen, und nach dem von Hrn. D. selbst in der Vorrede abgelegten Geständnisse bietet die chinesische Poesie so viele Schwierigkeiten dar, daß, bis dem so ungemein fühlbaren Mangel eines Wörterbuches chinesischer Poesie in Europa abgeholfen seyn wird, der Gegenstand als ein für europäische Gelehrte unerreichbarer betrachtet werden mag *).

»Die häufigen und entfernten Anspielungen, welche einigermaßen die Schönheit ihrer Poesie ausmachen, können schwerlich von denen aufgefaßt werden, die mit den populärsten Erzählungen, Ueberlieferungen und Phantasien der Chineser unbekannt, und zugleich aller Mittel von Belehrung an der Quelle beraubt sind. Es ist daher vielleicht ein unglücklicher Gedanke, daß Professor Rémusat zu Paris die Novelle Ju-kiao-li (die beyden Basen), welche voll von Versen, zur Uebersetzung auserwählte.«

Hr. D. kritisirt hierauf die Uebersetzung einiger Verse als unrichtig, läßt aber der Treue der prosaischen Uebersetzung Rémusats volle Gerechtigkeit widerfahren. In wie weit Hrn. D.'s Kritik der unrichtigen Uebersetzung der Verse gegründet oder nicht, sind wir bey voller Unkenntniß des Chinesischen zu beurtheilen nicht befugt, wohl aber nach Lesung der beyden Romane und Würdigung ihres Inhalts unsere Meinung zu sagen berechtigt; daß Herrn D.'s Tadel der von Rémusat getroffenen

*) Must be considered as almost out of the reach of European scholars.

Wahl des Romans der beyden Basen mehr Gewicht haben würde, wenn er selbst statt der Auffrischung eines schon seit siebzig Jahren bekannten Romanes, die Uebersetzung eines neuen hätte geben wollen; der alte (die glückliche Verbindung) hat unstreitig größeres und allgemeineres Interesse, als der neue (die beyden Basen), indem jener in weiterem Gesichtskreise größere und allgemeinere Interessen des bürgerlichen Lebens und der Staatsverwaltung der Chinesen umfaßt, während sich in diesem alles um die Kunst, Verse zu machen, um literarisches Talent, um akademische Grade und zuletzt um Bigamie dreht; aber der letzte war neu und unbekannt, und jener lag der Welt schon seit siebzig Jahren, wenn auch in einer minder geglätteten, doch im Ganzen nichts desto weniger treuen Uebersetzung vor. Die europäische Literatur ist daher ganz gewiß, schon aus dieser Rücksicht, dem leider zu früh von der Cholera hinweggerafften Rémusat, welcher Neues auf den Markt gebracht, größeren Dank schuldig, als Hrn. D., welcher nur alte Waare wieder aufgefrischt, und wenn gleich die chinesische Spitzfindigkeit eines Verses oder das Wortspiel desselben von Rémusat nicht ganz aufgefaßt oder wieder gegeben seyn sollte, so ist doch die Uebersetzung so vieler und langer poetischer Stellen chinesischer Poesie ein großes, von jedem Liebhaber derselben mit Dank anzuerkennendes Verdienst, abgesehen von dem, welches in der Besiegung der selbst von einem solchen Kenner, wie Hrn. D., fast für unüberwindlich erklärten Schwierigkeiten liegt.

Noch größeres Verdienst hat die französische Uebersetzung des Romans der zwey Basen vor der englischen der glücklichen Verbindung durch die Ausführlichkeit der 82 Seiten füllenden Vorrede voraus, welche eine kleine Abhandlung über den Roman überhaupt und den chinesischen insbesondere. Da das Verdienst des letzten großentheils in Poesie besteht, so wäre es zu wünschen gewesen, R. hätte die in den Memoiren der französischen Akademie befindliche und aus denselben der ersten französischen Uebersetzung der glücklichen Verbindung angehängte Abhandlung Freret's über die chinesische Poesie, erweitert und vervollständigt, seiner Vorrede einverleibt. R. reklamirt für den chinesischen Roman als Sittengemälde das Interesse, womit Don Quixotte, Gil Blas, Tom Jones und Cäcilia in ihren besten Stellen den Leser an sich ziehen.

Ce n'est pas, pour les Chinois, une gloire médiocre que d'avoir su, dans l'extrémité du monde où ils sont relégués, s'élever depuis plusieurs siècles au roman de moeurs et au roman historique, tels qu'on les conçoit aujourdhui parmi nous. Les nations dans l'enfance ont des apologues,

des récits merveilleux, des épopées: les vrais romans ne naissent que dans la vieillesse des sociétés, quand l'affaiblissement des croyances tourne leur attention vers les choses de ce monde; et s'il en faut comme on l'a dit, aux peuples corrompus, c'est qu'eux seuls ont cette disposition qui porte à réfléchir sur les scènes de la vie intérieure, sur le jeu des passions, sur l'analyse des sentiments, sur les débats produits par le choc des intérêts et le mélange des professions. Les fictions suivent naturellement le cours des habitudes réelles, et le théâtre qu'elles occupent doit changer avec la manière de vivre des hommes qui s'en nourrissent. La muse qui les inspire, originaire des forêts et des lieux sauvages, s'est plu longtemps au milieu des montagnes et sur les rivages de l'Océan. Elle n'a pénétré qu'assez tard dans l'enceinte des cités, et les Chinois sont, avec quelques nations de l'Europe moderne, les seuls qui l'aient admise dans les salons, pour y prendre part aux entretiens familiers, aux réunions amicales, aux discussions domestiques et à la diplomatie du ménage, à tous ces petits événements enfin dont se compose la vie des hommes civilisés.

Gute Romane ergänzen also das Sittengemälde, die Lücken der Reisebeschreibungen, und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, können die chinesischen wegen der Treue der örtlichen Farben und Schattirungen vorzüglich Liebhabern der Ethnographie empfohlen werden; minder dürften sie sich den Liebhabern der Poesie durch die eingemischten Verse empfehlen, welche, nachdem sie durch die Uebersetzung ihres, in den Augen der Chinesen größten Verdienstes der Wortkünsteley entkleidet worden, ein sehr eintöniges Gemälde der Schönheiten des Frühlings und des Herbstes, der Blumen und der Gärten. Die chinesischen Romane unterscheiden sich von den arabischen Mährchen hauptsächlich durch den Mangel des Wunderbaren, denn mit Ausnahme einiger weniger, in welchen übernatürliche Hülfe oder eine geheimnißvolle Person zur Lösung des Knotens erscheinen, geht in den meisten alles natürlich und in dem geregeltsten Geleise gesellschaftlicher Formen vor; die strenge Beobachtung der letzten vertritt die Maschinerie anderer Romane, und gebiert größere und hartnäckigere Hindernisse, als Feen und Zauberer dem Vereine von Liebenden entgegendämmen könnten.

A la Chine, un héros de roman est d'ordinaire un jeune lettré doué du meilleur naturel, exclusivement livré à l'étude des auteurs classiques, et ne connaissant de distractions que celles que procurent les fleurs, le vin et la poésie. Il peut du reste n'avoir rien de chevaleresque dans ses habitudes et dans

son caractère. Leurs pareils chez nous brilleraient moins dans les tournois qu'à l'université; car il importe peu qu'il soit leste, intrépide, ou qu'il sache manier un cheval avec grace, pourvu qu'il excelle à faire des bouts-rimés. Mais ce qui caractérise plus favorablement sa nation, c'est qu'il serait tout-à-fait inutile qu'il possédât de grands biens; car dans l'heureux pays qu'il habite, la science et les talents ouvrent infailliblement la route de la fortune, et aplanissent l'accès aux plus hautes dignités. Il faut bien qu'il en soit quelquefois ainsi dans la pratique, puisque c'est une chose arrêtée dans les romans, comme il est convenu en Europe, qu'on doit parvenir aux places par la bonne foi, le désintéressement et l'amour du bien public.

Bey den Chinesern sind Beförderungen im Amte und Heiraten die beyden Ideen, welche sowohl im bürgerlichen Leben, als im Gebiete ihrer Einbildungskraft vorherrschen. Die solide Begründung bürgerlichen und häuslichen Wohlstandes durch ansehnliches oder einträgliches Amt und durch glückliche Ehe sind die beyden Pole, um die sich die Welt chinesischer Wünsche, Entwürfe und Unternehmungen dreht. Die Ehe ist allen Klassen der Gesellschaft gemein, aber die Laufbahn des Ehrgeizes ist vorzüglich den Gelehrten ohne Unterschied der Geburt offen; sie durchlaufen die Bahn literarischer Titel und akademischer Ehren, welche zu den höchsten Würden des Reiches führen, nur nach bestimmten Jahren und nach festgesetzten Stationen. Eine ähnliche Einrichtung bietet nur in der Türkey der wohlgegliederte Körper der Ulema dar, doch führen im osmanischen Reiche die Studien nur durch Professorstellen und Richterstellen zu den höchsten Würden des Gesetzes, in China aber zu allen Ministerien und den höchsten Reichsämtern; kein Wunder also, daß Studenten und angehende Akademiker so häufig die Helden chinesischer Romane, wie denn auch der Held der beyden Basen ein Schöngeist, dessen Talent, Verse zu machen, ihm die Neigung Pe's, des Vaters der schönen Hungiü, und die Liebe dieser erwirbt. Hungiü heißt der rothe Jade (das J französisch, nicht deutsch auszusprechen), d. i. eine röthliche Art des unter diesem Namen von den Chinesen und Tataren außerordentlich geschätzten grünlichen olivenfarben Steines, der eine Art von Nephrit zu seyn scheint. Eine Tasse von diesem chinesischen Steine befand sich unter den vom persischen Botschafter Mirsa Abul Hasan Chan i. J. 1819 nach Wien überbrachten Geschenken, und ist in der kaiserlichen Schatzkammer aufbewahrt; dieselbe ist olivenfarb; von einer röthlichen Art des Jade ist bisher in Europa kein Exemplar gesehen worden, derselbe muß selbst in China un-

ter die größten Seltenheiten gehören, weil alles, was rein, kostbar, vortrefflich, einzig mit rothem Jade verglichen wird. R. substituirt dem rothen Jade mit Unrecht den rothen Jaspis, mit welchem der Begriff von Seltenheit und einziger Schönheit weder im Osten noch im Westen verbunden wird. Die Chineser sagen: ein Mensch von Jade, wie die Franzosen un homme d'or. Die große kaiserl. Akademie oder das chinesische Institut heißt das goldene Pferd oder der Jadesaal, und um die Aufnahme zu akademischen Ehren zu bezeugen, sagt man: er hat das goldene Pferd bestiegen, er ist in den Jadesaal getreten (I. p. 146). Da Jade im Dictionnaire der Akademie als pierre d'une couleur verdâtre ou olivâtre, fort dure; une vase de jade, de beau jade aufgeführt ist, so hätte (scheint uns unmaßgeblich) wohl durchaus Jade statt Jaspis beybehalten werden können; bedenklicher wäre dieß für einen englischen Uebersetzer gewesen, indem sich die Heldin als a jade (a worthlefs nag, a sorry woman) übel ausgenommen hätte. Statt dem nicht sehr verwickelten Faden der Begebenheiten des Romans zu folgen, bemerken wir lieber einige in demselben durch Beziehung chinesischer Eigenheiten in die Augen springende Stellen, als Belege des oben über das Interesse des chinesischen Romans als Sitten- und Lokalgemälde Gesagten. Die acht Buchstaben des Horoskops werden in beyden Romanen (wir durchblättern zuerst den französischen, dann den englischen) mehr als einmal erwähnt; von diesen acht Buchstaben bezeichnen zwey das Jahr, zwey den Monat, zwey den Tag und zwey die Stunde der Geburt Bey Heiratsunterhandlungen werden von den Aeltern oder Verwandten zuerst die beyden Horoskope der jungen Leute ausgewechselt, um sich zu überzeugen, ob durch dieselben eine vollkommene Sympathie der Charaktere ausgesprochen sey. Bey den Trinkgelagen spielt die verdreyfachte Dreyzahl der Tassen keine mindere Rolle, als im alten Rom in den ternis ter cyathis, und die rothe Farbe, welche, wie aus Plutarch und der Schrift bekannt, eine uralte heilige Tempelfarbe, ist auch in China eine hochgeschätzte. Das Worth Roth figurirt als unerläßliche Aufgabe in den Versen, womit sich die Werber um Hungiü's Hand vor ihrem Vater Pe üben. »Die Agrostis,« sagt der eine, »glänzt durch ihre rothe Farbe inmitten von zehntausend Kräutern;« der zweyte: »die reif gebrannten Blätter brennen von tieferem Roth, als die Blätter des zweyten Mondes« (la lune rousse?); der dritte: »Roth und Purpur hat nie gemeine Kleider geschmückt;« der vierte: »auf zehn Meilen weit sieht man die rothe Mandelblüthe;« der fünfte: »der Kaiserstrom rollt rothe Blätter;« der sechste: »die rothen Wolken

sind Blumen, welche der König des Himmels mit vollen Händen ausstreut;« der siebente endlich: »der Wein, der in unseren Adern fließt, ist rother, flüssig gewordener Jade.« Dieser Wettstreit sinesischer Poesie hat in der persischen sein Seitenstück in dem bekannten Firdewsi's mit den Dichtern Anßari, Asdschedi und Ferruchi *), und der letzte chinesische Vers erinnert an Rudegi's berühmten Vers:

> Der Karniol und rothe Wein
> Sind beyde gleich ein Edelstein,
> Den Unterschied man nicht gewahrt,
> Der ist geschmolzen, jener hart.

Nicht minder berühmt, als diese Verse in der Geschichte der persischen Poesie, sind in der chinesischen die des Königs Wöene Wan-li über den Unterschied der Schlange und des Drachen, welche der Verfasser der beyden Basen auf den Mißgriff eines Versestümpers anwendet. Confucius hat dieselben im Schiking aufgenommen, woraus dieselben auch Freret im Texte und Uebersetzung gegeben;

> Der Werth des Drachen und der Schlange bleibt verhüllt
> So lang als beyde ruhig schweigen,
> Doch wenn die eine pfeift und wann der andere brüllt,
> Wird sich der Unterschied bald zeigen.

Der schon im Schiking durch diese Verse hervorgehobene wesentliche Unterschied des Drachen und der Schlange tritt auch in der griechischen Mythologie, noch mehr aber in der Lehre der Gnostiker, und namentlich der Ophiten, auf das deutlichste hervor, indem die Schlange der leitende Genius zur Erkenntniß (Νοῦς), der Drache das Symbol der Welt. Einer der lästigsten und unerläßlichsten chinesischen Gebräuche sind die vier Komplimente, welche bey jeder Zusammenkunft und bey jedem Abschiede gemacht werden müssen. Die schöne Hungiü oder Mademoiselle Pe, wie sie R. insgemein nennt, kann sich von denselben im höchsten Schmerze der Trennung von ihrem Vater nicht lossagen: Elle le retint pour lui faire quatre révérences, et tout en s'acquittant de ce devoir, elle fit entendre des sanglots involontaires, et ses pleurs s'ouvrirent un cours malgré elle. Pe laissa aussi couler ses larmes. Diese Komplimente werden nicht einander gegenüber gemacht, sondern indem sich der eine neben den andern stellt, und sich dann beyde viermal verneigen. Eine nicht minder sonderbare Sitte, als diese Kardinaltugend chinesischen Ceremoniels, ist die Unerläßlichkeit eines Unterhändlers oder einer Unterhändlerin bey Heiratsanträgen, indem keine Heirat für ordentlich und anständig gilt, wenn sie nicht zuerst

*) Gesch. der schönen Redekünste Persiens, S. 51.

durch Unterhändler oder Unterhändlerinnen eingeleitet worden, so daß die Heiratskuppler und Kupplerinnen in China im größten moralischen Ansehen. Das Sprichwort: les extrêmes se touchent, bewährt sich in der Vergleichung mancher chinesischen Gebräuche mit östlichen und westlichen, indem manche chinesische Sitte der unsrigen näher als der asiatischer Völker. In Asien sind die Gräber von Cypressen, in Afrika von Akazien beschattet, in China von Ulmen und Maulbeerbäumen. »Ich werde bald »unter den Ulmen und Maulbeerbäumen wandeln, heißt so viel, »ich bin schon alt, ich werde bald sterben.« Ein anderer Ausdruck für den Tod ist: »die neun Fontainen.« »Er hat die neun Fontainen gesehen« heißt so viel, als er ist gestorben. »Jemanden das östliche Gemach des Hauses einräumen,« heißt so viel, als denselben zu seinem Eidam machen, weil nach der Eintheilung chinesischer Häuser die Ostseite das Frauengemach, die Westseite das der Gäste; das Brautbett heißt auch das östliche oder der Phönixpavillon. Wenn sich der Chinese um das Wohlseyn der Aeltern desjenigen, mit dem er spricht, erkundigt, fragt er, ob die Esche und die Hemerocallis blühen? indem die Esche als ein langlebender Baum das Symbol des Vaters, und die Hemerocallis als ein schön blühender das der Mutter. Nirgends sind die Besuche und die Visitkarten von solcher Wichtigkeit, wie in China; die Karte wird aber nicht bloß, wie bey uns, als Beweis des abgelegten Besuches abgegeben, sondern der Besuchende schickt sie jedesmal voraus, um sich dadurch anzukündigen; dieselbe enthält nicht nur den Namen des Besuchenden, sondern auch eine nach dem Unterschiede des Ranges des Besuchenden und Besuchten verschiedene Begrüßungs- oder Höflichkeitsformel, so z. B.: »Ihr verbundener Schüler beut ihnen seinen Gruß,« oder: »Ihr unterthänigster Diener und gehorsamster Schüler hat die Ehre, Ihnen seine Ehrfurcht darzubringen.« Ueber die beym Portier abgegebenen Visitkarten hält dieser Protokoll, aus welchem der Herr des Hauses nach verflossenen Wochen und Monaten die Besuche constatirt; der Portier ist also in China eine weit wichtigere Person, als bey uns, und in den beyden Basen wird der Knoten der Begebenheit bloß durch den Umstand geschürzt, daß der Portier des Hrn. Pe vom Nebenbuhler des jungen Dichters mit Wein bestochen, die Visitkarte des ersten unterschlägt, wofür er dann bey der Entdeckung, wie billig, weggejagt wird. Die Visitkarten sind aber keine Kartenabschnitzel, wie die unsrigen, sondern Oktav- oder Quartblätter vom schönsten farbigen, oft mit Gold gesprenkelten Papier, worauf Namen und Gruß auf das schönste geschrieben. Ueberhaupt steht die Schönschreibekunst in China im höchsten Ansehen,

und fast in selbem Range mit der Dichtkunst, indem die Kalligraphie für das Vollendungssiegel der Poesie gilt. Gleiche Erscheinung beut die Geschichte der persischen Poesie dar, wo besonders unter der Herrschaft der Prinzen des Hauses Timur viele Dichter eben so berühmt als Schönschreiber geworden, und namentlich Prinzen. Die chinesische Schrift wird im eigentlichsten Sinne gemalt, da man sich zur selben nicht der Feder, sondern des Pinsels bedient. Die vier Elemente, oder, wie die Chinesen sagen, die vier kostbaren Juwelen des Kabinettes eines Gelehrten oder Dichters sind: Tinte, Papier, Schreibzeug und Pinsel. Eine schöne chinesische Schrift muß durch ihre Haar- und Schattenstriche, durch ihren Aufschwung und ihre Leichtigkeit den Flug der Drachen und die schnellen Bewegungen der Schlangen vergegenwärtigen, l'on eût véritablement dit le vol des dragons et les agitations des serpents. Bey alledem ist die chinesische Schrift an Schönheit der schönen persischen nicht zu vergleichen, welche Taalik, d. i. die aufgehangene, heißt, weil sie gleichsam zwischen Himmel und Erde schwebt, weil sich ihre einzelnen Züge von der Rechten zur Linken senken, die Zeilen aber im entgegengesetzten Sinne von der Rechten zur Linken aufsteigen, und sie durch diese sich widersprechende Bewegung die doppelte der im Himmelsraum aufgehangenen Erde um ihre Achse und um die Sonne vorstellt.

Wenn in dem Romane der beyden Basen das Einförmige des akademischen Lebens eines jungen Dichters nur durch die Doppelheirat des Helden, welcher zwey Basen zu gleicher Zeit zu Frauen nimmt, ein höheres Interesse erhält, so zeichnet sich der Roman der glücklichen Verbindung schon vom Eingange herein sowohl durch den Unternehmungsgeist des Helden und seinen Charakter, in welchem Heftigkeit und Milde zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen sind, und durch den Charakter der Heldin, welche mit außerordentlichen Geistesgaben, mit außerordentlicher Fündigkeit die höchste Sittsamkeit und Jungfräulichkeit paart, höchst vortheilhaft aus. Die Maschine des in unausweichlichem Geleise des Ceremoniels und der Sitte sich regelmäßig fortbewegenden Staatswagens der chinesischen Regierung liegt mit allen seinen Fugen und Federn, Speichen und Rädern aufgedeckt da, und besonders wird durch die zu Ende in voller Länge gegebenen ämtlichen Bittschriften, Berichte und Befehle eine weite und klare Einsicht in das Innere der Pyramide chinesischen Geschäftsganges eröffnet. Alles dreht sich um die Sitte und das Ceremoniel, um das Gesetz und um die Regierung, um Beförderung im Amte und häusliches Glück durch Heirat; Trinkgelage und Wettstreite in Poesie sind die lichten

Punkte der Einförmigkeit chinesischen Lebens, aber selbst bey diesen halten das Ceremoniel und die Etikette strengen Vorsitz, und die Buchstaben und Wortkünsteley ihrer Verse ist eben so geschnörkelt und so krause, als die Schrift, womit sie auf weiße Seide gepinselt werden. Nirgends ist Despotismus der Büreaukratie in solchem Grade gesteigert, wie in China, und das Centralisirungssystem der Staatsverwaltung wirksamer durchgeführt. Vermöge der bis ins Kleinlichste geregelten Abstufung der Aemter, welche mit literarischen Verdiensten und Ehren stets gleichen Schritt halten, zieht der Niedere immer, sobald er die Gegenwart des Höheren ahnt, wie die Schnecke ihre Fühlhörner ein, Hofgunst und Einfluß lähmen und hemmen wenigstens für eine Zeitlang den regelmäßigen Gang der Geschäfte und der Gerechtigkeit, bis der Kaiser, als der Repräsentant des Himmels auf Erden, durch die Weisheit und Gerechtigkeit seines Ausspruches der Tugend und dem Verdienste das gebührende Recht widerfahren läßt.

Der englische Uebersetzer hat für die beyden Obrigkeiten jeder chinesischen Stadt die ursprünglichen Namen von Tschefu und Tschehin beybehalten, wodurch das Colorit des Originals minder entstellt wird, als durch die europäischen Benennungen eines Préfèt und Souspréfèt, welche der französische Uebersetzer vorgezogen. Uebersetzer sollten sich durch die Scheu vor den zarten Ohren ihrer Leser nicht verführen lassen, die eigenen Namen des Romans, noch viel weniger die der Geschichte zu verschweigen oder gar umzugestalten; den Lesern, welche philologische Lust und Liebe mitbringen, ist der Uebersetzer solche Aufmerksamkeit schuldig, und für die anderen mag es ganz gleichgültig seyn, wie stachelschweinicht ihnen die Namen auch erscheinen; es ist ja gar keine Nothwendigkeit vorhanden, daß sie dieselben dem Gedächtnisse einzuprägen oder sie auch nur auszusprechen sich bemühen sollen. Man kann sich recht gut in die Begebenheiten eines Romans einlesen, ohne sich eben der Namen und der Personen zu erinnern; übrigens ist wider das Ungewöhnliche und Harte chinesischer Namen nicht mehr einzuwenden, als die Franzosen etwa wider die nordischen Namen von Victor Hugo's Han d'Islande einzuwenden haben dürften, ja viele chinesische Namen sehen sogar freundlicher aus als jene. Nachdem sie hundertmal wiederholt werden, merkt man sich doch durch die Augen, wenn nicht durch die Ohren die Namen der schönen und zartfühlenden Schueypingsin und des ritterlichen Teihtschengyu und seines niedriggesinnten Nebenbuhlers Kevoketsu, ja man befreundet sich sogar mit anderen historischen oder mythologischen Personen, auf welche häufige Anspielungen vorkommen, wie

z. B. mit Liuhiahoey, welchen Confucius wegen seines kalten und gefühllosen Temperamentes anrühmt, mit dem großen Becher Tekwong, der aus Rhinoceroshorn mit vielen Schnitzwerken verziert bey chinesischen Gastereyen herumgeht u. s. w. Eine der anziehendsten Situationen in dem Romane die glückliche Verbindung, ist die, wo Teihtschengyu im Hause der jungfräulichen Schueypingsin aufgenommen, von ihr während seiner ganzen Krankheit gepflegt wird, ohne daß sie ihn sieht oder von ihm gesehen wird; sie befindet sich im nächsten Zimmer, von ihren weiblichen Dienstboten umgeben, und trifft von da aus alle Anstalten zur Pflege und Heilung ihres geliebten kranken Gastes, und als er genesen, kommen sie im großen Saale, durch Schirme von einander getrennt, zusammen, so daß sie sich hören, aber nicht sehen, und mit einander sprechen, nachdem sie, versteht sich, vorher hinter dem Schirme die Ceremonie der vier vorgeschriebenen Komplimente durchgemacht haben. Wer zu Rom im Palazzo Pamfili auf der Piazza Navona den letzten russischen Gesandten, Hrn. v. Italinsky, besucht, und an beyden Enden des Saales die darin durch Glaswände und Schirme abgesteckten Kabinette gesehen, mag sich von der Einrichtung jenes chinesischen Saales im Hause Schuejun's, des Oheims Schueypingsing's, mit den Schirmwänden, hinter welchen der Held und die Heldin der glücklichen Verbindung hauseten, so leichter einen anschaulichen Begriff machen. So große Delikatesse im Umgange junger Leute, um den guten Ruf eines Fräuleins nicht zu gefährden, würde in Europa für falsche Delikatesse gelten, so wie in China die Weigerung, von einem Freunde oder auch nur Bekannten baares Geld auch in kleinen Summen als Geschenk anzunehmen. Hr. Davis erklärt in einer Note (I. S. 213) diese Gewohnheit, von Freunden baares Geld in kleinen Summen anzunehmen, aus der Nothwendigkeit, indem in einem Lande, wo kein Papiergeld, wo Gold nicht im Umlauf und wo Silber nicht geprägt, sondern nur ausgewogen wird, der Reisende nicht viel Geld mit sich nehmen könne, und also wohl von Freunden auf dem Wege von Zeit zu Zeit kleine Geschenke in baarem Gelde annehmen müsse. Diese Sitte von kleinen Geschenken in baarem Gelde, ja von einzelnen Goldstücken, ist aber nicht eine bloße chinesische, sondern dem ganzen Orient gemein, welcher nicht die Nothdurft, sondern vielmehr der Adel des Metalles und das Symbol der Sonne und des Mondes im ausgeprägten Gold und Silber zum Grunde liegt; so bringen noch heute die Nowabe (Nabobs), wenn sie dem englischen Vicekönig Statthalter zum neuen Jahre oder anderen großen Festen aufwarten, als Geschenke einzelne Goldstücke dar, welche Mihr

oder Mühr, d. i. Sonne oder Siegel, heißen; so schob im J. 1743 der alte Kislaraga Beschir dem schwedischen Gesandten Castellane bey dessen Besuche im Serai 30 bis 40 Dukaten in den Busen *); so gab noch voriges Jahr Sultan Mahmud bey seinem Weggehen vom Besuche der Baronin von Hübsch zu Bujukdere dem Fräulein, welches Klavier spielte, eine Handvoll Dukaten; dieselben nicht annehmen zu wollen, wäre Beleidigung für den Sultan gewesen, welcher das mit seinem Namenszuge gestämpelte Gold so ansieht, als ob es mit seinem Bildnisse geprägt, und dadurch zum unabweislichen Geschenke geadelt sey.

Die Sammlung chinesischer Sprichwörter und Sprüche, welche der französische Uebersetzer dieses Romans aus Du Halde, aus den lettres édifiantes und anderen Quellen gesammelt, und jenem Romane angehängt hat, ließe sich mit manchen aus diesem genommenen Sprichwörtern vermehren, so z. B. (I. p. 179): »Die Trommel, die nicht geschlagen wird, hallt nicht;« »die Glocke, die nicht geläutet wird, schallt nicht;« »Augenwehe von zehn Tagen wird sich in neun anderen Tagen von selbst heilen;« und (S. 234) »die Winterfliege soll nicht vom Sommer sprechen;« »die Ephemeris kennt weder Frühling noch Sommer.« Statt einer Sammlung von Sprichwörtern und der Abhandlung über die chinesische Poesie ist der englischen Uebersetzung die chinesische Tragödie »der Kummer des Han« angehängt, welche aber außerdem in der oben angeführten Quartausgabe erschienen ist. Wir gehen hier mittels derselben von den Romanen der Chinesen zu ihren dramatischen Werken über. Hr. Davis, der Uebersetzer der neuen Ausgabe der glücklichen Verbindung, hat größeres Verdienst um das chinesische Theater, als um den chinesischen Roman, indem die glückliche Verbindung schon durch die Uebersetzungen von Percy und Eydous bekannt war, während die beyden Uebersetzungen des chinesischen Drama Lau-Seng-Urh oder der Erbe im hohen Alter und der Tragödie Han-Kung-Tsiu oder der Kummer des Han erst durch Hrn. Davis zum ersten Male in Europa bekannt gemacht worden sind, jene schon vor funfzehn, diese erst vor drey Jahren. Der spruchfähigste Richter über diese in Europa neuen Erscheinungen chinesischer Literatur, Abel Rémusat, hat über das erste in dem Februarhefte des Journal de savans v. J. 1830 Bericht erstattet, und sich dahin geäußert, daß, da jenes Drama eigentlich ein Melodram sey, dessen schönere Hälfte in den eingemischten Gesängen und lyrischen Stücken bestände, es zu bedauern, daß Hr. D. dieselben in seiner Uebersetzung ausge-

*) Gesch. des osman. Reichs, VIII. Bd., S. 42.

lassen [1]); dieser hingegen bedauert ganz im entgegengesetzten Sinne in der Vorrede seines chinesischen Romans, daß Abel Rémusat einen so mit Versen überfüllten Roman, wie die beyden Basen, zur Uebersetzung ausgewählt habe [2]). Bey diesem gegenseitigen Bedauern können wir nur an dem ersten Theil nehmen, keineswegs aber an dem des Hrn. D., indem es wahrhaft Schade gewesen wäre, einer oder anderen nicht gehörig aufgefaßten und wieder gegebenen Wort- oder Buchstabenkünsteley willen so vieler Blüten chinesischer Poesie zu entbehren, wie z. B. das Lebewohl des Kranichs und der Willkomm der Schwalbe bey der Ankunft des Frühlings (III. S. 11), oder das schöne Gedicht auf den Birnbaum mit rothen Blüthen (IV. S. 137 — 140), das in sieben Absätzen die Wonne des Lustwandelns, die Berauschung durch den Ostwind, die junge Schönheit, den Mond ober dem blühenden Birnbaum, die fünf Opfer, den Blüthenkelch als Herz von rothem Jade, die rothen, auf dem Wasser schwimmenden Blüthen ausmalt, und mit der Redondille des Birnenbaums mit rothen Blüthen schließt. Indem wir also dieser poetischen Mittheilungen uns erfreuen, und vielmehr mit Abel R. den Mangel derselben in dem vorliegenden chinesischen Melodram bedauern, halten wir uns an die prosaische Uebersetzung desselben. Die chinesische Literatur besitzt eine Sammlung von hundert Theaterstücken, aus welcher der französische Missionär Père Premare zuerst den Waisen von Tschau übersetzte, nach welchem Voltaire seinen Orphelin de la Chine bearbeitet hat. Aus diesen »hundert Spielen des Juen« hat Hr. D. sowohl das Drama des Erben im hohen Alter, als das Trauerspiel den Kummer des Han übersetzt. Er gibt in der Vorrede des letzten die Liste von nicht weniger als zwey und dreyßig Werken, welche zusammen zweyhundert Bände nichts als Theaterstücke enthalten; von diesen zweyhundert Bänden mögen die zwey vorliegenden Uebersetzungen genügen, um einen hinlänglichen Begriff von dem Zustande des chinesischen Theaters zu geben, und den europäischen Literator in Stand zu setzen, dasselbe mit dem indischen, das zuerst durch Sir William Jones und jüngst durch Wilson bekannt geworden, gehörig zu vergleichen. In so weit sich aus den bisher

[1]) Mr. Davis a pris malheureusement le père Premare pour modèle dans sa manière de traduire, et s'est à l'exemple du missionaire dispensé de rendre les sens arrietes. Février 88.

[2]) It is therefore, perhaps, unfortunate that Professor Rémusat, of Paris, should have chosen for translation the novel of Yu-Keaoule (or, as he writes it, Ju-kiao-li) which is full of verse.

bekannten drey Stücken (dem Waisen des P. Premare, dem Erben in seinem hohen Alter von Davis, dem Kummer des Han vom selben, und aus dem durch Zeitschriften bekannt gewordenen Gerippe eines Drama, mit dessen Uebersetzung sich Hr. Julien beschäftigt) untertheilen läßt, so steht das chinesische Theater dem altgriechischen und neu-europäischen weit näher, als das indische, das mehr in dem Fluge der Einbildungskraft und lyrischen Ausdruckes schwelgt, als die Handlung berücksichtigt, welche bey den Chinesen unmittelbar ins praktische Leben eingreift. Inder und Chinesen sind die einzigen Völker des Morgenlandes, deren Literatur auch eine dramatische aufzuweisen hat, welche, wie schon gesagt worden, bey den Arabern und Persern, bey den Türken und Tataren nicht vorhanden. Die Ursachen dieses Mangels dramatischer Literatur bey einer übrigens doch so reich ausgebildeten, als die der Türken und Perser und besonders der Araber, sind unseres Wissens noch nirgends erörtert worden, und verdienten zum Gegenstande einer philologischen Preisfrage erhoben zu werden; wie viele derselben auch in Vorschein gebracht werden möchten, so scheint uns, daß die vorzüglichste derselben bey allen Moslimen in der Ueberlieferung des Propheten liegt, welcher den Nachahmenden (Mukallidun) geflucht, so wie er den Haarkräuslerinnen, Schminkerinnen, den Zähneabfeilenden und Anderen, welche menschliche Natur und Schönheit in eine Fratze verzerren, geflucht hat. Wenn bey den Arabern, Persern und Türken nichts destoweniger im chinesischen Schattenspiele ein Schatten dramatischer Vorstellungen über die Breter tragbarer Buden wandelt, so ist derselbe nur ein dramatisches Gespenst, und meistens ein sehr unreiner Geist, der aus dem äußersten Osten Asiens nach dem äußersten Westen aus China nach Rum sich verirrt hat, wie nicht nur der Name des chinesischen Schattenspieles, sondern auch die seiner Personen beweisen, wie z. B. der des Stutzers Hopà Tschelebi, welcher kein anderer, als der chinesische Statthalter Hopò.

»Die Komödie des Erben im hohen Alter ist,« sagt Hr. Davis, »die einfache Darstellung einer Geschichte im häuslichen Leben, eine einfache Erzählung ohne Firniß, worin chinesische Sitten und chinesische Gefühle treu gezeichnet und auf natürliche Weise mit passender Sprache geschildert sind. Zwey Dinge muß sich der Europäer einprägen, um ganz in den Geist dieses Stückes einzugehen; erstens, daß kindliche Pietät bey den Chinesen die erste der Tugenden und der Mangel derselben das erste der Laster ist; daß dieses die große Grundlage aller religiösen, moralischen und bürgerlichen Einrichtungen des Reichs; daß das größte Unglück im Leben der Mangel eines Sohnes, um seine alten Aeltern zu ehren und zu trösten, und nach dem Tode ihre Gräber zu besuchen; zweytens, daß, um alle Mittel, sich einen Sohn zu verschaffen, zu versuchen, der Mann sich Beyschläferinnen beylegen kann,

welche insgemein von armen Verwandten gekauft werden; solche Weiber haben kein eigenes Recht, und ihre Kinder werden als die des ersten oder legitimen Weibes betrachtet, welche sie Mutter nennen, und auf dieselben Rechte und Vorrechte Anspruch haben.«

Der alte Mann, die Hauptperson des Stücks, dessen Ehe mit keinem Sohne gesegnet war, hatte ein zweytes Weib genommen, deren Schwangerschaft gleich Eingangs angekündigt wird. Es ist ein Wunder, daß sie nicht auf dem Theater niederkömmt, denn nach einer in der Vorrede aus Deguignes Reise gezogenen Stelle ist es nichts Seltenes, daß die Heldin auf der Bühne entbunden wird *). Andere Spektakel der chinesischen Bühne gibt die Vorrede aus Macartney's und Barrow's Reisen nach China; eines der beliebtesten der Kampf der Drachen mit dem Monde, als eine Versinnlichung einer Mondesfinsterniß, welche, wie bekannt, nach chinesischen Volksbegriffen nur Statt hat, wenn der Drache den Mond zu verschlingen droht, dann aber denselben wieder aus dem Rachen herausgeben muß.

»Die zwey Drachen, nachdem sie auf dem Hoftheater den Kaiser mit schuldigem Respekt gegrüßt, spazierten mit großem Anstand auf und ab, als auf einmal der Mond erschien, dem sie sogleich nachliefen; der Mond, ohne Furcht (wiewohl nicht ohne Flecken), stellte sich zwischen dieselben, und die beyden Drachen, nachdem sie denselben eine Zeitlang angegafft, sich wahrscheinlich überzeugend, daß derselbe ein zu großer Bissen, um von ihnen verschluckt zu werden, hielten es für klug, sich zurückzuziehen, was sie dann mit derselben Ceremonie und demselben Komplimente gegen den Kaiser thaten. Der Mond, stolz auf seinen Triumph, zog sich mit wunderbarer Würde zurück, wiewohl ein wenig schamroth über die bestandene Jagd.«

Ein anderes großes Spektakelstück ist in Macartney's Leben beschrieben; es schien die Vermählung, nicht des Kaisers mit dem Meere, sondern des Oceans mit der Erde vorzustellen.

»Die letzte brachte ihre verschiedenen Reichthümer und Erzeugnisse, Drachen, Elephanten, Tieger, Adler, Strauße, Eichen, Pinien und andere Arten von Bäumen zur Schau. Der Ocean ließ sich nicht spotten, sondern spie auf die Bühne die ganze Fülle seiner Herrschaft unter der Gestalt von Wallfischen, Delphinen, Meerschweinen, Leviathanen und mehreren anderen Seeungeheuern, außerdem noch Schiffe, Felsen, Muscheln, Schwämme und Korallen, alle durch darin verborgene Schauspieler vorgestellt, welche ihre Rolle zur allgemeinen Verwunderung vortrefflich spielten. Diese zwey Regimenter von See- und Landsoldaten, nachdem sie einzeln im Kreise geraume Zeit paradirt hatten, vereinten sich zuletzt, und marschirten in einer Linie auf den Vordergrund der Bühne, wo sie nach einigen Evolutionen sich rechts und links öffneten, um dem großen Wallfisch Platz zu machen, welcher als der Befehlshaber heranwabbelte, und der, sich unmittelbar vor der Loge des Kaisers auf-

*) La héroine devint grosse et accoucha sur le théâtre d'un enfant.

stellend, einige Tonnen Wassers in das Parterre spie, von wo dasselbe durch die dort angebrachten Löcher wieder ablief. Dieser Wasserauswurf ward mit dem größten Beyfalle aufgenommen, und von allen Seiten ertönte es: Hao! hung! hao! brav! herrlich! brav!«

Von solchen Spektakeln enthält die vorliegende Komödie nichts; der alte Mann, nachdem er sein Vermögen zwischen seinem Weibe und seiner verheirateten Tochter getheilt, und seinen Neffen mit hundert Silberstücken abgefertigt, begibt sich auf das Land, wo er die Nachricht von der Entbindung seiner zweyten Frau abwarten will, und die Freudenkunde der Geburt eines Sohnes zu erhalten hofft; er ist kaum weggereiset, als schon der Schwiegersohn seinem Weibe sein Mißvergnügen über diese Schwangerschaft mittheilt, wodurch er, wenn es ein Mädchen, das halbe Vermögen, wenn ein Knabe, gar das ganze seines Schwiegervaters verlieren würde. Sein Weib räth, ihren Vater mit der Nachricht zu täuschen, daß seine zweyte Frau durchgegangen; die Zuschauer werden in der Meinung gelassen, daß das in ihrem Verschwinden interessirte junge Paar sich ihrer entledigt habe; der trostlose Alte fastet sieben Tage, und theilt in einem benachbarten Tempel Almosen unter die Bettler aus. Unter diesen erscheint sein eigener, ins Elend gekommener Neffe, dem er ein wenig Geld gibt, und ihm vor allem den Besuch der Gräber der Ahnen beym Todesfeste im Frühlingsanfange empfiehlt; der Neffe befolgt die Ermahnung des Oheims, und vollzieht das Todtenopfer so gut es seine ärmlichen Umstände erlauben. Nachdem er von den Gräbern weggegangen, erscheinen der Oheim und die Tante, welche aus den Spuren des ärmlichen Opfers sehen, daß ihr Neffe da gewesen, und sich beyde zürnen, daß ihre Tochter und der Schwiegersohn die Pflicht des Gräberbesuches vernachläßigt; diese erscheinen, aber zu spät, und werden dafür ausgescholten, und der Neffe wird wieder zu Gnaden aufgenommen. Endlich erscheint an dem Geburtstage des alten Mannes die Tochter mit der zweyten Frau, welche von ihr (um sie vor den üblen Anschlägen des Schwiegersohnes zu schützen) versteckt worden war, mit einem dreyjährigen Kinde, zur großen Freude des nun noch in seinem Alter mit einem Sohne beglückten Greises. Die Tochter wird vom Schwiegersohne getrennt, wieder in die Familie aufgenommen, und das Vermögen zu drey Theilen neu getheilt, zwischen der Tochter, dem Neffen und dem Kinde.

Das Roheste und Unreifste eines chinesischen Schauspiels ist die Exposition, welche wahrhaftig die Stelle des Komödienzettels vertreten kann; so tritt hier der alte Mann, seinen Namen und Stand wie folgt abwandelnd, auf:

»Ich bin ein Mann von Teng-ping-fu, mein Beyname ist Liu, mein Name Tseng-scheu; ich bin sechzig Jahre alt, und Li-schi, mein Weib, acht und funfzig; das Alter meiner Tochter Jin-tschang ist sieben und zwanzig, und das von ihrem Gemahle Tschang-lang dreyßig; ich hatte einmal einen Bruder Liu-tseng-tou, dessen Sohn in seiner Kindheit Jin-sen hieß (er seufzt). Dieses Kind hatte ein unglückseliges Geschick, mein Bruder starb früh und ließ eine Witwe zurück; da sie und mein Weib sich nicht mit einander vertragen konnten, so wünschte meine Schwägerin mit ihrem Sohne die Tage der Trauer in ihrer eigenen Familie zuzubringen; auf diese Art konnte sie von ihren Verwandten unterstützt werden, und durch ihre Handarbeit selbst etwas für ihres Sohnes Erziehung erwerben. Bald darauf starb die Schwägerin plötzlich, und ließ ihren Sohn hülflos zurück; da sagten ihm seine Verwandten: was thust du hier Kind? hast du nicht deinen Oheim zu Teng-ping-fu, den jedermann kennt? warum gehst du nicht zu ihm? Man gab dem Jungen Geld auf seine Reise; er kam nach Teng-ping-fu, um mich aufzusuchen, und brachte seiner Mutter Gebeine mit sich, die ich mit denen meines Bruders bestatten ließ. Dieser junge Mensch ist nun fünf und zwanzig Jahre alt; ach! mein Weib erinnert sich immer des Streites mit seiner Mutter, bey dem kleinsten Anlasse zankt sie ihn aus, und verschafft ihm oft Schläge. Meinen Neffen nur zu sehen ist ihr unerträglich.«

»Das Weib (indem sie herauskömmt). Was sagst du, deinen Neffen zu sehen ist mir unerträglich?«

Dieser Eingang ist eine gute Probe des Dialogs chinesischer Schauspiele, deren Monologe voll örtlicher und persönlicher Angaben oder voll trivialer Reflexionen; so monologisirt der Alte in der vorletzten Scene des Vorspiels wieder:

»Jin-sen ist fort; ich dachte mein Vermögen zu gleichen Theilen zwischen meinem Neffen und meiner Tochter zu theilen, indem ich bey mir überlegte, daß wenn ein Mann achtmal acht oder vier und sechzig und ein Weib siebenmal sieben oder neun und vierzig Jahre alt ist, sie wahrscheinlich keine Kinder mehr bekommen, und ich habe nur noch vier Jahre dahin; aber Seau-mei ist jetzt schwanger, nur weiß ich nicht ob von einem Knaben oder einem Mädchen. Ich fürchte, daß der Rest meiner Familie, nur nach meinem Vermögen trachtend, die Stimmung gegen dieselbe ändern möge, und deßwegen will ich ihnen nun meine Willensmeinung kund geben.«

Die anziehendsten Stellen sind, wie schon der Uebersetzer in der Vorrede bemerkt, die des Todtenopfers im dritten Aufzuge, bey welchem die Gräber-Pietät und das Entsetzen vor Kinderlosigkeit im hellsten Lichte hervortreten. »Kinderloser Kerl!« ist der größte Schimpf im chinesischen Wortwechsel, so bey den Höferweibern in Wien das non plus ultra der Schimpfwörter: o du Akazie! weil diese unfruchtbar. Tsing-ming heißt das chinesische Todtenfest, welches mit Anfang des Frühlings gefeyert wird. Sehr merkwürdig ist, daß das persische Todten-

fest Furdian, welches eines mit dem hebräischen Purim *), ebenfalls unmittelbar vor Frühlingsanfang zu Ende Februars gefeyert ward, welcher auch bey den Römern der Monat der Todtenopfer war. »Wir sind,« sagt der Alte zu seinem Weibe, »ein Paar zerfallene Pfeiler ohne Söhne oder Enkel, uns zu »stützen; in hundert Jahren, wenn unsere Leiber tief begraben »seyn werden, wiewohl unsere Gräber nach der rechten Seite ge»wendet seyn mögen, werden wir doch einsam und verlassen ruhen.« »Während wir leben,« sagt das Weib, »haben wir dasselbe »Bett, und wenn wir gestorben sind, werden wir dasselbe Grab »haben.« — Und dann wieder der Alte zu seinem Neffen: »Wa»rum spanntest du nicht lustiges Zelt auf, und schlachtetest nicht »ein Schaf, und bereitetest nicht Kuchen und Glühwein und ge»trocknete Schinken und andere Opfergaben vor, was wird aus »dem Schatten unserer Ahnen und Verwandten werden? Am er»sten und funfzehnten des Monats, zur Zeit der Todtenopfer, »wer wird weinend unsere Gräber mit Goldpapier decken, oder »zu unserem Andenken Weihrauch verbrennen?« Merkwürdig für den allgemeinen Festkalender ist es auch, daß der erste und funfzehnte Tag des Monats zu Todtenopfer bestimmt sind; so waren bey den Römern die Calendae und Idus Feyertage, und nach einer von dem großen Philosophen Ghasali in seiner großen ethischen Encyklopädie: Die Wiedererweckung der Glaubenswissenschaft, erhaltenen Ueberlieferung ist es Moslimen am ersten und funfzehnten Tage des Monats ihren Weibern beyzuwohnen nicht erlaubt, weil an diesen Tagen der Teufel seinem beywohnt Zum Schlusse mag noch folgende Stelle hier stehen, wodurch der Alte seinen Neffen, der sich dem Handelsstande widmen will, die Vorzüge des literarischen Lebens (in China versteht sich) vorstellt.

»Ich sage dir! es braucht viel, sich zu einem Gelehrten zu qualificiren, und zum Handel werden nur geringe Talente erfordert, deßhalb zieht die größere Anzahl den letzten vor. Doch gehe nun, und bestrebe dich gleich jenen, welche fleißig studieren. Wenn du im Handel glücklich, so machest du viel Geld aus wenig, aber wenn du Literatur studierest, vertauschest du deinen Plebejerrock mit dem Ehrenkleide eines Gelehrten; wenn du beyde Stände mit einander vergleichst, wie hoch steht nicht das Leben des Literators über dem des Handelsmannes. Wenn du berühmt geworden seyn wirst, werden sich die Menschen überbieten, dich zu bewundern; über deinem Kopfe wird der runde Sonnenschirm getragen werden, vor deinem Pferde werden zwey Reihen Gefolges hergehen. Denke an die Beschwerden der Kaufleute, und du wirst den Unterschied sehen.«

---

*) S. diese Jahrbücher, XXXVIII. Band, S. 49 u. f.

Im Beginne des vierten Aufzuges wird der Geburtstag des Alten gefeyert. »Heute,« sagt er, »ist mein Geburtstag, und »wir müssen uns zugleich erfreuen, daß der junge Juen-wan »ein Glied unserer Familie ward« — »Heute,« sagt Tschang-lang, »ist unseres Vaters Geburtstag, wir kommen, ihm unsere Verehrung zu bezeigen.

Ein größeres historisches Interesse hat die Tragödie Han-kung-tsiu, die durch ihre Einfachheit und durch den hohen Charakter der Heldin an die ersten Meisterstücke der griechischen Tragödie erinnert. Da nach der oben erwähnten kritischen Anzeige im Journal des savans die eingemischten Verse, welche fast eben so stark als die Prosa, unübersetzt geblieben, so kann auch nur über die vorliegende prosaische Hälfte ein Urtheil abgegeben werden. Es läßt sich wohl denken, daß in den gereimten Stücken, welche als Arien gesungen werden, das Gefühl sich zarter und tiefer ausspricht, als in der Prosa, aber der Gang der Handlung hat durch die Weglassung der lyrischen Stellen gewiß nichts verloren. Diese Tragödie ist also gleichsam wie eine Metastasio's zu betrachten, von welcher aber bloß das Recitativ vorliegt. Im Prologe kündet sich der Chan der Tataren eben so unumwunden und schroff den Zuschauern an, als in der Komödie der Erbe im hohen Alter.

»Ich bin Hantschinju, der alte Bewohner der Sandwüste, der alleinige Beherrscher der nördlichen Regionen; die wilde Jagd ist unser Erwerb; unsere Hauptbeschäftigung Schlacht und Eroberung. Der Kaiser Wanwang zog sich vor unseren östlichen Stämmen zurück, der Staat Wei zitterte vor uns, und suchte unsere Freundschaft. Der alte Titel unserer Herrscher ist durch den Lauf der Zeit in den verändert, welchen wir jetzt tragen. Als die zwey Geschlechter Tsin und Han sich in Schlachten maßen, und das Reich mit Tumult füllten, waren unsere Stämme in voller Macht. Zahllos war die Schaar bewaffneter Krieger mit gespanntem Bogen. Sieben Tage lang hemmte mein Ahn mit seiner Macht die des Kaisers Kaut, bis durch des Ministers Geschicklichkeit ein Vertrag geschlossen, und die Prinzessin von China zur Ehe abgetreten ward Seit der Zeit von Hoeit und der Kaiserin Leuhan hat jedes Geschlecht diese eingeführte Regel befolgt, und das Bündniß mit chinesischen Prinzessinnen gesucht. Unter der Regierung des letzten Kaisers Seunte stritten sich meine Brüder mit mir um die Oberherrschaft des Volkes, ihre Macht ward geschwächt, bis mich die Stämme zu ihrem Oberhaupte erwählten. Ich bin der wahre Abkömmling des Reichs von Han, ich befehlige hunderttausend bewaffnete Krieger; wir sind gegen Süden vorgerückt. und haben uns der Gränze genähert, um eine Verbindung mit dem kaiserlichen Hause anzusprechen. Gestern habe ich meinen Gesandten mit Ehrengeschenken abgeschickt, um die Hand einer Prinzessin zu begehren, weiß aber nicht, ob der Kaiser die eingegangene Verbindlichkeit durch die gewöhnlichen Eide bestätigen wird. Die schöne Jahreszeit hatte unsere Befehlshaber zu einer Jagd in den Sandsteppen verlockt, möge sie guter Erfolg begleiten; denn wir Tataren haben keine

Felder; unsere Bogen und Pfeile sind die einzigen Mittel unseres Unterhalts.«

Kömmt der Minister des Han, der seinen Charakter mit folgenden Versen verkündet:

Es habe Einer Geyerherz und Adlerklauen,
Betrüge seinen Herrn und unterdrück' die Gauen,
Laß ihm sich Schmeicheley und Laster all' verbinden,
So wird im Leben er die treu'ste Hülfe finden.

»Ich bin kein anderer als Maujinschau, der Minister des Han, durch hundert Künste ausgesuchter Schmeicheley und Geschicklichkeit habe ich den Kaiser betrogen, bis er sein ganzes Vertrauen in mich allein gesetzt; er horcht meinen Worten, er folgt meinem Rathe, innerhalb des Palastes sowohl, als außerhalb desselben. Wer ists, der sich nicht vor mir bücke, der nicht zittere, wenn ich nahe; aber merket die Hauptkunst, die ich mir eigen gemacht; sie besteht darin, daß ich den Kaiser überredet, sich von allen weisen Räthen fern zu halten, und all sein Vergnügen bey den Weibern seines Palastes zu suchen; so verstärke ich meine Macht und meine Größe; aber mitten unter meinen Betrachtungen kömmt hier der Kaiser.«

Tritt der Kaiser Juenke auf, von Eunuchen und Weibern begleitet:

Seit wir die Herrschaft des Reiches erworben,
Sind von Geschlechtern schon zehen gestorben.
Und ich befehle so wie es mir gefällt
In den vierhundert Distrikten der Welt.
Lange schon blühen die Gränzen im Frieden,
Ihnen durch Eid' und Verträge beschieden.
Und auf dem Kissen der Herrschaft in Ruh
Sehe ich gemächlich den Leidenden zu.

»Seht in Uns den Kaiser Juende aus dem Geschlechte des Han; Unser Ahnherr Kaut schwang sich von einem Privatmanne empor, und erhob seine Familie, indem er die Dynastie Tsin ausrottete und ihr Geschlecht schlachtete. Zehn Generationen sind vorübergegangen, seit er diese Herrschaft Uns überließ. Die vier Gränzen sind in Frieden und die acht Regionen in Ruh! aber nicht durch Unsere persönliche Verdienste; Wir hingen gänzlich von den Bemühungen Unserer Militärbefehlshaber ab. Seit dem Hinscheiden Unseres Vaters wurden die weiblichen Bewohnerinnen des Pallastes alle zerstreut, und Unser Harem ist nun einsam und öde; wie ist dieses zu ertragen!«

»Minister. Betrachtet, Herr, daß sogar der ackernde Bauer wünschen mag, seine Ehegenossin zu ändern, warum denn nicht Euer Majestät, deren Titel Sohn des Himmels, deren Besitzthum die ganze Welt; darf ich unterthänigst vorschlagen, daß Kommissäre durch das ganze Reich gesendet werden mögen, um von was immer für einem Range die schönsten Mädchen zwischen funfzehn und zwanzig Jahren zur Bevölkerung des inneren Pallastes auszusuchen.«

»Der Kaiser. Wohl gesagt, wir ernennen euch zu unserem Großwähler, und werden euch mit geschriebener Vollmacht versehen; suchet fleißig in Unseren Königreichen, und wenn ihr die würdigsten aus-

gewählt haben werdet, verschafft Uns ihre Porträte, um Unsere Wahl bestimmen zu können. Durch das Verdienst eurer Dienste mögt ihr euch eine Gelegenheit verschaffen, euch für eure Dienste zu belohnen.« (Gehen ab.)

Von den vier Aufzügen ist keiner länger als dieses Vorspiel, so daß das ganze Stück keine halbe Stunde dauern würde, wenn es nicht durch die von dem Uebersetzer weggelassenen Verse in die Länge gedehnt würde; doch hat der Uebersetzer einige derselben anfangs der Scenen beybehalten So tritt der Minister in der ersten Scene des ersten Aufzugs mit den Versen auf:

Ich eigne mir des Goldes schwere Stangen zu,
Es stört vergoss'nen Blutes Meer nicht meine Ruh,
So lang ich lebe, will ich Macht und Reichthum suchen,
Was kümmern mich die mir nach meinem Tode fluchen!

Er monologisirt dann, daß er mit dem Auftrage des Kaisers, die größten Schönheiten aufzusuchen, betraut, neun und neunzig derselben aufgefunden, und durch die Geschenke ihrer Familien sich bereichert habe, daß er aber die schönste derselben, die Tochter Wongtscheng's, von deren Familie er nichts erpressen konnte, dem Kaiser als häßlich schildern wolle, um sie für Lebelang unglücklich zu machen. Er geht ab, und es tritt die schöne Tschaukeun mit den Versen auf:

Erzogen um zu wohnen in des Kaisers Hallen,
Ist mir noch nicht das Loos, ihn anzuschau'n, gefallen,
Die schöne Nacht durchwandle ich einsam in den Hainen,
Die Laut' ist Trostgenossin, um mit mir zu weinen.

Sie spielt, und der Kaiser, durch die süßen Töne herbeygezogen, beleuchtet ihre Schönheit mit seiner Laterne, hört aus ihrem Munde die Niederträchtigkeit des Ministers, und macht sie sogleich zu einer Prinzessin des Pallastes; hiemit ist der erste Aufzug zu Ende. Im zweyten tritt erst der Tatarchan und dann der Minister von Han (des chinesischen Kaisers), der, um der verdienten Strafe zu entgehen, flüchtig geworden, sich nun an dem Kaiser, seinem Herrn, dadurch rächt, daß er dem Chan die Schönheit der Prinzessin Tschaukeun schildert, und ihm ihr Porträt gibt. Der Chan, in dasselbe verliebt, beschließt, das Original sogleich vom Kaiser von Han zu begehren, und wenn dieser sie ihm verweigern sollte, dessen Land zu verwüsten. Die Scene verändert sich nun von dem Lager des Chan wieder in den Pallast von Han. Es tritt der Präsident des Staatsraths mit den Versen auf:

Minister sollten sich dem Wohl des Reiches weihn,
Mit Staatsgeschäften in der Burg beschäftigt seyn;
Man sieht sie aber nirgends als beym Festgelag',
Wann dienten sie dem Kaiser einen einz'gen Tag?

Er kömmt, um dem Kaiser die unangenehme Botschaft des Tatarchans vorzutragen, und den Gesandten anzukünden; der Gesandte erscheint, und der Kaiser, den Vorstellungen des Präsidenten des Ministerrathes nachgebend, opfert seine Liebe zur schönen Tschaukeun dem Wohle des Staates auf, will ihr aber nur noch ein Abschiedsfest geben. So endet der zweyte Akt. Im Anfange des dritten nimmt der Kaiser von der geliebten Schönheit Abschied, und der Chan, an der Spitze seiner Stämme, führt die mit Kriegsdrohung dem Kaiser abgedrungene Prinzessin in sein Lager am Flusse Amur.

Prinzessin. Wo sind wir hier?

Gesandter. Dieß ist der Fluß des schwarzen Drachen, die Gränze der tatarischen Länder und der chinesischen; das südliche Ufer ist des Kaisers, am nördlichen beginnt unsere tatarische Herrschaft.

Prinzessin (zum Chan). Großer König! ich nehme einen Becher Wein und gieße eine Spende gegen Süden, als mein letztes dem Kaiser gebrachtes Lebewohl (gießt den Wein aus). Kaiser von Han! Dies Leben ist zu Ende, ich warte Deiner in einem anderen Daseyn (stürzt sich in den Fluß).

Der Chan (in großer Bestürzung, sucht sie zu retten, aber vergebens). Wehe! wehe! so bestimmt war ihr Entschluß gegen diese fremde Verbindung; sie hat sich selbst in den Strom gestürzt und ist zu Grunde gegangen! Es ist vorbey und kein Mittel dagegen! Ihr Grabmal sey an dem Ufer dieses Flusses erhöht, und heiße das grünende Grab.

Dieses Grab, sagt die Note, soll noch heute bestehen, und das ganze Jahr hindurch mit grünem Rasen bedeckt seyn. Im vierten und letzten Aufzuge erscheint der Geist der schönen Tschaukeun dem Kaiser von Han im Traume, und gleich darauf tritt der Präsident des Ministerraths mit der Nachricht des tragischen Endes der Prinzessin ein, und meldet, daß der Tatarchan den verrätherischen Minister zur verdienten Strafe ausgeliefert habe. Der Kaiser befiehlt, ihm den Kopf abzuschlagen, um den Schatten der Prinzessin zu versöhnen, und schließt dann mit den Versen:

Beym Fall' des Laubs, als im Pallast Wildenten schrie'n,
Mir einsam Schlafenden Sie in dem Traum' erschien.
Das grüne Grab besteht, wo wird sie nun gesucht?
Verrätherischem Haupt sey immerfort geflucht!

Da jeder Aufzug nur aus zwey oder drey sehr kurzen Auftritten besteht, so sieht man, wie kompendiös die chinesische Tragödie ohne die Arien. Die Einheit der Handlung ist eben so wenig beobachtet, als die des Ortes, denn die Handlung ist eine doppelte, zuerst der Sieg der Schönheit über den Betrug des sie ins Häßliche malenden verrätherischen Ministers, und dann das vom Kaiser dem Wohle des Staates gebrachte Opfer seiner Liebe durch Auslieferung seiner Gemahlin an den Tatarchan. So wenig diese chinesische Tragödie in ihrer ursprünglichen Form auf

europäischem Theater Glück machen würde, so glücklich könnte sie für dasselbe bearbeitet werden, wenn sich des Stoffes ein dramatischer Genius, wie Voltaire des chinesischen Waisen, bemächtigte. In der chinesischen Komödie und Tragödie erscheint die dramatische Kunst der Morgenländer auf der höchsten Stufe ihrer Ausbildung, so wie die Fastnachtspossen auf Ceylon die Wiege derselben zu seyn scheinen, aus der sie, wie die griechische Schauspielkunst, von dem Karren des Thespis zum hohen Berufe der Sittenbilderin und Volkslehrerin aufstieg. Ueber diesen ersten Ursprung der dramatischen Kunst im Morgenlande wird in einem der nächstfolgenden Artikel mehr zu sagen Gelegenheit seyn.

Jos. v. Hammer.

Art. II. Historia de la Literatura Española, escrita en Aleman por *Bouterwek*, traducida al Castellano y adicionada por D. José Gomez de la *Cortina* y D. Nicolás *Hugalde y Mollinedo*. Madrid, imprenta de D. Eusebio Aguado. 1829. 4. Tomo I. XI y 276 Pag.

(Schluß.)

Noch müssen wir hier einige Gedichte erwähnen, die der Zeit ihrer Abfassung und ihrer geistigen Richtung nach noch ganz dem vierzehnten Jahrhundert angehören, während an ihrer metrischen Form sich ebenfalls schon der Einfluß der Hofpoesie zeigt. Leider kennen wir diese Gedichte nur aus den mageren Auszügen, die Sanchez in der Einleitung seiner Sammlung (Tom. I, p. 179—184) und Rodriguez de Castro in der »Biblioteca española« (Tom. I, p. 198—201) nach einer Handschrift der Escurial-Bibliothek, die sie sämmtlich enthält, davon gegeben haben.

Nur von dem ersten dieser Gedichte ist der Name des Verfassers und eine genauere Angabe der Zeit seiner Abfassung auf uns gekommen. Beydes ergibt sich schon aus der Ueberschrift desselben, die also lautet: »Consejos y Documentos del *Judio Rabi Don Santo* al Rey Don Pedro;« und in der ersten Strophe nennt der Dichter sich: »Don Santo, Judio de *Carrion*« (einem Flecken in Altkastilien, von dem, als seinem Geburts- oder Aufenthaltsort, er den Namen führte). Auch der Marquis von Santillana (bey Sanchez, Tom. I, p. LIX) führt ihn in seinem Brief als Zeitgenossen seines Großvaters, des Pero Gonzalez de Mendoza (st. 1385), an, und setzt, sich entschuldigend, daß er einen Juden *) neben Männern von so hoher Geburt

*) Daß der Verfasser nicht den Glauben seiner Väter abgeschworen habe, erhellt nicht nur aus dieser Stelle in dem Briefe des Mar-

nenne, hinzu: »Pusele en cuento de tan nobles gentes *por gran trovador.*« Aus den einleitenden Strophen zu diesen »Rathschlägen und Lehren an König Peter den Grausamen von Kastilien« geht hervor, daß der Dichter, als er sie schrieb, bereits das Greisenalter erreicht hatte (»en mi seso de viejo«) und schon bey dem Vater dieses Königs, Alfons XI. (1312—1350) in Ansehen gestanden sey; die Zeit seiner Blüthe muß daher in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gesetzt werden. Das Werk desselben, von dem hier die Rede ist, ist ein moralisch-didaktisches Gedicht voll heilsamer Lehren an König Peter, den er ermahnt, das Beyspiel seines erlauchten Vaters nachzuahmen. Ueber den poetischen Werth dieses Gedichtes läßt sich nach den geringen Proben, die davon gedruckt sind, nicht urtheilen. Doch sind die paar daraus mitgetheilten Strophen (das Ganze besteht aus 476) mit vieler Leichtigkeit und einer für jene Zeit gewiß nicht gewöhnlichen Sprachgewandtheit geschrieben, und wenigstens für die Geschichte der spanischen Metrik eine sehr merkwürdige Erscheinung; denn diese Quartette mit wechselnder Reimverschlingung bestehen aus lauter siebensylbigen Versen, einem Versmaße, das bekanntlich erst im sechzehnten Jahrhundert unter dem Namen des »Italiano quebrado« zugleich mit dem eilfsylbigen Verse (Italiano entero) aus Italien wieder nach Spanien gebracht, und als eine neue Bereicherung eingeführt wurde, so zwar, daß man die älteren, einheimischen Muster darüber vergessen zu haben scheint.

---

quis von Santillana, sondern auch aus den eigenen Worten des Dichters, wie Sanchez (l. c. Tom. IV, p. XIII.—XIV.) hinlänglich gegen de Castro bewiesen hat. — Er scheint übrigens, außer diesem, noch andere poetische Werke verfaßt zu haben; denn der Marquis von Santillana sagt ausdrücklich von ihm: »escribió muy buenas cosas, é entre *las otras Proverbios morales* de asaz, en verdad, recomendables sentencias.« Ob hier unter den »Proverbios morales« das oben genannte Werk gemeint sey, ist nicht ganz klar; aber nicht unwahrscheinlich, da der Marquis unmittelbar darauf eine Stelle daraus anführt, ohne einen anderen Titel anzugeben. Gewiß aber können die mit diesem Werk in derselben Handschrift befindlichen moralisch-didaktischen Gedichte, von denen wir sogleich sprechen werden, nicht von diesem dem Judenthume treu gebliebenen Dichter herrühren, wie Castro und anfänglich auch Sanchez annahm, der jedoch selbst seinen Irrthum in der Folge berichtigt hat (Tom. IV, p. XII); denn schon der bloße Titel, noch mehr aber Geist und Inhalt derselben beweisen, daß sie von einem Christen und streng nach der damals allgemein gangbaren, dogmatisch-ascetischen Denk- und Vorstellungsweise der christlichen Welt gedichtet seyen.

Zunächst folgt in der Handschrift von einem unbekannten, aber unbezweifelt christlichen Verfasser ein Lehrgedicht über die Hauptdogmen des christlichen Glaubens mit der Ueberschrift: »La Doctrina Christiana.« Voraus geht ein prosaischer Prolog, in welchem der Verfasser bereut, Gott durch seine Sünden beleidigt zu haben, und nichts angelegentlicher wünscht, als sie abbüßen zu können. Dann folgt eine Einleitung in Versen, in der er sagt, er habe dieses Gedicht nicht für Lehrer des Glaubens, Mönche und Prälaten, sondern für Laien und vorzüglich für Kinder geschrieben:

Esto pensé ordenar,
Para el niño administrar
Porque es malo de espulgar
El zamarro.

Diesen empfiehlt er insbesondere, mit allem Eifer der Mutter Gottes zu dienen. Hierauf erklärt er in den 157 Strophen, aus denen das Gedicht besteht, zuerst den Glauben, dann die zehn Gebote, die sieben Haupttugenden, die vierzehn Werke der Barmherzigkeit, die sieben Todsünden, die fünf Sinne und die heiligen Sakramente. Schließlich schildert er die Gefahren der Welt, und gibt Verhaltungsregeln zu einem christlichen Wandel; und zwar wie man sich gegen seinen Nächsten überhaupt, insbesondere aber gegen seine Aeltern, Verwandten und Hausgenossen zu benehmen habe. — Aus dieser Inhaltsangabe ersieht man schon, daß dieses Gedicht zu der Klasse jener gehört, die das Mittelalter aus wohlmeinender Frömmigkeit, aber ohne Anspruch auf poetischen Werth zu Duzenden hervorgebracht hat. Die Strophen bestehen aus drey achtsylbigen durch denselben Reim gebundenen Versen und einem reimlosen Halbvers.

Der Inhalt des dritten dieser Gedichte wird schon hinlänglich durch die Ueberschrift bezeichnet: »La danza general de la muerte en que entran todos los estados de gentes;« es gehört also zu jener Klasse von Gedichten, die eine schon zu Anfang, vorzüglich aber seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts allgemein verbreitete und durch die damals in ganz Europa wüthenden Epidemien, bekannt unter dem Namen des schwarzen Todes, angeregte, eigenthümliche Vorstellungsart von der Hinfälligkeit des menschlichen Lebens poetisch darzustellen suchten, meist nur Gemälden oder Holzschnitten als Erklärung und Moral beygegeben wurden, und mit diesen zusammen unter dem Namen der Todtentänze *) auch in den folgenden Jahrhunderten,

*) Vgl. die in Ebert's bibliographischem Lexicon s. n. 5677 und

besonders durch Macaber und Holbein, berühmt geworden sind. Ob auch dieses spanische Gedicht einem Gemälde oder Holzschnitten der Art zur Begleitung diente, ist nicht angegeben; auch erinnern wir uns nicht, irgendwo die Existenz eines ähnlichen Kunstwerkes in Spanien erwähnt gefunden zu haben. Ob es daher eine bloße Uebersetzung eines lateinischen oder französischen Gedichtes dieser Gattung sey, läßt sich ebenfalls nicht mit Gewißheit behaupten, da die auf uns gekommenen ältesten Dichtungen in diesen Sprachen, so wie in der deutschen und englischen, erweislich erst aus dem funfzehnten Jahrhundert herrühren, wiewohl die bildlichen Darstellungen, wie man nun ausgemittelt hat, bis gegen den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts hinaufreichen (der älteste bis jetzt bekannte Todtentanz an einer Mauer im sogenannten Klingenthal in der Vorstadt Klein-Basel vom Jahre 1312: beschrieben bey Hegner), und analoge Gruppen (mit den drey Todten und drey Lebendigen) sich schon in Handschriften des dreyzehnten Jahrhunderts finden *(Peignot)*. Vielleicht haben alle diese bildlichen und poetischen Darstellungen in mimischen Kirchenaufzügen (S. *Carpentier*, **Glossar. Tom II, p. 1103, s. v. Machabaeorum chorea**) ihren Ursprung*), wiewohl wir auch für diesen Gebrauch erst

---

23017 nachgewiesene Literatur der Todtentänze, zu welcher nun noch hinzuzufügen ist: Grüneisen, Beyträge zur Geschichte und Beurtheilung der Todtentänze; im Tübinger Kunstblatt, 1830, März, Nr. 22—26 (nebst den da angeführten Werken von Peignot und Hegner); — Rosenkranz, Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter, S. 591—594; — Maßmann's Aufsatz in Spindler's Zeitspiegel, 1831, S. 226—229, von welchem ein ausführliches Werk über diesen Gegenstand bald zu erwarten steht; — Bechstein, der Todtentanz. Ein Gedicht. Mit 48 Kupfern nach Holbein. Leipzig, 1831. 16°. (rec. im: Literaturblatt von Menzel, 1831, Nr. 74; — in den Blättern f. lit. Unterhaltung, 1831; — und in Spindler's Zeitspiegel, V, S. 220—223); und J. Schlotthauer, Hans Holbein's Todtentanz in 53 Bl. Mit erklärendem Texte München, 1832. 8. (v. S. 65—78: Erläuterungen zur Geschichte und Bedeutung des Holbein'schen Todtentanzes von Maßmann). — Ueber die nordischen Bearbeitungen dieses Gegenstandes S. Nyerup, Almindelig Morskabslåsning, S. 305—313.

*) Sollten nicht vielleicht diese Tänze selbst eine Darstellung der alttestamentlichen Erzählung von der Verwüstung Palästina's, dem Märtyrertode so vieler Juden und den blutigen Kämpfen zur Zeit der Makkabäer seyn, zu deren zeitgemäßer Erneuerung in den Frankreich so verheerenden und nicht minder blutigen französisch-englischen Kriegen und dadurch begünstigten Epidemien des vierzehnten Jahrhunderts wohl hinlängliche Veranlassung lag; könnte nicht von

vom Jahre 1424 eine historisch-sichere Nachricht haben. Für die älteste literarische Anspielung auf diese Vorstellungsart hält man eine Stelle in »*Pierce Plowman's* Visions,« angeblich von Robert Langland (geschrieben um 1362)[1]. Aber kein älteres, größeres und diesem Gegenstand ausschließend gewidmetes Gedicht, als dieses spanische, läßt sich unter den bisher bekannt gewordenen nachweisen, es mag nun Original oder Uebersetzung, ein für sich bestehendes Werk, oder bloß ein poetischer Kommentar zu einem verloren gegangenen oder uns unbekannt gebliebenen Kunstwerke, und durch ein solches oder mimische Darstellungen der Art veranlaßt worden seyn; denn daß es unbezweifelt noch im vierzehnten Jahrhundert abgefaßt sey, dafür spricht mehr als ein Umstand. Zuvörderst ist es mit Gedichten, die erweislich diesem Jahrhundert angehören (wie das oben erwähnte des Rabi Don Santo), in derselben Handschrift und von derselben Hand zusammengeschrieben, deren Schriftzüge so erfahrne Kenner, wie Castro und Sanchez, als aus eben diesem Jahrhunderte noch herstammend erkannten. Dann fehlte es auch in Spanien nicht seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an jener äußeren Veranlassung, deren historisch-erweisbar gleichzeitiges und örtliches Zusammentreffen mit der Entstehung der meisten, bisher bekannt gewordenen Todtentänze gewiß kein bloßer Zufall ist; wir meinen nämlich die damals ganz Europa verheerende schwarze Pest, die seit 1348 auch in Spanien wüthete, an welcher im J. 1350 selbst König Alfons XI. von Kastilien starb, die im J. 1384 abermals ausbrach, vorzüglich aber gegen das Ende dieses Jahrhunderts (1394—1399) ganz Spanien so arg heimsuchte, daß König Martin von Aragonien von Barcelona sich nach Perpignan flüchtete, und in Andalusien das gesetzliche Trauerjahr der Witwen feyerlich aufgehoben wurde[2]. Endlich berechtiget, insbesondere die letzteren Jahrzehende dieses Jahrhunderts als die Zeit der

---

daher der Name (Machabaeorum chorea; Danse Macabre) stammen, und der erst ein Jahrhundert später unter dem Namen Macaber (soll um 1460 geblüht haben) für den ersten Bearbeiter dieses Gegenstandes gehaltene deutsche Dichter eigentlich eine mythische Person seyn (vgl. die äußerst unbestimmten, diese Vermuthung nur noch mehr bestätigenden Angaben über ihn bey: *Fabricius*, Bibl. med. et infim. aetat. ed *Mansi*, Tom. V, p. 1)? —

[1]) *Warton*, Hist. of Engl. Poetry. London, 1824. Vol. II, p. 101, 364 und 510.

[2]) S. Schnurrer, Chronik der Seuchen. Tübingen, 1823. 8. Thl. I, S. 328, 351 und 354 (nach *Villalba*, Epidemiologia Esp. Madrid, 1802).

Abfassung dieses Gedichtes anzunehmen, auch die Versart desselben; denn es besteht, gleich mehreren früher erwähnten »Decires« des Lopez de Ayala, aus Oktaven zwölfsylbiger Verse, die sich ebenfalls von den im funfzehnten Jahrhundert üblichen »Coplas de arte mayor« noch dadurch unterscheiden, daß das erste Quartett eine wechselnde Reimverschlingung hat, und nur das zweyte in der späteren, regelmäßigen, d. i. eingeschlossenen, abgefaßt ist. Uebrigens befolgt auch schon dieses Gedicht genau denselben Ideengang, und stellt ihn in derselben dramatischen Form dar, wie die späteren bekannten Todtentänze. Nach einer kurzen prosaischen Einleitung, die eine summarische Exposition des Ganzen enthält, eröffnet nämlich der Tod den Reigen, indem er allen Sterblichen das unvermeidliche Loos, das er ihnen bereite, zuruft; dann tritt ein Prediger auf, der zu tugendhaftem Lebenswandel, als der besten Vorbereitung zum Sterben, ermahnt; worauf der Tod abermals Alle, die geboren wurden, zum unabweislichen Tanz einladet, und diesen mit ein paar holden Jungfrauen in voller Jugendblüthe sogleich beginnt; dann kommen alle Stände nach der üblichen Stufenfolge (Papst, Kardinäle, Patriarchen, Könige, Bischöfe, geistliche und weltliche Herren, Mönche, Weltpriester u. s. w. bis zu den Handels- und Ackersleuten) an die Reihe, indem der Tod in der einen Oktave immer sein zunächst ausersehenes Schlachtopfer zum Tanz einladet, und in einer anderen der Aufgerufene sein bitteres Loos bejammert. Die letzte Strophe (mit der Ueberschrift: »Disen los que han de pasar por la muerte«) enthält die Resignation und die frommen Vorsätze der Sterblichen, gleichsam als Epimythe *). Das Ganze besteht aus 71 Oktaven.

Nebst den bisher genannten enthält die mehrfach erwähnte Handschrift noch ein moralisch-didaktisches Gedicht, zu derselben Zeit und von derselben Hand geschrieben, aber ebenfalls von einem unbekannten Verfasser, wiewohl Castro, der allein von diesem Gedichte Nachricht gibt (Sanchez scheint es übersehen zu haben, da er es nicht einmal erwähnt), es auch dem Juden von Carrion, aber gewiß mit Unrecht und durch seine früher berührte, falsche Annahme verleitet, zuschreiben will. Es hat folgende Ueberschrift; »Esta es una *Reuelacion* que acaesció

*) Wir haben von diesem Gedichte, dessen vollständiger Abdruck so sehr zu wünschen wäre, so wie von den beyden vorhergehenden keine Proben gegeben, da die von Sanchez mitgetheilten Musterstellen aus denselben auch in Schubert's allverbreitetem Buche (l. c. Tom. I, p. LXXV—LXXVII) sich finden.

á un ome bueno *hermitaño* de santa bida que estaua resando una noche en su hermita é vyó esta reuelacion el qual luego la escreuió en *Rymas ca era sabidor en esta ciencia gaya.*« Der Dichter erzählt nämlich, es sey ihm ein schon von Fäulniß und Verwesung ergriffener Leichnam erschienen, denselben habe ein weißer Vogel umflattert, welcher die einst diesen Körper bewohnende Seele war; diese habe dem Körper Vorwürfe gemacht und ihn verflucht, weil sie aus Nachgiebigkeit gegen ihn während ihres irdischen Daseyns nun die Pein der Verdammten ausstehen müsse; der Körper aber der Seele ihre Verwünschungen zurückgegeben, da sie ihn während ihres Zusammenseyns in diesem Leben nicht beherrschte, wie sie doch sollte, und auch er um deßhalb nun auf ewig zu derselben Höllenpein verdammt sey. Aus dieser Inhaltsangabe ergibt sich, daß dieses spanische Gedicht offenbar eine Uebersetzung oder Nachahmung des lateinischen, bekannt unter dem Titel: »Rixa Animae et Corporis,« von dem Einsiedler Philibertus Francigena ist, welches sich handschriftlich auf der k. k. Hofbibliothek befindet, von dem auch eben da eine altdeutsche Bearbeitung (»Der Sele vnd des Libes Krieg« von Folbertvs von Francriche) handschriftlich aufbewahrt wird, so wie sich eine solche auch im Besitze Docen's befand (u. d. T.: »Conflictus animae et corporis mortui, in vulgari«), nach dessen Meinung ebenfalls aus dem vierzehnten Jahrhundert, und von welchem in einer Handschrift der Bodleianischen Bibliothek (Mss. Digby. 86, wahrscheinlich um 1304 geschrieben) sich auch eine altenglische Nachbildung (»Hic incipit carmen inter corpus et animam«) findet *). Dieses Gedicht hat nur 25 Oktaven, von gleichem metrischen und rhythmischen Bau mit dem vorhergehenden, welcher Umstand und die Bezeichnung des Verfassers in der Ueberschrift als »Sabidor en esta *ciencia gaya*« vermuthen lassen, daß es gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts abgefaßt sey, zu welcher Zeit der Einfluß der Hofpoesie oder »fröhlichen Kunst« auf die kastilische Kunstdichtung, und vorzüglich auf die metrische Form derselben, sich schon bedeutender aussprach.

So zeigt sich denn in den Werken des Infanten D. Juan Manuel, des Erzpriesters von Hita, Ayala's, des Rabi D. Santo und in diesen anonymen Gedichten (und wie manche der Art mögen noch in den Archiven und Bibliotheken

*) S. *Lambecius* Comment. ed. *Kollar*, Lib. II, p. 831; — ibid, p. 692, und Docen, Miscell., I, S. 93—94 (vgl. Koch, Grundriß, II, 307. 3); — Hagen und Büsching, Grundriß, S. 445—446); — *Warton*, Hist. of Engl. Poetry; London, 1824. Vol. II, p. 436.

auf einen Entdecker harren!) auch in Spanien, wie in dem übrigen Europa, die vorherrschend didaktische Richtung des vierzehnten Jahrhunderts: das Produkt der immer mehr sich verbreitenden Kultur der Wissenschaften, der größeren Verstandesthätigkeit, des Uebergewichtes der Abstraktion über die Phantasie und der praktischen Werthschätzung über die ideale Auffassung des Lebens, wodurch so wie durch die gleichzeitige genauere Bekanntschaft mit alt-klassischen und orientalischen Mustern in der Poesie die Formen des Apologs, der Fabel, der Allegorie und des Lehrgedichtes vorzugsweise kultivirt und begünstiget wurden; und je nachdem mehr die Urtheilskraft das Sollen mit dem Seyn, das abstrahirte Absolute mit der konkreten Erscheinung zusammenhielt, oder das Gemüth, von dem Irdischen absehend, in dem Uebersinnlichen sich zu vertiefen strebte, bekam die Dichtung durch den in der Auflösung fortbestehenden und in seiner Nothwendigkeit aufgefaßten Kontrast mehr eine witzige, satyrische oder ironische Färbung [1]), oder durch die Vernichtung des zeitlichen Widerstreites in der Einheit des Ewigen eine dogmatisch-ascetische oder mystische Tendenz [2]).

Außer diesen so eben erwähnten didaktischen Gedichten enthält die oben angeführte Handschrift der Escurial-Bibliothek noch ein episches Gedicht, zwar von einer andern Hand, mit vielen Abkürzungen und bey weitem nicht so zierlich geschrieben; aber doch ebenfalls noch, nach dem Urtheile der Kenner, im vierzehnten Jahrhundert. Die Ueberschrift desselben lautet also: »Historia del Conde *Fernan Gonzalez*;« von einem unbekannten Verfasser, und in dieser, bisher einzig davon bekannten, Handschrift [3]) wenigstens nicht vollständig erhalten. Es ist der

---

[1]) Daher sind satyrische Ausfälle auf die verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft in den Dichtungen des Mittelalters und in denen des Volkes noch bis auf den heutigen Tag ein stehendes Lieblingsthema, da an diesen der tief in der menschlichen Natur überhaupt wurzelnde Widerstreit sich am handgreiflichsten manifestirt und in einzelne Momente zersplittert.

[2]) Eine gelungene Entwicklung und Charakteristik dieser vorherrschend satyrisch-didaktischen Richtung in der Poesie des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts enthält der Aufsatz über den Reinecke Fuchs, und die deutschen Dichter dieser Periode überhaupt im: *Foreign Quarterly Review*, 1831. October. No. XVI, p. 347 sqq.

[3]) De Castro und Sanchez, der dieses Gedicht ganz herausgeben wollte, führen nur den Titel an. Früher hatten Argote de Molina (in dem seiner Ausgabe des »Conde Lucanor« angehängten »Discurso de la Poesia Castellana,« p. 129) vier Coplas aus einer Handschrift in seinem Besitze, die nun ver-

Sprache nach zu urtheilen, noch vor dem »Libro de Palacio« des Ayala, ganz unbezweifelt aber spätestens in der zweyten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts abgefaßt, wofür auch die Versart desselben (die bekannte vierzeilige Alexandriner-Strophe) zeugt. Dieses Gedicht besingt, wie das »Poema del Cid,« ebenfalls die Thaten eines vielgefeyerten Nationalhelden, des berühmten Grafen Fernan Gonzalez, des Stifters von Kastiliens nachmaliger Größe, eben so tapfer und den Ungläubigen furchtbar, als der Held von Bibar; aber minder großherzig und ohne Noth oft treubrüchig und aufrührerisch gegen seine Lehnsherrn, die schwachen Könige von Leon (Ramiro II., Ordoño III., Sancho I. und Ordoño IV., 932—970), durch dessen Ehrgeiz und Herrschsucht aber freylich eben die Unabhängigkeit Kastiliens begründet wurde [1]); daher es den kastilischen Dichtern zu verzeihen ist, wenn sie in diesem glücklichen Rebellen nur den Gründer von des Vaterlandes Freyheit und Größe preisen und ihn nur von seiner glänzenden Seite darstellen. So erscheint er in den Romanzen und lebt noch im Munde des Volkes fort; so schildern ihn auch die alten National-Chroniken; in beyden aber werden seine Thaten durch Beymischung des Abenteuerlichen und Wunderbaren und den unmittelbaren Antheil der verehrtesten National-Heiligen (des heil. Pelayo, Millan und Jago) noch erhöht [2]). Auf dem Grunde dieser Volssagen und mythischen Ueberlieferungen ist auch das vorliegende Gedicht aufgeführt. Es beginnt recht eigentlich ab ovo, denn es fängt nicht etwa mit der Geburt des Helden, sondern schon mit dem Einfalle der Gothen in Spanien an, und reicht, in der erwähnten Hand-

loren gegangen zu seyn scheint, und Sandoval (in seiner »Historia de los cinco Obispos,« p. 290) acht Coplas davon mitgetheilt. Die spanischen Uebersetzer Bouterwek's haben sich, wie schon oben erwähnt wurde, zuerst das Verdienst erworben, durch eine vollständigere Nachricht und größere Auszüge auch dieses Gedicht bekannter gemacht zu haben; aus dieser Quelle, der neuesten und einzigen, haben natürlich auch wir geschöpft.

[1]) Vgl. *Diego Gutierrez Coronel*, Historia del origen y soberania del Condado y Reyno de Castilla. Madrid, 1785; und *Benito Montejo*, sobre el principio de la independencia de Castilla y soberania de sus Condes desde el célebre *Fernando Gonzalez*, im 3. Thl. der »Memorias de la real Acad. de la hist.« Madrid, 1799; p. 245 sg.

[2]) S. z. B.: Coleccion de los mas célebres Romances antiguos Españoles, históricos y caballerescos. Londres, 1825. Tom. I, p. 66—76; — und: Historia del noble Cavallero el Conde Fernan Gonçalez: con la muerte de los siete Infantes de Lara. Bruxellas, Juan Mommaerte. 1588. 16.

schrift wenigstens, nur bis zu dem Kriege zwischen dem Grafen Fernan Gonzalez und dem Könige Garcia von Navarra, indem es mit der Beschreibung der von diesen beyden einander im J. 960 gelieferten Schlacht bey Aronia (heutzutage Cirueña) schließt, in welcher bekanntlich der Graf von dem Könige von Navarra geschlagen und gefangen genommen wurde. Schon aus dieser kurzen Inhaltsangabe, noch mehr aber aus den mitgetheilten Proben geht hinlänglich hervor, daß dieses Gedicht auf den Namen eines epischen im eigentlichen Sinne keinen Anspruch machen kann, und daß es nichts mehr als eine gereimte Chronik ist, die sich nur selten über den schlichten Erzählungston erhebt. Doch fehlt es einigen Schlachtbeschreibungen, an denen großer Reichthum ist, nicht an Lebendigkeit der Darstellung, wie z. B. folgender Schilderung eines Kampfes zwischen dem Grafen und einem Maurenkönig, die wir hieher setzen wollen, um doch auch eine Probe von diesem Gedichte zu geben:

El Conde quando le vyó tan yrado venir
Aguisó el cavallo e fuelo á rescebir;
Avaxaron las lanças é fueronse á feryr
Que devyeran tales golpes una torre partyr.
Entramos uno á otro fueron mucho enbargados,
Fueron muy mal ferydos é estavan envaçados,
Fablar non se podian tanto eran mal golpados,
Eran de fuertes golpes amos y dos llagados.
El Conde Don Fernando maguer mal ferydo
En antes quel Rey entrase en todo su sentydo,
Del Conde fue el Rey otras ves muy mal ferydo,
Fue luego del cavallo á tierra avatydo.
Los vasallos del moro quando aquesto vyeron
Cercaron al buen Conde é muy gran priesa le dyeron:
Esa ora Castellanos en valde non estubyeron
Dando grandes ferydas á su Señor acorryendo.
El Conde Castellano con sus gentes non dudadas
Fueron aquestas oras fuertemente esforçadas:
El cavallo del Conde que traya muy grandes lançadas
Tenie fasta los pyes las entrañas colgadas.
Ovo el su buen cavallo al Conde de morir,
A mayor fuerte sazon non le podyera falescer,
Ca non podia tornarse nin podia fouyr,
Las coytas que sofrya non las podria onbre dezir.
Estaba apeado en deredor la su buena conpaña,
Escudo contra pechos en la mano su espada:
Valasme, dixo, Cristo la tu virtud sagrada,
Non quede oy Castylla de ty desanparada.
Los moros eran muchos tenien lo byen cercado,
Maguer que el buen Conde estava apeado
Feria á todas las partes á guisa de esforçado:
Los sus buenos vasallos valieron lo pryado.
Dieronle un buen cavallo quel el menester lo avya:
Dava gracias á Dios é fazia grande alegria etc.

Des Dichters ritterliche Gesinnung und Bekanntschaft mit dem Sagenkreise von Karl dem Großen und dessen Paladinen beweist folgende Stelle:

Non cuentan de Alexandre las noches nin los dias,
Cuentan sus buenos fechos é sus cavalleryas,
Cuentan del Rey David que mató á Volias,
De Judas el Macabeo fyjo de Matavyas.
Carlos, Valdovynos, Roldan é Don Ojero,
Teryn [1]) é *Gualdabuey* [2]) é *Bernald* [3]) é Olivero,
Torpin é Don *Ripaldos* [4]) é el gascon *Angelero* [5]),
Escol [6]) é *Salomon* el otro su conpañero [7]),
Estos é otros muchos que vos he nonbrado [8])
Sy tan vuenos non fueran oy serien olvidados:
Serán los vuenos fechos fasta la fyn contados.

Auch lassen mehrere Stellen dieses Gedichtes vermuthen, daß dessen Verfasser die Werke des Berceo gekannt und nachgeahmt habe (wie z. B. gleich der Eingang: eine jener in Berceo's Leben des heil. Domingo de Silos ähnliche Invokation; mehrere Vergleichungen u. s. w.), so wie die einfach-kräftigen und doch so bezeichnenden Epithete [9]) an das »Poema del Cid« mahnen; aber wie weit bleibt es in Anordnung, poetischer Auffassung, Charakteristik, kurz in Allem, was das eigentlich epische Leben ausmacht, hinter diesem zurück! Man sieht, daß es in einer Zeit verfaßt wurde, in welcher die ursprüngliche, unnachahmliche epische Auffassungs- und Reproduktionskraft, die zugleich mit dem Jugendleben der Nationen sich einfindet und verschwindet, bereits durch andere Richtungen und geistige Evolutionen verdrängt und erstorben war; in einer Zeit, in welcher

1) Garin, Herzog von Lothringen?

2) Galdebod, König von Friesland?

3) Arnald von Berlanda?

4) Rainald (Rinaldos) von Alba Spina (Montalban).

5) Engeler, Herzog von Aquitanien »genere Gasconus.«

6) Estulfus (Estol), Sohn des Grafen Odo.

7) »*Salomon*, socius Estulfi.«

8) Offenbar schwebte dem Dichter hier die bekannte Stelle in der Chronik des Pseudo-Turpin vor, in welcher die vorzüglichsten Helden in dem Heere, das Karl der Große gegen den Maurenkönig Aigoland entbot, namentlich aufgeführt werden. (S. *Turpini* de vita Caroli Magni et Rolandi historia; ed. Sebast. *Ciampi*. Florentiae, 1822. 8. p. 24—26; Cap. XII. [XI.])

9) Z. B. El Conde Ferran Gonzalez de los fechos granados .., ese fyrme varon ..., un guerrero natural ..., cuerpo de buenas mañas ..., de ardides cimiento ...; Señor de buenas mañas é de buen enseñamiento, etc.

weniger die Phantasie den unmittelbar empfangenen Eindruck rein objektiv wieder zu geben thätig war, als der Verstand, der von dem Standpunkte der subjektiven Reflexion das Ueberlieferte und Selbstbeobachtete darzustellen, und die Vergangenheit und Gegenwart zu erkennen strebte. Da wurde, natürlich, folgerecht, über der Sache die Form als unwesentlich vernachlässigt, und das Epos sank zur Reimchronik herab; ja, ganz sachgemäß, wurde auch diese letzte, nun unnütz gewordene Fessel abgeworfen, und ihr die bequemere, ungebundene Rede, die Prosa, vorgezogen [1]).

Wir haben schon mehrmals Gelegenheit gehabt, der Entwicklung und Fortbildung der kastilischen Prosa zu gedenken. Mit Uebergehung ihrer ersten Anwendung zur Aufzeichnung der Landesgesetze (fueros), da es sich hier nicht um eine Geschichte der Sprache, sondern des Styles handelt, erinnern wir nur an die im »Poema de Alejandro« enthaltenen prosaischen Briefe, an die »Cronica del Cid,« an den »Conde Lucanor,« vor Allem aber an die großen Verdienste, die sich Alfons der Weise um ihre Ausbildung und allgemeinere Anwendung erwarb. Wer kennt nicht die während seiner Regierung abgefaßte und unter dem Namen der »Siete Partidas« so berühmt gewordene Gesetzsammlung, die auch in stylistischer Rücksicht ein höchst merkwürdiges Monument ist, wie es aus so früher Zeit keine andere Nation aufzuweisen hat. Er gab aber auch den ersten Impuls zur Aufzeichnung der Landesgeschichte in der Landessprache; seit der von ihm selbst oder doch auf seinen Befehl und unter seiner Mitwirkung geschriebenen »Crónica general« entstand eine ansehnliche Reihe von Nationalchroniken, und seit Alfons XI. wurde es herkömmlich, daß jeder kastilische König durch einen eigens dazu autorisirten Chronisten die Thaten seiner Vorältern und seine eigenen auf die Nachwelt zu bringen suchte. Das vierzehnte Jahrhundert war besonders reich an Werken dieser Art, daher es Sarmiento mit Recht »das Zeitalter der Chroniken« nennt; so stammen aus dieser Zeit die Partikular-Chroniken Ferdinand's III., Alfons X., Sancho's IV., Ferdinand's IV. und Alfons XI. [2]). Freylich erheben sich diese

---

[1]) S. die treffliche Entwickelung des hier nur Angedeuteten in: Rosenkranz, Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter. S. 362—379.

[2]) S. Nic. *Antonio*, Bibliotheca hisp. vet., ed. recent.; Tom. II, p. 173 sqq.; — *Sarmiento*, l. c.. p 325 sg.; — vgl. auch: Wachler, Gesch. d. hist. Forschung und Kunst. Bd. I, S. 60—64, und: Notas Pp—Rr der span. Uebers. Bouterwek's. Die Verfasser derselben versprechen dem ersten Theile ihres »Di-

Werke in der Regel nicht über den gewöhnlichen, trockenen, schleppenden, an Geist und Wendungen gleich armen, und daher bis zum Ekel sich wiederholenden, bekannten Chronikenstyl; doch entschädigen sie manchmal durch treuherzige Naivetät, lebendigere Schilderungen, vorzüglich von Schlachten und Kampfspielen, und das fast in allen vorherrschende Nationalgefühl. Eine rühmliche Auszeichnung verdienen jedoch die insgemein Alfons dem Weisen zugeschriebene »Cronica general,« reich an merkwürdigen Stellen für die politische, Sitten- und Sprachgeschichte, anziehend durch den romantischen Geist, der, oft in das Gebiet der Sage hinüberstreifend, auch dem Style eine poetische Färbung verleiht; und die »Cronica del Rey D. Alonso el XI.,« für deren Verfasser man Juan Nuñez de Villasan hält, nennenswerth, nicht bloß wegen der Wichtigkeit des Inhaltes, sondern auch wegen des einfachen, flüssigen und doch würdigen Vortrages, der ins Einzelne gehenden, veranschaulichenden Darstellung (z. B. eines Turniers zu Valladolid; — der Belagerung und Einnahme von Lerma; — der Schlacht von Tarifa u. s. w.) und des sich hie und da schon kundgebenden Sinnes für Pragmatismus.

Mehr noch lassen sich Spuren des Ueberganges von dem einfachen Berichten nach der Zeitfolge zur pragmatischen Darstellung der Begebenheiten nach den Gesetzen der historischen Kunst in dem Geschichtswerke des Ayala nachweisen, der eben durch seine Chroniken von Peter dem Grausamen, Heinrich II., Johann I. und Heinrich III. berühmter geworden ist, als durch seine früher erwähnten poetischen Schriften. Natürlich hatte seine Beschäftigung mit lateinischen und italienischen Schriftstellern, deren er mehrere übersetzte, und vorzüglich mit Livius, den

---

cionario Biográfico de Españoles célebres,« mit dessen Ausarbeitung sie sich beschäftigen, einen vollständigen, alphabetischen Katalog aller spanischen Geschichtschreiber und Chronisten, nebst der Angabe der vorzüglichsten Ausgaben ihrer Werke, beyzufügen. Auch geben sie ebenda eine kurze Notiz und ein paar Proben von einer bisher noch ganz unbekannten Geschichte des Königs Johann I. von Kastilien bis zur Schlacht von Aljubarrota, die ihnen in einer Handschrift mitgetheilt wurde, welche unbezweifelt noch dem Ende des vierzehnten oder dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts angehört. Als Verfasser derselben nennt sich Joan de Alfaro, und aus mehreren Stellen ergibt sich, daß er ein Augenzeuge der von ihm aufgezeichneten Begebenheiten war. Der Styl dieser Geschichte soll sich durch Korrektheit auszeichnen, und aus den, freylich sehr unbedeutenden Proben ersieht man wenigstens, daß dem Verfasser die Struktur des künstlicheren Periodenbaues nicht ganz fremd war. Auch diese Chronik versprechen sie bald durch den Druck bekannt zu machen.

er, der Erste, ins Kastilische übertrug, Einfluß auf Styl und Darstellung; welcher troß der meist noch mißlungenen Nachahmung (wie z. B. die unbeholfene und selbst für gewandtere moderne Geschichtschreiber stets mißliche Nachbildung der Reden) doch immer beachtenswerth bleibt, und für die Späteren fruchtbar anregend ward. Leidet auch übrigens sein Vortrag noch häufig an den Gebrechen der gewöhnlichen Chroniken-Manier, so läßt sich ihm doch nicht im Ganzen Klarheit und Bündigkeit, und stellenweise selbst männliche Kräftigkeit absprechen; hält er daher auch mit Froissard, dem Herodot des Mittelalters, keinen Vergleich aus, so steht er doch nicht unwürdig neben Villani und unserem Jakob von Königshofen*).

Aber nicht bloß die Thaten der Könige und die das ganze Land betreffenden Ereignisse, selbst das Leben des einzelnen Ausgezeichneten und vereinzelte außerordentliche Begebenheiten wurden Gegenstand der historischen Darstellung, und es entstanden schon damals die ersten Versuche in historischen Biographien und Monographien. So wurde das Leben des tapfern kastilischen Grafen D. Pedro Niño de Buelna, eines Spiegels der Ritterschaft und Courtoisie zur Zeit Heinrich's III. und Johann's II., von dessen Bannerträger (Alferez), Gutierre Diez de Games, beschrieben: eine Charakterschilderung, zwar noch ganz im Geschmacke der gothischen Denkmäler, überladen mit abenteuerlichem, phantastischem, und einzeln betrachtet oft geschmacklosem und steifem Schnißwerk; auf dessen Folie aber die Hauptfigur mit ihren einfach kräftigen Zügen und naiv derbem Ausdruck nur um so eigenthümlicher und in erhöhter Anschaulichkeit sich darstellt (besonders beachtenswerth ist das »Proemio,« in welchem der Verfasser sich über den Begriff wahrer Ritterschaft, Veranlassung und Zweck seines Werkes verbreitet, welches stellenweise wirklich mit rhetorischer Kunst, ungewöhnlicher Eleganz, Kraft und Lebendigkeit des Ausdrucks geschrieben ist, und woraus man zugleich ersieht, daß er eine für seine Zeit nicht gemeine Bildung und Belesenheit besaß); so hat

*) Vgl. *Villemain*, Littérat. du moyen âge. Paris, 1830. Tom. II, p. 126—135; und die ebenda (p. 132) angeführte Abhandlung über Ayala von Ph. C. E. Chasles. — Ob Ayala's Geschichte Peter des Grausamen mit Recht der Vorwurf der Parteylichkeit treffe, und in wie ferne ihr die denselben Gegenstand behandelnde Chronik des Juan de Castro, von der sich freylich nicht viel mehr als vage Gerüchte erhalten haben (S. Nic. *Antonio*, l. c., Tom. II, p. 178—179, und *Sarmiento*, l. c., p. 326—327), den Vorzug der Glaubwürdigkeit streitig machen könne, ist eine Untersuchung, die nicht in unser Gebiet, sondern in das der historischen Kritik gehört.

Ruy Gonzalez de Clavijo von seiner auf Befehl Heinrich's III unternommenen Gesandtschaftsreise zu dem berühmten Timur eine schmucklos, aber einfach und natürlich geschriebene Relation in der freylich ermüdenden Form eines Tagebuches hinterlassen [1]).

Ist daher auch keines dieser Werke in dem Grade vollendet, daß es auf den Namen eines historischen Kunstwerkes Anspruch machen könnte, so beweist doch die große Anzahl der nur bis jetzt bekannten Chroniken, die Begünstigung und Unterstützung ihrer Verfasser von Seite der Regierung, und die Theilnahme der ersten Staatsbeamten, Großen des Reichs und selbst der Könige an ihrer Abfassung die schon zu jener Zeit bedeutende Entwickelung des historischen Sinnes und die große und allgemeine Vorliebe der Nation für geschichtliche Darstellung.

»Dieses vierzehnte Jahrhundert,« sagt Sarmiento (l. c. p. 330), »kann man aber nicht nur das Jahrhundert der wahrhaften Chroniken, sondern eben sowohl das Zeitalter der erdichteten nennen.« Denn wie die rein epische Richtung von der idealen Auffassung und dem Schmucke der dichterischen Rede allmälich in die historisch-treue Darstellung der Wirklichkeit und nüchterne Prosa übergegangen war, so folgte auch die romantisch-ritterliche dieser Umwandlung, und die früher zum rhapsodischen Vortrage bestimmten Rittergedichte zerdehnten sich nun ebenfalls in bequem lesbare, chronikenartig erzählende Prosa. Aber im umgekehrten Verhältnisse zur Geschichte, die sich damals noch nicht ganz von der Sage losmachen konnte, und dem Wirklichen gerne den Anstrich des Abenteuerlichen gab, suchte der Ritterroman noch immer seine phantastischen Gebilde auf einen historischen Hintergrund zu basiren, und je willkürlicher seine Erfindungen, desto mehr durch den feyerlichen Ernst des Vortrages den Anschein wahrhafter Berichte ihnen zu verleihen [2]). Beyde wurzelten ja in dem gemeinsamen, epischen Grunde. Je weiter sich jedoch die romantisch-ritterliche Richtung von diesem Grund entfernte, je haltloser wurden ihre Gebilde. Die

---

[1]) Die k. span. Akademie der Geschichte hat sich auch das Verdienst erworben, die meisten dieser Chroniken entweder zum ersten Mal, oder doch in verbesserter Gestalt herausgegeben zu haben, welche Ausgaben aber jedem Freunde der spanischen Literatur ohnehin so bekannt sind, daß es unnöthig wäre, sie hier abermals einzeln anzuführen.

[2]) So hatten die Ritterromane gegen ihre Absicht immer mehr eine ironische Färbung erhalten, und es bedurfte nur eines Genies, wie Cervantes, um, dieses komische Element zum Grundton machend und den Gegensatz auf die Spitze treibend, diese ganze Gattung umschlagen und sich durch sich selbst vernichten zu machen.

früheren Gedichte dieser Gattung stützten sich noch insgesammt unmittelbar auf die Sage und vermittelst dieser auf eine lebendige, historische Unterlage. So hatten die bretonischen Gedichte von Artus und der Tafelrunde an den kosmogonisch-genealogischen Mythen des halbbekehrten keltischen Druidenthumes [1]), so die fränkischen Romane von Karl dem Großen und seinen Paladinen an den Ueberlieferungen von einer karolingischen Universalmonarchie und von den Fehden der Könige mit ihren großen Kronvasallen und den Ungläubigen einen religiös-politischen Hintergrund und Einheitspunkt. In Spanien aber fehlte es wenigstens an diesem Letzteren; und zwar an einem religiös-nationalen Mittelpunkte; denn die Mythen der keltiberischen Urbewohner waren frühzeitig durch die römische Unterjochung und langdauernde Herrschaft zurückgedrängt und verwischt worden [2]), und die späteren Eroberer des Landes, die Westgothen, hatten bereits vor ihrem Einfalle die heimischen Götter- und Heldensagen über den langwierigen Wanderungen vergessen und mit dem Christenthume vertauscht; aber auch an einem politischen; denn weder die hervorragende Größe eines Herrschers, noch eine außerordentliche Umgestaltung alles Bestehenden hatten vor dem arabischen Einfalle das Nationalgefühl konzentrirt und elektrisirt, dieses unglückliche Ereigniß drohte die christlich-europäische Bildung in Spanien gänzlich zu vernichten, nachher aber zersplitterten sich die Christen bey der Wiedereroberung des Landes bald in mehrere kleine, unabhängige, sich wechselseitig beneidende und befehdende Staaten und Interessen, und der Kampf mit den Ungläubigen um jeden Fußbreit Erde und die Fehden der Christen unter einander nahmen schon damals den Charakter des den Spaniern so eigenthümlichen Guerillas-Krieges an. Daher hatte wohl jedes Königreich, jede Landschaft, ja jede Stadt und jedes einzelne adelige Geschlecht seine eigenen Sagen und Geschichten, und feyerte dieselben in Romanzen; daher wurden wohl außerordentliche, das ganz Land erschütternde Ereignisse, oder die hervorragenden Großthaten eines Einzelnen, der dadurch sich zum Nationalhelden emporgeschwungen hatte, in allgemein

---

[1]) Vgl. *Quinet*, Rapport ... sur les Epopées françaises du XIIe. siècle. Paris, 1831. 8. p. 11—12.

[2]) Wohl haben sich Bruchstücke dieser Mythen bey den verwandten keltisch-bretonischen Stämmen erhalten, die auf deren frühere Verbindung mit den spanischen hinweisen, wie z. B. die Anknüpfung der Gralssage an Spanien, die Verlegung des Haupttempels, von Titurel zur Aufbewahrung des Grals erbaut, nach Montsalvaez in Salvatierra u. s. w. in den bretonisch-normannischen Gedichten dieses Kreises.

verbreiteten und zu kleineren, abgesonderten Kreisen anwachsenden Romanzenreihen besungen (wie z. B. die Romanzenkreise von dem Verluste Spaniens unter dem König Roderich, von Karl des Großen Einfall in Spanien und von der Ronceval-schlacht, von Bernard del Carpio, von dem Grafen Fernan Gonzalez, den Infanten von Lara, vom Cid u. s. w.); aber größere, um einen Mittelpunkt sich gruppirende kyklische Gedichte, wie die bretonischen und fränkischen, konnten bey diesen Verhältnissen auf spanischem Boden nicht gedeihen. Daher beschränkten sich die Spanier, als auch bei ihnen das allgemein europäische Ritterthum eine überwiegende Potenz wurde, auf Nachahmungen und Verpflanzungen der fremden Sagenkreise von Karl dem Großen und Artus, oder besangen die Helden des Alterthumes im chevaleresken Gewande, wie z. B. Alexander den Großen. Erst seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts kann auch Spanien eigene Schöpfungen der Art aufweisen: damals wurde vermuthlich der Ahnherr einer neuen Reihe von vorzugsweise original-spanischen Ritterromanen, der nachher so berühmt gewordene »Amadis de Gaula,« und zwar, wie man insgemein annimmt, auf der pyrenäischen Halbinsel erzeugt. Aber schon der früh erregte und noch nicht genügend entschiedene Streit, ob dieser Amadis ein ursprünglich portugiesisches, spanisches oder gar französisches Produkt sey, beweist den Abgang aller nationalen Grundlage dieses Romans, den gänzlichen Mangel an denselben stützenden, irgendwo heimischen Sagen, und daher an einem lebendigen, historischen Hintergrunde, reflektirt durch rein epische Auffassung. Er ist vielmehr eine ganz willkürliche Erfindung eines Einzelnen, dem es gleich viel galt, welchen Schauplatz er für die Gebilde seiner Phantasie erwähle, und nur um ihnen leichteren Eingang zu verschaffen und die herkömmliche Sitte zu beobachten, sie auf den bekannten und in dieser Beziehung klassischen, aber fern liegenden Boden des bretonischen Sagenkreises verpflanzte. Daher einerseits, um durch die feststehende Ueberlieferung nicht gebunden zu seyn, die Verlegung seiner Geschichte in eine vorarturische Zeit, andererseits aber, um den Schein der Wahrheit zu retten, und auch hierin das Beyspiel der Vorgänger nachahmend, das öftere Hinweisen auf eine ältere, authentische Quelle (wie z. B. das öftere: »cuenta la historia« zu Anfang der Kapitel). Diese inneren Gründe sind allein schon hinreichend, den Amadis als das Produkt einer späteren Zeit zu charakterisiren, welcher längst die ursprünglich epische Richtung fremd geworden war*), wenn

*) In hohem Grad ist auf den Amadis Benecke's treffliche Cha-

sich auch gar keine stichhältigen äußeren Daten dafür finden sollten *). Es ist nicht daran zu denken, daß auch dieser Roman nur die Auflösung und zeitgemäße Umbildung eines älteren, wahrhaft epischen, etwa bretonischen Rittergedichtes sey. Er sey nun entstanden, wo er wolle, so trägt er doch unverkennbar das Gepräge der bloßen willkürlichen Erfindung eines Einzelnen und der ursprünglich prosaischen Abfassung frühestens im vierzehnten Jahrhundert. Man vergleiche ihn selbst nur mit den auf ältere epische Gedichte sich gründenden, prosaischen Ritterromanen, an welchen trotz der bedeutenden Umbildung und zeitgemäßen Anpassung doch nicht alle Spuren des unverwüstlichen Einflusses der ursprünglich epischen Grundlage verwischt sind. Schon die gepriesene Einheit der Handlung, wodurch der Amadis jene älteren Rittergedichte und Romane übertreffen soll, verräth sie nicht die vorausberechnende, auf ein bestimmtes Ziel zusteuernde Künstlichkeit im Plan einer willkürlich ersonnenen Fabel? Hat sie aber auch so viel Natur und Wahrheit, wie jene höhere Einheit der älteren kyklischen Gedichte, die trotz des scheinbar Unzusammenhän-

---

rakteristik dieser späteren Produkte anwendbar (Vorrede zum Wigalois, S XX): »Den Schauplatz einer Begebenheit in ferne Zeiten und Gegenden zu verlegen, einen Fremden zum Helden des Liedes zu machen, das war von jeher und allenthalben nur üppige Künsteley eines spätern Zeitalters, das sich von der Natur entfernt hatte.«

*) Eben so, wie über die Originalität, ist auch über den Verfasser, die Zeit der ersten Abfassung, die Quellen u. s. w. dieses Romans viel gestritten worden, ohne ein genügendes Resultat erzielen zu können. Da die darauf Bezug habenden Stellen ohnehin Jedem bekannt und oft genug citirt sind, so hielten wir eine wiederholte Nachweisung derselben für überflüssig. Neues wissen wir auch nichts beyzubringen, außer etwa eine, unseres Wissens, noch nirgends angeführte Stelle aus der Einleitung zum ersten Buche des Primaleon in der Venezianer Ausgabe vom J. 1534. Der Korrektor dieser Ausgabe, ein Andalusier, der auch die Korrektur einer Ausgabe des Amadis de Gaula besorgt hatte (ebenda, 1533) und Verfasser der »Lozana Andalusa,« eines Romans à la Celestina, sagt nämlich in der »Introduccion del primero libro de Primaleon fecha por el delicado (welches *Dunlop*, l. c. II, p. 59, komisch genug, als Francisco (?) *Delicado* zum Verfasser des Primaleon gemacht hat!) en este dechado de cavalleros corrigendolo en Venecia« fol 1.: A semejança del Mantuano Virgilio que por mas exaltar al Emperador su señor escriuió las batallas de Troya, *y por el consiguiente el que compuso Amadis de Gaula aplicando las cosas del rey don Fernando el magno en los Reynos de Inglaterra* etc. Der hat sich wahrlich nicht umsonst »el delicado« genannt! —

genden, Loosen an ihnen und unter einander doch so gewiß von einem und demselben Princip belebt und als Glieder eines organischen Ganzen durch innere Nothwendigkeit an einen bestimmt abgegränzten Kreislauf gebunden sind, wie die ihnen zum Grunde liegenden Begebenheiten, Zustände und Verhältnisse, als Lebensäußerungen derselben historischen Periode? Daher konnten diese älteren Gedichte wohl die Thaten eines Einzelnen ihres Heldenkreises, oder ein bestimmtes Verhältniß zum Gegenstand einer besonderen, ausführlicheren Behandlung machen; immer aber mußten sie von demselben Princip ausgehen, um denselben Mittelpunkt sich bewegen, und konnten die scharf gezogenen Gränzen ihres Kreises nicht überschreiten; daher sich gegenseitig ergänzend, verhielten sie sich zu einander nur wie die Gruppen und einzelnen Partien eines Gemäldes, und standen, wie die einzelnen Theile eines Kreises, zu ihrem Mittelpunkt im centripedalen Verhältniß. Der Amadis hingegen bildete ein in sich abgeschlossenes Ganzes; seine Entstehung dankte er dem glücklichen Einfall eines Einzelnen, und sein Princip war die individuelle Ansicht des Dichters; er hatte eine Haupthandlung, ein bestimmtes Ziel, aber keinen Mittelpunkt. Daher konnte er wohl nachgeahmt, eigentlich aber nicht fortgesetzt werden; und als man es dennoch unternahm, die späteren Produkte an die früheren anzureihen, gab es kein anderes Bindungsmittel, als eine neue Generation der älteren folgen zu lassen, die eben deßhalb in keinem tieferen, aus innerer Nothwendigkeit hervorgegangenen Verband unter einander stehen, als durch den Zufall der Zeugung zusammengewürfelte Ascendenten und Descendenten, und keine wesentlichere, von höherer, geistiger Einheit zeugende Gleichheit der Züge an sich tragen, als die eben nur die materielle Beschränktheit der Schöpfer beweisenden Familienähnlichkeiten Die Amadis-Romane bilden keinen organischen Sagen-Cyclus; sie sind wie die einzelnen, für sich bestehenden Porträte eines Ahnensaales, die, wenn man den Stammbaum verliert, und auf das Kostüm keine Rücksicht nimmt, man willkürlich bald so, bald anders an einander reihen kann, ohne gegen einen inneren Zusammenhang zu verstoßen. Sie ließen sich daher auch ins Unendliche, Unbegränzte vermehren, wie die Generationen, so lange nämlich die Zeugungskraft und die Lust, sich fortzupflanzen, nicht mangeln; sind aber eben deßhalb auch ein bloßes Aggregat von Einzelnheiten, die im Verhältniß zu ihrem Ausgangspunkt und zu einander in centrifugaler Richtung sich fortbewegten, und endlich ins Formlose sich auflösen mußten.

Doch um wieder zu dem respektablen Ahnherrn dieser zahlreichen Familie zurück zu kehren, mit dem wir es doch eigentlich

hier nur zu thun haben, so kündigt er sich, abgesehen von seinem Ursprung und den an ihn sich reihenden Nachahmungen, schon durch Inhalt und Form als ein gleich anfänglich in Prosa abgefaßtes Produkt einer späteren Zeit an. Zwar ist der Gegenstand des Amadis, wie der der älteren Rittergedichte, zunächst ebenfalls das allgemein europäische Ritterthum; aber wie ganz anders ist es in beyden aufgefaßt! — In den älteren Gedichten und Romanen aus dem bretonischen und fränkischen Sagenkreise erscheint es noch in seiner ursprünglichen, rauhen, ja derben, aber großartigen Natürlichkeit, in kecken, treuen Umrissen nachgebildet, und durch das lebendige, religiöse oder politische Princip zu einem universalhistorischen Moment erhoben. Das Ritterthum im Amadis hingegen ist ein künstlich raffinirtes, ideell potenzirtes, mit vieler Sorgfalt ins Einzelne ausgemalt, aber so nie wirklich dagewesen, und daher eine hohle, todtgeborne Form ohne ein belebendes Princip und einen realen Zweck. Eine solche Auffassung desselben konnte aber nur in der Zeit seines beginnenden Verfalles Statt finden; denn nur wenn die Wirklichkeit nicht mehr genügt, sucht man sie durch Idealisiren zu heben.

Nächst dem Ritterthume, ja noch als ein ergänzender Theil desselben erscheint die Geschlechtsliebe im Vordergrunde; aber auch diese zeigt sich schon unter einer ganz anderen Form im Amadis: es ist nicht mehr der mächtige, alle Schranken durchbrechende Naturtrieb, der mit geheimer, unwiderstehlicher Gewalt, wie durch einen Zaubertrank (Tristan und Isault), gerade den Mann und dieses Weib an einander fesselte; aber, durch altgermanische Sitte und das Christenthum veredelt, sich dennoch einer höheren Macht, der weiblichen Anmuth und Schönheit, unterwarf, das stärkere Geschlecht dem schwächeren huldigen, es gegen rohe Gewalt beschützen, und dessen Lob und Gunst, als den schönsten Kampfpreis, erstreben machte. Im Amadis erscheint diese Liebe, obgleich Haupttriebfeder der ganzen Handlung, schon mehr als ein conventionelles Erforderniß, eine verliebte Narrheit, eine eigensinnige Grille, nicht das Weib als solches, sondern die schönste Prinzessin zur Herzensgebieterin zu erkiesen, die huldigende Anerkennung weiblicher Anmuth wird zur unmännlich possenhaften Sklaverey, das Streben nach dem Lobe und der Gunst der Schönen durch adeliges Thun zur phantastisch-förmlichen Galanterie und steifen Etiquette, die Sprache des Herzens zu wohlgesetzten, zierlichen Phrasen, der Ausdruck der Leidenschaft zum abgemessenen Pathos, und selbst der unwillkürliche, durch die Macht des Verhängnisses hereinbrechende Wahnsinn (Iwain) zur launenhaft selbsterzeugten und selbst-

peinigenden Verrücktheit; und sucht der Dichter für so viele Unnatur, gleichsam unwillkürlich, durch den Gegensatz zu entschädigen, so sinkt er in seinem Galaor zur gemeinen Wirklichkeit, zur Libertinage herab. Eben so erscheint die andere Seite des Ritterthums, das Verhältniß der großen Vasallen zu ihrem obersten Lehnsherrn und das Feudalsystem zum Königthum im Amadis schon in einer ganz anderen Form. Im bretonischen Sagenkreise ist Artus nur durch größeren Länderbesitz von den übrigen Rittern unterschieden, und sein glänzenderer Hofhalt nur fesselt sie an ihn; sonst aber ihr völlig gleicher Genosse an derselben runden Tafel, d. i. einer solchen, die ihrer Form nach nicht einmal einen ausgezeichneten erhöhten Ehrenplatz gestattete. Der fränkische Cyclus zeigt uns das Königthum im Kampfe mit den übermächtigen, großen Kronvasallen, die nur ungern eine höhere Macht über sich erkennen, häufig und oft glücklich gegen dieselbe sich auflehnen und dessen schlecht verhüllte Schwäche zum Temporisiren und Kapituliren zwingen. Im Amadis erscheint dagegen das Königthum schon als eine wohlbegründete, absolut höhere Potenz, die Ersten des Reiches sind gegen dasselbe doch nur Unterthanen, Lisuarte regiert nach Laune, hört wohl seine Räthe an, aber läßt sich nicht durch den Ausspruch der Pairs bestimmen; dem Könige gegenüber ist Treue die höchste Pflicht, nur Amadis, als unabhängiger Fürst, darf ihn herausfordern, Galaor, des Königs Vasall, ficht auf dessen Seite gegen seinen eigenen, innig geliebten Bruder. Vergleicht man endlich den Amadis in Rücksicht auf Darstellung und Styl mit den älteren Rittergedichten und selbst den späteren, aus ihrer Auflösung hervorgegangenen prosaischen Romanen, so wird sich eine eben so große Verschiedenheit ergeben. In diesen herrscht fast durchaus ein einfacher, anspruchsloser Erzählungston; doch wird der Gang der Erzählung häufig durch Episoden unterbrochen, Abenteuer folgen auf Abenteuer, die oft lose genug zusammenhängen, was ihnen ein rhapsodisches Aussehen gibt; die Beschreibungen sind meist gedrängt, manchmal nur flüchtig skizzirt, aber oft wahrhaft pittoresk, von großer Anschaulichkeit und Naturtreue; die sparsam angebrachten Reden und Dialogen nur kurz und ohne rhetorischen Schmuck, aber leidenschaftlich-lebendig, derb-kräftig, charakteristisch-naiv, wie der unwillkürliche Ausbruch des überströmenden Gefühls; die Sprache ist noch roh und ungelenk, arm an Wendungen, und daher noch zu ungeschmeidig zur künstlicheren Struktur des Periodenbaues; aber ausdrucksvoll, reich an Onomatopöien, und nicht ohne Numerus, natürliche Anmuth und Frische. Und haben auch die späteren prosaischen Romane manche Veränderungen in der Darstellung,

und in Rücksicht des Styls und der Sprache natürlich eine noch bedeutendere Umbildung erlitten, so sind die ersteren doch leicht als neuere Zusätze und Einschiebsel, und trotz der letzteren der ursprüngliche, poetische Grundton und selbst die alterthümlichen Wendungen noch vielfach erkennbar. Nicht so im Amadis; in diesem ist die Erzählung viel zusammenhängender, flüssiger; aber auch viel weitschweifiger, wortreicher und manierirt; die eingewebten Episoden stehen nicht so vereinzelt in kaum merkbarer Verbindung mit der Haupthandlung, sie sind vielmehr wohlberechnet zu dem folgerechten Entwicklungsgange derselben; die Beschreibungen sind viel sorgfältiger, oft mit ermüdender Ängstlichkeit bis ins Einzelne ausgeführt; haben aber eben deßhalb weit weniger Totaleffekt, verlieren durch das Verwaschen der Farben an Frische des Kolorits, und durch gesuchte Künsteleyen und phantastische Ueberladungen an innerer Wahrheit und Natur. Mit besonderer Vorliebe werden Reden und Gespräche angebracht, meist von bedeutender Länge, mit unverkennbarem Streben nach Eleganz und rhetorischer Ausschmückung und nicht ohne einen bedeutenden Grad von Kunstfertigkeit; aber eben dadurch oft wahre Geduldproben für den Leser, der sich durch einen Schwall von zierlich gedrechselten Phrasen, pathetischen Redensarten und affektirt-pretiösen Komplimenten hindurch arbeiten muß, um »der langen Rede kurzen Sinn« herauszufinden. Natürlich fordert eine solche Darstellung eine weit ausgebildetere, geschmeidigere und feiner Nüancen fähige Sprache und einen in der Kunst des Periodenbaues und der zierlichen Wortfügung geübten Styl, deren sich in der That der Amadis auch rühmen kann, daher er lange Zeit für ein stylistisches Musterbuch galt, und zum Theile noch gilt. Dabey ist er reich an Sentenzen und moralischen Tiraden, und hat überhaupt schon einen d i d a k t i s c h e n Zuschnitt.

Sollte auch der Amadis in der Form, in der er auf uns gekommen ist, vielfach das Werk seines späteren Ueberarbeiters, Garci Ordoñez de Montalvo, seyn, so könnten doch, wenn er ursprünglich einen wesentlich anderen Grundcharakter gehabt hätte, nicht alle Spuren so gänzlich sich verwischt haben. Dieses alles zusammengenommen, läßt sich daher mit Bestimmtheit behaupten: daß der Amadis das r e i n s u b j e k t i v e Gebilde der Phantasie eines Einzelnen sey; daß er in einer Zeit verfaßt wurde, in welcher die ursprünglich epische Richtung bereits durch andere verdrängt, und das Ritterthum seinem Verfalle nahe war, also frühestens im v i e r z e h n t e n J a h r h u n d e r t; daß er also gleich a n f ä n g l i c h i n P r o s a niedergeschrieben wurde, nicht um g e h ö r t, sondern um g e l e s e n zu werden; und daß endlich der Verfasser desselben wohl die Gedichte der älteren

Sagenkreise gekannt, ja vielfach nachgeahmt, aber eine ganz **neue Bahn** in **entgegengesetzter** Richtung eingeschlagen habe, die seine weniger begabten Nachtreter natürlich in den **bodenlosen** Abgrund leiten mußte, und den **Untergang der ganzen Gattung** veranlaßte.

Wenn aber trotz dieser falschen Richtung der Amadis einen so gewaltigen Eindruck gemacht, und ungeachtet des Mangels einer unverwüstlich lebendigen Grundlage sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, so spricht das wohl hinlänglich für das große Talent seines Verfassers, dessen ungemeine Schöpfungskraft und den absoluten Werth dieses Buches; so daß **Cervantes** ohne Uebertreibung davon sagen konnte: »es *el mejor* de todos los libros, que de este genero se han compuesto, y asi como *á único en su arte* se debe perdonar« *(Don Quixote*, Parte I, Cap. 6). Es wird auch stets eine ausgezeichnete Stelle in der Literatur behaupten, während die unzähligen Nachahmungen desselben längst schon und, wenige ausgenommen, mit vollem Rechte der Vergessenheit übergeben, und aus dem Tempel der Musen in die literarische Polterkammer fortgeschafft worden sind *), wo sie höchstens zur Augenweide der Bi-

*) Daß die Amadis-Romane, ungeachtet ihrer Unnatur und verkehrten Richtung, mit so allgemeinem Beyfalle aufgenommen wurden, und so lange als die fast ausschließende Lieblingslektüre von ganz Europa und gerade am meisten unter den höheren Ständen sich erhielten, dankten sie großentheils dem glücklichen Zusammentreffen ihrer ersten Erscheinung mit mehreren günstigen äußeren Umständen und der totalen Veränderung des Zeitgeistes; so namentlich ihrem beynahe gleichzeitigen Bekanntwerden mit der Erfindung der Buchdruckerkunst, dem Eindringen der Türken in Europa, der Eroberung von Amerika und dem Uebergange aus dem Mittelalter in die moderne Zeit. So gewährten sie dem nun mehr lese- als hörlustigen Publikum einen willkommenen Ersatz für die älteren Rittergedichte, vor denen sie außer der bequemeren Form und dem leichteren Verständniß auch den Reiz der Neuheit voraus hatten; so sympathisirten sie durch die Verlegung ihres Schauplatzes nach Griechenland und unbekannten Welttheilen und durch ihren mährchenhaften, phantastischen Charakter viel besser mit der durch den zauberartigen Untergang des alten Byzanz und der traumähnlichen Entdeckung einer neuen Welt voll Abenteuer mächtig aufgeregten Phantasie des staunenden Abendlandes; so genirten sie durch ihr ideales Ritterthum und ihre überschwengliche Galanterie den unritterlich und frivol gewordenen Adel viel weniger, da eben ihre Unnatur, als das handgreifliche Zerrbild **jeder** Wirklichkeit, die Entschuldigung der eigenen Gemeinheit erleichterte. In Spanien trat außer diesen allgemein günstigen, hier aber natürlich in erhöhtem Grade wirkenden Verhältnissen noch der Umstand hinzu, daß sie die ersten nationalen Erzeugnisse der Art waren (erst seit

bliomanen und Raritätenjäger noch dienen *), oder im besten Falle für die poetischen Ketzereyen ihrer Verfasser noch einiger-

den Amadissen wurden auch die Ritterromane aus den älteren Sagenkreisen häufiger übersetzt und mehr bekannt); ja sie würden hier zu wahren Volksbüchern, wie Spanien keine anderen hat; denn das lesende Publikum bestand hier fast durchgehends aus Hidalgos, für welche eben solche »Espejos de Caballeros« volksmäßig waren.

*) Vgl. außer den bekannten älteren Werken und allgemeinen bibliographischen Handbüchern die bis jetzt vollständigste Uebersicht aller spanischen Ritterromane im: *Repertorio Americano*. Londres, 1827. 8. Tom. IV, p. 29 sg. (von Salvá); — und: Obras de D. Leandro Fernandez de *Moratin*, dadas à Luz por la Real Academia de la Historia. Madrid, 1830 — 1831. 8. Tom. I. Origenes del Teatro Español. Parte I. p. 93 — 98. — Ueber die Amadis-Romane insbesondere den trefflichen Aufsatz von F. W. Val. Schmidt in den Wiener Jahrbüchern, Bd. XXXIII, S. 16 ff. — Exemplare dieser Romane, und vollends vollständige und guterhaltene, sind in Spanien noch viel seltener aufzufinden, als auswärts, und selbst die k. Bibliothek zu Madrid ist verhältnißmäßig arm daran (S. *Salvá*, l. c. p. 32 — 33 und Catalogue of Span. Books. London, 1826. Nro. 60); denn als wahre Volksbücher wurden sie hier im eigentlichen Sinne durchgelesen. Die k. k. Hofbibliothek besitzt die meisten dieser Romane in den ältesten und seltensten Ausgaben der spanischen Originale und in zahlreichen Uebersetzungen. Hier genüge es nur beyspielsweise das vielleicht einzige Exemplar der ersten Ausgabe des Palmerin de Oliva anzuführen, und da weder einem spanischen noch auswärtigen Bibliographen nicht einmal die Existenz dieser Ausgabe bekannt ist, es näher zu beschreiben. Bisher hielten nämlich alle Bibliographen die zu Sevilla im J. 1525 erschienene für die Editio princeps; das in Rede stehende, vortrefflich erhaltene Exemplar der k. k. Hofbibliothek ist aber von einer um vierzehn Jahre älteren Ausgabe. Wir wollen es daher genauer beschreiben. Auf der Vorderseite des Titelblattes ist ein Holzschnitt, darstellend innerhalb eines arabeskenartig verzierten Rahmens das Wappen des Hauses Córdova. Ober demselben ein aufgerolltes Band mit der Devise: Sine ipso factum est nihil; unter demselben folgender Titel: El libro del famoso y muy esforçado cauallero Palmerin de oliuia. Cum priuilegio. Auf der Rückseite des Titelblattes beginnt die Dedikation: Al illustre y muy magnifico señor don Luis de Cordoua hijo del muy illustre y magnifico señor don Diego Hernandez de Cordoua, conde de Cabra etc... Diese nimmt noch fast die ganze Stirnseite des nächsten Blattes ein, dessen Rückseite leer ist; am Rande derselben befindet sich das Privilegium: Libro del famoso Cauallero Palmerin de Oliuia con priuilejo real que ninguno lo pueda enpremir en estos reynos ni traerlos (sic) a vender de fuera dellos por espacio de deys (sic) años primeros siguientes que se cuentan desde diez y siete de Diziembre de

maßen Genugthuung geleistet haben, indem sie das Auto de fe eines so großen Genius, wie des unsterblichen Schöpfers des

mill y quinientos y onze años en adelante so pena de cien mill maravedis para la camara y fisco de su alteza y los libros perdidos el qual fue tasado por los señores del su consejo a cinco reales de plata por cada vn volumen. Mit dem unmittelbar darauf folgenden Blatte I beginnt der Text (die Blattzahlen sind jedoch äußerst unrichtig, viele doppelt, manche zurückgezählt, oft aber wieder ganze Reihen übersprungen, so daß das letzte Blatt statt der richtigen Zahl 152 die Nummer CLXXII trägt; — richtig hingegen ist die Folge der Signaturen a — t, jeder Buchstabe zu acht Blättern; ohne Kustoden; mit gothischen Lettern in zwey Kolumnen) und endet auf Fol. CLXXII. (eigentlich 152), dessen Rückseite leer ist. Eben da findet sich gleich nach vollendetem Texte folgende Angabe des Druckortes und Druckjahres: Acabose esta presenta (sic) obra en la muy noble ciudad de *Salmantia* a. XXII dias del mes d'Deciembre del año d'l nascimiento d' nuestro señor iesu cristo del *mil y quinientos y onze* años (1511); woran sich unmittelbar die von Dunlop (l. c. II, p. 58) erwähnten, von Salvá aber, wenigstens in Rücksicht des spanischen Originals, bezweifelten lateinischen Verse reihen, aus denen sich wirklich ergibt, daß ein Frauenzimmer diesen Roman verfaßt habe. Sie haben die Aufschrift: *Jo. augur* transmierenn. hac (sic) ad lectorem (s. über diesen Johannes Augur von Trasmiera in der Nähe von Burgos: Nic. *Antonio*, Bibl. hisp. nova, Tom. I, p. 639), und preisen in barbarischem, noch überdieß durch Druckfehler entstelltem Latein und in schwülstigen mythologischen Anspielungen die hohe Vortrefflichkeit und den großen Nutzen dieses Romans, prophezeyen dem besungenen Helden desselben, als dem erlauchten Ahnherrn eines neuen Heroengeschlechtes (»Inclitus ... pater palmarum «), unsterblichen Ruhm (»palmarum nomen in orbe manet«), empfehlen aber vor Allem dringend den Ankauf des Buches (»Hunc emas emptor: consulo: crede mihi«) und die wiederholte Lesung desselben (»Nocte dieque librum volue: reuolue, lege«). Die Stellen, die sich auf die Verfasserin beziehen, sind folgende:

— — — — — — colligc flores
quos seuit, quos dat *femina* corde tibi
— — — — — — — — —
Hunc lege quo tractat *femina* multa sua.

und endlich der nicht minder bescheiden lobende Schluß, woraus zugleich zu erhellen scheint, daß ein Sohn der Verfasserin die militärische Partie des Romans redigirt habe:

Quanto sol lunam superat *nebrissaque* (Lebrija) doctos;
Tanto ista hispanos femina docta viros,
Rumpe moras emax, felix si ceperis istum (librum),
Mox doctus, sapiens, belliger arma scies.
Femina composuit: generosos atque labores
Filius altisonans scripsit et arma libro.
Si librum cernis narrantem proelia chartis
Excussus iam stat: emero quisque potest.
Perlego ne timeas certaminis alta duella.
Palmarum flores recipe, amice, manu.
Cum Preuilegio.

sinnreichen Junkers von la Mancha, verherrlichen halfen! — Doch die weitere Entwicklung der unmittelbaren und mittelbaren Nachwirkungen dieses »Dogmatizador de una secta tan mala« auf die spanische und gesammte europäische Literatur findet erst in den folgenden Epochen ihren schicklichen Platz; wir aber schließen die erste Epoche der kastilischen Kunstpoesie mit diesem, in stylistischer Rücksicht vollendetstem Werke derselben.

Werfen wir nun noch einen Rückblick auf diese ganze Epoche, so sehen wir einerseits auch die kastilische Kunstpoesie von der rein-epischen Richtung ausgehen; in Folge der naturgemäßen Fortbildung des menschlichen Geistes überhaupt und des Zeitgeistes insbesondere die didaktische hinzukommen, ja allmälich die Oberhand gewinnen, doch nicht ohne vielfach epische Elemente in sich aufzunehmen; das Epische selbst aber zuletzt in seine beyden Faktoren, das objektive Reproduziren einer historisch-lebendigen Grundlage und das ideale Auffassen des Angeschauten als einer Einheit, sich auflösen, und jeden derselben getrennt und einseitig sich gestalten: den einen zur bloßen Chronik, der prinziplosen Zusammenstellung des Geschehenen nach keiner höheren Einheit als der Gleichzeitigkeit, den anderen zum bloßen Roman, der haltlosen Darstellung einer rein idealen Welt ohne eine äußere, reale Grundlage, welcher Ungebundenheit des Stoffes natürlich auch eine ungebundene Form, die Prosa, besser zusagte. Andererseits zeigen sich schon immer deutlicher die Spuren einer neuen Richtung, der lyrischen, die in der nächsten Epoche auch wirklich die vorherrschende wird *).

Bekanntlich ist die erste Fortsetzung dieses Romans, der »Primaleon,« von derselben Hand, wie sich aus der Dedikation des Letztern ergibt, dessen poetischer Epilog ebenfalls eine Dame von Burgos als Verfasserin angibt (por *mano de dueña*... es de *Augustobrica* aqueste labor). Der obenerwähnte Korrektor der Venetianer Ausgabe vom J. 1534 des Primaleon sagt von dieser Dame (Introd. del 3° libro; fol. 177.): Y es opinion de personas que fue *muger la que lo compuso*, *fija de un carpintero*....«

*) Im Einverständnisse mit der Redaktion haben wir die fernere Entwicklung der kastilischen Kunstpoesie bis zum Anfange des sechzehnten Jahrhunderts und die Darstellung der Volkspoesie für einen zweyten Artikel aufgespart, der seiner Zeit folgen soll.

Ferd. Wolf.

Art. III. 1) Nimrod, a discourse on certain passages of history and fable. London 1828. 3 Bände. I. Bd. 524 S., II. Bd. 676 S., III. Bd. 580 S. Oktav.

2) *Yakkun Nattannawa:* a cingalesse poem, descriptive of the Ceylon system of Demonology to which is appended the practices of a *Capua* or Devil Priest as decribed by a Budhist: and *Koolan Nattannawa* a cingalesse poem descriptive of the characters assumed by natives of Ceylon in a masquerade, translated by *John Callaway,* late missionary in Ceylon; and member of the oriental translation fund, illustrated with plates from cingalese designs. London 1829. Großoktav. 69 Blätter.

3) Die Kabiren in Deutschland, von Karl Barth, königl. bayerischem Geheimenrath. Erlangen 1832. Oktav. 402 S.

4) Handbuch der klassischen, germanischen und der damit verwandten Mythologieen, für höhere Lehranstalten, für Studierende und Künstler bearbeitet von Dr. G. P. Rauschnik. Leipzig 1832. Oktav. 516 S.

Von diesen vier mythologischen Werken ist das zweyte und kleinste englische, welches von dem Uebersetzungsausschusse der asiatischen Gesellschaft zu Tage gefördert worden, bey weitem das wichtigste, und enthält troß seiner kleinen Seitenzahl drey verschiedene gereimte Werke, nämlich: erstens ein System der Dämonologie auf Ceylon, zweytens das Rituale eines dortigen Teufelspriesters, und drittens ein tschingalesisches Gedicht, welches die bey den Festen der Bewohner Ceylon's üblichen Masken beschreibt. Wir beginnen mit dem letzten, weil dasselbe, im Zusammenhange mit dem Artikel über das chinesische Theater, die Gelegenheit darbeut, die dort gegebene Zusage einer weiteren Erörterung des Ursprunges des morgenländischen und vielleicht auch des griechischen Theaters zu erfüllen. Maskeraden sind das Hauptvergnügen der Bewohner von Ceylon, sie zählen nicht weniger als sechzehn geregelte Aufzüge derselben. Die regelmäßigen Maskeraden beginnen mit der Nacht und enden erst mit Anbruch des Tages; ein Schläger des Tongtong (Tomtom), der großen, mittels eines hölzernen Hammers geschlagenen chinesischen Metallscheibe, verkündet die Ankunft des Maskenaufzugs. Der Prolog wird gelesen, die Schauspieler treten vor, und während diese die ihnen durch ihre Larve auferlegte Rolle durchspielen, stehen zwey von Fackeln begleitete Sänger auf, welche den Commentar der mimischen Vorstellungen antiphonirend absingen. Man sieht, daß dieß die Wiege des indischen und chinesischen Theaters, aber vielleicht auch die des griechischen, indem auch die dramatischen Gedichte des Thespis eine Art solcher Maskenaufzüge gewesen seyn dürften:

Dicitur et plaustris vexisse poëmata Thespis
Qui canerent agerentque peruncti faecibus ora.

Hr. Eduard Upham hat an den Missionär Callaway ein von diesem seiner Uebersetzung des Larvengedichtes vorausgeschicktes Schreiben über den Ursprung der Larven gerichtet, worin er den Zusammenhang der indischen und griechischen Larven, welche letzte zur Zeit des Aeschylus zuerst in Gebrauch gekommen seyn sollen, aus der Verwandtschaft des ägyptischen Maneros mit dem Eros des Menu, und aus der Verwandtschaft der Todtenklage des Osiris, Adonis, Attis und Dionysos, mit der Klage Rheti's, der Gemahlin des indischen Liebesgottes, darzuthun sich bemüht. Nach Upham sind die Larven nichts, als der Typus der Seelenwanderung, wodurch dem Zuschauer die Veränderungen und Formen, welche das Lebensprinzip in den verschiedenen Stationen seines kosmischen Daseyns durchläuft, dramatisch dargestellt wird.

»Der Leib ist eine durch den Tod weggeworfene Larve, wo dann für den Lebensfunken (Winganas Kandaja) ein anderes Fuhrwerk bereit ist, welches derselbe ergreift, und nach der Lehre der Budhisten nicht eher das eine Ende seines vorigen Fuhrwerkes verläßt, bis er das des neuen ergriffen. Veränderungen und Verwandlungen, wie sie von Zaubern bewirkt wurden, waren wirkliche Masken oder Illusionen, und waren, wenn mit Grausamkeit verbunden, entehrende Strafen, während nach der Lehre des Budhismus den Besitzern überirdischer Kräfte, als den Naga oder Schlangen und den Rachschen oder Recken, die Macht der Verwandlung als ein göttliches Vorrecht beywohnt.«

Wir glauben, daß sich die Verwandtschaft der indischen Masken mit den griechischen auf einem weit einfacheren, als dem von Hrn. Upham gewählten Wege nachweisen läßt. Ueber den indischen Ursprung des Dionysos hat bereits Creuzer[1]) das Nöthige gesagt, und der Verfasser der Kabiren in Deutschland (S. 96) ist eben so ausführlich darüber. »Nach dem Etymolog. magn. heißt Dionysos auch Deunysos, in dem Sanskrit ist Deva Gott und nischa Nacht, der Nacht-Gott ist der aus derselben hervorgegangene« Dagegen ist bemerkt worden, daß Devanisi eine sprachwidrige Composition, Nisi deva heißen müsse, aber auch diese, dem Genius der Sanskrit entsprechende Zusammensetzung läßt sich in dem persischen Nuschdaru erkennen, welches ein Name des Weines[2]); die Faunen und

---

[1]) Symbolik, III. Theil, S. 122

[2]) Aus Meninski ist Nuschdaru zwar nur als Bezoar und aus dem Schahname als Arzney bekannt, aber Ferheng Schuuri sagt ausdrücklich, daß die zweyte Bedeutung desselben die des

Satyren, welche den Siegeszug des indischen Bacchus begleiteten, sind die Larven von Dämonen, wie sie noch heute in den Maskenaufzügen von Ceylon vorgestellt werden, und in Griechenland hießen die Schauspieler, wie bekannt, die dionysischen Künstler. Creuzer sagt hierüber: »Wie er (Dionysos) »die Götterkräfte entfesselt, so entfesselt er die Phantasie der »Dichter; die Dramatiker besonders sind des Dionysus Künstler« *). Einleuchtender, als diese entfernte allgemeine Erklärung, scheint uns die nähere spezielle, daß die Schauspieler so hießen, weil sie ursprünglich die Masken des dionysischen Triumphzuges vorstellten.

Den Ursprung der Maskeraden erzählt die Einleitung des Koolan Nattannawa (welchem zur Probe eine Seite tschingaleisischen Textes im Steindrucke gegenübersteht) auf die folgende Weise: Piliat, die Gemahlin des obersten Herrschers von Dambe Diwa, hatte in ihrer Schwangerschaft so große Lust nach einer Maskerade, daß ihr Gesicht ganz entstellt, ihr Busen welk ward. Eine gutmüthige Göttin, Bewohnerin des Pallastes, trug dem Gott Sekraja das Anliegen vor, und dieser befahl sogleich dem Gott der Schaulust und Curiositäten, für die Königin Masken zu verfertigen. Der Gott der Curiositäten begab sich in den Garten des Königs, schnitzte Masken aus Sandelholz, und legte sie mit dem Buche Koolan Nattannawa in dem Garten nieder; der Gärtner lief zu dem König mit der Nachricht, eine Menge von Teufeln wären in den Garten eingedrungen. Der König begab sich mit zahlreichem Gefolge dahin, und war, als er die Masken und das Buch fand, überaus froh; am folgenden Tage wurde die Maskerade aufgeführt, und die Erklärung des Buches dazu abgesungen zum großen Vergnügen der Königin. Dieß ist der Ursprung der Larven und Maskenaufzüge, welche seitdem das Vergnügen der Bewohner Ceylons. Die Masken des Koolan Natannawa sind sieben, erstens der Vogel Gurula, zweytens der Dämon Beheria, drittens die Triumphpforte des Gottes Anageja,

---

Weines sey, und bringt als Belege das folgende Distichon Urfi's bey:

نوشدارو نشأة علت نهد درجان ما

در خمار معجز افتد عیسی از درمان ما

Es goß das Nuschdaru (der Wein) den Rausch in unsre Seele ein,
Der Kopf beschwert von Weinessaft, erheischt Herrn Jesus Wunderkraft.

*) Διονυσιακοὶ τεχνίται oder οι περι του Διονυσου τεχνίται.

viertens die Maske Wierebaddene, fünftens die der großen Begräbnißstätte, sechstens die des Todes, siebentens die des Dämons Pana Nanda Girre. Den Uebergang aus diesen Maskenaufzügen zum wirklichen Drama erklärt am besten der Eingang des Koolan Nattannawe, in welchem der Leser, ein Leskerin [1]) (Soldat) und sein Weib über das, was vor ihren Augen vorgeht, mit einander sprechen.

1) Der Leser. »Komm, Leskerin, schnell mit Schwert und Schild in der einen Hand und einem Stocke in der anderen.«

2. 3) »Siehe, der Leskerin kömmt! Ey, wie hast du gefochten! Deine Augen und deine Nase tropft von Blut, du bist ganz gelähmt; sieh nur, wie der Leskerin tanzt, nachdem er sein Geschäft geendet.«

4) Das Weib des Leskerin. »Woher kommst du Leskerin, mit einem Schwert und einem Stock in der Hand? Warum hinkst du, was ists mit dir? Deine Lippen, Ohren und Nase sind gräulich anzuschauen.«

5) Der Leskerin. »Ich bin der Mann, der mit den Malabaren focht, ich focht tapfer und wurde gefangen; wiewohl ich aber meine Nase verloren und meine Lippen zerschlagen, so bin ich doch dein Mann, dein Sklave mit Namen Gampilli.«

6) Das Weib. »Mein Mann ist ein hübscher Leskerin von Gampilli, wenn er die Wache des Königsthors versieht, so kehrt er bald wieder zurück, du bist aber ein alter Krüppel, der seine Lippen und Nase verloren; wenn du also sagst, ich sey dein Weib, so will ich dich ins Gesicht boxen so viel ich kann.«

7) Leskerin. »Hast du nicht von der Schlacht gehört auf dem Felde von Gampilli, wo ich nicht allein, sondern Hunderte mehr ihre Nase verloren haben, und weil deine Augen trüb, sagst du, du kennst mich nicht; nichts desto weniger bin ich dein Mann, ein wohlbekannter Mann im Lande, wiewohl ich meine Nase verloren.«

8. 9) Der Leser. »Sieh, nun kömmt der Tongtongschläger mit der Trommel auf den Schultern, in alte Lumpen gekleidet, sein Maul mit seinen Händen bedeckt. So kömmt er, und steht inmitten der Versammlung, und begehrt Erlaubniß, die Trommel zu schlagen, um Kunde zu geben; er hat demnach die Trommel geschlagen wie ein Donnerstreich, zu sagen: Die Masken kommen gleich.«

10) »Mit der Trommel auf einer Schulter und mit fünf musikalischen Instrumenten auf der anderen, nimmt er einen Stock in die Hand, und wie er geht mit dickem Fuß, sein Leib erzittern muß.«

11) »Siehe, wie der Schelm kömmt, mit dem Stocke in der Hand und der Trommel auf der Schulter! und wie er stolpert mit dickem Fuße.«

12) »Er kömmt mit der Trommel über die Schulter hangend, kühn einherschreitend mit dickem Fuße; er ist ein Mann mit breitem Vorderzahn« [2]).

---

[1]) Lascorine ist das verderbte persische Leschkeri, ein Kriegsmann, von Leschker, Herr.

[2]) He is a butter-tooth man.

13) »Er nimmt sich zusammen und steht in der Mitte der Versammlung; und nachdem er das eine Ende der Trommel umgedreht und geschlagen einen Streich wie wenn der Donner einschlägt, macht er kund, was befiehlt seines Königs Majestät«

14) »Frägst du mich um den Charakter dieses Kerls? es ist nicht bekannt, welchem Lande er angehört, er prahlt sehr mit seiner Geschicklichkeit, ist aber nichts desto weniger sehr geschickt im Tongtongschlagen.«

15) »Es ist ein alter Mann gekommen den Tongtong zu schlagen, weiß von Person mit einem langen Kinn, taumelt er längs der Wand mit einem Stock in der Hand.«

16) »Er hat kupferfarbes Haar und ist in Tuch gekleidet; er hat einen Buckel und einen ekelhaften dicken Fuß, eine Trommel auf der Schulter und einen Spazierstock in der Hand; er ist ein alter Mann, den Tongtong zu schlagen gekommen, wie es seiner Kaste unbenommen.«

17) »Sobald als man wußte, daß der König komme, errichtete man eine große Menge von Lauben, und behing sie mit Schattenzelten und Tüchern: auch sah man bey Seiten viele andere Seltsamkeiten«

18) »Man hat Bogen und Platanenlaube geschmückt, man hat Betten und Bettüberzug mit Tischen und Sesseln bereitet, und so viel eingelegt von Eßwaaren, als aufzufinden waren.«

19) »Man hat Lampen, Oehl, Fackeln, Kerzen, Betel und Arekanüsse, Tschenam, Kampfer, Honigmangos, Papageymangos, Platanen, Paluwirfrüchte, Granatäpfel und alle Arten von Früchten vorbereitet.«

20) »Ihr habt den Befehl, Betten, Sessel, Oehl, Lampen, heißes Wasser, Kampfer, Betel und alles andere zum Empfange des mächtigen Königs zu bereiten.«

21) »Eine junge und schöne Schlangenjungfrau, welche in der Welt der Schlangen wohnt, kömmt nun in diese Versammlung.«

22) »Sie kömmt mit der Gestalt des Schlangenkönigs auf ihrem Kopfe, mit drey Weiberhauben um den Kopf gebunden, die auf eine wohlgefällige Weise gewunden.«

23) »Diese Jungfrau hörte die lieblichen Gesänge der Männer dieser Gegend, liebte sie und kam hieher.«

24) »Das Gesicht dieser schönen Jungfrau ist gleich dem Monde, und sie trägt den Schlangenkönig auf ihrem Kopfe; wer kann sie sehen, ohne sie zu lieben.«

25) »Der Vogel Gurula, welcher Schlangen frißt und in die Welt der Klapperschlangen eindringt, kömmt in diese Versammlung.«

26) »Seine Farbe ist grün, er hält eine Schlange in seinem Schnabel, und die Jahre aller derer, welche den Gurula hören, werden verlängert werden.«

27) »Der Gurula kömmt durch die Luft geflogen, wie der Teufel brüllend und eine Schlange nagend, sein Gesicht ist grün, wie das Gesicht eines Teufels.«

28) »Nachdem er in die Welt der Schlange eingedrungen und sie mit dem Schnabel gefaßt und das Wasser des Meeres getheilt und seine Macht gezeigt und in der Versammlung getanzt, kommt Gurula, um die ihm dargebrachten Opfer zu empfangen und alle Verderbtheit zu verjagen.«

29) »Durch den Anblick der von Gurula gewirkten Wunder waren alle Augen erstaunt, und jetzt, nachdem der Gurula die Gestalt eines Teufels angenommen, das Wasser des Meeres mit seinen Schwingen getheilt und die ihm dargebrachten Opfer angenommen hat, ist ihm erlaubt, sich zu entfernen.«

30) »Der berühmte Gurula kommt fliegend und sein rothes Maul schrecklich geöffnet.«

31) »Siehe, der Gurula kommt Schlangen ergreifend und Blut trinkend, und seine Macht und sein Ansehen entwickelnd.«

32) »Er hat zwey Hände, die wie goldene Ketten scheinen, sein Gesicht leuchtet wie Kerzenlicht, und wer den Gurula sieht, der dem Maskenaufzuge des Königs beywohnt, dessen Herz wird erfreut seyn.«

33) »Siehe wie der König Gurula tanzt mit der funkelnden goldenen Krone auf dem Haupte, in der Gestalt eines berühmten mächtigen Königs mit einer Schlange in seinem Maule.«

34) »Sehet ihr Herren dieser Versammlung, wie der Gurula in eurer Gegenwart tanzt, in vier und sechzig Kleider gekleidet, mit einer goldenen Krone auf seinem Haupte. Er reckt die Zunge heraus, mit seinen feurigen Augen sieht er zornig genug aus, um das Herz zittern zu machen. Er nimmt eine andere Schlange, und ohne die Zungen der beyden Schlangen zu schütteln, enthüllt er sie ihres Kopfüberzuges.«

35) »Hört mit Vergnügen und ohne Zorn von der Artigkeit des Gurula.«

36) »Sein Gesicht ist grün, sein Leib scheint wie Goldfarbe, er hält zwey Schlangen in seinen Klauen und ist so schön ausgestattet, als ein Gurula ausgestattet seyn soll.«

37) »Mit offenen Schwingen mit der Schlange im Schnabel ist die Maske des Gurula nach alter Gewohnheit gemacht.«

38) »Der Gurula macht wüthenden Lärmen wie ein Teufel und trägt fünf Kopfüberzüge von Schlangen, er kömmt zu dieser Versammlung und tanzt ohne Mißvergnügen. Seine zwey großen Augen schauen finster wie die eines Schäfers, um das Volk abzuhalten. Ihr alle von dieser Gesellschaft schaut, wie ein Teufel, der die Gestalt eines Gurula angenommen, tanzt.«

39) »Indem er eines Teufels Gestalt angenommen, alle Gegenden des Himmels und der Erde zu erschrecken, ist er in vier und sechzig Trachten gekleidet, mit dem Speer des Todes in seiner linken Hand; Feuer flammt von seinem Scheitel auf, mit Donnergebrüll, Blitzesleuchten. Der Donnerteufel in der Gestalt des Gurula kam hernieder und tanzte auf der Bühne.«

Hier endet die erste Scene oder Maske, nämlich die des Gurula, welcher wohl kein anderer, als der Garuda oder Adler, auf welchem Wischnu reitet. Die zweyte Scene ist angekündigtermaßen die Maske eines Dämons, welcher aber in der lieblichen Maske einer Gruppe von fünf Weibern erscheint.

40) »Fünf Weiber umschlingen und tragen einen Krug auf ihrem Kopfe, ihre Leiber scheinen wie Gold und Edelsteine; in dieser Gestalt kommt das Weib mit fünffachem Leib schnell hervor.«

41) »Ihre Brüste sind wie junge Gänse, sie sind in alle Arten

von Trachten gekleidet, und sie werden unfehlbar das Herz jedes Mannes anziehen. Komm vorwärts du Weibergruppe!«

42) »Nun kommt ein Weib aus fünf Weibern bestehend, deren goldener Leib leuchtet; sie ist mannigfaltig gekleidet, und dadurch dem Herzen wohlgefällig.«

43) »Siehe den Blumentopf auf dem Kopfe, und die Weiber stehen darunter, ihre Hände und Füße sind wie Stickerey in einander verschlungen. Das schöne Weib mit fünffachem Leib kommt zur Versammlung, und wird Geschenke erhalten von jedem, der sie tanzen sieht.«

44) »Sie sind mit goldenen Ketten und glänzenden Kleidern geschmückt, ihre Brüste, gleich goldenen Scheiben oder jungen Gänsen, zittern. Wer immer die Schönheit dieses Weibes, welches einem goldenen Bilde gleich, anschaut, dessen Herz wird bewegt, und großem Uebel unterworfen seyn.«

45) »Diese fünf Weiber in einander verschlungen bilden einen Blumentopf, ihre Schönheit strahlt herrlicher, als die eines goldenen Bildes, und die Herzen bleiben nicht zurück in sinnlicher Begierde, und der gaffende Anbeter ist gerührt und verwirrt.«

46) »Sieh diese Weiber so gebildet, daß ihre Schönheit über das Eiland von Ceylon hinausscheint. Wie konnten die Anbeter sich wegwenden, ohne die Wölbung ihrer Brust anzublicken.«

47) »Die gefälligen Personen dieser Weiber entwickeln Geschlechtszuneigung im äußersten Grade, wie können also die, welche lieben und hier stehen, ohne dieselben zu beschenken, weggehen.«

48) »Ihre Gesichter scheinen wie der Vollmond — ihre Leiber zittern — ihre Brüste sind gleich goldenen Bechern — und die Verehrer, so sie sehen, werden ihrer begehren. Wenn sie Goldstücke besitzen, werden sie geneigt seyn, dieselben damit zu überhäufen.«

49) »Ich denke, es gibt kein solches Weib, welches, wie dieses, das Gemüth beruhige, wenn man es mit beyden Augen anschaut. Nichts desto weniger du Weib mit fünffachem Leib! begib dich ungestört nach Hause.«

Dieß genügt als Probe der Erklärung ceylonischer Maskenaufzüge. Die meisten Masken sind Dämonen, die uns auf das andere im selben Buche von Hrn. Calloway übersetzte tschingalesische Gedicht Jakkun Nattannawa führen. Dasselbe ist nichts anderes, als ein Officium diabolorum, eine wahre Teufelslitaney zum Gebrauche der auf Ceylon ihren Spuk treibenden Teufelsanbeter, deren Priester Capua heißen. Bisher hat man als Teufelsanbeter nur die Jesidi gekannt, welche theils in Syrien, theils in Kurdistan zu Mardin noch heute den Teufel anbeten; eine ausgeartete Sekte des alten Perserglaubens, welcher den Dualismus lehrte, eine Sekte von Gottlosen, denen es zuträglicher erschien, das böse Prinzip allein, als neben demselben noch ein gutes anzubeten. Die Abbildungen der Dämonen, welche der Uebersetzung des Jakun Nattannawa in farbigem Steindrucke beygefügt sind, tragen mehr den Typus indischer Gottheiten an sich, als den der Diwe und Dschinnen, deren

Abbildungen in persischen und arabischen Werken, im Schahname und in Kaswini's: Wunder der Geschöpfe, zu finden sind. Eine der merkwürdigsten und vollständigsten solcher orientalischer Dämonologien ist das vom kaiserlichen Gesandtschaftsdolmetsch, Hrn. Ritter von Raab, dem Johanneum zu Gratz verehrte persische Manuskript: die geistige Arzney, in welchem einige und siebzig Dämonen vor Salomon erscheinen *). So wie der Teufelsdienst der Jesidi eine Ausartung der Lehre Serduscht's, so ist der Teufelsdienst der Capua auf Ceylon augenscheinlich eine Ausartung des Siwaismus, dessen Göttern diese Teufelsgötzen nachgebildet sind. Der Teufelsdienst sowohl der Jesidi als der Capua ist eine Mißgeburt regelloser Phantasie, ein Giftschwamm, der sich auf dem ehrwürdigen Stamme alter Religionen angesetzt, und keineswegs ein Urkultus der Völker, von denen nur die verderbteste Masse demselben sich hingegeben. Will man auf den Urquell des Dämonendienstes zurückgehen, so läßt sich kein älterer geschichtlich nachweisen, als die Dämonenhierarchie der Sendbücher, in denen die sieben Erzteufel den sieben Erzengeln, d. i. den sieben Geistern, welche den Thron des Ewigen umgeben, entgegenstehen. Die Legitimität dieser Dämonenherrschaft ist durch den Sendawesta begründet; von der Dämonologie der Chaldäer ist uns so gut als nichts bekannt, aber in Aegypten gehört das Gefolge des Typhon zu den Dämonen, wenn man auch die Thiergestalten der ägyptischen Unterwelt nicht dazu rechnen will. Aus der etruskischen Mythologie kennt man die Folterengel des Grabes mit dem Hammer in der Hand, an deren Stelle im Islam die Folterengel des Grabes (Nekir und Monkir) getreten sind. Außer denselben und den Quälgeistern der Hölle (Subanije) kennt der Moslim nur den Fürsten der Teufel, den Sultan der Satane, den Iblis (verwandt mit diabolus) mit Namen, und hat keine andere Dämonologie. Die Dschinnen der Araber und die Diwe der Perser sind keine gefallenen Geister der Hölle, keine Teufel, sondern nur Genien und Wüstendämonen. Der arabische Name Dschinn ist mit dem lateinischen Genius verwandt, wie das persische Diw mit dem indischen Dewa oder Diwa. Eine Dämonologie der Diwe des Schahname und der Dschinnen der Tausend und Einen Nacht erwartet noch ihren Sammler, aber selbst über die Dämonen, Gespenster und Geister des Alterthums und des Mittelalters haben weder die älteren noch neueren Werke dieser Art, weder Wir noch Horst, weder Salverte noch Plancy ordentliche Heerschau gehalten;

*) Steyermärkische Zeitschrift. Gratz 1824. V. Heft, S. 152.

sie sind nirgends nach Reihe und Glied geschaart, wie in der Teufelsliturgie der Capua auf Ceylon. Da erscheint zuerst der kohlschwarze Teufel (wider welchen auch Tobias Wagner im siebzehnten Jahrhundert zu Ulm gepredigt hat); der weibliche Teufel, der blutdürstige Teufel, der wüthende Teufel, der Grabesteufel, der Gott beherrschende Teufel u. s. w. Vom schwarzen Teufel heißt es:

16) »Er erhielt Erlaubniß von sechzehnhundert Königinnen; er trägt einen schwarzen Turban auf dem Kopfe; er hat vier Arme, ein Schwert in der einen Hand, einen Helm in der anderen; die Larve seines Kopfes schneidet sechzehn Gesichter, wie die des Tigers und des Rehes.«

17) »Er hält einen großen Elephanten mit seinen Händen, saugt dessen Blut mit dem Munde aus, und bedeckt den ganzen Leib mit dessen Eingeweiden; er ist schwarz gekleidet, auf seinem Kleide sind schwarze Teufel gemalt, und er reitet auf einem Stiere.«

18) »Sein ganzer Leib ist schwarz, und er reitet auf einem schwarzen Stiere; seine Brust ist schwarz, und ein Dämon wohnt darin; in seiner linken Hand eine Stange mit schwarzem und weißem Futter. Möge die durch den schwarzen Fürsten verursachte Krankheit heute hinweggenommen werden.«

19) »Er ist mit goldenen Ketten geschmückt, er schaut immer auf diese Welt und beobachtet ihre Manier, er liebt den Geruch der Blumen. Du schwarzer Teufel, sieh das Licht in dieser Nacht.«

20) »Du lebst beständig in dem Tempel Maja, deine Macht besteht seit Aeonen. Nun höre meine Bitten. O du schwarzer Teufel, nun komm heraus aus dem Tempel Maja!«

Wer im geringsten mit der indischen Mythologie bekannt, wird in den sechzehntausend Königinnen die sechzehntausend Hirtenmädchen des Krischna, in dem schwarzen Stiere den Stier Nandi und in der Maja die indische Mutter aller Täuschung erkennen. Der Uebersetzung dieses Teufelsrituals ist die eines tschingalesischen Gedichtes von fünf und vierzig vierzeiligen Strophen angehängt, in welchem die Schwindeleyen der Teufelsbeschwörung eines Capua von einem wohlmeinenden Budhisten verdienterweise durchgegeißelt werden. Dieses auf vier und sechzig Seiten drey tschingalesische Gedichte enthaltende Werk ist das seltsamste der bisher durch den Uebersetzungsausschuß der Londoner asiatischen Gesellschaft bekannt gemachten orientalischen.

Die seltsamste aber aller mythologischen Paradoxien, die uns je vorgekommen, ist das erste aus drey dickleibigen Oktavbänden bestehende Werk, welches alle Götter und Mythen des Alterthums, alle Gründer der Reiche und Erbauer der Städte einzig und allein auf Nimrod zurückführt. Aeltere Mythologen und auch neuere, wie Faber, Gosselin*) und der Abbé

*) L'antiquité dévoilée au moyen de la Genèse 1817.

Guérin du Rocher [1]) haben zwar schon früher versucht, die Mythologie aller Völker auf die Genesis zurückzuführen, aber keiner derselben war auf ein einziges Individuum und auf ein einziges Wort so fest gerannt, wie der unbekannte Verfasser auf seinen Nimrod. An diesen Faden reiht er den ganzen Wust seiner Gelehrsamkeit mit so unerschütterlicher Sicherheit an, und führt sein System vom Sternenbild Orion und dem Thurmbau von Babel bis zu dem Bau von Rom und dem Antichrist mit so entschlossener Beharrlichkeit durch, daß dem Leser wohl manchmal der Zweifel aufsteigen muß, ob der Verfasser denn wirklich alles dieses so im Ernste gemeint, oder ob er sich nicht mit der Leichtgläubigkeit seiner Leser einen Spaß habe machen wollen. Schon das Ende der kurzen Vorrede könnte auf diesen Gedanken bringen, wo er nach dem Worte Leser den Satz: wenn es deren geben sollte [2]), einschaltet. Allein wer, wie Recensent, die Mühe nicht achten will, sich durch diese drey Bände durchzuarbeiten, wird sich auf das langweiligste überzeugen, daß, den oben angeführten Satz abgerechnet, alles andere im strengsten Ernste gemeint sey; und so wird das Buch zwar nicht als Ironie, aber eben durch den gelehrten Ernst, womit die paradoxe Idee des durch die ganze alte Geschichte durchgreifenden Nimrod in drey Bänden zu Tode gejagt wird, wenigstens stellenweise ergötzlich. Der Verfasser muß selbst wie Nimrod ein gewaltiger Jäger seyn, um solch eine Parforce-Jagd auszuhalten, und wir können es keinem Leser, wenn, wie der Verfasser sagt, es deren geben sollte, zumuthen, demselben durch die Stoppelfelder seiner antiquarischen Gelehrsamkeit über Zaun und Stock nachzujagen; eine solche Lektüre ist keine Fuchsjagd, sondern eine wahre Fuchsprellerey, und werden nach vollendeter Lesung die Netze zusammengezogen, so findet sich, daß man wahrhaftig nur lustige Scheingestalten gefangen. Zur Bestätigung dieses Urtheils und zur Ergötzung der Leser folgen wir ihm hier eine Zeitlang über Stock und Stein durch Sumpf und Moor nach. Die Ueberschriften der funfzehn Hauptstücke der drey Theile sind: 1) Orion, 2) Nimrod, 3) die Casten, 4) Babel, 5) die Königsflucht, 6) der zehnjährige Krieg, 7) Ilion, 8) Ilias oder die Pelasger, 9) Trojanisches, 10) Semiramis, Aeneas und die Aeneiden, 11) die Volksflucht, 12) Merobe, 13) Homer, 14) Rom, 15) der Antichrist.

Daß Orion im Sternenbilde bey den Chaldäern für Nimrod gemeint gewesen seyn möge, wollen wir nicht bestreiten; aber

---

[1]) Histoire véritable des temps fabuleux. Paris 1815.

[2]) Should there be such people.

was haben Orion und Babel mit Dido und Carthago gemein? »Es genügt für dermal, zu sagen, daß Orions Erzeugung in »der Byrsa oder Ochsenhaut nichts anderes heißt, als daß er »(es liegt nichts daran wie) in dem Thurme von Babel erzeugt »worden.« Recensent versteht den Zusammenhang durchaus nicht, wenn er sich nicht etwa in der Lautähnlichkeit zwischen Byrsa, d. i. der Ochsenhaut, und Birs, dem heutigen Namen des Thurmes von Babel, finden sollte. »Wenn Jeremias,« sagt der Verfasser,» die Kriegsmacht der Babylonier, Meder und Perser das »Schwert der Taube heißt, so ist dieses nichts als eine »Uebersetzung des Namens Orions;« und nun figurirt er einen türkischen, in einen Schwalbenschweif endenden, geflügelten Säbel, dessen Griff in einen Taubenkopf mit einem Oelzweige im Schnabel endet, als das Schwert Orions. Orion heißt nach ihm die Bergtaube, und schon Pindar spielt darauf an durch die Ὀρειᾶν γε Πελειαδων! Eben so klar, als dieser Zusammenhang, ist der gleich Eingangs herein (S. 22) angezeigte zwischen Nimrod und dem Antichrist. Die sieben Schwerter Oarion, Akinakes, Dhulfakar, Tirfing, Chalyb oder Askalon (das Schwert des Cappadociers Georgius), Chrysaor (das Schwert Artegal's, des Sohnes von Gorloes) und Excalibar (das Schwert Arthur's) sind dem Verfasser eines und dasselbe (S. 50). Der griechische Orion kommt von Böotien, dem Lande des Helden Boiotos oder Budha! (S. 56). Tiresias ist zwar nirgends als ein Jäger beschrieben, aber nichts desto weniger ist er dem Verfasser einer und derselbe mit Orion und Nimrod, so auch Aktäon, Calydon, Theseus, Jon, Hippolytos, Adonis, Perdikkas, Jasius, Cyanippus, Aeskulapius, Perseus. »Die Häupter »der Medusa, des Tyrannen Pentheus und das des Riesen »Mimer sind Gorgonen, d. i. Teraphim, die Lieblings»werkzeuge des Demogorgon's, d. i. des Erdgeistes, und »eine der schmutzigsten, grausamsten und rachsüchtigsten Erfin»dungen der wahren oder angeblichen Magie« (p. 79). — »Das »Gorgonhaupt, welches Perseus den Schultern der Medusa »entnahm, hieß Aegis oder die Ziege, was gleichbedeutend »mit weiblichem Teufel oder dem Erdgeiste, der Ziege Aegipan »oder Azazel und Chimära« (S. 90). — »Irren wir uns, »fragt Mr. W. Owen, indem wir Arthur als Nimrod den »mächtigen Jäger vor dem Herrn, den anmaßenden Belus er»kennen? Ganz gewiß nicht, ruft ihm der Verfasser (S. 99) be»stätigend zu, und erklärt auf der nämlichen Seite den Alten vom »Berge für den finsteren Professor der nimrodischen Geheimnisse.« — »S. Simeon der Stylite, der kriegerische Jäger, kann

»für dieselbe Person mit S. Georg angesehen werden, indem »die Säule nur ein Typus des Thurmes, von welchem Nimrod »sagte: ich will auf dem Berge der Versammlung sitzen.« In allen Bergbewohnern und Oreaden sieht der Verfasser nichts als Nachkömmlinge Orions und Nimrods, und es wird ihm dann sehr augenscheinlich: »daß Nimrod wenigstens während einiger »Zeit seiner Laufbahn bloß als Werkzeug gedient habe, um die »Seelen der Menschen ins Verderben zu jagen, und daß er so »viele Irrthümer und so vieles Ungeheures gestiftet hat, das noch »nicht ausgerottet ist« (S. 108).

Die Kasten waren nach dem Verfasser ursprünglich nicht vier, sondern drey, und schreiben sich her von Jabal, dem Fürsten der Erde, dessen Beschäftigung irdisch, von Jubal, dem Könige des Himmels, dessen Beschäftigung himmlisch, und von Tubal, dessen Beschäftigung höllisch. Dem Verfasser ist Jabal der erste Pan oder Sylvan, Jubal der erste Apollo und Tubal der verfluchte, vom Himmel geschleuderte Vulkan. Nach dieser Eintheilung, vermög welcher die Kaste der Fürsten und Grundbesitzer die irdische, die Kaste der Priester die himmlische und die Kaste der Künstler und Gewerbsleute die höllische, möchte man fast rathen, daß der Verfasser der zweyten angehört, aber auch diese Kasteneintheilung war das Werk Nimrods. »Aus diesen »Betrachtungen,« sagt er, »geht hervor, daß das Kastensystem »ein von Nimrod der vorsündfluthigen Gelehrsamkeit der Nephi»lim abgeborgtes Kunstwerk ist, um die Fesseln seiner theokrati»schen Tyranney so enger zu schmieden, und die abergläubischen »Täuschungen, auf welche dieselbe gegründet war, zu fördern.« — »Cham, Kusch und Nimrod wurden von den östlichen »Feueranbetern unter dem Namen Zoroaster gefeyert.« Eben so ist ihm der Name des persischen Königs Kiaus nur eine Leseart von Kusch (S. 188 u. 202) und den Namen der von ihm erbauten Stadt Keigerd (zu deutsch Königsgratz) übersetzt er als großer König, als ob Gerd dasselbe Wort wäre mit dem englischen great, während es nichts, als das in den Benennungen so vieler persischer und slavischer Städte erhaltene Gerd oder Grod, wie Melasgerd, Destagerd, Bialogrod, Novogrod u. s. w. Dieß gibt einen Begriff von der Art des Verfassers zu etymologisiren. Die sieben Umfangsmauern von Babel führen ihn auf die sieben Wege des cretischen Labyrinths, auf die sieben Planetenbahnen, so daß der römische Cirkus dem Verfasser nichts als ein Typus von Babel. »Die »Arche war nicht eigentlich die Stadt Babel, aber wohl der »Thurm oder die künstliche Erhöhung der Arche oder der läng»liche Schrein auf der Spitze des Thurmes, und er setzt damit

»den Namen der heutigen persischen Schlösser, welche Ark (Arks) »heißen, in Verbindung.« Das Paradies verlegt er nach Wan, wohin »die maurische Sekte der Assassinen ihre laura Samiorum« verlegte, und auch der See Kopais wird auf die Sündfluth zurückgeführt. »Der Eingang in die Arche ist ein Typus des »Grabes und ein dem Propheten Jonas entsprechendes Zeichen, »aber Jupiter Bel war wirklich in der Pyramide begraben, »welche Ba-bel hieß.« Man sieht schon hieraus, daß der Verfasser ein Anhänger des krassesten Euhemerismus, zu dem er sich durchaus bekennt. Zu Babel ist die Verwirrung zu Hause, es darf daher kein Wunder nehmen, daß die der Ideen des Verfassers in dem Abschnitte von Babel, noch weit größer, als in den übrigen. Den Thurm von Babel, welcher sich inmitten eines Gartens erhob, findet der Verfasser wieder in der indischen Padma-Mandwa oder Lotosblume, in deren Blättern und Kelch Schiff und Mast, das weibliche und männliche Prinzip, der weibliche Garten (*Κηπος*) und der Gott von Lampsacus symbolisirt wird. Das Zeichen des Phallus ward zum Symbole des Baumes der Erkenntniß. Ergötzlich ist inmitten dieser gelehrten Untersuchungen der Holzschnitt des Thurmes von Babel, aus dem siebenfachen Gartenumfange aufsteigend, anzusehen. Von den Chaldäern kömmt der Verfasser auf die Hetrurier, und es ist seine Ueberzeugung, »daß die römischen Cloacae maximae« nichts anderes, als das hetrurische Labyrinth, und die cento pozzi des Leo Africanus findet er in Hecatompylos wieder. Die Etymologie des Wortes Labyrinth setzt er mit Labarum und Laura und mit dem Berge Lubar, wie nach Epiphaneus der Berg hieß, auf welchem sich die Arche niederließ, in Verbindung. Der Holzschnitt (S. 331) gibt die Abbildung des indischen Dämon Mahisch-asura, um zu zeigen, daß es derselbe mit dem Minotaur; »die achtreifige Mütze desselben ist der Turban der Morgenländer,« was ist der Turban aber selbst dem Verfasser? Nichts anderes, als ein tower-band oder Thurmband, ein Symbol des Thurmes von Babel! »Der Tempel und »der Thurm des Belus, welche in Harmonie begannen, endeten »in Zwist, und ich vermuthe, daß das Schweigen des Tempels »Salomons sich auf diesen Umstand bezog.« Dieser Abschnitt schließt mit einem harten Urtheil über Hermann von der Hardt's, Professors zu Helmstädt, Geschichte des durch Cyrus zu Grunde gerichteten babylonischen Reiches. Wer bis hieher gelesen, wird schon versucht, das vom Verfasser wider von der Hardt ausgesprochene Urtheil auf ihn selbst anzuwenden: »aus »allem, was ich von seinem Werke gesehen, halte ich ihn für »einen wahnsinnigen Narren; weder erinnere ich mich auf seinen

»Seiten irgendwo einen hellen Zwischenraum wahrgenommen zu »haben.« Wir fürchten, die Leser werden dieses harte Urtheil durch das, was noch folgt, nur zu sehr bestätigt finden. Das römische Regifugium, wovon der nächste Abschnitt handelt, findet der Verfasser im zehnten Kapitel der Genesis und im eilften das römische Fest der Populifugia. Hierauf folgen die zehnjährigen Kriege der Titanen, des Porsenna, der trojanische und andere, alle auf Nimrod bezogen. In dem nächstfolgenden Abschnitte Ilion wird die Blindheit Homers als leere Fabel behandelt; die Teukrer und die Türken sind eins, so wie Troja und die Tafel König Arthurs; Troja war ein vereinzeltes Reich, wie das Herzogthum (Duchy) Oestreich!! (S. 439.) Das griechische Πυργος ist eines mit dem Worte Feuer, so daß der Wurzel Pyr die Endsylbe og angehängt wird, welche das oceanische Wasser bedeutet, von welchem die Ebene von Babel der Ocean hieß!!

Der Verfasser kommt auf den Becher der Helena und das Nepenthe zu sprechen, welches die ägyptischen Priester Kyphi hießen; Recensent hat schon vor mehr als dreyßig Jahren, der erste, bemerkt, daß das griechische Nepenthe nichts als das im ganzen Morgenlande als Berauschungsmittel beliebte Bendsch (Hyoscyamus) mit dem koptischen vorgesetzten Ni sey. Eben so liegt am Tage, daß sich das Kyphi bis heutigen Tages in dem Keif der Morgenländer erhalten hat; Keif heißt nämlich bey den Persern, Arabern und Türken nicht nur die Qualität und das Wie, sondern vorzugsweise der Zustand der Seligkeit, in welchen die Opiate versetzen. Der Becher der Helena führt den Verfasser auf den gnostischen κρατηρ und den heiligen Graal, wobey in einer Note (S. 466) die ganz unhaltbare Vermuthung aufgestellt wird, daß das Wort Tacio oder Tascio auf den angeblichen Münzen des brittischen Königs Cunobelinus nichts als eine Abkürzung des Vornamens Takieddin, des geliebten Neffens Saladins, sey! Helena ist dem Verfasser nichts als der dritte Korybante, und alle Eigenschaften von Nimrods Mutter findet er vereint in der nordischen Brynhilda; das Pferd Grana Sigurd's des Schlangentödters bringt ihn auf das wundervolle Pferd gleichen Namens, welches dem Attila bey seiner Hochzeit mit Chrymhilde zum Geschenke gemacht ward. »Ich nehme an, daß Attila der Zauberer »Oim war, durch welchen die Asen von den Ufern der Palus »Möotis nach Scandinavien geführt worden.« Diese Annahme hat keinen besseren historischen Grund, als die von den Münzen des Attila, welche (S. 466) als wirklich von ihm geprägte aufgeführt werden, welche aber alle notorisch falsch sind. Eine

des Verfassers würdige Entdeckung ist, daß das Palladium nichts als die Mumie von Cham (S. 502). Der zweyte Band beginnt mit der Erklärung des poetischen Mysteriums der Belagerung Babels, »nach welcher Homer seine beyden Gedichte gebildet.« — »Die in dem trojanischen Kriege verwickelten Nationen waren »die zwey und siebzig Stämme, in welche die Nachkommen Ja»phet's, Sem's und Cham's getheilt waren; der Schauplatz war »die Ebene von Sinaar, d. i. von Troja!« (S. 8.) — »Die »assyrischen Aethiopier führte Memnon, der Sohn Tithons und »Aurora's, aber der sabäische Bund marschirte unter den Fahnen »eines anderen Memnon, den seine Anhänger Aga, d. i. den »Großen oder Höchsten, nannten.« Es ist zu wundern, daß der Verfasser den Agamemnon nicht den Türken als Memnun-Aga vindicirt hat, wie den Danaus der Donau (S. 14). »Die Geschichte von Attila's Erzeugung in einem hohen Thurme »durch einen Hund ist nicht so lächerlich, als dieselbe beim ersten »Anblicke erscheint, indem darunter nur ein Dämon Incubus ver»standen ward, welcher die Gestalt eines Hundes annahm.« Wir bitten die Leser über diese Fabel nicht zu lachen, wenn sie nicht als Dämonen gelten wollen, »denn das Lachen böser Gei»ster in übernatürlichen Romanzen ist nur eine Anspielung auf »das unauslöschliche Gelächter, welches die Dämonen über die »Spötter Vulkan und Nimrod erhoben« (S. 32). Servius Tullius, der römische König, war nur ein Typus von Nimrod's Vater, wie der deutsche Rübezahl, welchen der Verfasser Number nip übersetzt, eins und derselbe mit Polydorus dem Rübenzähler. Nach den Pelasgern kommen abermal die Troica an die Reihe hear! hear! »Die Schiffe der Verbündeten Homers »waren nur die Archen, unter welchen die bewaffneten Patriarchen »(Priester und Kriegsfürsten) ihre Stämme gegen Troja führ»ten.« — »Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Schiffe der »Danaer familiäre oder talismanische Schlangen enthielten, oder »die Schlangenstandarten, um die sich die Mannschaft versam»melte.« — »Die Iphigenia war nur eine Ophigenia »oder Schlangengeborne.« — »Das Wort Πηρος, welches Ho»mer von Palamedes gebraucht, zeigt augenscheinlich auf seine »Entmannung in den Orgien des Atys.« — Palamedes dankte seine Gelehrsamkeit den Kranichen, indem nach Ausonius der Buchstabe Φ den auf einem Fuße stehenden Kranich vorstellen soll; dieß erklärt der Verfasser (S. 136) folgendermaßen:

»Die Kuschiten prahlten die ältesten der Menschen oder vielmehr die Repräsentanten der Alten und die nachsündfluthigen Depositare der Heiligthümer zu seyn; da der Vogel ein Symbol des heiligen Geistes, die Inspiration göttlicher Weisheit vorstellte, wurden die Kuschiten als

Vögel, als Adler, Habichte und Kraniche dargestellt. Ihre Kriege mit den übrigen Menschenrassen, denen sie an Statur und Bravour überlegen waren, wurden durch eine groteske Fabel in den Krieg der Kraniche mit den Zwergen verwandelt. Die Wurzel des Wortes γερανος ist γερας, Alter, und daher wurden die Pelasger auch Γεραικοι genannt; Pelasger heißen auf griechisch die Störche, und diese sind nahe Stammverwandte der Kraniche. Der Kranich war als Symbol nicht auf die Kuschiten und das thetidäische Schisma beschränkt; die asiatischen Aethiopier in Indien bedeckten ihre Schilde mit Kranichhäuten.« — »Die Verbindung des Palamedes mit den Kranichen zieht um so enger die Bande seiner Verbindung mit Achilles und den Pelasgern zusammen.«

Dieß ist eine artige Probe der seiltanzenden Logik des Verfassers, die in lauter etymologischen Sprüngen über schwindelnde Abgründe mir nichts dir nichts hinübersetzt. So ist ihm z. B. (S. 146) Sodoma dasselbe Wort, das auf griechisch Solyma geschrieben wird, und die wahrscheinliche Lage des Solyma des Palamedes ist am See Arethusa, durch welchen der Tigris fließt (S. 154)! Cyrus ist ihm dasselbe als der arabische Stamm Koreisch, und beydes nur ein Titel von Nimrod (S. 172). Agamemnon war später zu Lacedämon als Bacchus Enyalios verehrt, und sein unter der Leitung von Ulysses Pan geführter Feldzug gegen Troja wurde in den Krieg des Bacchus Osiri's und seines Freundes Pan oder Hamunan wider den Tyrannen Deriades oder Rave umgebildet.

Es kommt immer besser. In dem Abschnitte Semiramis, Aeneas, und die Aeneiden heißt es (S. 227): »Agamemnon »war mit der Schwester der Hure von Babylon verheiratet, deren »ehrgeizige Absichten sein Erfolg begünstigte.« Was ist aber Aeneas? Aeneas ist nichts als eine Energie, eine Kraft, eine Macht und Herrlichkeit in menschlicher Form; das εια ist dem Verfasser nichts als Eva, und Ἀινειας heißt so viel als die hehre Eva, the awful Eva, seine Mutter hieß Semiramis, die himmlische Taube und Cassa Peleias (the harlot Dove); aber das Wort πελ-εγας Pelewhas ist die ewige, selbst existirende Eva, und ist nur ein anderer Titel der Allmutter wie Ainewhas Aeneas!!! »Die Amazonen Antiope, Hippolyta, »Deianira, Tomyris, Athyrtis, Lyttusa, Lilith, »Combe und Atalanta sind alle Eins mit der Mutter des »Nimrod« (S. 257). »Homer wußte nichts von einer Amazone »Myrina, aber Semiramis erbte ihren Namen, und in den hes»perischen Gärten des See Tritonis führte sie diesen Namen. »Es ist in der That derselbe Name, welcher in Syrien der baby»lonischen Hure gegeben ward; Myr-Rhe oder die Rhea des »Wehe, Mor-Rheus, der Titel ihres Sohnes und Collegen »Aeneas, ist der Tod der männlichen Form seiner Großmutter«

(S. 265). Auch Amphiaraus, dessen Feldzüge der Gegenstand eines der dem Homer fälschlich zugeschriebenen cyklischen Gedichte, war kein anderer als Nimrod. »Es scheint, daß die Ku»schiten von Ninive dem Orestes von Argos ein Heer zur Führung »anvertrauten.« — »Er unternahm Babel dem herakliдischen »Prinzen wieder zu geben, welcher es mit Recht als dessen großer »Gründer in Anspruch nahm, und suchte für sich selbst sein väter»liches Erbtheil wieder zu erlangen, welches wahrscheinlich das »arabische Irak war!« Die Kriege der Sieben wider Theben sind dem Verfasser lauter babylonische; er weiß genau, wie Semiramis Baktra einnahm. »Semiramis nahm die unbe»zwingliche Stadt Baktra, wie General Wolf Quebek, durch »Erkletterung auf der unwegsamsten Seite« (S. 292). — »Die »Taube der Venus, an den Ufern des Euphrats geboren, war »eine Mänade oder ein fanatischer, auf einem Rade von vier »Speichen gekreuzigter Vogel. Dies ist der Ursprung des An»dreas-Kreuzes!« Zur besseren Ueberzeugung ungläubiger Leser ist die aufs Rad gelegte Taube abbildlich beygefügt; die beste Vignette fürwahr für das Werk des Verfassers, der die ganze mythologische Gelehrsamkeit folternd aufs Rad legt. »Die »letzte Form, in welcher die wankelmüthige Hure von Babylon »geschaut ward, und in welcher sie selbst nach dem Tode noch den »Sinn der Menschen verwirrte, war die schöne Medusa der »Königin der Hesperiden.« Es ist zu wundern, daß nach der Medusa nicht auch die schöne Melisendra (whose eyes misled the morn) als Semiramis oder die Hure von Babylon auftritt, war diese ja doch nach dem Verfasser eine und dieselbe mit der Sappho, deren Name von dem Saphir abgeleitet, weil der künstliche Himmel zu Babylon ein saphirner war (S. 308). Die Lycier, welche Sarpedon nach Ilion führte, führen den Verfasser auf die Wehrwölfe, »deren schrecklicher Aberglaube »aus dem Wolfsthum (wolfism), d. i. dem Satansthum, in »blutdürstiger Form des ursprünglichen Babels entsprang« (S. 342); denn die Wehrwölfe sind nach dem Verfasser nichts anders als »Engländer oder Deutsche, welche unter den nordi»schen Heiden oder unter den Manichäern vollkommen und vol»lends in die großen Geheimnisse eingeweiht worden.« — »Wöl»fische Grausamkeit und hündische Unverschämtheit war ein Ge»meingut der Satan anbetenden Bruderschaft, der Assassinen, »Templer und Rosenkreuzer, oder welchen Namen sie sonst haben »mögen« (S. 350). Die Sirenen werden von σειρα, welches eine Kette oder einen Bienenschwarm bedeutet, abgeleitet. Die Bienenschnur an dem Bogen des indischen Liebesgottes ist dem Verfasser nichts als das Vereinigungsband der Länder der Hure-

Bienenkönigin, welches im syrischen Reiche dasselbe wie im Assyrischen der Gürtel des Orion oder des Herkules. Schade, daß dem Verfasser die Σειρη der Byzantiner, die Gemahlin des Chosroes, entgangen, welche die persische Scherin, deren Mutter Semiramis hieß*). Wir hätten uns leichter bereden lassen, in dieser die Semiramis wieder zu finden, als im Mohammed und Termagant, welcher dem Verfasser abermals die Hure von Babylon. Der Abschnitt Populifugia beginnt: »Nimrod's »Abreise von Babel, welche die verderblichen Heroenkriege und »alle die Gräuel der Weiberherrschaft veranlaßte, war das Regi»fugium des römischen Kalenders.« Die hierauf folgenden Begebenheiten waren in den mythologischen Annalen der römischen Priester unter der Allegorie der tarquinischen Kriege beschrieben, aber die letzte Katastrophe dieser Begebenheiten, nämlich die Zerstreuung der Völker über die Oberfläche der Erde, war in den römischen Fastis nicht unbekannt, es wurde am 8. Julius unter dem Namen Populifugia gefeyert. Es ist erstaunlich, was der Verfasser alles von dem Hofe und der Politik der Semiramis weiß. »Guneus, dessen Homer kaum erwähnt, welcher aber »der Minister Semiramis war, mittels dessen sie die Völker ver»söhnte, und der fast wie ein Deus pantheus verehret ward, ist »der Ojax oder das Steuerruder des Palamedes, und dieses ist »daher eine leichter zu erklärende Fabel, als die des lokrischen »Ajax« (S. 396). — »Der Leser muß sich das ganze homerische »Schema vor Augen halten. Die griechischen Staaten stellen »nur die wider Kusch empörten asiatischen Nationen vor, und »nur ein kleiner Antheil von Griechenland, Phtiotis in Thessalien, »stellt die Kuschiten vor, welche sich von den Pelasgern trenn»ten; aber dieses ist nur eine mystische Fabel und ein Miniatur»gemälde der Erde« (S. 413).

Der Abschnitt Merope beschäftigt sich mit der Eintheilung der Sprachen, welche alle auf drei Stämme, und zwar aus folgendem Grunde zurückgeführet werden. »Die Thatsache, daß »das Menschengeschlecht aus drey noahidischen Familien oder Pa»triarchaten bestand, und daß dessen früheste Niederlassungen, »welche von Nimrod in Sinaar und Asser gestiftet worden, »Tripolien waren, welche mit ihrer gemeinsamen Hauptstadt eine »Tetrapolis bildeten, verbunden mit der vorherrschenden Idee »einer dreyfachen Eintheilung der Welt (an deren Stelle hernach

*) Des schönen Landes schön're Königin,
Die wir aus alten Kunden kennen,
Und sie, die größte Frau Mehinbanu,
Semiramis die zweyte nennen.
Schirin, I. Bd. S. 15.

»die vierfache trat) laden zur Vermuthung ein, daß die ursprüng»liche Eintheilung der Sprache eine dreyfache gewesen.« Der Verfasser hält sich an die Eintheilung von Sir William Jones, nach welcher alle Sprachen auf indische, tatarische und assyrische, und an die Pinkertons, nach welcher alle Sprachen auf das Scythische, Sarmatische und Assyrische zurückgeführet werden; insgemein meint er, könnte man an dessen Statt die Trias des Griechischen, Slavischen und Hebräischen als die der drey Grundsprachen annehmen; das Celtische und Finnische könne leicht als Mundart untergebracht werden. An die Sprachverwirrung spiele Homer häufig durch das Wort μεροπες an, welches den Verfasser abermals mit dem Reiche der Semiramis durch Merope die siebente der Pleiaden in Verbindung bringt. Wäre ihm bekannt gewesen, daß in ganz Vorderasien das Persische, Türkische und Arabische als die drey gebildetsten Sprachen vorzugsweise Elsinei selese, d. i. die drey Zungen genennet werden, so hätte er hierin nur eine Bestätigung seiner Hypothese, im Persischen den Repräsentanten der Indogermanischen oder Japhetischen, im Arabischen den der Assyrischen oder Semitischen, und im Türkischen den der Tatarischen oder Chamitischen gefunden. Zur Begründung dieser dreyfachen Eintheilung tritt nun die Dreyzahl auf die Bühne, wie früher durchaus die Siebenzahl, und es kommen die seltsamsten Combinationen in Vorschein: »Der mystische Ichnos wurde übernatürlicherweise auf »der thriasischen Ebene gehört; — zeigt dieses nicht auf die drey»fache Verwirrung in der Ebene von Troja, oder auf die dreyfa»chen Asen hin? — Ein milesischer König von Irland! stiftete »ein Collegium, in welchem alle zwey und siebzig Sprachen Babels »gelehrt wurden; aber die Rektoren dieses Collegiums waren »nur drey ausgezeichnete Linguisten, welche in den drey vor»züglichsten Sprachen alphabetisch schrieben.« Es ist Schade, daß zur weiteren Ausführung dieser irländischen Hypothese der Verfasser nicht die drey Professoren des Persischen, Arabischen und Hindu, welche an dem orientalischen Collegium zu Hailbury angestellt sind, oder die heiligen drey Könige, welche in ihr Land zurückgingen, angeführt hat.

Bibliographen mögen sich bey dem Verfasser über die Werke des Cham belehren, welcher der zweyte Ophion, der Verfasser der sieben Bücher war, welche alle Orakel der Welt enthielten, und welche Beron, die älteste Stadt der Welt, besaß (S. 472). Hören wir nun deß Verfassers Urtheil über den Werth der Sanskritliteratur (S. 495).

»Ich denke wir würden zu nachsichtig seyn, wenn wir glaubten, daß

die große Masse der Sanskritliteratur oder irgend ein Theil derselben ein gleiches Alter mit den Gedichten des Tyrtäos oder des Stesichoros habe. Die Selbstzufriedenheit und das Vergnügen, eine neue Welt der Literatur entdeckt zu haben, war ἀκηρατος ἦν ετι λειμων und das Vermögen neue und seltsame Dinge zu lernen und zu lehren, verleitete einige enthusiastische Seelen zu einer Bewunderung Brahmanischer Schriften, welche denselben der Umstände wegen zu verzeihen. Nie gab es einen leereren und schwülstigeren Styl, nie einen ekelhafteren Styl, der Worte vervielfältigt und doch nichts sagt; in demselben spricht sich die äußerste Entartung des Geschmackes und Erniedrigung des Gemüthes aus, welche nur durch die Zierlichkeit und den Reichthum der Mundart, worin diese Schriften geschrieben sind, einigermaßen vor der verdienten Verachtung geschirmet werden. Es ist keine Antwort hierauf. wenn man sagt, daß Logik, Algebra und transcendentale Wissenschaften von denselben mit Scharfsinn behandelt werden, denn scholastische Subtilität in solchen Materien mit Leerheit, Gemeinplätzen und Bombast, in allen anderen Arten schriftlicher Aufsätze ist fast insgemein ein charakteristisches Merkmal einer gefallenen sklavischen und geistesschwachen Rasse, wenn dieselbe nur im geringsten die Literatur cultivirt, wie die Byzantiner im Osten und die Scholastiker im Westen. Die Araber ahmten die Peripatetiker mit Erfolg nach, waren aber unvermögend in der Literatur überhaupt oder in dem, was von den moralischen Eigenschaften des Verfassers abhängt, etwas zu leisten. Wenn man entgegnet, daß wir über einen seiner angebornen Grazie entkleideten Styl nicht urtheilen können, so ist dieses falsch; wenn irgend Jemand, der correkt Englisch schreibt, die schönsten Schriftsteller der Griechen und Römer, deren Sprachen mit dem Sanskrit verwandt, in englische Poesie übersetzt, so wird der erhabene Geist, der gesunde Geschmack und der kräftige Verstand dieser großen Männer von jedem Zuhörer bewundert werden; aber ich kann kaum glauben, daß schwache Weitschweifigkeit, grobe Hyperbeln und eine Wiederholung kindischer oder monstruöser Bilder, mit einem Worte, daß dieser verderbte Styl und Geschmack der Urwelt angehören können; eben so leicht möchte ich glauben, daß Hero und Leander früher als die Ilias geschrieben seyen.«

Zur Unterstützung dieses sanskritoklastischen Sturmes führt der Verfasser sieben metrische Zeilen aus Bopp's lateinischer Uebersetzung des Mahaberat auf. Wir wollen diesem, wenn er es für werth hält, einen solchen Angriff auf die Sanskritliteratur abzuschlagen, die Antwort hierauf überlassen, weisen aber für für unseren Theil durchaus die nebenbey wider die Araber erhobene Beschuldigung als falsch und ungerecht zurück, und entblöden uns nicht zu behaupten, daß die religiöse und ethische Encyklopädie Ghasali's (die Wiedererweckung der Wissenschaften, ein großer Folioband von 500 Seiten) ein vollständigeres System der Moral aufstellt, als alle Schriften der Peripatetiker. Der Verfasser greift hierauf in zwey langen Noten die persische und chinesische Literatur eben so feindlich als die indische an, indem er der letzten Alterthum eben so wenig als das der chinesischen gelten läßt; nach ihm datirt der Flor der chinesischen Literatur erst von Manes, welcher zu Ende des dritten Jahrhunderts

der christlichen Zeitrechnung mit Scythianus und Budha den Manichäismus oder Budhismus predigte. Erst Manes der Maler brachte Kunst und Wissenschaft nach China (S. 512)! In dem Abschnitte Homeros (dem letzten des zweyten Bandes) etymologisirt der Verfasser auf seine Weise, indem er in den zwey Buchstaben ηρ den Zoroaster wieder findet, dessen Name nach ihm fünf Personen zukommt, nämlich dem Noe, Cham, Kusch, Nimrod und Darius Hystaspes! »Plato's »Eer ist Nimrod aus sehr klaren Gründen,« und Homer heißt: gleichzeitig mit Eer! eben so richtig hätte er den Namen Homer vom persischen Honower (der Logos) ableiten können, wenn ihn dieses Wort, wie so manche andere, gerade in den Weg gelaufen wäre, und ihn, wie so viele andere Irrlichter, in etymologische Sümpfe verführet hätte. Nachdem er kurz vorher die persische Geschichte der Morgenländer für Fabeley erkläret, wirft er sich dennoch auf einmal in Dschemschids Frühlingsschloß, dessen Bewohner ihm die wahrhaftigen Hom-eere sind, und Dschan Ben Dschan, der vorsündfluthige Urahn der Dschinnen, ihm kein anderer als Plato's Eer Pamphilus ist. Das Land Eer ist ihm natürlich kein anderes als Babel, und Irak und Homer ein geborner Babylonier. Die Odyssee ist nur ein Lehrbuch sabäischer Grundsätze, und Penelope ist die Pan-helop-eva oder große geomantische Mutter (S. 609). »Aber wenn Pan oder Faunus kein anderer als »Ulysses, so müssen wir daraus folgern, daß der subtile Hermes »kein anderer als Faunus sey, und so ist es auch in der That« (S. 619). — »Der Bund, welchen Ulysses gegen Troja bildete, »hieß der danaische; in Ulster aber residirten die Teatha von »Danae oder Danaae, welche von Nemethes abstammen, »der zu Nemther geboren, wie S. Patrik.« So wird die Odyssee mit Irland in Verbindung gebracht. Die unter dem Namen Stone-henge berühmten druidischen Denkmale in England sind dem Verfasser nichts als Feuertempel und ithyphallische, nimrodische Thürme; eine Nachahmung der Pfeilerthürme des Symeon Styliteს! »Die Wahrheit ist, daß Ulysses der »Patera (Patareus Apollo und der Petiare der Sendbücher, d. i. das böse Princip), der hohe Priester des Hades, »Irland besuchte und colonisirte, und dorten das patericische »(patricische) Fegfeuer oder Hades auf Erden bald nach der Völkerzerstreuung von Babel gründete, wodurch denn Irland der »Sitz außerordentlicher Gelehrsamkeit ward, von wo aus die »späteren Homeriden die Kenntniß der Sprachen von Babel er»langten« (S. 647). Wenn der Verfasser nicht wirklich ein Irländer, so hat er seine Gelehrsamkeit wenigstens aus einem sol-

chen Irrgarten babylonischer Sprachen und Ideenverwirrung hergeholt. Er schließt diesen Band mit ähnlichen Beweisen für Irlands hohes Alterthum, indem Partholanus oder Bastolenus, ein Nachkomme Japhets, eifersüchtig auf König Nimrod-Ninus, aus Assyrien nach Irland auswanderte; vermuthlich schreibt der Verfasser von demselben in gerader Linie seinen Stammbaum her. Die diesem Bande angehängte chronologische Tafel bestimmt nicht nur die Geburtsjahre von Heber, Peleg, Nohor, Terah, Abraham u. s. w., sondern sogar die Monate, indem Nimrod im Julius, Kusch im Jänner gestorben. Der dritte Band enthält nur zwey Abschnitte, nämlich Rom und den Antichrist, die übrigens hier sich nicht zum ersten Male zusammenfinden. Die alte römische Geschichte wird durchaus als eine verderbte Sage der alten assyrischen und morgenländischen durchgeführt; so sind die Sabinerinnen nur Sabäerinnen, und die Gründung Roms eine Ilias. Die Geschichte von Ulysses und Palamedes ist in der Erzählung der Regierung Tarquin's des Hochmüthigen wieder aufgefrischt. Die Anna Perenna ist die tausendnamige Hure, die Schwester der Dido, d. i. des weiblichen Tithon (S. 48), nämlich der Morgenröthe. Die dreyhundert Fabier sind die dreyhundert zu Krotona erschlagenen Pythagoräer, woran nicht zu zweifeln, indem der Name jener von der pythagoräischen Bohne (faba) herkommt. »Aurora, »Tithonia, Dido, Anna und Origo sind dieselbe Per-»son (S. 70); daher die Aborigenes Söhne der Morgen-»röthe.« — »Sicelia (Sicilien) ist eben so viel als Pers-ia, »und bedeutet das Land von Nimrod; Sicilien hieß nicht von »seinen drey Vorgebirgen Trinakria, sondern vom König Trin-»acus, welcher kein anderer als Quirinus, Adonis, Orus »oder Orion der dreyfache Habicht« (S. 87). — »Wenn die »geistige Identität Roms mit Troja die erste Lehre seiner Grün-»dung war, so ist die Identität Roms mit Babylon viel älter als »diese zweyte agyptisch-griechische Ansiedlung« (S. 166). Bey der Untersuchung des geheimen Namens Roms ein langer Excurs über die Flora und fratres Arvales und ihren alten Hymnus, in welchem der Vers: Lumen sali! sta Berber! gewiß der merkwürdigste, indem er mit der gnostischen Lehre, wo Horos, welcher der zum Lichte vordringenden Sophia: sta Borbelo! zuruft, in Verbindung zu seyn scheint, wovon der Verfasser aber nichts ahnt. Horos steckte der vordringenden Sophia als Gränzzeichen das *T*förmige Kreuz vor, dessen symbolische Bedeutung als Phallus durch eine Stelle des Nonnus, welche bisher allen lateinischen Lexicographen, aber nicht dem Verfasser entgangen, bewährt wird, da in derselben das Wort Terminus

gleichbedeutend mit Phallus erscheint[2]). Dieses lexicographische Körnlein, welches wie manches andere solider Gelehrsamkeit in dem Wuste des größten mythologischen und historischen Unsinns, womit diese drey Bände gefüllt sind, verborgen liegt, beschließe auch als Terminus die hier gegebenen Auszüge, welche als Probe von dem Geiste des Ganzen mehr als genug. Diese durch die obige Stelle des alten Grammatikers erhärtete Bedeutung des Terminus: Sit modus lasso maris et viarum.

Weit beherzenswerther für den Mythologen als die Parforce-Jagd des Nimrod, welcher wie der wilde Jäger in Lüften die ganze Welt durchzieht, und beym Lichte besehen, zuletzt sich in einen eingebildeten Spuck auflöset, ist des Herrn Geheimenrathes Barth Monologie über Kabiren, in welcher er die in seiner Urgeschichte der Deutschen über die Verehrung der Kabiren bey den alten Deutschen umständlich ausführt; er findet dieselben in dem Alfis wieder. In sieben Abschnitten wird die große Kabiren-Familie mit ihrer ganzen weit ausgebreiteten Verwandtschaft Glied für Glied aufgeführt, nämlich die Dioskuren, die Kureten, Korybanten, die Telchinen und Daktylen, die samothrakischen Kabiren, die Kabiren in Aegypten und Phönicien, die samothrakischen großen Götter, worauf im letzten Abschnitte eine allgemeine Ansicht des alten Glaubens das Werk beschließt. Außer der mythologischen Gelehrsamkeit, welche hier alles über die Kabiren Vorhandene und Bekannte ordnet und reihet, gewinnt der Verfasser dem Gegenstande durch physische Interpretation eine neue Seite ab. »Daß die Dioskuren,« sagt er, »die Namen Kastor und »Pollux mit dem Elmsfeuer und überhaupt mit der Elektricität »in Verbindung stehen, ist außer Zweifel und von Schweigger »in einer klassischen Abhandlung vollständig entwickelt; ja man »könnte annehmen, daß die Naturlehre, welche in ihren letzten »erforschten Gründen auch ein Geheimgut der Mysterien war, »das was wir positive oder negative Elektricität nennen, Pollux »und Kastor genannt, oder aber, daß jener die Himmels-, die»ser die Erd-Elektricität bezeichnet habe, denn die elektrische »Kraft der Erde war bekannt.« Das Ey der Dioskuren wird mit dem Ey der Orphiker, mit dem kosmischen Ey der Inder und dem ägyptischen Weltey in Verbindung gesetzt, in welchem (auf einer Mumie des kais. Antiken-Kabinets zu Wien) Harpokrates, als gelber Dotter sitzend, abgebildet ist. In der Auslegung

[2]) Quo compingam terminum (T) in tutum locum. Non. Mar. in *Ocquiniscere*.

der an die Kureten gerichteten orphischen Hymne 38 findet der Verfasser abermals die Elektricität.

»Niemand, der diese Hymne liest, kann zweifeln, daß in der Elektricität waltende Wesen oder Kräfte angeredet werden. Darum auch, glaubten Manche, hießen sie die Chalkideer-Kupferfarbige, Erdgeborene mit ehernen Waffen, erzeugt durch reiche Regengüsse, idäische Eber, oder auch Erzeuger, und haben unterirdische Wohnungen, denn die Erde ist die Mutter der Elektricität. Wer mögte verkennen, daß hierin viel Richtiges liegt, nur soll man nicht daraus folgern, daß die Alten, wenn sie Kureten sagten, dabey das und nichts weiter als das dachten, was wir denken, wenn wir von Elektricität sprechen« (S. 52).

In dem Abschnitte der Korybanten wird der Dienst des Bacchus und sein Geburtsort erörtert. Zu den verschiedenen Nysa in Karien, Syrien, Indien mag noch die heute wirklich in Chorasan existirende Stadt Nisa beygefüget werden, welche vielleicht sogar älter als die am Berge Meros, und in Betreff der orientalischen Ableitung des Namen Bakchos bemerkt Recensent, daß bey der Erklärung der mit dem Worte Bachbach geprägten Münzen selbst der Kamus (Konstantinopolitaner Ausgabe, S. 536) keine klare Auskunft zu geben weiß. »Einige,« sagt er, »leiten dieses Wort von dem Namen des Emir Bach »her, andere von dem Ausrufe des Wohlgefallens, indem jene, »welche diese Münze sehen, erstaunt Bachbach! (Bah! Bah!) »ausrufen.« In den Dionysischen Mysterien war der Phallus das Pfand der Wiederkehr, das Symbol der Auferstehung des Fleisches (S. 127). »Man trug den Kalathus, einen lilienför»migen Becher, aus welchem ein Phallus von Feigenholz ragte« (S. 131). Diese alte Bedeutung des Bechers und des *T*förmigen Kreuzes lassen über die wahre Bedeutung desselben auf den gnostischen Sculpturen der Bafomete und Graale im kais. Antikenkabinet zu Wien keinen Zweifel übrig. Bey dem Weihfeste des zerrissenen Dionysos sah man als Symbole »Würfel, Kugel, »Fichtenzapfen, Hesperiden-Aepfel, Kräusel, Spiegel, Schaf»wolle, — alles Bilder der materiellen Welt, ihrer Täuschung »und Veränderlichkeit, in welche der Gott sich herabgelassen hat, »der in den Tod gegangen ist und die Marter der Zerfleischung, »indem er sich dem Irdischen mitgetheilt.« Die Telchinen stammen aus Rhodos, wie die Daktylen aus Phrygien; der Name der ersten findet sich auch im arabischen Telkin (instruere, docere). Die Daktylen sind nur fingergroß.

»Diese unscheinenden und doch so gewaltigen Kräfte werden für die magnetischen gehalten, und Schweigger rechtfertiget hierdurch aus physikalischen Grundsätzen, wie sie Erzeuger und wieder Sprößlinge der Kureten (diese als Elektricität gedacht) heißen, die rechten den Zauber lösen können, den die linken knüpfen. Der erste Magnet, sagte man, wurde

am Ida gefunden; das Eisen setzte er in hüpfende Bewegung, daher kommt vielleicht der Name Daktyle und Idäer.« »Indem wir Daktylen und magnetische Kraft in enger Verbindung denken, sind wir dabey nicht beschränkt auf den Magnetstein und unsere Ansicht von Naturkräften, sondern blicken auch auf den Magnetismus in seiner ganzen Bedeutung. Dann wird klar, wie Eingeweihte, die sich Daktylen nannten, das Volk durch Zauberkünste in Erstaunen setzten, als Heilkünstler Wunder thun konnten. Daran knüpfte sich dann so manches Andere, was Priesterschaften des Alterthums zu treiben und zu wirken pflegten, Kultur des Landes und der Sitte. Förderung der Kunst und Wissenschaft, Mysterien und geheime Weihen. Das thaten die priesterlichen Kabiren, — und warum nicht auch geleitet, unterstützt durch die geheimen Geister der Natur? So knüpfte es sich an den religiösen Sinn. Ein Beyspiel des Ineinanderschlingens der Begriffe gibt Herkules, der, als Daktyle, zu einer näheren Betrachtung auffordert« (S. 150).

Bey dem Absprunge auf Herakles wird dieser als die magnetische Kraft dargestellt, was höchst wahrscheinlich, indem der Magnet wirklich der Stein des Herakles hieß, in welchem Lebensgeist.

»Die Mysterien von Samothrake beschäftigten sich vorzugsweise mit Naturforschung und insbesondere auch mit dem Magnetismus. Man kannte die Polarität des Magnets, und unterschied die männliche und weibliche, was wir Plus oder positive, Minus oder negative nennen; man kannte also auch die einander anziehende Kraft der ungleichnamigen, die abstoßende der gleichnamigen Pole. Magnet, sagte man in Aegypten, sind die Knochen des Horos, und Eisen die Knochen des Typhon. Horos war die aus der Nacht des Chaos und seiner Verwirrung an das Licht getretene schöne Welt, — der Magnet also die Kraft, welche diese schöne Welt, gleich den Knochen in dem Menschen, festiget und hält. — Herakles ist Heilkünstler. Durch die magnetische Kraft, durch den verwandten Galvanismus sprudeln die Heilquellen. Er ist Zauberer, heilt durch Magie, Sympathie, — das heißt magnetisch, ist Ehegott, Befruchter, Samenerwecker, als Magnes, Hymens Vater. Here ist seine beständige Gegnerin, weil die Luft nie magnetisch wird.« — »In Aegypten dürfte Herakles die ganze magnetische Kraft gewesen seyn, Sem-Herakles die positive, Semphukrates die negative. Darum stand auch dort nach Makrobius seine Verehrung am höchsten. Anders war es in der samothrakischen Lehre. Da finden wir Daktylen als Inhaber der magnetischen Kräfte, und einen Herakles — nur unter ihnen. Da theilten sie sich in die Gotteskraft; der eine war der magische Zauberer, ein anderer der Heilkünstler, einer bewältigte Alles mit Riesenstärke, der andere hauchte der Seele weisen Rath ein u. s. f. Herakles aber scheint die abstoßende, die Alles treibende magnetische Kraft gewesen zu seyn, dagegen seine Mutter, Aphrodite, nur eine Seite der großen samothrakischen Weltmutter, die anziehende. — Daß jedoch nicht jede Mythe und Kunstdarstellung, nicht jedes dem Herakles gegebene Attribut und Beywort sich auf magnetische Kraft beziehe, bedarf kaum der Erwähnung.«

Auf diese Weise wird die Mythologie durch die Naturgeschichte ganz neu beleuchtet; die folgenden drey Abschnitte von den samothrakischen Kabiren, von den ägyptischen und phönizi-

schen Kabiren und den samothrakischen großen Göttern fassen alles darüber Bekannte in lichtvoller Darstellung zusammen. Die Sieben- und Achtzahl wird erörtert: »Sieben Tafeln hält die »Harmonie, auf welche Phanes-Protogonos, oder Ophion, mit »Phönix-Schrift das Schicksal der Welt geschrieben. Diese Ta»feln sind die sieben Planeten, eigentlicher wohl die Bahnen, »durch welche die Planeten sich wälzend das Geschick verkünden. »Der mit ihnen schreibt ist Phthas.«

Diese sieben Tafeln erinnern an die orientalische des Schicksals und an die ewige Feder des Loses, welche darauf schreibt. Marcian's Weltschiff, auf dessen Vordertheil sieben einander ganz ähnliche Brüder standen, erklärt wie die Siebenschläfer bey den Morgenländern zur Ehre gekommen, die Beschützer der Schifffahrt und des Seewesens zu seyn; ihre Namen sind im osmanischen Arsenal dermal an die Wand geschrieben und an dem Hintertheil sowohl von Kriegsschiffen als Kauffarteyschiffen, um dieselben zu beschützen; sie sind augenscheinlich an die Stelle der Kabiren getreten. Dem Lichtbringer Phthas ist die Zahl acht (die gnostische der Erkenntniß) geweiht, und die Cyklopen, Diener des Hephaistos, waren sieben. Die acht ältesten ägyptischen Götter werden mit den acht Kabiren und den acht Söhnen Sydiks zusammengestellt. Zum Schlusse des siebenten Abschnittes kommt der Verfasser noch einmal auf das indische Hochgebirg: »Wir kommen noch einmal in das indische Hochgebirg. Aus Bak»trien kamen die Korybanten; in der Nähe ist die wahrschein»lichste Geburtsstätte des Dionysus; Prometheus, der Kabiräer, »stammt vom Kaukasos; von dort, nicht von Aegypten, kam »Proteus, der Kabiren Urvater.«

Hierüber bemerken wir, daß Chorasan, wo Nysa liegt, ein Theil Baktriens, und daß der Ursprung des Landesnamens Chor (die Sonne oder der Ost) sich im Namen der Korybanten wieder findet. Die Penaten leben noch heute in den Titeln morgenländischer Herrscher als Penah, d. i. Zufluchtsort, Sicherheitsstätte, fort. Der Verfasser resumirt endlich, daß »das Wort Kabiren in der samothrakischen Kirche und »Lehre a) die großen Götter, welche Mann und Weib sind, »Gaja und Uranus; b) die kabirische Demeter, Persephone, »Ades, mit einem Kadmil, Hermes; c) Dis und Dionysos; »d) die Dioskuren; e) die Söhne Hephästs und der Kabiro, »Alkon und Eurymedon; f) die Abkömmlinge vom kaukasischen »Proteus, drey männliche und drey weibliche; g) den erschlage»nen Koryphas und die zwey Brudermörder; h) einzelne Gott»heiten, wie Hekate, Prometheus u. a. bezeichnet.« Hätte der Verfasser von Nr. 4 diese schätzbare Monologie zu seinem als

Handbuch nützlichen Werke benützen können, so würde darin weder Alkis noch so mancher andere auf den Dienst der Kabiren sich beziehende Name fehlen. Unter den fehlenden sind uns vorzüglich Leucothon, Melanis Aphrodite, die persische Anahid, die hetruskischen Folterengel und mehrere der Heroen, welche nach Herodot Altäre in Griechenland hatten, aufgestoßen, als Onesilaos zu Amathus auf Cypern; Herodot V. 114; Astrobakos VI. 69; die Thya VII. 178; der Talthybios VII. 134; Aedrokrates bey Platea am gargaphischen Quell IX 25; Phylakos und Autonoos zu Delphi VIII. 39. Die Mythologie der alten Parsen ist höchst dürftig auf drey Blättern, die ägyptische auf fünf, die phönicische und chaldäische auf einem abgefertigt, und die der alten Araber ist ganz und gar leer ausgegangen.

J. v. Hammer.

Art. IV. Commentarius diplomatico-criticus super duplex privilegium austriacum Friderici I. et II. imperatorum, utrumque brevius et longius, occasione notae numero CVII. codicis pataviensis vol. XXVIII. mon. boic. sect. II. additae, conscriptus; consentiente academia scientiarum boica vulgatus. Monachii, sumptibus academicis 1831.

Mehr als sechzig Jahre sind vorüber, daß der vor mehr als einhundert sechzig Jahren öffentlich und in Bezug auf vielseitige politische Rivalitäten sehr heftig angeregte Zwist über die Aechtheit jener Perle der sogenannten »österreichischen Hausprivilegien,« über die Aechtheit des am 17. September 1156 in dem feyerlichen Fürstenlager zwischen Barbing und Regensburg durch Friedrich Barbarossa, zur Versöhnung Heinrichs des Löwen und Heinrichs Jasomirgott, gegebenen Freyheitsbriefes, seit der Herausgabe der Urschrift durch Senkenberg und Schrötter, und seit der mehr oder weniger entschiedenen Beystimmung der ausgezeichnetsten Publicisten und Kritiker auf sich beruhet hat. — Die Regeneration der bayerischen Monumente, namentlich mit dem für die Geschichte der Ostlande von der Merovingenzeit bis zu der Hohenstauffen tragischem Ausgang und bis ans Ende des großen Zwischenreiches höchstwichtigen Kaiserselekt, und mit dem Archive des bey weitem ältesten bajuvarischen Bischofssitzes (der in den Tagen Karl Martells nach Paßau geflüchteten Apostelkirche von Lorch), haben jenen Streit zufällig wieder auf die Bahn gebracht. — Es enthält nämlich das dritte jener Saalbücher, der nach seinem hochgesinnten Urheber, dem Bischof Otto (1254—1265), der Lonsdorfische genannte Paßauer Kodex,

die 1245 von Friedrich II. ertheilte Bestätigung jenes Fridericianischen Privilegiums von 1156, welches unter dem Namen des Kleineren (Privilegium minus) bekannt ist. — Um den Kaiserselekt in seinem ganzen Reichthum und in seiner vollen Herrlichkeit darzustellen, wurden nicht nur zuvörderst sämmtliche noch vorhandene Originale oder Autographa der Kaiser der Zeitfolge nach edirt, sondern auch die Apographa, Transsumten und in den zahlreichen und schönen Kopialbüchern enthaltenen Kaiserdiplome in einer zweyten Serie nachgetragen. — Jenes Privilegium minus würde also in dem Lonsdorfischen Kodex gar nicht, sondern erst in den Apographen der hohenstaufischen Kaiserbriefe beym betreffenden Jahre vorgekommen seyn. — Der Redakteur der einen Hälfte der Monumente (des Kaiserselektes), der durch seine genealogischen Untersuchungen über den Pfalzgrafen Rapoto und über die Heldenstämme von Formbach, Pütten, Lambach und Wels., dann durch die Monumente seiner ehemaligen Abtey Ennsdorf bekannte Professor und Münchner Akademiker Joseph Moriz hatte der Aechtheit dieser beyden Fridericianischen Hausprivilegien eine eben so umständliche kritische Erörterung gewidmet, als andern wissenschaftlichen Streitigkeiten dieser Art, z. B. jener zwischen Hansitz und Zirngiebl über die Aechtheit der Immunitätsprivilegien von S. Emmeran. — Der Redakteur der andern Halbscheide, der hochstiftischen (und namentlich für den XXVIII. und XXIX. Band der paßauischen) Urkunden, Freyherr von Hormayr, der ihnen in diesen Jahrbüchern seit dem XXXVII. Bande 1827 eine eigene stehende Rubrik weihte, nahm dieses Fridericianische Diplom gleichwohl S. 354—370 an seine ursprüngliche chronologische Stelle auf, so wie noch einige andere, bereits im ältesten Saalbuche vorkommende Stücke, z. B. den zwischen 983—991 fallenden Schiedspruch des Bayerherzogs Heinrich zwischen dem Lorcher Metropoliten Piligrin und dem Markgrafen Luitpold, dem Ersten vom Hause Babenberg, und die Zehentsprüche über das neue Land zwischen der Enns und dem Kahlengebirge auf den Synoden zu Mistelbach, in S. Agapits-Kirche zu Mautern und bey S. Lorenz zu Lorch. — Es sollte eben dieser herrliche Kodex nicht aller seiner Zierden beraubt, es sollte die staatsrechtliche und geographische Wichtigkeit jener alten Aufzeichnungen in ihrem Zusammenhange um so gediegener und um so schlagender erscheinen. Es mochte aber noch ein anderer Grund der Wissenschaft sowohl, als der Schicklichkeit bey dieser Aufnahme vorwalten. — So wie die Paßauer und insonderheit der Lonsdorfische Kodex für sämmtliche Ostlande von der Moldau und March bis an die karentanische Gränze un-

schätzbar genannt zu werden verdienen, steht auch das Fridericianum in zu strengem Zusammenhange mit der alten Geographie, um es nicht in seiner bereits oben angedeuteten Folgerechtigkeit vorzuführen, sondern über Jahr und Tag auf den Kaiserseleкt zu versparen.

Mehrere österreichische Abteyen, auch einige Provinzialmuseen haben zur Erläuterung und Bereicherung des Paßauer Urkundenschatzes freundlich mitgewirkt. — Eben so hat das geheime Staats-, Hof- und Hausarchiv in Wien durch die edle Vergünstung Seiner Durchlaucht des Staatskanzlers Fürsten Metternich für die von Seiner Majestät dem Könige Ludwig angeordnete Fortsetzung des großartigen Lang'schen Regestenwerkes (Jahrbücher XII. 100, XIX. 107, XXIV. 225, LII. 165) durch die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts (1300—1350), aus einer Epoche sehr divergirender Interessen, eine beträchtliche Anzahl wichtiger Regesten mitgetheilt. — Diese Liberalität erregte den Muth, auch der langweiligen Ungewißheit über das Fridericianum für immer ein Ende zu machen, um so mehr, als diese Frage eigentlich niemals ein haarscharfes und wahres politisches Interesse hatte, selbes aber vollends verlor und rein historisch und bloße Antiquität wurde, seit die pragmatische Sanktion, seit der Füßner, Aachner und Teschner Frieden Bayerns und Oesterreichs Verhältniß aus einandergesetzt haben, seit mit der Auflösung des Reichsverbandes von Oesterreichs Parifikation mit dem Kurfürsten und von seinem Kondirektorium im Fürstenrathe keine Rede, seit vollends durch die Verträge von Paris und Wien eine ganz neue Weltordnung eingeführt und befestiget ist. — Was vielleicht noch vor einem halben Jahrhundert ein unbescheidenes Ansinnen scheinen, aber auch nur scheinen konnte, den Augenschein der früherhin bestrittenen Urschrift der Fridericianischen goldenen Bulle von 1156 zu gestatten, konnte jetzt ohne Anmaßung zum Behuf einer ganz Oberdeutschland, so wie alle Diplomatiker und Paläographen interessirenden Frage in Wien nachgesucht werden. Die österreichische Staatskanzley, die sich in jenen urkundlichen Mittheilungen wahrhaft liberal gezeigt hatte, erwiederte hierauf: »Die Okular-Inspektion stehe bekanntlich zu jeder Stunde Jedermann nach Belieben offen, — es widerstreite aber der Archivs-Instruktion, ein so seltenes und berühmtes Stück außer Landes zu senden« (was denn freylich in der ganzen Welt eben so hergebracht ist). Von angesehenen Namen, die es als Liebhaber eingesehen, als Kenner geprüft und erudite (wenn auch nur einen kleinen Kranz von Fachgelehrten näher interessirende) Briefe darüber geschrieben haben,

sind Senkenberg, Spieß und Kopp (der Verfasser der klassischen Palaeographia critica) zu nennen, denen dieses Stück von den jeweiligen Archivsdirektoren von Rosenthal, Michael Schmidt, dem Geschichtsschreiber der Deutschen und dem Freyherrn von Hormayr (1759, 1785 und 1808) zur Einsicht unterlegt wurde. — Maria Theresia hatte im Nachtrage der Hergottisch-Gerbertischen Monumente die Herausgabe der wichtigsten Staatsurkunden mit prachtvollen Facsimiles anbefohlen. Die Sammlung war ziemlich weit gediehen, der Archivsoffizial Weinkopf hatte wunderschöne Zeichnungen dazu geliefert; aber Joseph II, der gar nichts auf die Pergamente hielt, und alles auf Gold und Eisen, ließ die Sache liegen. Vergeblich trachteten die in der gelehrten Welt mit Recht geachteten Piaristen, Leopold und Georg Gruber und Adrian Rauch, die schöne Idee wieder aufzunehmen, ja sogar bey der Unerbittlichkeit des Aerars die niederösterreichischen Stände zur Verwirklichung derselben zu bewegen: — umsonst! Man hielt die Archive wohl für Mausoleen, aber weniger der sorgfältigen Erhaltung, als der sich von selbst machenden Verwesung; — und wollte man in jener Zeit sein Augenmerk auf ein vermeintes Spital wenden, so mußte es wenigstens ein Militärspital seyn!? — Das Erscheinen jener schönen Bullen und Siegelzeichnungen ist um so mehr zu wünschen, als seit 1812 die von dem berühmten Paduaner Sertorio Ursato begonnene, von Glafey fortgesetzte Sammlung letztlich das Eigenthum des Domherrn und Malthesers Smitmer von Siegeln, Stempeln und Typarien dem Wiener Staats-Archiv angehört und auch die Abteyen und Stände reiche Beyträge zu liefern vermögen würden. — Den Augenschein und die Einsendung jenes Diploms erbitten, und gleichwohl schon vorhinein mit allen Wahrscheinlichkeits- und Scheingründen in fixer Idee es gleich sammt allen seinen Bestätigungen als unächt und als das Werk des qualifizirtesten Betruges darzustellen, ohne auch die vollwichtigen Gründe dafür zu würdigen, hätte allen diplomatischen Anstand verletzt, und selbst die augenscheinliche, spießbürgerliche Beschränktheit, und ein alles rechte Ziel und Maß entbehrender, philisterhafter Patriotismus würde dem Vorwurf unedler und hinterlistiger Gehäßigkeit nicht entgangen seyn? — Darum wurde zu No. CVII. des Lonsdorfischen Kodex die in diesem Kommentar so heftig besprochene Note beygesetzt. — Wo durchaus von der vorgefaßten Meinung ausgegangen werden wollte: »es existirt gar kein Original des Privilegium majus, und hat nie existirt, — oder wenn doch eines vorhanden seyn sollte, so ist es nach innern und äußern Merkmalen unächt und ein Trug des funfzehnten, vielleicht gar erst sechzehnten Jahrhunderts, — und wenn

selbst frühere Bestätigungen desselben da sind, so sind auch diese eitel Lug und Trug, mußte solcher kaum erklärbaren Hartmäuligkeit wenigstens etwas von ihrem Grund und Boden durch die Thatsache weggenommen werden: — vom Privilegium majus existirt seit Jahrhunderten im österreichischen Schatz-Archive ein Original. — Dieses Original ist vollkommen wohl erhalten und von Diplomatikern des ersten Ranges als untadelhaft erkannt. Vom Privilegium minus besitzen weder das österreichische noch das bayerische Reichsarchiv eine Urschrift, und es ist auch durch nichts zu beweisen, daß eine solche jemals existirt habe?

Diese unbestreitbaren faktischen Angaben veranlaßten den Professor Moriz, jenen Theil seiner frühern Erörterung umzuarbeiten, der sogar die Existenz eines Originals des großen Fridericianums anfocht. Von nun an beschloß er, selbe nur gegen die Aechtheit dieser viel besprochenen Urkunde zu wenden. Es ist ihm dadurch unstreitig selbst ein guter Dienst geleistet worden, ohne seinen Ansichten im Geringsten vorzugreifen, da eben jene Note hinzufügt: »In selectu Dipl. Imperatorum, varia, singulari scientiae incremento, movebit *de hoc diplomate dubia*, clarissimus Joseph Moriz, de nova hac monumentorum boicorum collectione optime meritus.«

Wenn wir das ganze Rüsthaus der Moriz'schen Argumente parteylosen Blickes durchgehen, dürfte das Ergebniß so ziemlich seyn, daß dasjenige, was gut daran ist, nichts weniger als neu, sondern in dieser obsoleten, publizistisch-politischen Zänkerey längst abgedroschen, und das wenige Neue, nicht gut sey.

Der gelehrte Mannert war in seiner Geschichte Bayerns, I. 165—174, aus der (von Moriz nachgebeteten) Prämisse ausgegangen: »es existire gar kein Original des großen Fridericianums mehr. Es habe im Verlaufe der Jahrhunderte Beschädigungen erlitten, so wie dessen Bestätigung durch Friedrich II. von 1245. Deßhalb sey beschlossen worden, eine neue Ausfertigung 1437 durch den Bischof Leonard von Paßau besorgen zu lassen. Leonard habe sie besorgt mit einigen Ausschmückungen, vielleicht nicht ganz zum Vortheile Oesterreichs, aus Mangel hinreichender Kenntniß der früheren Zeit.«

Aber dieses Vidimus des Privilegium majus Bischof Leonards, im Paßauer Hofe zu Wien am 17. April 1437 gegeben, sagt kein Wort von Beschädigung, sondern nennt das eine und das andere Fridericianum, »sanam, integram et illaesam omnique prorsus vitio et suspicione carentem!« — Er

beschreibt es umständlich, wie es noch jede Stunde im Wiener Archiv einzusehen ist.

Den Vorzug hat wenigstens die Morizische Arbeit, die Literatur des Gegenstandes so vollständig zusammengestellt zu haben, daß nur wenig und Unbedeutendes derselben beyzufügen wäre.

Sie gibt zuerst, sub a, das Privilegium *minus* Friedrichs I., nach der Augsburger Chronik, den Jahrbüchern des Heinrich Stero, oder vielmehr Hermanns von Niederalteich und des Priesters Andreas von Regensburg, dieses minus, von welchem so viele Bruchstücke, so viele ungleiche und verstümmelte Abdrücke existiren, so viele theilweise Ergänzungs- und Verbesserungs-Versuche, bey denen auch Aventin, wie gewöhnlich, nicht ganz müßig gewesen ist.

Eine auffallende Erscheinung bleibt dieses Privilegium minus allerdings, sey es nun ein bloßes Konzept der kaiserlichen Kanzley geblieben, sey es der ursprüngliche Entwurf gewesen, mit welchem Heinrich Jasomirgott sich durchaus nicht begnügt. — Dieser war auf mehreren Tagen nicht erschienen, dem Andringen des Kaisers im Bewußtseyn seines Rechtes sogar entflohen, hatte verfällende Urtheile gegen sich abgewartet, und schien nur der Gewalt zu weichen über Jahr und Tag entschlossen. — In Goslar ausgeblieben, wurde der Jasomirgott in bannum contumaciae gelegt, licet id aliis principibus parum placeret, und sogar eine starke Partey in Sachsen und Bayern gegen den jungen Löwen sich erhob: aliqui principes de Bavaria et orientali Saxonia conspirationis gratia colloquium indixere, evocatusque archiepiscopus occurrit eis in Sylvis bohemicis. — Wie gesagt, war weder in den österreichischen Archiven je die Spur dieses kleinen Diplomes, noch auch bayerischer Seits, wo sie allerdings Heinrich dem Löwen zur Wahrung alter und neuer Rechte und Abwendung neuen Unfriedens in einem so außerordentlichen Verhältnisse (wie von nun an jenes der Ostmarken zu Bayern geworden) hätte zugestellt werden sollen!? Am wahrscheinlichsten dünkt unter diesen Umständen, das Privilegium minus sey ein erstes, vielleicht auf den Tagen zu Worms, zu Speyer, oder auf mehreren zu Regensburg (1153—1156) auf die Bahn gebrachtes Projekt gewesen, mit welchem sich aber der Jasomirgott keineswegs, sondern erst mit dem sogenannten Privilegium *majus* zufrieden gestellt habe?? — Mit welcher gierigen Kleinlichkeit sich Moriz auf jeden seiner fixen Idee günstigen Schatten stürze, beweiset unter andern das in der Note S. 5, in der Verlegenheit mit keinem Original des kleineren Briefes auf-

zukommen, leichthin angenommene Assert, der Fabelhanns Haselbach habe ein mit goldener Bulle versehenes Original des *minus* wirklich vor sich gehabt? — und wodurch ist dieses dargethan? — weil Haselbach's sehr inkorrekte Abschrift am Schlusse hat: »nostrae majestatis aurea bulla iussimus communiri. Actum etc. (Residuum hujus privilegii vide libro tertio),« — und in diesem dritten Buche ist unter: Sequuntur privilegia jenes: »erectionis ducatus Austriae,« und zwar das Privilegium *majus*, wie es Arenpeck's Chronik liefert, die bloß das majus gibt, weßhab zur Vermeidung unnützer Wiederholung der Herausgeber Petz sich nur auf Arenpeck bezieht. — Haselbach kannte das minus und majus, und warf nach seiner Weise manchmal beyde unter einander. So kam z. B. (wahrscheinlich zu Morizens nicht geringem Aerger) aus dem majus in dieses minus, nach: controversia — diu agitata *de ducatu Bavariae*, die Stelle hinein, *et super marchia a supiore parte fluminis Anasi*, und dann wieder am Schlusse die aurea bulla, von der weder im großen noch im kleinen Diplom ausdrückliche Erwähnung geschieht, die aber noch jetzo am majus hängt.

Mannert's Behauptung, vom Privilegium majus existire gar keine Urschrift mehr, veranlaßte das Wiener Archiv in diesen Jahrbüchern, XXXVII. 249, eine genaue Beschreibung desselben mit der Bemerkung zu geben, daß dieses Fridericianum mit der Berchtesgadner Urkunde des nämlichen Jahres, der äußern Form nach, in völligem Einklange stehe.

Um nun auch von dieser Seite alle möglichen Zweifel zu erregen, beschreibt Pater Moriz S. 10, 11 die Berchtesgadner Urkunde, und bringt (auf Kosten der Wahrheit) vier Abweichungen des Wiener vom Berchtesgadner Privilegium heraus, die sehr zum Nachtheile des Erstern seyn sollen; hier aber handgreiflich in einer geflissentlichen dunkeln Unbestimmtheit gehalten werden: 1) die Stellung des Chrismon in der zweyten Zeile, — wo steht das? — 2) den vielfachen Gebrauch der Interpunktion des Comma?? Davon stehet wieder kein Wort in der Beschreibung, die übrigens allerdings genauer seyn dürfte, so wie auch die Abkürzungszeichen in den Jahrbüchern und in den Monumentis höchst unvollkommen sind, weil es sowohl der Gerold'schen Buchdruckerey in Wien, als der Lindauer'schen in München an den hiezu nöthigen diplomatisch getreuen Typen fehlte, und nur eilig etwas Approximatives in Holz nachgeschnitten wurde, woran allerdings, wiewohl irrig, manche Kritteley ankern mochte. — 3) Einige Verstöße gegen

die reine Latinität, ja wirkliche Fehler, als ob diese sich nicht eben so gut und weit zahlreicher in dem Morizischen Heiligthume fänden? und nicht in unzähligen, von ihm selbst rezensirten Urkunden? 4) Form und Gebrauch gewisser Buchstaben, — welcher? und wenn!? — Es ist überhaupt eine seltsame Befangenheit (die auch den unvergeßlichen Dobrowsky in der Beurtheilung der ältesten böhmischen Kloster-Urkunden offenbar zu weit geführt hat) wegen gewisser Buchstaben, Punkte oder Zeichen eine übrigens untadelhafte und in den geschichtlichen Fakten durch den Verlauf der Dinge bestätigte Urkunde ohne weiters für falsch und für ein Machwerk späterer Zeiten zu erklären: — als wenn es nicht auch darin, und wohl noch mehr als in den großen Begebenheiten, Uebergangs-Epochen gäbe, als ob nicht jede neue Entdeckung dieser Art eine Aenderung im diplomatischen Lehrsystem hervorgebracht hätte? und täglich neue Urkunden entdeckt würden?! als ob nicht häufig auch Fremdlinge in die kaiserliche Kanzley gekommen wären, und Wälsche und Byzantiner gerade in den Diplomen der beyden stauffischen Friedriche in Schriftzügen, Zeitrechnung und Sprache ungemeine Aenderungen hervorgebracht hätten?? — Auch das große Fridericianum mit seinem exorbitanten, bombastischen Curialstyl trägt die Spuren: dazu äußerte Friederich über kein Werk seines thatenreichen Lebens diese fast kindliche Freude, wie über die Versöhnung und Vereinigung der beyden Heinriche, die er bald wieder mit sich nach Italien zu führen gedachte, — über das zwischen zwey mächtigen Fürsten vermeintlich hergestellte Gleichgewicht (Austria a Bavaria divisa et in ducatum proprium conversa, ne nimium Bavari superbirent), und über den nun auch dem Bayerlande, so wie dem ganzen übrigen Deutschland geschenkten Frieden (ne Bajoaria ulterius immunis esset quietis totius regni).

Kuspinian, Max I. Leibarzt und gekrönter Dichter, Bibliothekar und Historiograph, Gesandter in Ungern und Polen, Stadtanwalt Wiens († 19. April 1529), wurde 1495 vom Kaiser zum ersten Vorstande des Archives ernannt. Er hat es aus dem Sagrer (Sacrarium) der Burgkirche und aus der Schatzkammer von St. Stephans-Münster in dem Widmer- oder grünen Thurme der Residenz neu angelegt. 1496 und 1499 ward er auch in die reichhaltigste Fundgrube nach Innsbruck gesendet, nach der Abdikation und dem Tode des Erzherzogs Sigmund, Verschiedenes von dort zurück zu holen, ein Geschäft, das übrigens erst auf Leopolds I. Geheiß Lambecius 1665 vollendete, als nach dem plötzlichen Ableben des Erzherzogs Sigmund Franz, Tyrol für immer mit dem Hauptkörper der Monar-

chie vereinigt wurde. — Kuspinian mußte in seiner Stelle als Vorstand des (erst durch ihn wieder neu gesammelten und gegründeten) Archives allerdings die beyden Urschriften der Fridericianischen Privilegien gesehen haben, die Friederich IV. sammt allen sogenannten Schatztruchen vor Mathias Corvin nach Innsbruck geflüchtet hatte. Von einem Privilegium *minus* hat aber auch Kuspianian nichts erblickt, noch gehört. Die Diplome, wie er sie in seiner Austria ans Licht fördert, gleichen, so wie die Ausgabe des ältern Arenpeck, ganz jenen bey Reichard Strein (gleichfalls einem Vorstande des österreichischen Archives), bey Horneck, in dem kurmainzischen Vidimus und bey Schrötter. — Die unbedeutenden Abweichungen beschränken sich auf einige Latinitätspurismen und Interpunktionen ohne geschichtliche oder staatsrechtliche Folge — und wie wenig gewissenhaft korrigirte und ergänzte man damals nicht (auch Aventin, auch Lazius) Inschriften und Urkunden? — 1166 statt 1156 ist bey Kuspinian ein in mehreren gleichzeitigen Exemplaren korrigirter handgreiflicher Druckfehler. — Diesen beyden Kaiserbriefen fügt Kuspinian aus dem Nachlasse des unglücklichen Geheimschreibers, Peter de Vineis, ein anderes Konzept der kaiserlichen Kanzley bey, dessen förmliche Ausfertigung durch neuerliche Erkaltung zwischen beyden Friedrichen, dem Kaiser und dem streitbaren Herzoge, und durch des letzteren Tod in der Leithaschlacht unterblieb, wegen der Erhebung Krains zum Herzogthume und des vereinigten Oesterreich und Steyer zu königlicher Würde.

Moriz geht nun in die Unterschiede der beyden Fridericianischen Diplome von 1156 ein, von denen mehrere, wie jene über die Erbfolge und über die Abhängigkeit Oesterreichs von der reichsoberhauptlichen Gewalt, nicht mit und neben einander bestehen könnten; — ein Fall, der übrigens in allen diplomatischen Protokollen und in jenen aller Negoziationen Statt findet, in denen kein Theil unbedingt in die Worte des andern schwört, kein Theil die Vorschläge des andern unbedingt annimmt, sondern der eine diesen, der andere jenen Punkt fallen läßt, durch wechselseitiges Nachgeben und Zusammenrücken die Negoziation endlich ihr Ende erhält, und die späteren Entwürfe den früheren von selbst derogiren (S. 31).

Schon der erste Satz Morizens ist willkürlich und irrig: — Heinrich Jasomirgott habe über Oesterreichs Erhebung zum Herzogthum und über dessen außerordentliche Vorrechte ursprünglich zwey ganz verschiedene Diplome erhalten, das kleinere mit einem aufgedrückten oder anhangenden Insiegel, das größere mit einer goldenen Bulle versehen.

Wir setzen diesem vitiosen Zirkel einen einfachen Thatbestand

entgegen: — Es ist natürlich, daß in der langen, schwierigen, beynahe bis zum Bürgerkrieg angeschwollenen Irrung, der Barbarossa dem Jasomirgott mehrere Ausgleichungsprojekte vorgelegt, und die Vermittlung und Zeugenschaft der anwesenden Fürsten dazu aufgeboten habe, die aber der Jasomirgott (fest in seinem Rechte wurzelnd) nicht genehmigte, die daher bloße Konzepte der kaiserlichen Reichskanzley blieben. — Wie manche widersprechende Verleihung hat man nicht von Rudolph von Habsburg? — noch mehrere von Ludwig dem Bayern, und endlich drey, vier Verleihungen des Nämlichen an verschiedene Herren von Karl IV.? — Es thut gar wenig zur Sache, ob auch Würzburg über den Ambacht in seinem Sprengel von 1168, Tegernsee von 1230 doppelte Fridericianische Diplome, nur in verschiedener Ausfertigungsform besitzen? Oft meinten die Bittwerber selbst etwas versäumt zu haben. Oft meinte ihr Freund in der Reichskanzley das Beste noch hinzufügen zu müssen. — Oft galt es auch nur doppelte Taxen, worin sich zwar die kaiserliche Kanzley zu keiner Zeit so unersättlich erzeigte, wie zu jeder Zeit die römische Curie.

Es bleibt fortan unläugbar: das Privilegium majus, so wie Arenpeck, Kuspinian, Senkenberg, Schrötter es edirt, existirt noch als ein untadelhaftes Original. Das Privilegium minus mag als ein diplomatisches Konferenzprotokoll, — es mag als ein approximativer Vorschlag, den die Standhaftigkeit des Jasomirgott bis zum letzten Augenblicke verwarf, existirt haben, — als förmlich ausgefertigtes, vollgültiges Original gewiß nie, — denn wo eher, als in Bayerns Archive, hätte sich, nach den oberflächlichsten Normen der Staats- und Unterhandlungskunst, das Duplikat davon befinden müssen? — Bayern hatte dem Wunsche des Barbarossa schon ein ungeheuer schmerzliches Opfer gebracht. — Der neue Glanz der Markgrafschaft unter der Enns, die Abreißung des uralt-bayerischen Landes ob der Enns zogen auch Salzburg und Paßau unmittelbar in den Bereich des neuen Herzogs, ihres übermächtigen Schirmvogtes, hinein, und entfremdeten sie Bayern immer mehr. — Wo lag also ein dringenderes Bedürfniß und ein entschiedneres Recht, sich eine urkundliche Abwehre gegen diesen immer weiter gehenden Riß zu verschaffen? — Es ist beynahe spaßhaft, als unumstößlichen Beweis für die rechtskräftige Existenz des Privilegium minus angeführt zu sehen, daß es bey den Zeugen in demselben heiße: »und andere mehr,« wie dieses in bloßen Konzepten und Apographen gewöhnlich der Fall

ist, daß dagegen in dem Instrument mit goldener Bulle noch sechs Zeugen namentlich beygefügt seyen!?

Pater Moriz ist allerdings groß darin, beynahe ein halbes Dutzend Kaiser und Könige und die meisten Fürsten von Oesterreich als eine Rotte von Verfälschern und Betrügern darzustellen, die das einzig ächte Privilegium minus vertilgt, und das Privilegium majus in einer gar viel späteren Zeit frisch geschmiedet haben, — und dieses Alles deßhalb, weil im Kodex des Bischofs Otto von Lonsdorf, dieses Erzfeindes der Bayerherzoge und beständigen Verbündeten Ottokars, eine Abschrift der Bestätigung des Privilegium minus von 1156 durch Friederich II. 1245 eingeschaltet ist, so wie Ottokar sie allein brauchen konnte, der keine Tochter des letzten Babenbergers, sondern nur eine Schwester desselben zur Ehe hatte. Bey seiner Vermählung mit eben dieser Margaretha zu Heimburg im April 1252 ließ er sich die beyden Fridericianischen Bullen ausliefern, und durch den gleich Anfangs seiner Besitzergreifurg geführten Titel *Archidux*, und durch viele seiner unter Margarethens feyerlichen Einwilligung gegebenen Urkunden zeigte er klar, ein noch so unwiderstehlicher Usurpator hege dennoch eine geheime Schen vor der wahren Quelle des Rechtes??

Wir möchten einmal Moriz um den Beweis seiner Behauptung ersuchen, Seite 31. — »Friederich der Streitbare habe 1245 die Bestätigung nicht der großen goldenen Bulle, sondern des Privilegium minus erbeten und erhalten? — Otto von Lonsdorf (damals noch gar nicht Paßauer Bischof), dem daran am meisten gelegen, habe eine Abschrift dieses österreichischen Privilegiums aus der Reichskanzley erhalten und im Paßauer Archiv niedergelegt!??« — Nur Schade, daß wie von dem Privilegium majus des Barbarossa von 1156, so auch von Friederichs II. Bestätigung, die ächte Urschrift noch zu Wien existirt, wie schon 1437 Bischof Leonard von Paßau sie vidimirte und ein halbes Jahrhundert später der patriotische Bayer, Arenpeck, sie herausgab, und der Archivs-Vorstand Kuspinian ihm darin folgte.

Nicht minder komisch ist das Gewicht, was auf den Rudolfus, comes de Swineshud gelegt wird, dessen Domizil und Taufschein Moriz nun einmal nicht ins Klare bringen kann, und darin einen neuen Beweis sieht, die ihm widerwärtige Urkunde sey lauter Lug und Trug.

Seite 34 heißt die Uebertragung des bayerischen Herzogthums von dem geächteten Heinrich dem Stolzen auf Leopold den Babenberger 1139 eine unrechtmäßige (nullo jure facta)!! Hatten die Welfen ein entschiedenes Erbrecht? — Waren

demnach die Schyren, Arnulfs des Bösen Enkel, illegitim und mit Recht verdrängt? Worin unterschied sich das Unrecht Heinrichs des Löwen von jenem seines Vaters Heinrichs des Stolzen? War also des Ersteren Aechtung und Ottos von Wittelsbach Erhebung auch eine Res nullo jure facta?? Muß etwa der Bayer seine legitimen Herren nicht in den Wittelsbachern, sondern in Braunschweig oder Windsor in den Enkeln Heinrichs des Stolzen und des Löwen suchen?? Nur weil der Jasomirgott so sehr in der Form und so sehr in seiner guten Befugniß war, wurden ihm so erorbitante Vorzüge bewilliget, wurde Bayern eine solche, nie zu verschmerzende Wunde geschlagen, bloß um das Interesse der Welfen und der Waiblinger auszusöhnen, zwischen den Babenbergern und zwischen dem Löwen nach Billigkeit und vermeintem Gleichgewicht zu transigiren und des Letztern Heldenkraft für die weit aussehenden Plane auf Welschland zu sichern. — Vom Recht war hier nicht die Rede, sondern einzig von der Politik. — Aus der Klosterzelle oder aus dem Kellerloch angesehen, scheint freylich die Welt nicht weiter als das Fenster, nicht breiter als das Kellerloch, und sie ist es dennoch.

Seltsam ist es allerdings, daß die Gränzen des neuen Herzogthums Oesterreich nicht in dem größern, nicht in dem kleinern Kaiserbriefe aus einander gesetzt sind. — Aber wie viele ähnliche Beyspiele der Unbestimmtheit geben uns nicht Franken und Sachsen, Westphalen und die Pfalz?

Gibt es überhaupt verhältnißmäßig eine größere Seltenheit in jenen Tagen, als urkundliche Gränzdemarkationen; und wenn solche Andeutungen doch vorhanden sind, scheinen sie zu Allem eher gemacht, als eigens dazu, unsere heutigen publizistischen und geographischen Zweifel aufzulösen. — Die Stellung der Ostlande an der Enns und March sowohl, als an der Donau war lange der Gegenstand des Streites zwischen den österreichischen und bayerischen Schriftstellern, — eines Streites, der nicht mit reingeschichtlichen Waffen, sondern auch polemisch als nationale Ehrensache mit beständiger Vermischung der Fragen de jure et de facto geführt worden ist. — Die Regeneration der Monumenta boica brachte unstreitig helles Licht in manche dunkle Partie (Jahrbücher XXXVII, 242—253, dann XL. a, 3 1—15). Die beyden akademischen Reden Hormayr's über die Mon. boica und über den Ahnherrn des bayerischen Königshauses, Herzog Luitpold, dürften den Gegenstand unbefangen und parteylos durchgehends aus Quellen dergestalt erörtert haben, daß man die Akten darüber beynahe für geschlossen achten könnte? — Schon den Merovingen (oder

eigentlicher ihren starken Majordomen) waren die deutschen Nationalfürsten der Thüringer, der Alemannen, ein Gräuel, vor Allem das alte, urdeutsche, am wenigsten vermischte Hauptvolk der Bayern, das seinen ausgebildeten Erbadel und Satzungen, und ein jetzt auf die agilolfingische Familie beschränktes Wahlrecht hatte. — Nach Thassilo's Fall blieb Bayern kein Herzogthum mehr. Es wurde in lauter Comitate zerstückelt, diese selbst nach geringerem Umfange angelegt und keinem Grafen mehr als eine Grafschaft anvertraut, außer jenen auf den Gränzmarken der Barbaren, denen die nöthige Macht bleiben mußte, ungestümen Anfall zurück zu schlagen. — Die 791—798 über die Hunnivaren ersiegten Ostlande zerfielen gleichfalls in dem König unmittelbar unterthänige Grafschaften, sie hießen: Avaria. terra Hunnorum, Pannonia superior, und werden in Urkunden immer von Bayern unterschieden, ja ihm entgegengesetzt: z. B. Imperator per *Bajoariam* ad *Orientem* proficiscitur, — per *Bajoariam* et *Pannoniam* superiorem ingressus, — rex Arnulfus *Bajoariam* transgrediens, urbe *Regino* natalem domini celebravit, inde *Pannoniam* proficiscens ad colloquium cum Zwentibaldo duce prope flumen Tullinam, monte comiano (Tuln am Fuße des komagenischen oder Kahlengebirges). Avari *ultra Anesum fluvium*, *regnum bojoaricum invaserunt*. Provincia *Avarorum* vel *Hunnorum*, auch wo slavische Kolonien angesiedelt sind, Slavinia und Partes Slavanorum, limes Pannonicus, Oriens, ein paarmal sogar orientale regnum (wie regnum Bajoariorum, regnum Carentanorum, wohl mehr geographisch als *regio*, als staatsrechtlich wie Königreich, Osterriche, Carintriche, dieses schon unter Ludwig dem Kind, Osterrichi erst unter dem dritten sächsischen Otto urkundlich genannt). — Anders nach dem Vertrage von Verdun, als Ludwig von dem ihm zugeschiedenen Reiche der Deutsche hieß, und unter seinen fünf Völkerschaften das durch die Feindes-Nähe, durch sein Stromgebiet und durch die Verbindung mit Italien vor Allen wichtige Bayern sein Hauptland wurde und der Kern seiner Macht, — Regensburg aber sein Hauptsitz, seine Regierungsjahre als König des östlichen Frankenreiches oder auch als König Bajoariens gezählt. — Aber neben einem so gewaltigen carlowingischen Könige Bayerns war um so weniger Raum für einen gebornen Herzog Bayerns. — Erst nach der Carlowingen völligem Erlöschen in Ludwig dem Kinde stellte Luitpolds Sohn, Arnulf, der aus den Agilolfingern hervorgegangenen Schyren altes Nationalerbherzogthum beynahe auf ein halbes Jahrhundert wieder her. — Vier Mal

erhob sich dieser Stamm wider den beharrlichen Hang der Kaiser, die Herzogthümer, wo möglich, zur Abfindung jüngerer Söhne, Schwäger, weiblicher Nachkommen, auch wohl unehelicher Söhne zu gebrauchen, der Schyren Erbrecht wie das Wahlrecht der Nation zu umgehen, die Herzogs-Macht durch jene der Bischöfe und Grafen zu lähmen, sie (zumal in den Vorlanden gen Osten, Südost und Süden) möglichst zu verringern, und zu desto ungestörterer Ausführung ihrer Plane auf Italien, im carentanischen und tyrolischen Hochgebirg lieber die Zwietracht zu begünstigen. — Aber wie gegen die allmächtige Natur der Dinge keine noch so planvolle Eifersucht in die Länge etwas vermag, schlug auch hier wieder das geographische und ethnographische Uebergewicht des nächsten deutschen Kernlandes vor, und jede Eroberung des deutschen Namens nach Ost oder Südost konnte wenigstens in geographischem Sinne nicht anders, denn als eine Alluvion an Bayern erscheinen.

Wo das Land wüste lag, wurde es meist »missis de Bavaria incolis« bevölkert und angebaut. Von Paßau und Regensburg, von Salzburg und Freysing kam ihm Glauben und Sitte, und gingen die Missionen zu den Marhanen und Ungern. — Bayerische Grafengeschlechter standen der Ostmark vor. Die für ihren Waffendienst mit dortigen Ländereyen bezahlten Kriegsleute waren in der überwiegendsten Mehrzahl Bayern. Am stärksten war dieses Uebergewicht des markvollen Bayerlandes bald nach dem Sieg auf dem Augsburger Lechfeld (955—975), denn damals war wenigstens wieder (troß der Ludolf'schen und Heinrich'schen Unruhen) ein kräftiges, durch Kärnten, durch die Veroneser und Aquilejer Mark weitgedehntes Großherzogthum Bayern wieder erstanden. — Die Ottonen zog es ins tiefste Italien hinab. Was für Eroberungen über die Ungern geschehen konnte und wollte, blieb somit gänzlich Bayern anheimgestellt! So muß man auch die Stellen würdigen: Marchia orientalis, bavarici limitis, marchia inter Ungaros et Bajoarios posita, marchia Ungaris collimitanea, und die Gegenden an der Traisen und am Kamp können einem Niederdeutschen allerdings fines Bavariae, confinia Bauvariorum atque Marahensium heißen. Aber daraus folgt wahrlich nicht, daß der Markgraf von Oesterreich bis 1156 ein bloßer Unterbeamter des Bayerherzogs, ein bloßer Afterlehensmann des Reichs, also nicht Fürst, nicht Par gewesen seyn sollte, im schreyenden Widerspruche mit der Reichsverfassung Deutschlands, mit der Eintheilung der Nation im Heerschilde, mit dem System der Reichs-Ministerialität, dem zu Folge alle Staats- und Kriegsbeamte unmittelbar königliche Dienst- und Lehens-Mannen waren, mit Sub-

vasallen, zu welchen sie in bloßen Privatverhältnissen standen, die auf die gegenseitigen öffentlichen Verhältnisse des Lehensherrn und Vasallen ohne Einfluß waren. — Die Bayerherzoge aus verschiedenen Geschlechtern hatten allerdings weitläufige Lehens- und Erbgüter, die sie an andere Fürsten und Grafen verliehen, was aber zwischen ihnen bloß ein Privatverhältniß begründete (Mon. boic. VII. 441, XIII. 170).

Markgraf Ottokar von Steyer war Lehensmann (Fidelis) des Markgrafen von Oesterreich; ja der heilige Leopold zählt ihn in Neuburger Urkunden unter die Principes *suos* et nobiliores orientalis regionis. — Deßhalb wird doch Niemanden einfallen zu behaupten, diese beyden Markgrafen seyen nicht Pares, nicht unmittelbare Reichsministerialen, sondern der Eine der Unterthan des Andern gewesen?! Auch Bischöfe (zumal wenn sie dem Herzog unterwürfige Städte besaßen) und Reichsprälaten erschienen auf den Hof- und Lehenstagen ihrer Lehensherren (Schwäb. Landr. c. 43, §. 3). Das Privilegium minus sagt keineswegs: die Ostmark sey ein Amtslehen des Herzogthums Bayern gewesen, sondern bloß: der Bayerherzog habe dem Kaiser aufgegeben, die Ostmark mit all ihren Gerechtsamen und auch alle Lehen, welche weiland Markgraf Leopold vom Herzogthume Bayern trug (Marchiam austriae cum omni jure suo et cum omnibus beneficiis que quondam marchio Liupoldus habebat a ducatu Bavariae). — Aber wohl sagt jenes, Otto von St. Blasien: Marchia orientalis, quae *prius ducatui norico jure beneficii* subjacuit. — Ob das Zeugniß eines in seine Zelle begrabenen Mönchs Dinge glaubhaft machen könne, die der ganzen Verfassung widerstreben? lassen wir dahingestellt seyn, so wie die durch die Wirklichkeit fast nie bestätigte Stelle des Heinrichs Stero oder des Chron. August. *quatuor marchiones*, Austriae et Styriae, Istriae, Chambensis, qui dicebatur de Vohburg, evocati ad celebrationem curiae ducis Bavariae veniebant, sicut *hodie* episcopi et comites ipsius terre facere tenentur. Ueberhaupt hat kaum irgend ein anderes Geschlecht planvoller und beharrlicher, und darum auch glücklicher auf die Schließung seines Gebietes hingearbeitet, als die Babenberger. Sie erhielten ihre Mark von den Kaisern unmittelbar, und wurden von ihnen belehnt, — Adalberts Siege: adjecerunt *Romano imperio* (nicht Bavariae) Pannoniam superiorem, oder regni hungariae partem, usque Leitha fluvium, der Kaiser verschenkt ungeheures Gut in der Ostmark an die Markgrafen selbst, an Hochstifter und Abteyen.

Irrungen und Familienzwiste in der Ostmark schlichteten die

Kaiser, nicht die Herzoge. Die Fehden mit den Ungern und Böhmen fochten die Markgrafen allein aus. — Sie machten mehr als fürstliche Stiftungen, schlugen Münzen, legten Mauthen und Zölle an, heischten oder erließen Abgaben, und eben so wenig ist in ihren zahlreichen Urkunden auch nur eine einzige Spur herzoglichen Einflusses nachzuweisen, so wenig als bey dem häufigen Auflehnen der Bayerherzoge gegen die Kaiser eine Wechselwirkung zwischen ihnen und den österreichischen Markgrafen. — Die Kaiser müßten auch ihrer oben angezogenen, treulosen Politik völlig ungetreu geworden seyn, wenn sie nicht eifrig bedacht gewesen wären, jede Spur der Abhängigkeit der Markgrafschaft Oesterreich vom alten, großen bayerischen National-Herzogthum immer mehr verschwinden zu lassen. Demnach war allerdings ein großer staatsrechtlicher Unterschied zwischen dem uralt bayerischen Land ob der Enns und zwischen den in den ersten dreyßig Jahren nach der Lechfeldsschlacht sehr langsamen Schrittes von der Enns an die Erlaf, dann von der Erlaf an das Kahlengebirge, und erst ein volles Jahrhundert nach jener Lechfeldsschlacht vom (cetischen, comagenischen oder) Kahlengebirge bis an die Leitha und bis gegen den Fertö oder Neusiedler See durch die Babenberger Adalbert und Leopold eroberten Gauen unter der Enns. — Daher ist es keineswegs (wie Moriz meint) eine Tautologie, wenn das größere Privilegium zwischen der *Marchia* und dem *Marchionatus* unterscheidet. Der Marchionatus ist die Reichsmarkgrafschaft unter der Enns, Marchia ist Mark, Gemärke, Gränze, z. B usque ad marchiam Boemorum heißt bis an die böhmische Gränze, nicht böhmische Markgrafschaft. — Schon unter den Karolingen kommt jene Benennung dem Land ob der Enns auf dem linken Donauufer zu, wo es mit dem Land unter der Enns zusammengränzt. Kaiser Ludwig schenkt nämlich nach St. Florian, was sein Diener Gerard am linken Donauufer ob der Enns in terra ac mancipiis *in ipsa marchia* tenuit. Das Land ob der Enns war allerdings die Marchia Bayerns (bayerischer Boden, schon als die Ostgothen den Todeskampf kämpften und die Longobarden noch in Pannonien hausten) aber kein Marchionatus, freylich auch eine Marchia gegen Osten, aber nicht die Marchia inter Ungaros et Bajoarios posita, nicht die Marchia Ungaris collimitanea. — Die Sache ist zu klar, man mag sie winden und drehen wie man will.

Die Zeit des Barbarossa war, wie bereits gesagt, eine Uebergangs-Epoche. Des Kaisers, wie überhaupt der Hohenstauffen Absehen, war allzusehr nach Italien gerichtet, Friederich seit 1153 häufig mit wälschen Geschäftsleuten umgeben,

weßhalb sich auch der Reichskanzleystyl nicht wenig veränderte. Allerdings hielt Friederich das kaiserliche Ansehen furchtbar aufrecht. Die übermüthigen deutschen Fürsten erlitten die Strafe des Hundetragens; muros convertimus, turres omnes destruimus, totam civitatem in ruinam et desolationem ponimus hieß es urkundlich von dem zertretenen Mailand. Nichts desto weniger machte eben Er die zerstörendsten Risse in die Verfassung, wie sie damals war, — die Vorrechte des neuen Herzogthums Oesterreich waren damit eben so unvereinbarlich, wie Heinrichs des Löwen unabhängiges Slavenreich an der Ostsee, in welchem (den theokratischen Entwürfen des Bremer Metropoliten zum Trotze) Heinrich der Löwe strenge Landsässigkeit und geschlossenes Gebiet in allen jenen nordelbischen Landen aus kaiserlicher Machtvollkommenheit herstellte, Bisthümer gründete und dotirte, und die Investitur der Temporalien so ertheilte, als wäre es vom Kaiser selbst gethan, — jure regio, wie in Bayern Arnulf der Böse. Kein Wunder, daß schon Heinrich VI. jene ungeheuren Risse auch in der Form sanktioniren und gegen die Erblichkeit der Kaiserwürde in seinem Stamm auch bey allen Lehen die Erblichkeit anerkennen, jedem Anspruch auf den Nachlaß des Klerus entsagen und das apulisch-sicilische Reich seinem römischen auf ewig einverleiben und unterwerfen wollte. — Wie würde doch Pater Moriz die preußische Königswürde, wie würde er die den Grundcharakter der verknöchernden und verfaulenden Verfassung immer mehr aufhebenden privilegia de non appellando et de non evocando und die Suzeraineté, und das: en toute souveraineté, et propriété des Entschädigungsrezesses und des Preßburger Friedens mit den Reichskanzleytheorien combiniren?? — Wir dürfen, wenn in seiner Geschichtskunde auch an die Reihe kommt, was geschehen ist, wahrscheinlich auch einen duplex commentarius diplomatico-criticus erwarten, jene Traktate und die Tage von Ulm und Austerlitz hätten gar nie existirt, oder sie seyen eben so bloß eine Reihe der qualifizirtesten Betrügereyen, wie die österreichischen Hausprivilegien alle zusammen! — Wer seinen Mann nicht kennt, und den duplex commentarius nicht auf den ersten Blick enträthselt, könnte versucht seyn, mehr Schlangenklugheit, als Taubeneinfalt darin zu finden, daß der Friedericianische Herzogsbrief Braunschweigs von 1235 mit dem Friedericianischen Herzogsbriefe Oesterreichs von 1156 unter denselben optischen Winkeln beurtheilt werden will, obgleich in diesen achtzig Jahren eine ganz neue Welt politischer, feodaler und publizistischer Begriffe sich erschlossen hat.

Der *duplex* (so nennen wir der Kürze wegen den Kommen-

tar, so wie wir die beyden Privilegia bloß das *majus* und *minus* nennen), der duplex also verwundert sich unmäßig über das Zusammenstoßen von *feudum* und *beneficium*, während sich derselbe duplex über noch viel verwunderlichere Dinge des minus nicht im geringsten verwundert, weil dieß nicht in seinen beschränkten Kram taugt. Um feudum und beneficium und andere Lehensformeln im nämlichen Briefe beysammen zu finden, darf er nur die Urkunden des Paßauer Bischofs Konrad und wie viel andere? durchgehen.

Das alte deutsche Recht kennt nicht einmal unter Männern eine Lehensfolge der Collateralen. Von weiblicher Erbfolge war ohnehin keine Rede. Das Lehen ging nur von dem Vater auf den Sohn.

Der Sachsenspiegel will c. VI. und XXI. »welch man des Suns darbet, der erbet uff den Herrn die Gewer des Gutes« — und »es ererbet nieman nicht ein Lehn, wenn der Vatter uffe den Sunn« — der Schwabenspiegel XLIII. »es erbet niemand lehen, wenne der Vatter uff den Sun« — der autor vetus de beneficiis: — »homo carens *filio* hereditat in *Dominum* possessionem beneficii, sicut et beneficium, nisi dominus concesserit alicui expectationem beneficii,« und Alberich: »de consuetudine Alemanniae *non succedunt collaterales*, sed deficiente *filio* feudum revertitur ad imperatorem et ille confert, cui vult,« großer Abstand des deutschen Rechtes von der conradinischen und mancher longobardischen Satzung! Wollte Moriz ernstlich behaupten, Kaiser Ludwig habe nach dem Tode des Markgrafen Waldemar an dessen Bruder Johann und mehreren Seitenverwandten, Abkömmlingen des ersten Erwerbers Albrechts des Bären, räuberisch gehandelt, indem er die Mark Brandenburg seinem erstgebornen Sohne Ludwig verliehen, — erklärend, sie sey ad nos et imperium jure feudi devoluta morte Waldemari *absque heredibus masculis??* Nicht nur darüber erstaunt Moriz keinen Augenblick, sondern noch viel germanischer, den Ideen jener Zeit eingewohnter, erscheint ihm eine collaterale Nachfolge der Weiber, der Schwestern und Nichten, wie der Töchter blind durch einander, ja vielleicht der Schwestern und Töchter vor den Söhnen, wenn sie etwa älter, in Linie oder Grad näher, oder durch Testament berufen sind, — »*indifferenter filii et filiae*,« wie offenbar sehr unbestimmt und unreif das minus sich ausdrückt, während das majus viel geregelter sagt: »et si quod Deus avertat, Dux Austriae sine herede filio decederet, idem Ducatus devolvatur *ad seniorem quam reliquerit filiam*.«

Otto von Freysing, des Jasomirgott Bruder, des Barba-

rossa Geschichtschreiber und der ganzen Verhandlung Zeuge führt durch seine Erzählung eben auch nicht viel weiter: erat autem hec Summa, ut recolo, concordie. Heinricus major natu Ducatum Bojariae *per septem vexilla* resignavit, quibus minori traditis, ille *duobus vexillis Marchiam orientalem cum comitatibus ad eam ex antiquo pertinentibus* reddidit. Exinde de eadem Marchia cum predictis comitatibus, quos *tres* dicunt, judicio Principum *Ducatum* fecit. Daß der Kaiser über weltliche Lande mit Fahnen belehnte, ist offenkundig. Uebrigens sind auch hier weder die Landesgränzen bezeichnet, noch die abgetretenen Grafschaften genannt. Merkwürdig die Kremsmünsterer Chronik: tandem in placito generali pro Heinrico exorantes principes sic suscepit ut concederet, sibi formare *de patrimonio suo* ducem, cui de terris *bauariae* a sylva pataviensi addidit, usque ad Ancsum, ut fieret *Austria* sic *ducatus* — und Ortilo von Lilienfeld: Fridericus rex eum (Henricum) creavit primum ducem Australem, et de *Bawaria supra Anesum fluvium* notabilem partem detrahens eam *cum Austria univit.* Des spätern Haselbachs und Arenpecks Ausdrücke sind nicht minder bezeichnend: — partem a sylva Pataviensi abstulit usque ad Anasim et *Marchionatui Austriae addens ipsum* in Ducatum erexit — und dann wieder: Heinricus Marchio Austriae ducatum Bavariae juniori Heinrico resignavit. Quocirca idem Heinricus junior sibi duos comitatus *in terra supra Anasim* dimisit et Fridericus Imperator ... suppresso *Marchionatus* nomine provinciam Austriae evexit ad praeminentiam Ducatus. — Der Pater Moriz stellt sich auf die Höhe, dem Barbarossa guten Rath zu geben, zur Aufrechthaltung des reichsoberhauptlichen Ansehens und uns zu offenbaren, was der große Kaiser eigentlich gedacht und wie er es gemeint? — »Indifferenter filii et filiae,« wie es im minus heißt, würde eine den damaligen deutschen und Lehensbegriffen im höchsten Grade widerstrebende, dem germanischen Sinne kaum begreifliche Erbfolge eingeführt haben, wovon nicht einmal die das Frauenrecht so begünstigende pyrenäische Halbinsel, sondern nur Großbritannien ein Beyspiel aufzuweisen hat. — Seite 37 sagt er in ganz willkürlicher Voraussetzung (wie denn die §§. 20, 21, 22, 23, 24, 25 voll ähnlicher hypothetischer Annahmen sind), unter den Erbtöchtern, filias heredes (von Erbschwestern ist gar keine Rede), habe der Kaiser gar keinen Unterschied gewollt, als denjenigen, welchen er selbst, jedoch mit Beyrath der Fürsten des Reichs und mit Zustimmung der Ministerialen, der Provinz gegeben? — Durchgehends aus der Luft gegriffen und durch die geschichtlichen Thatsachen wider-

legt. — Nicht allein in Oesterreich, sogar in der carentanischen Mark Steyer zeigt sich derselbe Verfall des Reichslehensverbandes und der kaiserlichen Ober-Hoheit, in welche des Barbarossa Staatskunst nordöstlich für Heinrich den Löwen, südöstlich für Heinrich Jasomirgott so starke Risse gethan, und wenn die Befugniß: »donandi et deputandi terras suas, cuicunque voluerit, habere debet potestatem liberam, nec in hoc debet per imperium aliqualiter impediri« — in den nur de jure, und nicht de facto fragenden, theoretischen Publizisten billiges Staunen erregt, so will der letzte traungauische Ottokar, cum hereditales successores ad gubernandum principatum suum non adessent, Steyermark aus freyer Hand verkaufen, venundare proprietarie, dann aber consanguineum suum Luipoldum ducem Austriae successorem sibi designavit, cui omnia cederent in *hereditatem, dominicalia, terram, munitiones, ministeriales integraliter possideat in proprietatem*; ferner sollten Oesterreich und Steyer untheilbar seyn: qui ducatum tenuerit Austriae, ducatum quoque regat Stiriae, ceteris fratribus super hoc nullo modo litigantibus.

Als Hauptsache wurde verfügt, die steyerische Erbschaft solle mit solcher Machtvollkommenheit den Fürsten von Oesterreich angehören, daß sie selbe, Leute und Land, auch dann nicht verlieren können (amittere non valeant), wenn sie als Aechter die Gnade des Reichs verloren haben.

Von einer kaiserlichen Bestätigung dieser ganz außerordentlichen Verfügungen nirgend eine Spur!

Leopold der Tugendhafte empfing zu Worms des Kaisers Belehnung über die Herzogswürde und über das Wenige, was allenfalls noch vom Reiche lehenbar war. Er nahm auch von Salzburg, Gurk und Bamberg zu Lehen, was von ihnen zu Lehen rührte. — Die Uebergabe der Steyermark ist nur dreyßig Jahre jünger, als das große Fridericianum.

Der letzte Kärntner Herzog Sponheimischen Blutes, Ulricus Dei gratia dux Carinthie dominus Carniole et Brzedslavie, — vermacht am 4. Dezember 1268 zu Podiebrad dem Könige Ottokar, sibi consanguinitatis vinculo alligato, terras nostras *proprietates ac pheoda in proprietatem*. Das Testament seines Bruders, des ewig unruhigen Philipp, Erzbischofs von Salzburg, d. d. Krems 19. July 1279 (schon unter Rudolf von Habsburg erlassen), zählt alle die fast das ganze Land ausmachenden Allode der Sponheimer in terris nostris Carinthie et Carniole auf, und verfügt darüber nach Belieben auch über die Stadt Klagenfurt.

Nur ein einziges Mal; und da nur, um allenfallsigen Ansprüchen Salzburgs zu begegnen, fiel Ottokarn und Philippen ein Zweifel ein, an castrum Chlagenfurt *ad nos* an *ad imperium* pertineat? utrum hoc sit, nescimus? — Ein einziges Mal ist in der Uebergabe der Steyermark des Reichsoberhauptes erwähnt, nämlich: wenn der Herzog tyrannisch waltete, könnten die Ministerialen an des Kaisers Hof ziehen, und praetendere suam coram principibus justitiam. Während Friederichs des Streitbaren kurzer Aechtung baten viele steyerische Landherren, der Kaiser selbst möge sie regieren und von Oesterreich trennen. Aber unter vier Kaisern und vier Babenbergern blieben die ottokarischen Satzungen von 1186 aufrecht.

Seite 32 sagt Moriz mit großem Pathos: cui *sola veritas* lex est, non ducitur *partium studio.* — Num quid arti criticae censoriaeque sola diplomata archivorum episcopalium et monasterialium subjacebunt? Ac non similiter ducalium, regalium atque imperialium archivorum?

Den ersten Zuruf mag er vor Allem an sich selbst richten. — Verschweigen ist ein nicht viel besseres Verfälschen, als das Erfinden. Wir werden aber die Duplizität gar bald wahrnehmen, mit welcher der duplex in Quellen, die er gar wohl kennt und häufig citirt, nur dasjenige, was in seinen Kram taugt, herausnimmt, Alles aber umgeht und verhehlt, was seiner fixen Idee in den Weg treten könnte. Er kennt und rühmt zum Beyspiele sehr oft als eine für das österreichische Zwischenreich wichtige Quelle den vom Cistercienser Hanthaler in den Jahrbüchern Lilienfelds herausgegebenen Dominikaner Pernold — und mit Recht! Pernold war der Beichtvater, der Hofkaplan und der Vertraute der Königin Margaretha. Er war bey ihrer Heirat mit Ottokar in Heimburg, und ein Augenzeuge der damaligen und der vorangegangenen Verhandlungen. Mit und neben Bruno von Olmütz finden wir ihn 1252—1256 am Hof und als Zeuge in des Königs Urkunden für die Abteyen Pleß, Saar, Chotieschau und Mariazell. — Wie, wenn nun dieser von Moriz so häufig citirte Pernold von Allem das Gegentheil sagte? — Wie, wenn dieser Pernold von einem Privilegium *minus* kein Wort wüßte? — wohl aber das Privilegium *majus* gar gut kennte und das Recht seiner Frau in der allgemeinen Meinung nur auf dieses majus gegründet erkennte, wenn er es selbst in Händen gehabt, und es auf der Heimburger Hochzeitfeyer in die Hände des jungen Markgrafen von Mähren und Kronerben von Böhmen, Ottokar, übergehen sah, der sich gleich darauf *Archiducem* superioris marchiae nennt? — Ueber dieselben Urkunden, welche Moriz Seite 32 als ein betrügerisches

österreichisches Machwerk ausschreyt: »*ambo recens fabrefacta in ipsa metropoli Viennensi* et quidem Friderici II. diploma longius inter 1431 et 1437 deinceps longius diploma Friderici I. inter annos 1530 et 1555 (dessen nicht zu erwähnen, daß Bischof Leonard von Paßau ein vollständiges Vidimus des von ihm eingesehenen und ganz unbeschädigt und untadelhaft befundenen Originals des Fridericianums 1437 ausstellte, welches Moriz erst unter Karl V. und Ferdinand I. als ein ganz neues Trugwerk zusammen schmieden läßt), wollen wir den unverwerflichsten Augenzeugen, Margarethens Geheimschreiber Pernold, selbst hören, und seine einfache Darstellung durch urkundliche Einzelnheiten erläutern:

Post mortem Ducis (Friderici bellicosi) *sicut constituit et dedit privilegium Fridericus primus Imperator*, Austriae Ducatus spectabat *ad seniorem Filiam Ultimi Ducis, qui talem post se reliquit.*« (Wo stehet diese Stelle? im Privilegium *minus* oder im *majus*, das Moriz von den österreichischen Falsarien erst unter Karl V. schmieden läßt, und das doch schon drey Jahrhunderte früher Pernold seinem ganzen Inhalte nach gekannt hat??) Fridericus *nullam habuit*: Heinricus Frater ejus *nunquam fuit Dux.* Quare non Gertrudis ejus filia, nec Constantia uxor Marchionis Misniae, *tanquam junior*, sed Domina Margareta *Senior Filia* Luipoldi Ducis, Romanorum quondam regina *Haeres* fuit. Hanc autem Fridericus Imperator, postquam ejus Maritum Regem, et *duos Filiolos*, in carcere perire fecit, non dimiserat ex Apulia, quamdiu Fratri ejus Friderico inimicus fuit: ne suo fletu et obsecratione quosdam principes in ejus auxilium commoveret. Sed anno MCCXLV cum suis thesauris, multisque donis dimissa intravit Germaniam. Et licet ubique cum honore excepta fuerit, quia tamen ex tantis malis suis magnum Gloriae humanae taedium concepit, et omnia in Austria esse inquieta audivit, ac insuper valde pia Domina erat, ad Monasterium Monialium sanctae Catharinae Ordinis Beati Dominici apud Treviros recessit, non Monialis facta, nec Ordinem professa, sed in Domo sancta pie et quiete victura. (Der Würzburger Bischof Hermann gab auch in diesem Jahre dem Nonnenstifte St. Markus verschiedene Freyheiten, auf die Bitte der würdigen Schwester Margaretha, gewesenen römischen Königin; venerabilis dominae *sororis* Margarethae, illustris *quondam* Romanorum reginae, quae elegit in paupertate domino famulari.) Interea paucis diebus ante obitum Friderici Ducis, dum ipse esset occupatus in Apparatu belli contra Ungaros, ex iterato pacto Pacis Wladislaus, Mar-

chio Moraviae, Regis Bohemiae Senior Filius, nupsit Gertrudi Nepti ejus ex Heinrico Fratre. Occiso autem Duce idem Wladislaus propter Uxorem statim volebat esse Haeres Austriae et Stiriae. Sed ejus conatus non successit, cum altero statim anno obiret, neque prolem relinqueret. Imperator vero, nunciata sibi Friderici Ducis morte, statim ex partibus Rheni illustrem Ottonem Comitem de Eberstein submisit Wiennam, praecipiens, ut Jura Provinciae *pro Imperio* curaret. (Der Graf von Eberstein nannte sich auch in Urkunden Vicarium und capitaneum imperii. Der Kaiser hatte in der Acht und in der Versöhnung des kinderlosen Friederichs des Streitbaren unaufhörlich getrachtet, Oesterreich und Steyer an sein Haus zu ziehen, als eröffnetes Reichslehen, oder durch die Frauen (letzteres weil der Kaiser kein eröffnetes Fahnlehen über Jahr und Tag in eigener Hand behalten sollte), je nachdem der eine oder der andere Vorwand für den Augenblick mehr versprach. — Er selbst wollte sich Gertruden vermählen und zugleich Friederichen mit königlicher Ehre schmücken. Der Herzog sollte nach Villach kommen: assumpta tecum nepte tua, futura consorte nostra, simul tecum principes adducendo, quibus litteras vocationis nostrae destinamus, testes tam solempnis traditionis. — Auch die Garstner Chronik spricht von diesem Plane des Kaisers, und wie er dann auch den Bayerherzog Otto den Erlauchten wider den Herzog von Oesterreich gehetzt. Dieser hatte Ottos Tochter, Elisabeth (nachmals Konrads IV. Gemahlin und Konradins Mutter), zur Ehe gewünscht, nachmals aber sich zurückgezogen, — qui ab eo filiam suam ducere volens, declinaverat, qui dux Bavariae cum exercitu suo saeviter obsedit castrum Obernberg. — Der Kaiser behandelte beyde Provinzen als eröffnete Reichslehen, gab in diesem Sinne mehreren Abteyen Freyheitsbriefe und erhob des Herzogthums Hauptstadt Wien zum zweyten Male zur unmittelbaren freyen Reichsstadt. Ipse enim propter Dominam Margaretam, sui quondam Filii Regiam Uxorem, appetebat Austriae Provincias.

Anno MCCXLVII. *Unica Pontificis cura* fuit, ut a se dejecto Friderico Caesari, ejusque Filio Conrado, excluso Romanorum Regi, Adjutores omnes in Germania subtraheret, quos econtra Fridericus studiosissime procurare et conservare laboravit. Quare magno dolore Pontificis Heinricus Lantgravius Thuringiae, anno priori electus Caesar, hoc anno obivit, gaudente Friderico. Sed Dominus Papa iterum eligi fecit Wilhelmum Comitem Holandiae: quem non agnoverunt Saxones, Bawari et Australes, adhaerentes

Friderico, cujus Capitaneus de Eberstein *Austriam rexit.* Sed, ut hanc Provinciam sibi devotam, redderet, Papa, per Dominam Margaretam efficere tentavit. (Gertruds Recht fand wenig Unterstützung bey den Landherren. Der Eberstein vertrieb sie aus Wien. Judenburg blieb in Steyer, Mödling (ihres Vaters Heinrichs Burg) und Klosterneuburg die einzigen Plätze in Oesterreich, wo sie ruhig wohnen konnte.)

Ihr Gemahl Hermann hatte zwar wider seinen ehemaligen Gönner, den Kaiser, selbst das Kreuz genommen: »signum crucis assumere promisit et contra Fridericum Imperatorem et contra Cunradum, natum ipsius.« Schon im Jänner 1248 aus dem furchtbaren Lyon hatte der große Innozenz den Bayerherzog Otto, dem der Kaiser selbst, doch nur einen Augenblick, Oesterreich zu gönnen schien, der sein altes Gebiet ob der Enns allzu langsam — animo muliebri — und mit Gold und Eisen allzu sparsam besetzte, den und seinen jungen Sohn Heinrich die Steyrer wiederholt als Herren kürten; — der Papst hatte auch die weit lieber für sich selbst arbeitende Könige Böhmens und Ungerns, Ottokar und Bela, aufgeboten, für die Ansprüche der landes- und mannesgierigen Gertrud. — Im September 1248 bekräftigte der Papst: nobili viro Hermanno Marchioni de Baden, *donationem inter vivos* ducatus vel principatus Austriae, *uxoris suae, Gertrudis ducissae Austriae*, ad quam idem ducatus venit per *successionem hereditariam* secundum antiquam ipsius terrae consuetudinem *per summos pontifices*, imperatores et reges romanorum approbatam!?« — 1249 am 13. Februar ermahnte der Papst den Gegenkönig Wilhelm, so schnell als möglich Gertruden mit Oesterreich und Steyer zu belehnen, weil ex speciali privilegio ducibus Austriae sit permissum, ut si iidem duces absque liberis masculis morerentur, feminae tam in *ducatu*, quam in *feodis* possint *succedere juve masculorum.* Der große Innozenz war hierin anderer Meinung, als der Pater Moriz. Dieser posaunt es S. 39 als eine seiner zahlreichen, grandiosen Entdeckungen, — Hormayr habe die Weiberlehen, wie Oesterreich und Steyer (wodurch war denn das Letztere ein Kunkellehen?), nicht genug von den Mannslehen unterschieden, dergleichen die meisten Kirchenlehen in Oesterreich gewesen seyen, indem Hormayr die nachfolgende Stelle der Verleihung der Pfarre Hollabrunn durch den Paßauer Bischof Berthold an sein Kapitel 1253 als einen schlagenden Beweis anführe; man habe damals den babenbergischen Nachlaß als erblos und dem Reiche heimgefallen betrachtet: — »declaramus quod *deficientibus ducibus Austriae, non herede relicto aut aliquo successore,*

cum terra diutius principe caruisset, *feoda*, quae iidem duces ab ecclesia nostra Pataviensi in ducatibus Austriae et Styriae, non modica, *sed magna et maxima possederant, nobis et ecclesiae vacare coepisse. Verum domino Ottocaro nobili marchione Moraviae, nato illustris regis Boemiae in ducatum postmodum subintrante, occasione matrimonii, quod postmodum contraxit cum filia Leopoldi quondam ducis Austriae* etc., worauf auch alle Paßauer Lehen an Ottokar übergehen.

Der Papst selber ermahnte ja nach der Reihe alle Kirchenfürsten, die von Paßau, von Salzburg, von Regensburg und Freysing ihre Lehen als Weiberlehen zu vergeben, zuerst an Gertrud, und als diese der römischen Kurie kein brauchbares Werkzeug mehr war, eben so gut an Margarethen, weil: »per imperialia privilegia sit concessum in favorem ducatus Austriae, ut non superstite *masculo, filia* in ducatum succedat (hat nicht auch der Papst guten Wind von dem Privilegium majus gehabt? sonst hätte er von dem völlig unpraktischen Konzept: »indifferenter filii et filiae« ganz andern Vortheil gezogen??) itaque nobilis mulier *Margaretha* per hujusmodi privilegium legitime successerit in eodem.« — Vergißt denn Pater Moriz völlig, jene Privilegien seyen auch *Terrae* Austriae gegeben und ausdrücklich auf jede neue Erwerbung ausgedehnt?

Es sanktionirte König Rudolph, es sanktionirte der gesammte Kurfürstenrath und mehrere Reichstage die Ansicht, der babenbergische Nachlaß sey dem Reiche heimgefallen, da keine Tochter, sondern nur Schwestern und Nichten vorhanden gewesen! Ihre Ansprüche sowohl, als die darauf gegründeten Ansprüche Ottokars und die ihm von König Richard ertheilte Belehnung seyen null und nichtig, ja die Rechte der babenbergischen Frauen wurden gar nicht mehr erwähnt. Selbst König Richard erkannte: duos nobiles principatus, ducatum videlicet Austriae, et marchionatum Stiriae ad *manum imperii et nostram de jure libere devolutos*, die er denn auch *integraliter* et *simpliciter* wieder weiter verleiht. — Genau dieselbe Ansicht hat eine der trefflichen Zeitgenossen-Quellen, die Rheinchronik des Lichtensteinischen Dienstmannes Ottokar Horneck.

Wenn do der Herzog Friderich
unser rechter Herr erstarib
der das, laider, nicht erwarib
daz ym Gott geb khainen Eriben
da muß an in ereriben

Lannt und lewt
Daz scheint noch hewt
Wan Sy nach Lehens Orden
Dem Reich sind ledig worden.

Et cum novisset (summus Pontifex) eam Margaretham in Monasterio habitare, ac putaret, posse eidem consuetudine Monasterii in mentem venire, Coelibatum perpetuum, vel Professionem ordinis: hortatus est illam, ut pro bono Ecclesiae, in periculoso ejusdem moderno statu, cum Fratre Marchionis Misnensis, Wilhelmi Regis Nepote, nuptias faceret, ut hic per eam jus acquireret in Austriam, et sic Wilhelmus Rex potentior fieret. Sed noluit Marchio, timens inanem spem, cum videret, omnes vicinos Principes, Bawarum, Ungarum, Bohemum, Carinthum, pro Austria et Stiria contendere. Quare Pontifex convertit favorem suum ad *Belam*, Ungarum Regem et monuit Wilhelmum Regem, ut pro Ecclesiae bono suaque majori propria securitate, juvaret Ungarum in assequenda Austria, vel Stiria, contra Imperatorem. — Dominam vero Margaretham admonuit ut iret in Austriam: quam novit valde esse Catholicam principem, ut Australes ad Ecclesiae partes adducere studeret, promittens ipse favorem suum quacumque ratione eam posset juvare. Quae etiam obtemperavit et magno honore fuit excepta: sed *in Wienna propter Ebersteinium sedere non valens*, contulit se Hainburgum. Venit autem pariter Domina *Gertrudis* Neptis ejus, post mortem Wladislai Mariti, et sedit in Medling: quae cum esset juvenis, Nuptias et Dominatum vehementer concupivit. Sed Austria miserrima erat, propter Interdicta sacra et propter irruptionem Belae Regis, qui Stiriam et Austriam et Ottonis Bawari, qui Provinciam supra Anasum rapere studuerunt.

Nicht nur der Graf von Eberstein, auch der Edelherr von Aach und der durch die meranische Herrschaft (1248), so wie bald nachher auch noch durch die tyrolische und durch die Vogteyen von Aglay, Brixen, Trient und Chur sehr mächtig gewordene Graf Mainhard von Görz waren Statthalter des Kaisers im Namen des Reiches, in den heimgefallenen Landen Oesterreich und Steyer. — Die meisten Städte, vor allen Wien, der größte Theil des Landadels und das Volk hielten ruhig zum Reich und gehorchten dem Reichsvikar. Der Papst sprach deßhalb den Fluch des Interdikts über das ganze Land. Die Wiener Schotten trotzten und hielten öffentlichen Gottesdienst. Darob verloren sie das Recht freyer Abteswahl auf mehrere Jahre.

Hermann von Baden, Gertrudens zweyter Gemahl, verlor alle Popularität, als sein zusammengerafftes Kriegsvolk Kirchenraub, Nothzucht Mord und Brand verübte, der Ungernkönig Bela sich gegen ihn erklärte, und mit seinen Falben (Cumanen), Bulgaren und Byssenen aufs grausamste wüthete. — Die Lichtensteine, Heinrich, der Preußen- und Ungernheld, und Ulrich (der Sänger des Ytwitz und des Frauendienstes) verließen Gertrud, deren Hof in Mödling und Judenburg der Eine und der Andere sonst fleißig besucht, und ihre Urkunden für Altenburg, Seitz und Mariazell mitgefertiget hatten. — Sie traten auf die böhmische Partey.

Nachdem Wladislav, Gertrudens erster Gemahl, allzuschnell verstorben, warb der alte, schlaue König Wenzeslav für seinen zweyten Sohn Przemysl Ottokar, Herrn der Markgrafschaft Mähren. Die Lichtensteine gingen rasch darauf ein, und der Fürstenjüngling belohnte sie mit dem, von den Gebrüdern von Dürrenholz des Hauses Kaunitz aufgegebenen, ihnen secundum jus ex consuetudinem teuthonicam verliehenen Nikolsburg.

Noch im Sommer dieses Jahres brachte der dringende Ruf der Landherren von der böhmischen Partey (an deren Spitze die Lichtensteine mit den Hardecken, Meissauern, Haslau, Wildsperg, Zelkingern und Zebingen standen) Margaretha nach Oesterreich. — Wien, noch immer stolz, Reichsstadt zu seyn, verschloß ihr die Thore, und hielt fest zum Eberstein. Darum wählte sie den Ort ihrer Jugend, Heimburg, zu ihrem Sitze. Am 6. Sept. 1249 gab sie daselbst dem deutschen Hause zu Wien einen Theil ihres Gutes in der Vorstadt Erdberg, wo vor 60 Jahren Richard Löwenherz in ihres Großvaters Hand gefallen. Als Hermann von Baden starb, war Margarethens Uebergewicht entschieden. Gertrud fuhr um einen dritten Mann durch alle Lande, und ihr armes Söhnlein Friedrich wurde nur Ehrenhalber von den Rivalen Ottokar und Bela in Judenburg geduldet. »Die Herzogthümer Oesterreich und Steyer seyen ihm erbsweise zugefallen als Alloden und durch die Privilegien der Kaiser, obgleich die Nachbarkönige sie ihm in widerrechtlicher Gewalt vorenthielten;« sagte der Knabe Friedrich, den Judenburger Minoriten ein Haus schenkend.

Als Margaretha des herrlichen Landes Jammer sah, war der Schrecken in ihr größer, als die Entschlossenheit, ihren Namen und ihre Hand herzuleihen, um doch einige Stabilität in sein Geschick zu bringen. — Friedrichs Schatz war der Weiber erstes Augenmerk, er lag auf seiner Lieblingsveste Starhemberg, unter der Obhut Bruder Ortolfs, eines deutschen Herrn.

Margarethens fortwährende, nicht einmal durch den päpst-

lichen Zuruf ermuthigte Unentschlossenheit ermüdete die Landherren. Die schon gewonnenen Lichtensteine halfen mit zu König Wenzels List, die nach Meißen um ein Söhnlein Konstantias abgeordnete Gesandtschaft plötzlich gut böhmisch zu machen, wofür ihnen mit Recht hoher Lohn zu Theil wurde, ratione multorum et magnorum servitiorum, quae ipsi patri nostro et nobis non sine gravissimo personae suae periculo et maximo rerum suarum dispendio fideliter et utiliter exhibuerunt.

MCCXLVIII. Videns Comes Ebersteinius, Australes nulla concordia convenire, sed quemque pro commodo suo jam huic, jam illi Principi studere, abiit ex Urbe Wienna malae fidei taedio, fingens, se Imperatorem Veronae quaerere, et ab eo pro Austriae Principe Fridericum seniorem Dominae Margarethae Filium petere velle: *cum tamen ambo dudum perierint.*

Seite 39 hat Peter Moriz einen sehr belustigenden Einfall. Er läßt die trübsinnige, nur nach klösterlicher Einsamkeit verlangende Margaretha, vom Hasse gegen den Kaiser getrieben, das Daseyn ihrer Söhne abläugnen, die nach der Uebereinstimmung der deutschen und der italienischen Quellen, gleich dem unruhigen und unglücklichen Vater Heinrich in den apulischen Kerkern verschwunden waren, — »cum tamen ambo dudum perierint« und »post quam imperator regem Margarethae maritum et duos filiolos in carcere perire fecit,« sagt ausdrücklich Pernold die treffliche Quelle? und schon früher, daß Friedrich der Streitbare wußte: non tantum Henricum Regem sed et *parvos filios ejus* Fridericum et Henricum, qui tamen nihil peccaverunt, in carcere fame et toxico necatos: et sororem suam Reginam Margaretam in Calabris detineri, quamvis Imperator *studiosissimo celaverit interitum nepotulorum, ut putarentur vivere.*

Wem hätte denn Margarethe dieses wichtige Daseyn 1246 — 1251 zu verläugnen, ein Interesse oder auch nur die Möglichkeit gehabt? Dem Kaiser, in dessen Gewalt sie waren, und an dessen natürlichen Söhnen Manfred und Enzius sie nur gar zu sorgsame Wächter hatten? ihm, dem als natürlichen Vormund dadurch der erwünschteste Vorwand gegeben war, die erledigten Herzogthümer in seiner Hand zu behalten, wenn er dieses auch als Kaiser und oberster Lehensherr nicht über Jahr und Tag hinausziehen durfte? Dem Kaiser, dem dieser Titel noch unendlich mehr genehm seyn mußte, da er sogar, das gesetzliche Ende seiner oberstlehenherrlichen Besitzhaltung vor Augen sehend: Austriae provincias appetebat *propter dominam Mar-*

garetham, sui quondam filii regiam uxorem? oder den österreichischen Ständen, bey denen Margarethen nichts im Wege stand, als: sie habe: »neque desiderium nuptiarum, neque spem tantam prolis?« oder dem Papst, dem diese Söhne eben so willkommene Werkzeuge seyn mußten, als Friedrich, Gertruds Söhnlein?

Margaretha ward am 1. Nov. 1225 zu Nürnberg unter unglücklichen Vorzeichen dem stürmischen Heinrich vermählt, — 1232 jam sobolem de ipso perceperat (Konrad Fabar). Sie wären also bey des Kaisers Tode 1250 bereits großjährig, und eine wichtige Stütze der zusammenschwindenden stauffischen Macht, oder nach Umständen eine eiserne Ruthe der Rache gewesen?

So schwer derley geheime Dinge urkundlich ans Licht zu ziehen sind, bestätigen mehrere von Hanthaler angeführte calabrische und apulische Lokalschriftsteller, der Prinzen heimliche Hinwegräumung, des Kaisers Ungnade gegen die Brüder Heinrich und Johannes Kala, deren Herz sich mitleidsvoll zu Heinrich neigte, und ihr Grab in Cosenzas Metropolitankirche.

Friedrich der Streitbare trug deßhalb wider den Kaiser so heftige Erbitterung. — Auch Haselbach bestätiget diesen Unfall der Prinzen aus allen Landeschroniken (Pez: Scriptor. I. 727). Auch er beschuldiget den begünstigten Manfred, sie heimlich aus dem Wege geräumt zu haben, und zwar 1244 — 1245.

Uebrigens that der Kaiser nicht, was bey so vielen schreyenden Anklagen dringend nöthig war, er ließ die Enkel nicht los, sie erschienen nirgend mehr. Zwar geben die unkritische Chronik des Bologneser Dominikaners Franzesko Pipin und das Chronicon Siciliae IX. 662 und X 819 bey Muratori scriptor. rer. Italic. einen Testamentsentwurf des Kaisers: *quod fredericus, nepos noster habeat ducatus Austriae et Styriae* quos a praedicto Conrado (IV. rege Roman. electo) teneat et recognoscat: cui frederico judicamus pro expensis decem millia unciarum auri.« — Allein es wäre nicht nur zuerst zu erweisen, daß dieser Friedrich ein Enkel und kein Neffe oder Vetter des Kaisers, und zwar gerade der Sohn Margarethens sey?« (Herzog Luitpold heißt auch nepos, und war doch gewiß kein Enkel Arnulfs oder Ludwigs des Kindes, sondern ihr carissimus propinquus et consanguineus). Dieß Testament ist überdem keine Urkunde, sondern nur eine spätere Aufzeichnung, erst fünf Tage nach des Kaisers Tod aufgesetzt, und deßhalb schon von Kalles, Gebhardi, Senkenberg rc. als unächt erklärt. — Einige vage Angaben lassen zwar die Prinzen erst nach des Kaisers Tode durch Manfred tödten. Die Melker Chronik sagt: 1251 moritur fridericus

nepos friderici Imperatoris. Doch wieder ohne nähere Bezeichnung dieses Friedrichs, und daß Köler in genealogia Staufensi Margarethens jüngeren Sohn Heinrich mit einem Sohne des Kaisers gleiches Namens verwechselt habe, muß Moriz selbst eingestehen.

Selbst Schrötter und Rauch haben sich, obgleich vom Thatbestand überzeugt, und jenen Entwurf einer letztwilligen Anordnung Friedrichs II. nach dem eigentlichen Werthe schätzend, einen Augenblick irre machen lassen, vorzüglich durch ein Konzept Peters de Vineis, worin der Kaiser seinen vielgeliebten Nepotem Fridericum (Enkel oder Neffen? ist höchst zweifelhaft) nach der obern Lombardey senden wollte.

Nicht der mindeste Beweis liegt vor, daß dieser Friedrich eben der von der Wiege an im Kerker verheimlichte Sohn Margarethens gewesen? — weder Beweis, noch Wahrscheinlichkeit, daß dieser Friedrich jetzt auf einmal, nach langjähriger Haft, vom Kaiser hervorgestellt worden, und zwar in dem fremden Piemont, und nicht da, wo er am meisten galt, wo sein Anspruch jeden andern ertödtet haben würde, in Oesterreich und Steyer? — Alle österreichischen Quellen erwähnen, daß König Heinrich zwey Söhne hinterlassen, und beklagen ihren Tod in frühester Jugend durch den Giftbecher. Die Wenigeren beschuldigen den Kaiser selbst, die Meisten den begünstigten Manfred. (Die ältere Klosterneuburger Chronik, jene des Wiener Bürgermeisters Paltram, Hagens, Sendheims, die Klosterneuburger Tafeln, Hornecks Reimchronik, die Melker Chronik, alle bey Petz Script. rer. austr. I. Chron. Austr. Haselbach wurde schon oben angeführt.) — Mehrere und gerade die umständlichsten und unterrichtetsten Zeitbücher, wie das Florianer, das jüngere Klosterneuburger, jenes von Garsten, Lambach, Osterhofen, haben gar nie etwas von diesen ärmsten Fürstensöhnen vernommen, auch das chron. rythmic. nicht. Die Genealogie der Fürsten von Oesterreich und Steyer faselt: Margaretha sey König Konraden vermählt gewesen, diesen mit seinem ältern Bruder Heinrich verwechselnd, und gibt ihr einen Sohn Wolf Dietrich, plötzlich ins Heldenbuch und in die Heldensage hinübertaumelnd.

Pernold fährt nun also fort über des Kaisers Unentschiedenheit und über die Reise des Reichsvikars, Grafen Otto von Eberstein, der gegen die österreichischen Landherren, wie Markgraf Hermann von Baden Austriam dominare *voluit*, sed non *valuit*, zum Kaiser nach Verona, dem er wenigstens einige wichtige Geiseln in die Hände zu spielen vermeinte: »Ob quem finem plures ministeriales ac cives, secum accepit: quod

fraude fecit, volens Imperatori eosdem (ut ipse occulte jusserat) obsides fidei tradere. Sed Philippus Archiepiscopus Salzburgensis, ut gratiam Pontificis sibi firmaret, dum illi per Karintiam tenderent, plures ex eis cepit; reliqui per Longobardos prohibiti sunt, ne Imperatorem viderent. Interea urgente maxime Domina Gertrude Ministeriales ab Ortulpho, forti et Nobili Equite Teuthonico, diu renuente, petierunt Castrum Starchenbergk, quod illi Fridericus Dux unacum Thesauris suis custodiendum tradiderat. Postquam id recepissent, apertis Thesauris, eos in tres partes diviserunt. Primam accepit Domina Margaretha: Altera Domina Constantia Soror ejus in Misniam directa: tertiam obtinuit Domina Gerdrudis earum Neptis. Statim autem haec concupivit et Nuptias: quas etiam, favore aliquorum Ministerialium praepotentium, et ope Ottonis Bawariae Ducis, iniit cum Hermanno Marchione Badensi quem Soror Ducissae Bawariae genuerat. Qui etiam sic spem consecutus est, Austriam et Styriam per Conjugem obtinendi. Nam Domina Margaretha neque desiderium ostendit, neque spem tantam Prolis dare videbatur: et propterea defuit ei praeponderans numerus Potentium, qui ejus tanquam *Senioris Filiae primum Jus* fortiter propugnare vellent adversus tot aemulos Provinciarum.

S. 39 (Zeile 3 von unten) sagt Moriz in seinem hartnäckigen Widerspruche, die Herzogthümer seyen durchaus nicht als eröffnete Reichslehen anzusehen gewesen, nicht die Königin Margarethe, noch eine ihrer Schwestern (die meißnische Konstantia, die askanische Agnes, die thüringische Gertrud, von denen übrigens nie eine Rede), noch die Nichte Gertrud, brauchten den Titel der Erbfolge als Vorwand, sondern er war ihr (ihrer aller?) unstreitiges Recht (non *praetexuerunt*, sed *probaverunt* titulum hereditariae successionis), und zwar aus dem kleinern Privilegium Friedrichs I. durch die Worte: »indifferenter filii et filiae,« nicht aus den Worten des größern (angeblich falschen, erst nach 1530 geschmiedeten!?) Privilegiums »seniorem filiam.«

Es ist schwer abzusehen, was Moriz mit dem höchst verworrenen »indifferenter filii et filiae« will? etwa ein Tutti-Schreyen aller Söhne und Töchter durch einander? — eine völlige Gleichheit der Nichte Gertrud mit den Schwestern? — Tochter war gar keine vorhanden. — Eine Theilung der untheilbaren Herzogthümer? indifferenter so viel filii et filiae waren? War Margarethens Recht nach Linie und Grad das stärkste, so konnte Gertrudens Recht unmöglich ein gleich starkes seyn!?

— Nirgend finden wir die geringste Spur von dem Privilegium *minus*. Auf dieses sich zu berufen, hatte in dem großen Augenblicke Niemand ein dringenderes Recht, und bey der bereits erfolgten Besetzung des Landes ob der Enns, bey der wiederholten Wahl der steyerischen Landherren Niemand eine günstigere Gelegenheit, als der Bayerherzog Otto?? Noch war seit dem Fridericianum kein Jahrhundert verflossen, und Niemand weiß oder spricht etwas von diesem Privilegium minus, Niemand will darauf ein Recht gründen?? — Daß Pater Moriz, der den Pernold, den beständigen Augenzeugen und Vertrauten der Unterhandlungen zwischen Margarethen, den Landherren und Ottokar, so oft für sich anführt, die Stirne hat zu sagen: Die babenbergischen Frauen hätten ihr Recht nur aus dem minus gesucht, nicht aus den Worten des majus: »seniorem filiam,« ist entweder eine absichtliche Verletzung der geschichtlichen Treue, der einmal vorgefaßten, verknöcherten Idee zu Liebe! oder es ist aus dem duplex ein simplex geworden?? — Wir wollen diese merkwürdigen Stellen hersetzen:

S. 1319, sicut constituit et dedit privilegium Fridericus I. Imperator, Ducatus Austriae spectabat *ad seniorem filiam ultimi Ducis* (steht das etwa im minus?).

S. 1321, weil Margarethe weder Lust zu einer Vermählung zeigte, noch viele Hoffnung einer Nachkommenschaft gab, fehlte ihr eine rüstige Zahl von Verfechtern, qui ejus tanquam *senioris filiae primum jus* fortiter propugnare vellent adversus tot aemulos provinciarum.

S. 1322 Auch Konstantias Sohn sollte nur geholt werden, weil Margarethe keinen Sohn mehr hatte, er sollte »ambos ducatus *pro domina Margaretha* regendos suscipere.

Ottokar, obwohl mit seines Vaters Schätzen und Heer bereits zwischen Krems und Wien stehend und von dem fast einhelligen Zuruf der Landherren empfangen, erhielt gleichwohl von ihnen den Rath: ut nuberet dominae Margarethae et *per eam Dux legitimus fieret*.

Wer sollte in dem allgemeinen Gräuel der Verwüstung an Verlängerung der Ungewißheit, an Verlängerung ihrer Schrecken, wer sollte an das Recht inmitten der Gewalt, wer sollte an eröffnete Reichslehen denken, wo kein Reichsoberhaupt und kein Kaiser mehr war? — Selbst der Abenteurer Richard nannte beyde Herzogthümer: ad imperium *libere devolutos*, und Ottokar empfing sie als eröffnete Reichslehen.

Bey der Hochzeit in Hainburg (8. April 1252) »domina Margareta protulit *aureas Bullas*, Friderici primi et secundi Imperatorum, de institutione Austriae in ducatum et *suc-*

cessione senioris filiae ultimi ducis, et jus suum, Ottocaro secum commune fecit coram provincialibus« — hängt die aurea Bulla an dem Privilegium minus oder majus? spricht das minus oder das majus von dem Erbrechte der ältern Tochter des letzten Herzogs? Gleich bey seinem Antritte nennt sich Ottokar zweymal mit dem nur im Privilegium majus existirenden Titel Archidux. — Ist es der geschichtlichen Treue, ist es der Glaubwürdigkeit, ist es der eigenen Ehre würdig, so schlagende Stellen ganz zu verschweigen und zu unterdrücken, um sich die harte Nuß zu ersparen, darauf zu antworten? — Heißt das mit den Quellen redlich umgehen? und wird man künftighin jemals einer Citation des Pater Moriz vertrauen können, ohne die Urquellen selbst vollständig jede Minute bey der Hand zu haben? — Si tacuisses — — !

MCCXLIX. *Imperator, Austriae Ottonem Bawariae Ducem; Stiriae Meinhardum* Comitem Goriciae. Capitaneos dedit, ac voluit, ut eis *suo nomine* obedirent. Videbatur Otto propter vicinitatem Rector valde commodus futurus: sed animum non satis virilem habuit ad internas, et externas Austriae turbas componendas. Unde potius Marchioni Badensi ingressum in Austriam fecit: qui receptus ab aliquibus, a pluribus vero agnitus non fuit. Sed hoc boni praestitit, ut, persuasus a Domina Gertrude Uxore, Pontifici se devoverit, sicque Austriam ab Interdicto liberavit. Contra Belam autem Ungarum Regem, valde misere Terras vastantem, et captivos innumeros abducentem fere nihil profecit, neque inquietos Terrae edomare potuit. Genuit ex Uxore Filium Fridericum.

MCCL. Hoc anno Marchio Badensis etiam accepit Filiam Agnetum: ipse vero obiit cum initio Mensis Octobris. Quem Imperator Mense Decembri secutus est in mortem. Bela rex iterum cum Cumanis has provincias terribiliter vastavit. Defuncto Hermanno, Papa iterum requisivit Dominam Margaretham, ut Florentio Comiti Holandiae, Fratri Wilhelmi Romanorum regis nubere vellet, eumque redderet Austriae ducem. Sed nulla erat spes Consensus Provincialium in Dominum tam alienigenam, et remotae Provinciae: cum insuper offensam et potentiam Conradi, qui fuit filius defuncti Imperatoris, metuerent.

MCCLI. Cum obiret Hermannus, Domina Gertrudis Uxor ejus propter tumultus in Austria, cum Filiolo erat in Misnia, apud Amitam suam Dominàm *Constantiam*, ubi puerperium Filiolae egit. Provinciales opinionibus de novo Duce quaerendo maxime divisi, valde contraria invicem

sentiebant. Quorum concordia cum haberi Wiennae non posset, Principes eorum in Oppido Triewensee juxta Tulnam convenientes, decreverunt Nuncios quatuor in Misniam ad Marchionem pro uno Filiorum Dominae Constantiae mittere, qui ambos Ducatus pro Domina Margaretha regendos susciperet. Sed hos nuncios Rex Bohemiae Wenzislaus, cum Terras illius transirent, sibi proditos detinuit, et ad se vocatos bonis verbis, epulis, donis ac etiam minis, negato processu, coegit, ut redirent in Austriam et Provincialibus utriusque Ducatus *Filium suum Premizl* pro Duce suaderent, multa bona promittens. Plurimi vero nobiles ad hoc surdi erant, donec Auri fulgor, et clangor, eis aures cum oculis aperuit. Styrienses tamen alio nuncio invitarunt *Heinricum Filium Ottonis Bawariae Ducis.* Sed quia Bela Ungariae Rex has Provincias vehementissime cupiebat, pro filio: non ausus est Heinricus Bawarus, licet Belae gener, sine ejus consilio occupare, nec valuit. Quem etiam Australes supra Anasum prohibuerunt ab ingressu. Premizl vero, quem Ottokarum appellarunt, statim post Nuncios Australium praedictos, cum exercitu Patris, et thesauris venit in Austriam, et quaedam Loca ostensis armis, plura, uti etiam Wiennam, dispensatis pecuniis sibi aperuit: nulla insuper pacta, quae petebantur, inire detrectans. Consilium erat, *ut nuberet Dominae Margarethae et per eam Dux legitimus fieret.* Sed haec noscens, se Provinciae tantum causa in Conjugem peti, et parum boni de hoc Conjugio sperans, diu, et graviter, etiam propter Cognationem obstitit. Domina Gertrudis autem, his auditis cito venit in Austriam, sperans inclinare Provinciales ad Filium suum Fridericum Sed hic infans erat, de cujus Tutela nulla Consensio: quia Ottokarus et Bela pro Austria fortissime pugnabant. Hinc illa ad Belam confugiens, Jus, quod se habere putabat, in illum transtulit, novarum Nuptiarum referens promissum.

MCCLII. Propter hoc Ottokarus tanto magis pro Nuptiis Dominae Margarethae institit: quae tandem precibus et consilio Provincialium pro Bono publico cedens, initio Februarii consensit, si Dominus papa impedimentum tollere vellet Cognationis.

Hoc valde perurgente Ottokaro, venit Legatus Pontificis cum his pactis: Ut Pater Ottokari Rex Bohemiae et ipse, ecclesiae jurarent esse devoti: Conrado suevo non adhaererent: sed Wilhelmum Regem agnoscerent et juvarent. Juramentum coram Legato et Episcopis et Clericis

factum est, statimque nuptiae in Heimburch VI Idus Aprilis celebratae fuerunt. Tunc Domina *Margaretha protulit Aureas Bullas Friderici Primi et Secundi* Imperatorum de Institutione Austriae in Ducatum et *Successione senioris Filiae Ultimi Ducis, et suum Jus Ottokaro secum commune fecit* coram Provincialibus.

Postea bellum cum Ungaro iterum factum, qui in Austria terribiliter vastavit, Stiriam sibi pecuniis conciliavit pro filio suo Stephano.

Sed hanc Provinciam vastavit magna parte Philippus Electus Salisburgensis (Bruder des letzten 1268 verstorbenen Sponheim-Ortenburgischen Kärntnerherzogs Ulrich) Domina vero Gertrudis similiter festinavit cum Nuptiis, Bela Rex Ungariae ei maritum procuravit Romanum quemdam Rasciae Ducem, cui nupsit in Castro Hindperch, cum conjuge dimissa ad Judenburch Stiriae, sperans se in ejus ducatum instituendum a Bela Rege, postquam Austriam occupasset. In eo valde delusa fuit, nam a marito Romano gravida deseritur.

Derselbe Pernold citirt zwar, wie wir oben gelesen, die in seiner Gegenwart bey der wenig fröhlichen Hainburger Hochzeitfeyer dem 22jährigen Ottokar von der 47jährigen Margaretha ausgelieferten goldenen Bullen. Er legt das größte Gewicht auf jene Stelle des Privilegium *majus*, von welcher im minus keine Sylbe steht: ad *seniorem* quam reliquerit filiam; dennoch aber läßt der duplex das Privilegium majus erst nach 1530 schmieden!!

Dieses majus nennt Oesterreich: clypeum et cor sacri romani imperii, und Rudolph IV. setzt 1360 auf sein überprächtiges Majestätssiegel:

> *Imperii scutum* fertur *cor Austriae* tutum
> *Primus Fridricus* testatur Caesar Augustus
> Illud scriptura, quam roborat *aurea Bulla.*

Dieselbe goldene Bulle von 1156 zählt den Herzog von Oesterreich von aller Steuer-, Dienst- oder Hülfleistung gegen das römische Reich los, außer die sein freyer Wille gewährt: eo duntaxat excepto, quod imperio servire tenebitur in Ungaria duodecim viris armatis per mensem unum, sub propriis expensis. Rudolph IV. sagt in einer, auf seine ungrische Allianz Bezug habende Urkunde: quod dicto imperio servire debemus in Hungariam. — Duodecim viris armatis per mensem unum sub nostris propriis expensis, juxta continentiam literarum, quas habemus a divae recordationis olim Romanorum Imperatoribus, — dessen ungeachtet aber hatte (nach

Moriz) Rudolph gar keine Ahnung davon, daß eine friedericianische goldene Bulle existire, worin Oesterreich mit jenem Ehrenworte benennt, und mit dieser Freyheit begabt wird; denn der duplex erlaubt es nun einmal nicht, die große goldene Bulle ist ihm ein Machwerk des Betruges Karls V. und Ferdinands I., jünger als 1530 und das Fridericianum secundum höchstens von 1437. — So wie die Kaiser und Könige dutzendweise Betrüger und Falschmünzer sind, hat auch Bischof Leonard von Paßau durch bayerischen Einfluß erhoben, darum ein treuer Freund Bayerns, aber von Herzog Albert von Oesterreich leidenschaftlich verfolgt, nicht anerkannt, in Rom verklagt, diesem seinem Todfeind zu Liebe das bey seinem fürstlichen Stande und seiner geistlichen Würde empörende Halsverbrechen begangen, einverständlich mit des Herzogs Geheimschreibern jenes verruchte Vidimus der friedericianischen Diplome zu schmieden, insonderheit das Privilegium majus, das er in jenes Friedrichs II. eingeschaltet, von Wort zu Wort gibt, dessen Original er im vollkommenen, unbeschädigten, tadelfreyen und besterhaltenen Zustande gesehen, geprüft und transsumirt zu haben bezeugt.

Wer begehrte zu läugnen, daß das größere und das kleinere friedericianische Privilegium manches Ungewöhnliche und Außerordentliche in ihrem Styl enthalten? — Daß sich namentlich im letztern italienische Feudal- und byzantinische Curialanklänge finden? — Aber auch die Sache war ungewöhnlich und außerordentlich. Es war, wie oft gesagt, eine nicht minder schwere Wunde in die ganze bisherige Reichsverfassung, als was im Nordwest durch Heinrich den Löwen geschah!

Welch diametraler Kontrast mit der Weise, wie die Ottonen, wie vor allen Heinrich III., aber selbst Heinrich IV. die Herzogthümer und die Herzoge behandelten? — Die Mischung der deutschen und der italienischen Geschäftsleute, die zunehmenden Verhältnisse mit dem, mehr als halb morgenländischen Sicilien, Friedrichs hoher Sinn, der sich um so höher schwang, je höher seine Diener standen, und die Präminenz des Kaisers, als eines Königs der Könige, als des geheiligten Depositärs mehrerer Kronen, als Dominus urbis et orbis, trugen hiezu nicht wenig bey. — Jene (wir möchten sagen) byzantinisch-arabische Phraseologie nahm unter Friedrich II. noch mehr überhand. Eben so würde auch der Einwurf gegen das größere Fridericianum: »Friedrichs I. Tage hätten ihn noch nicht gekannt den Namen Kurfürsten oder Wahlfürsten, Principes electores (im beschränkteren Sinne eines ausschließenden Vorrechtes irgend

eines Landes oder Hauses—«), gar keinen stufenweisen Anfang irgend einer Sache, gar keinen Uebergang zulassen.

Allerdings hat man die Electores bald abenteuerlich alt (wie man bey Pachelbel und Schard de origine elect. und bey Thulemar de octoviratu finden kann), bald zu jung gemacht. Man hat den Unterschied zwischen Wahlfürsten und Wahlrecht überhaupt und zwischen dem, einem Amte, Land oder Geschlecht ausschließend zustehenden Wahlrecht nicht genug beachtet. Man hat Namen und Sache nicht genugsam geschieden, und die Sache erst von den Tagen an gelten lassen wollen, in denen man auch die Namen und alle äußern Attribute schon vollkommen ausgearbeitet fand. Gewiß wirkten Anfangs alle Fürsten zu den Königswahlen mit. Die Anwesenden hatten ein natürliches Uebergewicht über die Vielen, welche (zumal in unruhigen Zeiten) vom Wahlfelde ausblieben. Die Erzbeamten mußten anwesend seyn, und hieraus entwickelte sich im Verlaufe der Zeit für sie eine vorzügliche und zuletzt eine ausschließende Berechtigung. Sie heißen häufig summi principes, magnates, imperii majores, praecipui regni principes, auch wohl principes officiati, lange bevor der Sachsen- und Schwabenspiegel III. 57 und 113 sagen konnten: »an des Kaysers Wahl sol der erste seyn der Bischoffe von Maynz, der Bischoffe von Trier« ꝛc. — und: »Wer den Kunig welen sul. 1) Den Kunig sulen welen dri pfaffen-fürsten und vier layen-fürsten. 2) Der Bischoff von Mänz ist Kanzler des Richez zu tütschen Landen, der hat die ersten Stimme an der Wale ꝛc.— — — — 5) Unter den layen-fürsten ist der Pfalzgrave an dem Rine der erst an der stimme. Dez Richez Truhsäzz der sol dem Kunige die ersten schüsseln tragen. 6) Der ander an der stimme ist der Herzog von Sachsen des Richez Marschalk sol dem Kunig sin Schwert tragen« ꝛc.— Albert von Stade spricht auf das Jahr 1240 von der Prätaxation: »Ex praetaxatione principum et consensu eligunt imperatorem Moguntinus Trevirensis et Coloniensis, de saecularibus eligit Palatinus, quia dapifer est, dux Saxoniae, quia Mareschallus et Marggravius de Brandenburg, quia Camerarius: Rex Bohemiae, qui Pincerna est, non eligit, quia non est teutonicus.

Diese Prätaxationes, Vorwahlen (bey denen ausdrücklich und unläugbar gewissen geistlichen und weltlichen Fürsten anheimgestellt war, die Kandidaten vorzuschlagen), haben ihr erlauchtestes Beyspiel bey der Wahl Lothars II. Bey dieser waren zehn Fürsten auserlesen.— Ueber die Wahl des großen Barbarossa 1152, vier Jahre bevor er (ohne den duplex in seinen

Staatsrath berufen zu haben) zuerst vielleicht das Privilegium minus vorschlug, und als dieses dem Jasomirgott nicht genügte, das Privilegium majus gab, erzählt sein Geheimschreiber Amandus: — »Anno 1152 multi illustres heroes ex Lombardia, Tuscia, Januensi et aliis Italiae dominiis ac major et potior pars Principum in Transalpino regno convenerunt in urbe Francofurtensi; plurimo numero Principes disserunt per suos internuncios ad *sex aut acto Principes officiatos regni* residentes in *arcano loco* curiae Regalis: Nos et tota patria testatur, nullum aptiorem esse regno regendo, quam Fridericum de Waiblingen et Stauffa, natum ex generosa prosapia, meritis et virtutibus decoratum ac illustrem. Quem *per vos* Deus in regnum sublimare dignetur, cui parata erunt nostra obsequia usque ad mortem. In hunc *si vestris vocibus, o Officiati, consentitis*, firmum robur habebit sui imperii. Cum *ex secreto conclavi prodirent Officiati* indicantes *ipsos unanimiter Fridericum in regem, servatis deservandis, elegisse*, cunctus omnium ordinum applausus est consecutus dicentes: *Haec electio tuta ac firma consistet, nam omnium nostris munietur praesidiis«* etc.

Ein durch viele schätzbare Forschungen rühmlichst bekanntes Mitglied der Münchner Akademie, Appellationsgerichtsrath von Delling, hat diese (schon von Pfeffinger nach ihrem ganzen Gewichte erkannte) Stelle neu hervorgezogen. — Offenbar wählten hier nicht mehr alle Fürsten, sondern nur sechs bis acht, Officiati, Erzbeamte, — in einem geheimen Wahlkonklave versammelt und aus demselben hervortretend, ihre auf den Stauffen Friedrich gefallene Wahl verkündigend. — Dieser Verkündigung folgte ein applausus omnium ordinum. Friedrichen hatten omnes ordines gewünscht, aber nicht gewählt. Die Wahl geschah von den Principibus officiatis regni. — Unläugbar hat seit Konrad dem Salier nur eine Minderzahl der Fürsten die Wahlen geleitet, wenn auch derselben cuncti principes, cunctus populus acclamirte, als Billigung, als Beyfall der bereits geschehenen Wahl. Diese allmälige Sonderung liegt auch unstreitig in dem natürlichen Hergang der Sache. Man mußte wohl auf eine geringere Anzahl von Fürsten kompromittiren, da unmöglich Mann für Mann gestimmt werden konnte, und diese Zahl mußte immer geringer werden, bis zuletzt sex aut octo Principes sich desselben vorzugsweise anmaßten, und es auch vorzugsweise ausübten. Des Stauffen Heinrich VII. Brief für Leopold den Glorreichen bezieht sich schon ausdrücklich auf das Consilium et beneplacitum *principum, quorum juris est, Romanorum regem eligere* — und auf die Sententia *electorum*

Romani regni culminis. — Auch der Titel Archidux hat etwas Auffallendes und einen byzantinischen Anklang, Aber es war, wie gesagt, auch die Sache neu, obgleich nicht so unerhört; denn wie sich die Comites mehrerer Gauen auch Duces nannten, mochten Herzoge mit außerordentlicher Gewalt der ehemaligen missi regii oder nuntii camerae wohl Archiduces heißen, wie Otto der Große »fratrem suum Brunonem occidenti tutorem et provisorem et, ut ita dicam, *Archiducem* in tam periculoso tempore misit« —, und diese Erwähnung ist nicht die einzige der Art. Es war unausweichlich für die Parifikation des neuen Herzogs mit den alten Herzogen der vier großen Hauptvölker eine genügende staatsrechtliche Bezeichnung zu finden.

Das bloß aus Staatsrücksichten geschehene Dringen des Barbarossa in Jasomirgott, das in der strengsten Form Rechtens besitzende Herzogthum Bayern dem jungen Löwen herauszugeben, multis parum placebat — und geschah non sine magna murmuratione principum. — Des Jasomirgott magna nobilitas et plurima honestas exigebant, ut nomen ducis non perderet. Des Barbarossa goldene Bulle, unus de palatinis archiducibus est censendus, meint: er sey den alten großen Herzogen gleich zu achten. Darin lag vielmehr eine Rangsbestimmung, als die Beylegung eines Titels im strengsten Sinne. — Fühlte doch dieses Bedürfniß und den Abstand von den alten großen Herzogen selbst der steyerische Ottokar, als er mutato antiquitatis nomine dux appellari gloriabatur, und nennt sich (zwar auch nur vorübergehend) in einer Seckauer und in einer Traunkirchner Urkunde Archiducem Ottocarum. Ein allgemeines Aufstreben der Titels- und Rangsverhältnisse zeigt sich unter den großen Reichsministerialen. Schon 1164 nennt sich Ottokar einmal Dux und gibt 1173 Zollfreyheit per omnem districtum sui *ducatus*, obgleich er auf dem Siegel und im Eingange noch Markgraf heißt. — Der Markgraf, seit 1156 Herzog der Ostmark (des Ostreichs, Oesterreichs, des Aufgangs). Heinrich Jasomirgott führt in Seitenstetter und Salzburger Briefen 1155—1158, und noch sein Sohn Leopold der Tugendhafte führt in einer Mautfreyheit für Garsten von 1182 den Titel: Dux orientalis und dei gratia vocatus Dux in Austria. Um 1158 schrieb Reichersbergs berühmter Propst Gerhoch an den Admonter Abt, der Salzburger Erzbischof Konrad von Abensberg habe den Reichersbergern die Zehenten alles Neugereutes im Püttnerwalde bis an den Hartberg auf des Grafen Eckbert Grund und Boden bis an den ungrischen Gränzwall überlassen. Aber sein Nachfolger, Erzbischof Eber-

hard, nichts davon wissen wollend, und um Reichersbergs Besitzstand um so gewisser zu unterbrechen, habe den reichen Waldzehent *archiduci* Ottocaro dem auf Burg Steyer hausenden Markgrafen verliehen, als Erben des 1158 vor Mayland umgekommenen Helden Ekbert von Formbach, Neuburg und Pütten, weiblicherseits Nachkommen der Grafen von Wels und von Lambach.

Erst 1359 griff Rudolph IV. (Albrechts des Weisen oder Lahmen Sohn, Albrechts I. Enkel, Rudolphs des Gründers Urenkel) wieder nach dem Erzherzogs-Titel, als Kaiser Karl IV., jener arglistige und unversöhnliche Feind von Habsburg wie von Wittelsbach, offen darauf ausging, durch einen geschlossenen, mit den glänzendsten Vorzügen ausgestatteten Kurfürstenrath das Aufstreben der Fürsten und wohl auch der Städte, der Mehrzahl durch die Minderzahl niederzuhalten, und insonderheit den kühnen, hochanstrebenden Rudolph aus jener Zahl zu verdrängen, trat er mit dem Titel Archidux Palatinus hervor, genau wie ihn das Privilegium majus hat, und ertheilt in Folge des »nec imperator nec alia potentia debet in posterum, quoquo modo commutare, quicquid Dux Austriae in terris suis statuerit,« seinen Städten die herrlichsten Vorrechte: »von kaiserlicher Macht volchomenhait, die Wir von dem heiligen Reich haben in vnserm lannde zu Oesterreich.« — Durch die goldene Bulle nur zu vielfach belehrt, ein Erzamt gehöre mit zur Gleichstellung mit den alten Herzogen, die von nun an einen geschlossenen Kurfürstenrath bilden sollten, nahm Rudolph auch den Titel desselben, des Erzjägermeisteramtes an, das früher bey Kärnten gewesen war. Dux Carinthiae est venator imperii (sagt der Anonymus Leobiensis) suum officium est. nutrire duos canes venaticos et in hoc salario imperatori adesse. — In jedem seiner Herzogthümer läßt Rudolph die Erbbeamten (wie im Reiche der Kaiser die Erzbeamten) hervortreten als Zeugen seiner Urkunden und seiner Regierungshandlungen. In jedem tritt ein geistlicher Fürst als sein Kanzler auf, wie die drey ersten Kirchenfürsten des Reichs Kanzler durch Germanien, Arelat und Welschland (allerdings ein Paroli auf die arrières-pensées Karls IV.). Ohnehin wie eingeschlummert, trat Rudolph vielmehr jetzt mit allen Ansprüchen, mit allen Anwartschafts-, Erbverbrüderungs- und Repressalien-Titeln und Wappen auf einmal hervor. — Schon oben ward angedeutet, wie oft sich Rudolph wörtlich auf das Privilegium majus oder die friedericianische goldene Bulle berufen? Diese konnte Karl IV. freylich nicht ungeschehen machen. Der Aermste hatte keinen Pater Mo-

riz und keinen duplex, sondern nur — Petrarca und dieser die Laura, und so wurde denn der Galle Luft gemacht durch pedantischen Krittel mit einigen Witzkörnern über die allerdings lächerlichen, ins älteste Hausprivilegium, in jenes Heinrichs IV. für den Markgrafen Ernst eingeschalteten Freyheitsbriefe Cäsars und Neros. — »Fürst im Elsaß,« »Erzherzog« hätte vielleicht gar keinen Widerspruch gefunden? In Schwaben besaß Rudolph überreiches Gut und Vogtey, doch war er zweifelsohne unbefugt, sich Fürst von Schwaben zu nennen, wie es wenige Jahre vorher der Bayerherzog Stephan gethan, ohne angemessenen Besitz daselbst, sondern erst nur einen solchen für Wittelsbach dort zu begründen, und das alte, mit Konraden erloschene Stauffische Herzogthum wieder herzustellen. Gegen die letzte Hälfte des Archidux Palatinus erhob sich der Pfalzgraf bey Rhein, — Rudolph stand von dem Palatinus, Phallenz-Erzherzog ab, — den Erzherzogs-Namen allein fortführend, bis an seinen Tod, — und Kaiser Karl reservirte ihm dagegen sehr zierlich und schonend: »daß die etlichen Dinge, so er Kaiser und Reich zu Ehren und Lieb gethan, demselben und seinen Nachkommen bey chünftigen römischen Kaisern unschädlich seyn sollen.« — Erst Friedrich IV. erweckte 1453 den friedericianischen Erzherzogstitel von Neuem (wie er auch gleich Friedrich dem II. und Rudolph I. das friedericianische Privilegium majus bestätigt hat (obgleich er selbst sich dieses Titels nie gebrauchte).

Daß das Ostland an der Pulsader strategischer und kommerzieller Unternehmungen, an der Donau, in jenen Tagen der großen Kreuzfahrten des vielseitigen Verkehrs mit Byzanz und dem ganzen Osten und Nordost, daß es gegen das ungrische Reich clypeus et cor imperii heißen konnte, dünkt dem Pater Moriz besonders unverdaulich? — Zwar hatte Ungern seit der Lechfeldschlacht aufgehört, seine Schrecken von der Weser bis über die Loire und bis ins unterste Italien zu tragen. — Aber doch wies es Heinrich dem III. an der Stelle die Heimkehr, die noch jetzt »Verderben der Deutschen« (verloren Bayer, vesett német) heißt. Es schlug alle Einmischungen Heinrichs IV. und V., Konrads III. und des Barbarossa, in die Freyheit seiner Krone und seiner Wahl, als kraftlose Restaurations- und Legitimitäts-Velleitäten in den Wind. Es obsiegte dem Jasomirgott an der Fischa und vor Preßburg, widerstand ein paar Jahre, nachdem es die Mongolen wüst gelegt, allen auswärtigen Feinden und hinderte den Bayerherzog Otto den Erlauchten, seine zweymalige Berafung auf den steyerischen Herzogsstuhl zu verwirklichen. Daß Deutschland damals weniger eines clypei et cordis gegen Osten, als westwärts gegen Frankreich be-

durfte? scheint ein kleiner Gedächtnißfehler des Pater Moriz. Wann wurde damals Schwaben oder Rheinfranken in solcher Beziehung erwähnt oder betrachtet? Wir wissen nichts von französischen Invasionen Deutschlands, von den Carlowingen bis auf die Stauffen. Vielleicht nahm der rasche Finger ein duplex von Jahrhunderten mit, und fuhr in das siecle de Louis XIV. oder in jenes Napoleons hinein.??— Willig zählen wir übrigens auch diese Stelle des Privilegium majus dem vielen Rausch- und Flittergolde bey, womit der Barbarossa dem Jasomirgott die harte Pille der Herausgabe Bayerns vergoldet hat. Wir haben hundert Mal, so gut als Pater Moriz, die fraglichen Privilegien »jura immodica« genannt (wie sie von den Hippolyten, Monzambanen, Fürstenerien und Ludwigen bis auf die Tage des Fürstenbundes, bis auf Herzberg, Dohm und Johannes Müller unzählige Male bezeichnet worden), und als corrosiv für die Verfassung, wie sie damals war. Aber was war,— ist schon deßhalb nicht mehr, und noch weniger wird es künftig seyn.

Die Natur geht eben ihren Gang der ewigen Stätigkeit in unaufhörlicher Veränderung fort, wie alles Menschliche sich von Stunde zu Stunde verändert, uns selber so unbemerkt, wie die beständige Umkehr der Erde um ihre Achse.— Unter diese jura immodica rechnen wir auch die Ausdehnung dieser Privilegien auf die *terra* Austriae und auf alle neuen Erwerbungen — und doch kömmt diese Satzung des Privilegium majus: si diciones dicti ducatus ampliati fuerint, fast bey jeder neuen Erwerbung vor, obgleich Pater Moriz die friedericianischen goldenen Bullen erst um 1437 und nach 1530 schmieden läßt.

Rudolphs von Habsburg Bestätigung gibt seinen Söhnen jene Freyheiten nicht nur für die Lande, die sie jetzo haben, sondern auch für jene, die sie hienach gewinnen.— Bey der Uebergabe Tyrols zeigt sich die tugendlose Margarethe, die Maultasche, von dem (angeblich erst zweyhundert Jahre später zusammengeschweißten!?) Privilegium majus eben so vollständig unterrichtet, als ein Jahrhundert früher die tugendhafte Margaretha auf der Hainburger Hochzeitsfeyer mit Ottokar. Sie übersetzt mehrere Stellen desselben wörtlich: »swas ander herschafft, Land leutt oder guetter an sy (die vorgenannt unser lieb Oeheim die Herzogen von Österreich) vallent von Kauffes, Erbschafft, Gabe, gescheifftes, gemechtnuß oder von dhainer anderer zufallunge wegen, das sy die nemen und haben sullen mit allen den Freyhaiten und Rechten als das Land zu Oesterreich gefürstet und gestiftet ist.« —— Si diciones dicti ducatus ampliate fuerint ex hereditatibus, donationibus, deputationibus vel quibusvis aliis devolutionum suc-

cessionibus praefata jura, privilegia et indulta ad augmentum dicti dominii Austriae plenarie referantur. Aber auch noch die dem Pater Moriz schauderhafte Stelle wegen der Investitur und der dreyfachen Berufung findet sich hier: quodsi sibi denegaretur ab imperio, requirat literatorie *trina vice*, quo facto juste sua possidebit feuda. — »Wolt aber Jnen der Römisch Keyser oder Kunige oder dhain geistlich Fürst oder Prälat dieselben Lehen versagen, so sullen und mugen sy sew vordern an den, von dem sew rürent, drey stund (das ist dreymal) mit iren briefen und mugen sew darnach doch in Lehensweis rechtichlich innhaben, besitzen und niessen nach den Freyhaiten und Rechten des Landes zv Oesterreich, zv dem die vorgenannten unsere vetterliche Land geainbaret, und derselben Freyhaiten und Rechten gefengig werden« etc.

Die glänzenden Vorzüge der Belehnung, deren von Albrecht I. bis auf Karl V. und Ferdinand I. so manche mehr oder weniger vollständige Beyspiele angezogen werden können, findet Pater Moriz ein unnützes und abgeschmacktes Gaukelspiel (inutilis semper ac potius jocis accommodatum), einen unehrbaren Auftritt (decentiam laedit ille situs corporis), und der bekanntlich außerordentlich spaßhafte und kurzweilige Karl V. nahm die feyerliche Belehnung am Schlosse Wellenburg außerhalb Augsburg (sich eigens auf österreichische, nämlich burgauische Erde begebend) mehr als ein Kunstreiterstückchen vor!! (magis periculi faciendi causa, quam serio). Sie geht in der That weit, diese Verholzung und Verknöcherung einer einmal vorgefaßten Meinung. Alles, was nicht zu ihren Gunsten gedreht werden kann, wird aus Gründen verworfen, aus denen die halbe Urkundenwelt angefochten werden könnte.

Heinrichs VII. Brief vom 24. Aug. 1228, Eßlingen habe nach Moriz eine barbarische Sprache, die auch den beyden Fridericianis vorgeworfen wird, aber doch nur in der gereizten Phantasie des Verfassers eine solche ist, — Heinrich führe keinen ausdrücklichen Auftrag seines Vaters an (in wie mancher seiner Urkunden ist dieß nicht der Fall?). Er wiederhole Einiges aus dem Privilegium majus, wiewohl mit Veränderungen, und erwähne doch nicht ausdrücklich desselben und seines Großvaters, des Barbarossa.

Wohin würde man mit solchen negativen Induktionen kommen? — Rudolph von Habsburg bestätigt am 11. Juny 1283 zu Rheinfelden alle Hausprivilegien jenes Heinrichs IV. von 1058 mit den heidnischen Briefen von Julius Cäsar und Nero —

das Privilegium majus des Barbarossa von 1156, den ebengedachten Brief Heinrichs VII. von 1224, dann jenen Friedrichs II.

Das Rudolphinische Original ist im Wiener Hausarchiv und noch so gut wie unedirt, denn der Abdruck bey Strein und Lünig ist höchst mangelhaft. Schrötter, der doch an die Urschriften gehen konnte, hat ihn, wie Mehreres, bloß aus dieser unreinen Quelle nachgedruckt, und Moriz zieht mit lustiger Zuversicht gegen diese mit zahlreichen Fehlern behangene Windmühle zu Felde. — Albrecht I. zerbrach bekanntlich das Jahr vorher alle Handvesten der von Ottokar und (hinsichtlich des Handels nach Ungern auch) von König Bela höchstbegünstigten Stadt Wien, so wie der aufrührerischen Landherren, also daß (seltsam genug) weder Oesterreichs Stände, noch die Stadt Wien nur ein einziges Original von ihren Gründern und königlichen Mehrern, den Babenbergern, mehr besitzen, ja nicht einmal die Handvesten seines Vaters, K. Rudolphs, wodurch er vor dem Entscheidungssiege über Ottokar Wien die von Friedrich II. zweymal verliehene Reichsfreyheit zum dritten Male fertigte. — Diesemnach verräth es nur eine grobe Unkunde der österreichischen Geschichte, daß Moriz dies Diplom auch wegen der Stelle verwirft: »es solle Rudolphs Söhnen, Albrecht und Rudolph, unschädlich seyn, wenn etwas in jenen Briefen verruckt oder zerbrochen wäre, oder noch zerbrochen werden möchte, von wegen Ottokars oder Belas, die jene Lande zu Unrecht und nur in Räubersweise inne gehabt.«

Doch Moriz kennt und citirt Hormayrs Geschichte Wiens. Aus dieser konnte und mußte er jene speziellsten Verhältnisse wissen. Er ignorirt sie aber, so wie die oben angeführten entscheidenden Stellen Pernolds und vieles Andere, denn sie sind ihm nicht mund- und handgerecht. — Bey einer so bewundernswerthen Unbefangenheit und quellengemäßen Treue darf uns freylich nicht wundern, wenn der duplex überall Duplicität und in jedem Winkel Urkundenverfälscher sieht?

Daß kraft des Privilegium majus die österreichischen Reichssteuern und Leistungen unfreywillig gewesen seyen (selbst gegen Ungern, wenn sie die zwölf Reisigen eben jenes Briefes überstiegen), dafür sind im Wiener Archive viele Reverse und Schadloshaltungsbriefe seit den Tagen Karls IV., namentlich bey dem Zuzuge gegen Mathias Corvin 1483, wozu Erzherzog Sigmund von Tyrol unter seinem geliebten Vetter, dem sächsischen Albrecht, unverhältnißmäßige Anstrengungen machte. — Das Privilegium majus zählt den Herzog von Besuchung der Reichstage frey, nisi ultro et de sua voluntate; — das dem duplex vielgeliebte Privilegium minus beschränkt diese Freyheit ad curias, quas

Imperator praefixerit *in Bavaria* — und das Mitmachen der Feldzüge in regna vel provincias *Austriae vicinas*, z. B. nach Brindisi oder Ptolomais oder Damiette, die bekanntlich gleich neben Krems und Guttenstein liegen!!

Pater Moriz führt ein einziges Beyspiel an, daß ein Babenberger ad curiam *in Bavaria* erschienen sey, und dieses an dem alten Kaiser- und Königssitz in der freyen Reichsstadt Regensburg. — Lagen Augsburg, Würzburg, Worms, Speyer, Foggia, San Germano, die er herzählt, damals auch in Bavaria? Dieß beweiset eben so gut gegen das Privilegium *minus*, als gegen das *majus*, — was aber zuviel beweiset, beweiset gar nichts. Ahnet denn dem duplex nicht, daß jene Befreyung vom Besuche der Reichs- und Hoftage nach der Lage der Dinge, nach der Gesinnung der Kaiser und der Mitstände eine zweyschneidige und gefährliche Gunst werden, und dazu führen konnte, die Fürsten von Oesterreich von allem Einfluß in die Berathungen des Reiches auszuschließen, ja sogar (ihrer unbewußt und ungefragt) nachtheilige Schlüsse gegen sie selber möglich zu machen? Dabey ist der schöne Vaterlandssinn mehrerer aus ihnen und ihr großer und wohlthätiger Einfluß in die Reichsgeschäfte, in die Vermittlung zwischen dem Kaiser und den Ständen, zwischen Kaiser und Papst gar nicht in Anschlag gebracht, denen Leopold der Glorreiche, Vater des Vaterlandes, so viele Jahre seines segensreichen Lebens und auch dieses edle Leben selbst geopfert hat. Die Kreuzfahrten waren übrigens die Flamme allgemeiner Begeisterung für Glauben und Ehre, gegen die wohl Niemand mit Hausprivilegien zu klopffechtern gedachte. — Daß der Jasomirgott nach des stolzen Maylands Fall, daß sein Sohn und sein Enkel, die beyden Leopolde (der Tugendhafte und der Glorreiche), oder daß Friedrich der Streitbare dem Barbarossa, Heinrich dem VI., Philipp oder Friedrich dem II. ad expeditiones *italicas*, *necessario militem copiosum* misisse, — darüber möchten wir doch den duplex um eine einzige quellengemäße Nachweisung bitten? — Wie gut übrigens dieses Vorrecht dem schlauen und gewaltthätigen Friedrich II. bekannt gewesen sey (der Friedrich dem Streitbaren im Juny 1245 in Verona das Privilegium majus bestätigte, wovon das Original noch vorhanden ist), bezeugt am besten, daß, nachdem er Friedrichen (nach der mißlungenen Sendung des Abtes von St. Gallen) nach Ravenna und Aquileja geladen, und der Herzog, auf sein gutes Recht gestützt, dorthin zu kommen sich weigerte, der Kaiser eigens nach Portenau (Pordenone) auf österreichischen Boden kam, um ihm keine rechtliche Entschuldigung übrig zu lassen. Dort erschien auch Friedrich mit zweyhundert

Rittern, alle in die neuen, bey seiner Wehrhaftmachung angenommenen Farben seines Landes gekleidet.

Demjenigen gleich, der »in der Götter urältestem Rathe sitzend, der Dinge geheimste Saat behorchte,« nimmt Moriz gar viele seiner Argumente davon her, was Friedrich I. und Friedrich II. innerlich dachten, und was und wie sie es hätten thun sollen? — Warum diese und nicht jene Person, dieses oder jenes Vidimus gemacht? Warum z. B. der Bischof von Paßau und nicht der Erzkanzler von Mainz das Transsumpt von 1437 aufgenommen habe? — Leonard war Diozesan, wie Otto von Lonsdorf und jede Kirche locus credibilis. Beyde friedericianische goldene Bullen, wie sie 1252 bey der Hainburger Hochzeitfeyer von den Ständen der Lande übergeben wurden, und das majus von dem Augenzeugen Pernold wiederholt wörtlich citirt wird, wie Heinrich VII. 1228 mehrere Vorrechte desselben erneuert, Rudolph I. 1283 beyde ausdrücklich bestätiget, Rudolph IV. viele Stellen wörtlich anführt, und sich der nur in demselben enthaltenen Prärogativen gebraucht, auch der Vermächtnißbrief von Tyrol mehrere Sätze getreu wiedergibt (1359 — 1364). Diese beyden goldenen Bullen sind, wie oft gesagt, noch in untadelhafter Urschrift und in mehreren Apographis im Wiener Staatsarchive vorhanden, von Kennern wie Senkenberg, Oehlenschlager, Schrötter, Spieß, Kopp anerkannt.

Morizens (von Mannert erborgter) anfänglicher Hauptsatz: »es hat nie ein Original des Privilegium majus existirt,« könnte nach den XXVIII, p. II, f. 357 — 370 der neuen regenerirten Mon. boica angeführten Daten nicht mehr im freyen Felde erscheinen. Es müßte also heißen: wenn auch angeblich Originale vorhanden sind, so müssen sie falsch seyn! car tel est notre plaisir.

Es soll im Vorschlage gewesen seyn, den den Kaiserselekt mit unbestreitbarem Verdienste bearbeitenden Professor Moriz (gewiß zum großen Vortheile dieser in ihrer Art einzigen Sammlung) einen literarischen Ausflug durch die österreichischen Abteyen nach Wien machen zu lassen zu der vom österreichischen Gouvernement verwilligten unbeschränkten Einsicht jener friedericianischen goldenen Bullen? Er soll es aber ganz in dem Geiste, in dem sein ganzer Angriff gehalten ist, abgelehnt haben, weil er doch von seiner Meinung nicht abgehen würde, wenn er auch gegen jene Urkunden nichts Statthaftes zu erinnern fände! — Nicht zu erwähnen der großen Schwächen der Morizischen Arbeit, wo sie in das eigentliche Staatsrecht und Lehensrecht hinüberstreift, ist der gewagten Voraussetzungen, der vitiosen Zirkel, der Petitiones principii kein Ende, und eine ganze Reihe

hoher geistlicher und weltlicher Personen, ohne allen Beweis, ja selbst, während faktisch das Gegentheil vorliegt, einer langen Kette von Verfälschungen beschuldigt.

Dem duplex genügt z. B. nicht das noch in Urschrift vorhandene Privilegium Friedrichs II. von 1245 für ein späteres Machwerk zu erklären, weil in demselben der letzte Babenberger excellentissimus princeps genannt wird, und Dücanges Glossar nur Kaiser und Könige der Excellenz würdiget! — Wie? sollte der Verfasser in seiner vieljährigen Bekanntschaft mit der Urkundenwelt das excellens und excellentissimus wirklich niemals außer bey gekrönten Häuptern, nie bey Herzogen und selbst bey Grafen und Dynasten begegnet haben? Fiel ihm nichts bey von einem gänzlichen Umschwunge des Rang- und Titelwesens seit Heinrich V.? Erregt es ihm keinen Schauder, wenn sogar Markgrafen (und zwar keine Babenberger) sich, wie einst Karl der Große, viros inlustres, illustrissimos, gloriosissimos nennen, und Monogramme führen?? (Deutschland war übrigens von jeher das Land, in welchem die Ausnahmen der Regel über den Kopf wuchsen). Risum teneatis amici!

Von den goldenen Bullen Friedrichs I. und II. existiren die Urschriften bis auf diese Stunde. — Von dem einen und von dem andern Privilegium *minus* hat aber nie ein Original existirt; oder wo? und wer hat es je gesehen?

Weil jedoch in das bloß im Lonsdorfischen Kopialbuch vorhandene und dort gleich so vielen anderen (ohne wesentliche Varianten) abgekürzte Diplom Friedrichs II. das Privilegium minus inserirt ist, gilt dieses Morizen unstreitig als ächt. — Dagegen weil der Paßauer Bischof Leonard 1437 das ächte Original des Fridericianum secundum vidimirte, worin das bitterlich verhaßte Privilegium majus vollständig eingeschaltet ist, muß dieses — und nur deßhalb falsch seyn! — Weil das angeblich falsche (???) Diplom Friedrichs I. jenem Friedrichs II. eingefügt ist, ist beydes falsch (utrumque falsum, insertum pariter et inserens), quousque tandem! — Dann ist auch noch ein igitur, das jenes Diplom höchst bedenklich mache? — alle Verleihungen, die dem Pater Moriz nicht gefallen, werden von ihm, mehr als barbarisch, Styli plusquam barbari beschuldiget. — Dann »war es wieder gar nicht der Mühe werth, diese Gnaden zu begehren. — Friedrich der Streitbare konnte königliche Würde erhalten, bekümmerte sich also wenig um solche jura secundaria,« — dann wollte wieder Friedrich II. (mit dem Pater Moriz einen ganzen Scheffel Salz ausgegessen haben muß, so ungesalzen auch der duplex ist) nicht so freygebig seyn gegen den Herzog Friedrich, auf dessen reiche Lande längst sein Augenmerk

gerichtet war!! ꝛc. Der Kaiser hatte etwa Brief und Siegel darüber, daß der in die Dreyßig getretene kraftvolle, herrliche, sieghafte Fürst durch einen unglücklichen Zufall erblos verscheiden würde!? Difficile est satyram non scribere.

Der oftmaligen unstreitigen Citationen des Privilegium majus im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert durch Pernold, Rudolph I., Rudolph IV., Margarethe die Maultasche ꝛc. ungeachtet, werden die unbedeutendsten Omissionen als positive Gründe gebraucht — 1442 am 25. July zu Frankfurt bekräftigte Friedrich IV. mit den Willebriefen sämmtlicher Kurfürsten, alle und jede Hausprivilegien. Aber es wird ein übergroßes Gewicht darauf gelegt, daß er in der Bestätigung von 1453, die mehrere neue Vorrechte ertheilt, die Briefe Cäsars und Neros, Heinrichs IV. (den von Moriz auch als falsch verschrienen Brief Heinrichs VII. und jenen Friedrichs II. bestätigt, in welchen das Privilegium *majus* inserirt ist, ohne dieses Letzteren ausdrücklich zu erwähnen. — Bestätigt er ja noch obendrein den Brief Rudolphs I., der jenen des Barbarossa von 1156 konfirmirt und in mehreren Diplomen für seine Söhne Rudolph und Albrecht ganze Stellen aus dem Privilegium majus anführt! — Welche Logik! Welch ein kleinliches Zupfen und Rupfen an einzelnen Sylben und Ausdrücken? Pater Moriz ist zwar aus einem, durch zahllose Verdienste hellleuchtenden, unserm Fache durch die Congregation de S. Maur und durch St. Blasien unvergeßlichen Orden. Dennoch würde er uns mehr zumuthen, als sein Ordensstifter gethan, uns auch in Dornenhecken, aber in jenen seiner Syllogismen zu wälzen!

Am stachelndsten für den duplex ist der Artikel des Privilegium majus: Imperium quoque *nullum feodum* habere debet in Austrie ducatu, si vero princeps aliquis vel alterius status persona nobilis vel ignobilis, cujuscunque conditionis existat, haberet in dicto ducatu possessiones ab ipso jure feodali dependentes, has nulli locet seu conferat nisi eas prius conduxerit a duce austrie memorato, cujus contrarium si fecerit, eadem feuda ad ducem austrie devoluta libere sibi ex tunc jure proprietatis et directi dominii pertinebunt, principibus ecclesiasticis et monasteriis exceptis in hoc casu.

S. 49. §. 55 fulgurirt der duplex mit der unendlichen Entdeckung, Paßau, Freysing, Regensburg, Alteich, Ebersberg hätten weite Güter in Oesterreich lange vor 1156 besessen. — Allerdings, durch Schenkung der carolingischen und sächsischen Kaiser, aber welchen Bezug hat dieses auf das erst 1156 ausgesprochene Imperium nullum feodum habere debet in austria? Nach Karls des Großen Eroberung über die Hunnivaren erhiel-

ten und behaupteten in der ganzen carlowingischen Epoche (791 — 912) Salzburg (Juvavia), Paßau (Hormayrs Gesch. Wiens, Urkundenbuch, Hansitz Germ. sac. I. 155, 156), Regensburg und St. Emmeran (Petz, thes. anect. I, p. III, 16, 20, 24, 29; Ried. cod. dipl.), St. Pölten (Mon. S. Hippolit, Duellii, Miscell.), St. Florian (Kurz, Beytr. — Hormayr, Wiener Jahrb. XXXIX — XLV), Kremsmünster (Rettenpacher 30 — 43), Alteich (Mon. boic. XI. 101 — 122), Tegernsee (Mon. boic. VI, Oefele Script. Chron. Tegerns.), Metten (Mon. boic. XI. 427), Monsee (Chron. Lunaelas) ansehnlichen Besitz. — Nach der zweyten Eroberung unter den Ottonen ward auch Freysing mächtig in der Ostmark (Meichelbeck). Paßau breitete sein Zehentrecht bis an die ungrischen Marken aus, Salzburg trat immer mehr südwärts zurück.

Der zweyte und dritte Heinrich beschenkten auch Bamberg um Heimburg, um Haag und Strengberg. — Tegernsee und Altaich vergrößerten sich, — Weihenstephan, Reichersberg, die Nonnen im paßauischen Niederburg gewannen viel im neugewonnenen Land, — streitbare Kampfhelden wurden, der Engelrich an die Traisenklause, die alten Ungerhelden aus Ebersberg nach Persenburg, die Lambacher an die March, der Siegfried vom Mittelrhein an die Leitha und bald an die Dran, die Vohburger an den ungrischen Gränzwall, Piligrin, Cuno, Leutwein, Haderich u. v. a. an die March, Pulka, Kamp und Schwarza gesetzt. — Von den Burghausen und Peilstein reden wir in dieser Beziehung sogleich.

Von eines Bayerherzogs Einwilligung oder Zuthun ist nie die Rede, und eine einzige, bald wieder verschwundene Schenkung an einen solchen, an Heinrich den Heiligen, vorhanden, von 997 an der Ysper und Säbeich bey Neuchling. Aber ungeheure Strecken schenkten die Kaiser den Markgrafen, und zwar schon in der carlowingischen Epoche jenen vielversuchten chiem-traungauischen Aribonen und Ottokaren, noch mehr aber den Babenbergern, Leopold dem Erlauchten 975 — 990 (Hormayr, Wiener Jahrb. — Mon. boic. XXVIII. — Chron. Mellic.), 1002 Heinrich dem Starken an der Piesting und Triesting, March und Kamp, — Adalbert dem Sieghaften, zwischen der Piesting und Triesting, 1043 an der Leitha und Biela, 1051 bey Gräfenberg 1070 — 1074 dem Markgrafen Ernst an den Marken Mährens und des bayerischen Landes ob der Enns — und in welchem ungeheuern Allodialbesitz, wie kein anderer deutscher Fürst, erscheint nicht schon, und zwar auf beyden Donauufern, ob und unter der Enns, Leopold der Hei-

lige? — Wir möchten den duplex bitten, uns irgend ein Fleckchen auf der deutschen Erde oder irgend ein Geschlecht nachzuweisen, wo die Purifikation und Consolidation, die sogenannte Schließung des Gebietes, die Verwandlung des Ambachts in Erbbesitz, des ursprünglichen Reichsbodens in Allod, rascher und vollständiger vor sich gegangen wäre, als in der Ostmark durch den, im Gebrauch der Augenblicke so plan- als kraftvollen babenbergischen Heldenstamm?

Hochstifter und Klöster wurden im Privilegium majus ausdrücklich ausgenommen. Eben so wenig hatte dieses Privilegium eine rückwirkende, allen bisherigen Besitzstand in der altbayerischen Mark ob der Enns, wie in der Reichsmarkgrafschaft unter der Enns aufhebende, alle wohlerworbenen Rechte Dritter zerstörende Kraft.

Nach S. 49 sollen auch Grafen und Dynasten in jeder Epoche, als es eine Mark und ein Herzogthum Oesterreich gab (omni tempore, quo Marchia ac Ducatus Austriae nominabantur), daselbst ganze Grafschaften und Herrschaften mit aller Gerichtsbarkeit und mit allen Rechten unmittelbar vom Kaiser und Reich zu Lehen besessen haben? Möchte es dem duplex doch gefällig seyn, wieder nur ein einziges Beyspiel aus drey Jahrhunderten zum strengen Beweise dieser Behauptung anzuführen?

Er meint doch etwa nicht den Sigfried, der während Adalbert der Sieghafte wider die Ungern den Stab des Oberbefehls führte, und den Landstrich zwischen der Fischa und Leitha romano imperio adjecit, die Ostmark durch mehrere Monden verwaltete, in welche Adalbert noch am Schlusse des nämlichen Jahres 1045 zurücktrat? — Mit den aus Jansen Enenkels alter Chronik von den Gränzen Oesterreichs und der Steyermark in Rauchs Scriptor. rer. austr. I. 243 — 252 hergeholten Beweisen sieht es nicht zum Besten aus mit diesen ganzen Reichsgrafschaften und Reichsherrschaften im Ostlande, sogar der Name Reich und Kaiser und Lehen kömmt in dieser ganzen langen Aufzählung nur zweymal vor, und gerade bey dem Hause, dessen Geschichte Pater Moriz sehr gründlich bearbeitet hat.

»Graff Gebhart von Sulczbach hat zu lehen von dem reiche longowe vnd daz Aigen von dem nam es zu lehen Tumuogt. Ott Regenspurch zu dem Chaiser vnd gab dem zweyhundert markh silbers daz er daz aigen von niemant ander haben solt denn von dem reich.«

Auch hier hat der duplex wieder den Text verbessert, und den Satz hineingeflickt: — »darnach do der Graue starp, do fur

der Turmuogt (Otto) zu dem Khaiser.« — Auch sagt das Original Longowe nicht Langawe.

Zuvörderst waren die Sulzbache und Vohburge seit den fünf Heerfahrten Heinrichs III. gegen Ungern ein volles Jahrhundert vor dem Fridericianum in der Ostmark begütert, und die Vohburger Lehensleute der Bamberger (Enenkel 247). — Wer mißt dem Privilegium majus eine rückwirkende Kraft und eine Zerstörung alles bisherigen Besitzstandes bey? Dann — noch einige Gewissensfragen! Liegt denn Longowe gewiß in Oesterreich, und zwar in Oesterreich unter der Enns? Natürlich (sagt Pater Moriz, der Bequemlichkeit halber das Longau oder Lungau zuvörderst in Langau umstaltet).

»Per se patet ex laudato Enenkelii loco, qui ibi non refert loca, nisi ad Ducatum Austriae pertinentia,« und in den unmittelbar nachfolgenden Zeilen ist die Rede vom Peylsteinischen Besitz in Franken und Friaul und Krain!! — Moriz beruft sich auf Hunds Stammbuch I. 146. Dort heißt es Longau »oben in Oesterreich auf der behaimischen Granitz,« — *ultra Bataviam* — sagt Lazius an zwey verschiedenen Orten, worauf Hund sich beruft, und womit der Duplex einstimmt. — Moriz mag, wie gewöhnlich, den unvergleichlichen Weißkern nachgeschlagen haben beym Buchstaben L. Lan-, Len-, Lon-, Lungau, obgleich Hund und Lazius bestimmt auf die nordwestliche Spitze von Oberösterreich deuten, Paßau nicht ans Land unter der Enns stößt, und es in selbem kein Longau, noch Lungau gibt. — Lahngau ist eine Pfarre des Dekanates Raabs, Herrschaft Drosendorf, Viertel ob dem Manhartsberge, schon 1136 ein Dotationsgut von Mariazell, — Lähngau desselben Viertels, Pfarre Schönbach, Dekanat Gerungs, war seit unfürdenklichen Zeiten landesfürstlich. Ein Langau ist auch im ehemaligen oberpfälzischen Pfleggerichte Murach. — Man sieht, es liegt dem Pater Moriz die Redlichkeit der Citationen nicht allzusehr am Herzen, wenn es sich darum handelt, seine fixen Ideen zu vertreten. Er behauptet S. 50, diese Verleihung von Longau sey kraft des Codex von Weyärn 1189, 24. April auf dem Regensburger Hoftage geschehen (Mon. Boic. VII. 490). Der ehrliche Hund sagt schon: »Ist kurz genug abgsprochen, ohne Jahrzahl und Namen deß Keysers, Also man nit weyß, welcher Graf Gebhart es ist gewesen?« — Noch minder wird man aus dem Codex von Weyarn erweisen, daß von Longau oder gerade von irgend einem Besitze im Ostlande die Rede sey: »Omnibus Christi fidelibus insinuat Comes Sigbato quod Fridericus Imperator concessit comiti Sigbotoni de Niumburch beneficium quod habuit de *Comite Gebehardo* de Sul-

zebach, astantibus Episcopis et Principibus et Amicis in Camorata, quae fuit ipsius Comitis Gebehardi, et beneficium filii sui Chuononis post obitum ipsius. Hujus rei testes sunt: Episcopus Brixinensis, et Dietpoldus Comes de Lechesmonde, Adelbertus de Chambe et frater ejus et Roubertus de Durne.«

Eben so wenig entscheiden gegen jene Stelle des Privilegiums die aus demselben höchst schätzbaren Weyarer oder Falkensteiner Codex S. 440, 441 von Moriz aufgeführten Stellen; denn diese Lehen, wovon hier die Rede ist, waren uralte paßauische Kirchenlehen. Primum tenuit ab episcopo pataviensi, und Afterlehen der Grafen von Burghausen und ihrer Zweige von Rebgau, Schala und der Agnaten von Peilstein — Einer und derselben Stammeswurzel mit den chiem-traungauischen Aribonen und Ottokaren (der Ahnherr Sighard war frater Hartwici palatini comitis und Hartwig filius Aribonis, Sighards Sohn, Bischof Heinrich von Freysing, aber hatte fratrem Fridericum comitem a Peilstein), besaßen sie im Ostlande bereits einiges Gut aus der carolingischen und aus der ottonischen Epoche und ihre Paßauer Kirchenlehen reichen zu den Bischöfen Berenger und Engilbert hinauf. — Sighards Gemahlin war Willibirg von Ebersberg und Persenbeug. Dazu kam die Heirat mit einer reich ausgestatteten Tochter Leopolds des Heiligen. — Selbst der gefürchtete Graf Siboto von Neuburg und Falkenstein, Hörenstein und Hadmarsberg besorgte (wohl gerade in Folge jenes Privilegiums), die Ministeriales *ducis orientalis provinciae* möchten ihm zuvorkommen, et illud inbeneficiare anticipent, wo sodann filii sui *nullo modo eis possent eripere* et sic perderetur. Er hatte noch größere Lehen im heutigen Tyrol, in Bayern rc. von Salzburg, von Regensburg, von Freysing, Trident und Tegernsee, Lehen vom Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, vom alten Herzog Welf, vom Kraybuger Markgrafen, vom Grafen von Peilstein, de duce Bavariae cometiam — im Luicherthal (um St. Johann und Kitzbüchel *(a duce orientalis provinciae* de prediis ipsius comitis in *terra ipsa* positis habet modios Marchmutae et justiciam operum in urbibus ducis et *ceteras justitias*, quae de praediis comitis debentur *duci, ab eo ipso* habet in beneficium. — A Marchione de *Styre* beneficium apud Viscahe et Hartperch, — lauter Angaben, die keine Sylbe von Kaiser und Reich, keine Sylbe von dem enthalten, was Moriz will!! Enenkels Chronik redet sonst durchgehends nur von Eigen, das den Babenbergern verkauft, in einigen wenigen Fällen aber zu Lehen aufgetragen, und wieder von ihnen zu Lehen genommen worden,

und zeigt, mit welchem beyspiellosen Glück die beyden Leopolde ihr ganzes Gebiet zu einer einzigen großen Domaine gemacht haben, beynahe ohne alle andere Ausnahme, als der Kirchenlehen, die sie gleichfalls erhielten, und so in verhältnißmäßig äußerst kurzer Frist ihr ganzes Gebiet im Sinne des Privilegium majus purificirten.

Daß aber Lehen und Eigen das Nämliche sey? hat bisher noch Niemand gewußt: — doch: »Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben« — und Morizens neue Entdeckungen im altdeutschen Lehens- und Staatsrecht sind so überraschend, daß man wohl sieht, daß noch nicht aller Tage Abend sey, und eine neue und eigenthümliche Variante des nil admirari hervortritt! Es wäre vielleicht auch der Mühe werth gewesen, vorübergehend des Zweifels zu gedenken, wenn jene Besitzungen nicht wieder zu Afterlehen verliehen, und ursprüngliche Kirchenlehen waren, wie es kam, daß, »der seines Genossen Mann wurde, seinen Heerschild nicht erniedrigte?« — In welchem Verhältnisse jene Besitzungen Sibothos übrigens zum Herzoge von Oesterreich standen, zeigt die Austragung des hartnäckigen Streites zwischen Siboto und seinem Vetter Grafen Konrad von Peilstein an zwey öffentlichen Mall- und Gedingstätten des Herzogs gehalten, über alles zu Herandstein gehörige Gut, — zuerst bey Staatz sub vexillo domini ducis Austriae, duello offixo, das andermal auf offenem Felde bey Prinzendorf coram duce Heinrico und seinen Söhnen Leopold (dem Tugendhaften) und Heinrich (von Mödling). Sub vexillo domini ducis waren ferner zugegen die Grafen Heinrich und Sighard von Schala und Burghausen, Heinrich und Friedrich, Burggrafen von Regensburg, Graf Friedrich von Hohenburg, die Edelherren von Elsarn und Stein, die Dienstmannen von Falkenstein, Herrandstein, Starhemberg, Horn, Triesting, Stephanskirchen, Tribuswinkel rc.

Es kömmt nun der Fall an die Reihe, daß die Nürnberger Burggrafen (nachmals das Haus Brandenburg in seinen fränkischen Nebenzweigen) bis zu dem, für Bayern so beklagenswerthen Teschner Frieden, ja bis zu der vor vierzig Jahren erfolgten Vereinigung der Markgrafthümer mit der preußischen Krone, in Oesterreich und zwar in Oesterreich unter der Enns, mehrere, obgleich wenig bedeutende Lehen unmittelbar von Kaiser und Reich besessen haben, zwar nicht ohne beständigen Widerspruch der Herzoge von Oesterreich, schon von Albrecht I. und Rudolph IV. eingelegt, und durch die Landesgesetze Ferdinands I. und Rudolphs II. von 1559 und 1582 und Leopolds I. von 1565 hinreichend erörtert.

Diese Lehen lagen meist auf dem linken Donauufer, an der

mährisch-böhmischen Gränze in den beyden Vierteln ob und unter dem Manhardsberge, Seefeld mit Harras und Kadolz der Hauptkörper, Dami Dürrenleis, Kronsegg und Schiltern, Schweinbart, Göllersdorf, Ladendorf, Stetteldorf, Neusiedel an der Zaja, — am rechten Donauufer ob und unter dem Wienerwalde: Höflein bey Sebenstein, Neusiedel am Steinfeld, Winklern beym ehemaligen Nonnenkloster Erla, Geweimpersdorf mit Hardt und Leizmannsdorf, Mazersdorf, Rottengrub, Schrottenstein, Stolzenwörd, — einst (nach dem Erlöschen der Edelherrn von Seefeld gegen das Ende des großen Zwischenreiches) Kuenringische, Schaumbergische, Polheimische, aber auch den Kapellen und den jüngern Hardecken angehörige Güter.

Fast durch vierhundert Jahre setzte man den Ursprung dieser nürnbergisch-burggräflichen Lehen auf die (28. Sept. 1322) bey Ampfing und Mühldorf zwischen den Gegenkönigen Ludwig dem Bayern und Friedrich dem Schönen vorgefallene Schlacht um das römische Reich. Der Kern des österreichischen und steyerischen, aber auch des bischöflichen Adels von Salzburg, Paßau, Gurk, fiel an diesem Tage mit seinem Könige, mit dessen Bruder und Ohm in Gefangenschaft, und büßte auf lange Jahre seinen Wohlstand ein durch ungeheures Lösegeld oder die dafür gemachten Schulden, oder das Kleinod freyen Erbes und freyer Person durch bemüßigte Lehensauftragung.

Des Schweppermann kluge Wendung der Schlachtordnung hatte zuerst den verderblichen Folgen der Niederlage der Böhmen gesteuert, die Münchner Sauerbecken hatten ihren Ludwig aus dem wildesten Gedränge herausgehauen. Aber die Entscheidung gab der, mit seinen österreichischen Farben und Bannern für die Bruderhülfe Leopolds geachtete Hinterhalt des Burggrafen von Nürnberg. — Ihm habe der dankbare Ludwig die zahl- und glanzreichen Gefangenen des Tages geschenkt, und diese Gefangenen hätten sich als des Burggrafen Vasallen erklärt. — Dieß sey der Ursprung der sogenannten nürnbergischen oder brandenburgischen Lehen in Oesterreich, — berichten Haselbach und Aventin. — Doch schweigen davon die Verträge der beyden Kaiser, die vielmehr verfügen: »omnes ministri debent gratiam habere et omnes capti liberi esse.« Die gleichzeitigen Quellen wissen eben so wenig davon (der anonyme Erzähler der Schlacht, dann der nächste Zeuge, Abt Volkmar von Fürstenveld, Albrecht von Straßburg, Johann von Winterthur, der Biograph des Trierer Erzbischofs Balduin, Stero und Rebdorf, die Zeitbücher von Salzburg, Königssaal, Klosterneuburg rc.).

Ludwig lohnte dem Burggrafen den ungemeinen Dienst reichlich, aber in den dießfälligen Urkunden ist keine Spur von

dieser Schenkung des gefangenen Adels. Eben so wenig sind bezügliche Lehensreverse vorhanden. — Es haben der brandenburgische geheime Rath Stelzer, es hat Struve in seinem Dominio directo in alieno territorio, es hat Spieß in den archivarischen Nebenarbeiten über den Ursprung dieser Lehen geschrieben. Oesterreichischer Seits haben Lambacher und Schrötter darauf erwiedert. So viel ist gewiß, diese Lehen reichen höher hinauf, als die Ampfinger Schlacht, ja als die Belehnung des ersten Habsburgers mit Oesterreich.

Das weit verbreitete burghausisch-peilsteinische Haus hatte mit zwey Schwestern Leopolds des Heiligen reiches Gut zwischen der Enns und Erlaf gewonnen. Der Ast, von Rebgau geheißen, setzte sich im Buigreiche fest und stiftete Altenburg. Ein dritter hatte zu Horn, Polan, Röhrenbach, auch Retz, die Gränzveste wider die ewig unruhigen Böhmerfürsten von Znaym und von Brünn erworben. Zur selben Zeit, als ein Peilstein und ein Burghausen sich jenen zwey Babenbergerinnen vermählt, saß Graf Gottfried im Retz, und gewährte dem flüchtigen Böhmerfürsten Luitold gastlichen Schutz. — Der aber lohnte ihm übel, bemächtigte sich der Burg, und fiel von dort aus verwüstend in Böhmen und Mähren. Herzog Bretislaw begehrte seine Auslieferung, Gottfried stellte sich vor ihm zu Wranau, laut klagend über Luitolds Hinterlist. Retz wurde vom Herzog erstiegen, und dem Gottfried zurückgegeben (Kosmas sagt: et quia hisdem diebus filius Conradi Lutoldus per *concessum Gottfridi* admissus in *castrum Rakowz* multas Borivoy inferebat injurias — — — Unde dux Brecislaus — coadunato exercitu movit castra in Moraviam. — Sed prius mittit ad *Godfridum* — — Godfridus cum Legatis occurrit Duxi juxta oppidum *Wranou* — — *reddita urbe Rakouz Godfrido*, Dux victor cum suis remeat in Boemiam). In den Tagen, als der Barbarossa das Privilegium majus gab, bis zur Aechtung Heinrichs des Löwen, finden wir unmittelbar mit den Burghausern, Peilsteinern, Schala Rebgau und Buige, in den Paßauer, St. Pöltner, Melker, Waldhauser und Schottner Urkunden den Chunradus comes de Rakes, Ragicz, Raghze. — Leopold der Tugendhafte nennt ihn einmal cognatum suum. — In Zwettler Briefen erscheint er unter andern Verwandten und Freunden des übermächtigen, obgleich nur ministerialen Albero von Kuenring nach den Grafen von Stein, Wildberg ꝛc. Beym damaligen gänzlichen Umschwung der Dinge hatte sich der ganze hohe Adel allmälich den Grafentitel beygelegt, um sich vom ministeriellen Adel zu sondern.

Enenkel sagt: — Der Herzog Leupolt chauft wider den

Purchgraven von Nürenberch und sein Muetter, die Grafschaft zu Ragcz und den Markt und daz darzu gehört umb 2000 March Silber.

Daß die Mutter des Burggrafen von Nürnberg die Erbtochter der Grafen von Retz gewesen? ist auf der Zwettler Bärenhaut, diesem berühmten Saalbuche des Abtes Ebro, zu finden.

»*Sophya nobilis comitissa in Ragze, filia comitis Chunradi, uxor Purcrauii in Nuernberch, longe post obitum mariti sui comitis Friderici*, vineam quandam in Leutacher — et duos mansos in villa, que dicitur Raedel, que ad opus misericordie et ad faciendas elemosinas exceperat, *quando filios suos patrimonii sui successores et heredes constituerat*, deo et beate Marie ad vsus fratrum *in Zwetal* deo seruientium libere et manu potestativa contradidit.«

Aber hier ist mit keiner Sylbe die Rede von einem Lehen, wenn anders im Morizischen Staatsrecht »Aigen,« Allod, Patrimonium, nicht etwa Lehen bedeuten? Die Grafschaft Retz mit aller Zugehör wird um eine große Summe erkauft, die Erbtochter verfügt darüber willkürlich zwischen ihren Söhnen. Retz ist noch lange nach dem Erlöschen der Babenberger ein unmittelbares landesfürstliches Eigen. — Zum Gedächtniß des über den Ungernkönig Bela an der March (im July 1260) erfochtenen, die Steyermark wieder vereinigenden Sieges, schenkten Ottokar und seine Gemahlin Margareth bey Laa in tentoriis apud Moravam, einem der Helden des Tages, dem Bock von Rosenberg *comitiam in Racz*, patronatum ecclesiarum, homines beneficiatos feuda in ea habentes, judicia, advocatias ad comitiam pertinentes, dotes, quae vulgariter Lippgedinge nominantur, sive possessiones per obligationem expositas etc. — Der Sponheimer Philipp, erwählter Kirchenfürst zu Salzburg, der berühmte Bruno von Olmütz, der Herzog Ulrich von Kärnten, der Herzog von Polen, der Markgraf von Brandenburg und die fürnehmsten Großen Oesterreichs und Böhmens waren Zeugen. — Nicht zufrieden mit der Verleihung des siegerfreuten hohen Königspaares, ließ sich der Rosenberg die Schenkung der Grafschaft Retz auch noch von der armen Gertrud in ihrem et derelicti filii sui, des eilfjährigen Friedrichs Namen bestätigen. Längst vor Ottokar zu Bela flüchtig war, der in eben dieser Schlacht durch des Rosenberg und durch der Lichtensteine Heldenfaust die Steyermark verloren, nannte sich Gertrud gleichwohl fortan getrost und unermüdlich ducissam Austriae et Styriae, und bekräftigt dem Bock und seinen Erben die Grafschaft Retz, die ihm *frater* noster Ottocarus, illustris

rex Bohemiae et *amica* nostra Margaretha inclyta regina Bohemiae geschenkt.

Somit steht es schlimm mit dem angeblichen Reichslehensverbande der dem Nürnberger Burggrafen angefallenen, aber sogleich wieder verkauften Grafschaft Retz und ihren Zubehörden. Es findet sich durchaus keine Spur, daß jene brandenburgischen Lehen über Rudolph von Habsburg hinaufreichen. Sie sind der Lohn der Verdienste des Burggrafen von Nürnberg um die Wahl und die ersten wichtigen Fortschritte Rudolphs. Aber keineswegs rühren sie von dem Tage von Ampfing her, wo gerade funfzig Jahre nach Rudolphs Wahltag sein Enkel Friedrich vorzüglich durch den Nürnberger Burggrafen überwunden, und die Kaiserkrone auf mehr als ein Jahrhundert von Habsburg abgewendet wurde.

Auch die ferneren Geschicke der Grafschaft Retz (comitia: nicht etwa comitatus im Sinne der alten Gauenverfassung) zeigen, wie wenig von irgend einem unmittelbaren Lehensverbande zu Kaiser und Reich die Rede war. Nicht ein Vierteljahrhundert blieb Retz mit seinem Gebiete bey den mächtigen Rosenbergen. — Heinrich von Rosenberg (den Schaumbergen und Kuenringen aber durch eine Frau des Hauses Ochsenstein auch den neuen Herrn von Habsburg verwandt) war des Reichsvikars Albrecht gefährlichster Feind in Behauptung des linken Donauufers, das eben von Retz und den angehörigen Burgen aus unaufhörlich beunruhigt wurde.

Endlich (Wien, 26. März 1283) ward Friede. — Wie einst Leopold der Glorreiche Retz von der Erbtochter Sophie und ihrem Sohne, dem Burggrafen von Nürnberg, als Eigen erkauft, wie Ottokar und Margarethe selbes dem Helden Wock frey eigen geschenkt, verkaufte es jetzo Heinrich von Rosenberg consanguineo suo carissimo Alberto, gegen 500 Mark Silber, gegen gänzlichen Verzicht aller ihm und dem Lande Oesterreich zugefügten Schaden, gänzliche Amnestie für alle seine Anhänger, insonderheit den Waldecker — und enges Bündniß, von welchem nur der Böhmenkönig Wenzel und dessen Vormund, dann die Lomnitzer, Neuhaus, Wittingau, Krumau ꝛc. ausgenommen waren. Späterhin wurden die Treue und die Anlehen Bertholds von Rabenswald, Burggrafen von Magdeburg, Hauptmanns zu Weitra, mit Retz belohnt. In den häufig vorhandenen Briefen seines Geschlechtes heißt es: »mit unsers gnädigen Herrn, mit unsers rechten Lehensherrn Herzog Albrechts zu Oesterreich Handen.« — Als Konrad von Hardeck bey der Belagerung von Calais, Katherinen von Oesterreich, die Witwe Engueranďs von Coucy, Tochter Leopolds, der Blume der Ritterschaft, ken-

nen lernte, sich ihr vermählte, und ihr Erbe begehrte, auch zu König Karl übertrat, blieb Retz durch einige Zeit eingezogen, und Rudolph IV. nannte sich ein paarmal auch Graf von Retz und Drosendorf. — Der Stamm erlosch mit Grafen Michael von Hardeck und Retz 1483. Sein Gebiet fiel als Kammergut heim, und wurde 1492 dem Heinrich Prüschenk verliehen, dem Stifter eines dritten, annoch blühenden Hauses Hardeck.

Spieß hat seiner Zeit eben so in den Archiven von Ansbach und Plassenburg (denen er so würdig vorstand), als 1785 auf seiner Reise nach Wien im dortigen Staatsarchive über diesen Gegenstand geforscht, nachdem er schon früher mit dem Direktor Hofrath von Rosenthal darüber Briefe gewechselt. Die älteste Spur ist, daß im Februar 1277 zu Wien Bischof Konrad von Freysing alle seine Kirchenlehen auf dem Ypsfelde bey Amstetten, die vormals Heinrich von Seefeld inne gehabt (Seefeld mit Harras und Cadolz war allerdings zur Grafschaft Retz gehörig; zum Theil als paßauisches Kirchenlehen, bis in eben jener Zeit das Geschlecht der älteren Seefelde erloschen), *excellenti* viro Friderico Purchgrauio de Nuremberck, titulo feudali verleiht (die Urkunde muß obendrein grundfalsch seyn, denn nach Moriz kömmt nur Kaisern und Königen die excellentia zu). 1286 im July zu Ulm bezeugt König Rudolph dem um ihn höchst verdienten (luminosis meritis) Burggrafen Friedrich von Nürnberg quod sibi *castrum seveld* cum suis pertinentiis universis *Longe prius in feodum contulimus*, quam illustribus alberto et Rudolfo principibus et filiis nostris Karissimis *ducatum Austriae* in feodum conferremus: und verleiht ihm nun die ganz besondere Gnade, diese Burg so lange von ihm und dem Reich lehenbar zu besitzen, bis er seinen Söhnen befohlen haben würde, ihn als Lehensmann aufzunehmen. Auch setzte er ausdrücklich hinzu, es soll dem Burggrafen keinen Nachtheil zuziehen, daß er Seefeld noch nicht von den Herzogen zu Lehen genommen, noch es zu Lehen nehme, bevor es ihm Rudolph befohlen. *Nec volumus, quod in aliquo sibi prejudicet*, quod sepedictum castrum ab eisdem nostris filiis: *hactenus non recepit* nec recipiet prius quam sibi dederimus in mandatis — Gerade umgekehrt, wie Moriz es wendet, ist dieser Brief vielmehr ein klarer Beweis für die bereits damals bestandene Uebung jener Stelle des Privilegium majus: Imperium nullum feodum habere debet in Austria: es war Regel, es war Pflicht des Burggrafen, Seefeld von dem neuen Herrn des Landes zu Lehen zu nehmen. Wozu sonst die Schutz- und Verwahrungsklausel des Reichsoberhauptes, es solle ihm unschädlich seyn, daß

er es noch nicht gethan, daß er diese Obliegenheit noch nicht erfüllt?

Derley Retractationen waren übrigens bey Rudolphen nicht ungewöhnlich. Wie Wenige, verstand er sich auf den Gebrauch der Augenblicke. Als Ottokar mit einem mächtigen Heere dem Häuflein Rudolphs gegenüber und die ungrische Hülfe noch nicht herangerückt war, erhob Rudolph Wien zum dritten Male zur freyen Reichsstadt (20.—24. Juny 1278). Ludwig den Strengen, den die rheinischen geistlichen Kurfürsten mystifizirt hatten, ihn selbst zum Kaiser zu wählen, und ihn doch dahin brachten, das feyerliche Eligo für Rudolph auszusprechen, ernannte dieser zum Reichsvikar in Oesterreich und Steyer.

Als aber Ottokar geschlagen und erschlagen und nichts mehr zu fürchten, noch zu schonen war, ist keine Rede mehr davon, und Graf Albrecht von Habsburg und Kyburg tritt auf, Rudolfi regis primogenitus, ejusdem et imperii per Austriam et Styriam vicarius generalis. Schon 1281 im May wird dem Wiener Stadtrichter Reinboto und den Mächtigsten der Bürgerschaft ein theilweiser Unterwerfungsbrief abgenöthigt, und 1288 im April im Lager vor Wessenburg annullirte Rudolph seine und Friedrichs II. Gnadenbriefe für Wien gänzlich, und wies es (welchem schon im Februar d. J. die völlige Unterwerfung abgedrungen worden) als nunmehrige mittelbare Landstadt an seinen Sohn Albrecht, der ihre Briefe und goldene Bullen schon vor ein paar Jahren zerrissen und gebrochen hatte.

So waren auch Oesterreich, Steyer, Krain und die windische Mark Anfangs Rudolphs Söhnen Albrecht, Rudolph und Hartmann insgesammt zugedacht, nach des Letzten unglücklichem Ende hatten die ersteren bereits 1281—1282 die Willebriefe und die Belehnung erhalten, doch durchdrang der klare Blick dieses wahrhaften Stifters und Gründers die deutsche Erbsünde der Theilung und Zerstücklung, und gab schon 1283, 1. Juny zu Rheinfelden, die älteste Primogeniturssatzung, — Albrecht soll allein Herr seyn, bekräftigt von seinem weisen Enkel Albrecht dem Lahmen, gebrochen von dem unweisen Urenkel Leopold und dessen Söhnen. — Am 11. Juny darauf bestätigte Rudolph alle Hausprivilegien (Heinrichs IV., Friedrichs I., Heinrichs VII., Friedrichs II.), am 11. July erfolgte die Anerkennung der österreichischen Landherren. — Die Belehnung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit dem Burggrafthum ertheilte Rudolph zu Gmünd am 4. Sept. 1281.

Kaiser Karl IV., der sehr ernste Miene machte, sich als Universalerben Ottokars anzusehen, und den babenbergischen Nachlaß von seinem Schwiegersohne Rudolph zu revin-

diciren; Karl, der die Stirne gehabt hatte, den an sich schon ungültigen, aber von Kaiser und Reich noch eigens vernichteten dießfälligen Lehenbrief des Abenteurers Richard von Cornwall zu bestätigen, und noch umfassender schon an Rudolphen zu vollbringen meinte, was ein halbes Jahrhundert später Karls Sohn Sigmund an Rudolphs Neffen Friedrich von Tyrol großen Theils vollbracht hat. Dieser Karl IV. erklärte zwar d. d. Prag 30. Nov. 1363: »Das sich die herzogen von Osterreich des anziehen und annemen meynen, wie daz die Edlen Burggrauen von Nurenberg Unser vnd des heiligen Reichs getrewen sulch lehen, als sie von wegen des Burggrauen amptes zv Nurenberg leihen vnd von alter gelihen haben, die in iren Hertzogentumen vnd herschafften gelegent sint, von denselben hertzogen von Osterreich fürbas zu lehen nemen sollten;« — welches er, da des Burggrafen Amt ein edles Glied des heiligen Reiches sey, nicht zulassen könne. Bey diesem, so wie bey vielen andern Versuchen, behielt sich Karl gleichwohl eine Hinterthüre offen; indem er zwar diese Nürnberger Burggrafthumslehen von Niemand anders, als von Kaiser und Reich empfangen wissen wollte, jedoch gleich beyfügte: »für Vns vnd alle vnser Nachkomen an dem Reich, das wir die egenante burggrauen mit sulchen lehen, als dauor begriffen ist, besunder an die hertzogen von Osterrich vnd gemeintlich an nymand anders in dheinen weis noch in dheiner geschiht weisen sullen.«

Dieses — nicht mehr und nicht minder, dürfte hinreichen, den schon so lange beruhenden und seit den riesenartigen Ereignissen des letzten Vierteljahrhunderts jedes politischen oder publicistischen Interesse vollends entblößten Streit über die Aechtheit der österreichischen Hausprivilegien für immer abgethan zu haben. — Der zur wahren geschichtlichen Schatzkammer des gesammten Oberdeutschland erhobenen regenerirten neuen Sammlung der Monumenta Boica wird auch diese, so wie alle anderen umständlichen, quellengemäßen und alle Gründe für und wider entfaltenden Kritiken der edirten kaiserlichen oder hochstiftischen und städtischen Diplome nur zur bleibenden Zierde, den Fachgelehrten und Forschern aber zum Nutzen und zur Freude gereichen.

Art. V. 1) Memoirs of a Malayan family written by themselves and translated from the original by W. *Marsden* F. R. S. etc. etc. London 1830. Großoktav. 88 Seiten.

2) Notes of a Journey into the Interior of Northern Africa by Hadji Ebn - ed - din El - Eghwaati; — translated from the Arabic by W. B. *Hodgson*, Esq., late American Consul at Algiers, and a Foreign Member of the Royal Asiatic Society. London 1830. Großoktav. 31 Seiten.

3) Extracts from the Sakaa Thevan Saasteram, or Book of Fate; — translated from the Tamul Language, by the Rev. *Joseph Roberts*, Corresponding Member of the Royal Asiatic Society. London 1830. Großoktav. 67 Seiten.

4) The Last Days of Krishna and the sons of Pandu, from the concluding section of the Mahabharat; — translated from the Persian version, made by Nekkeib Khan, in the time of the Emperor Akbar; — by Major *David Price*, of the Bombay Army, Member of the Royal Asiatic Society, of the Oriental Translation Committee, and of Royal Society of Literature. London 1830. Großoktav. 75 Seiten.

5) The Vedàla Cadai, being the Tamul Version of a Collection of Ancient Tales in the Sanscrit Language; popularly known throughout India, and entitled the Vetàla Panchavinsati; — translated by B. G. *Babington*, M. D. F. R. S., M. Madras Lit. Soc. etc. London 1830. Großoktav 90 Seiten.

6) Indian Cookery, as practised and described by the Natives of the East; — translated by *Sandfort* Arnot. one of the Conductors of the London Oriental Institution. London 1830. Großoktav. 36 Seiten.

7) History of the Pirates who infested the China Sea, from 1807 to 1810 by Ch. F. Neumann. London 1830. Großoktav. 128 Seiten.

8) The Catechism of the Shamans; or the Laws and Regulations of the Priesthood of Buddha, in China by Ch. F. Neumann. London 1830. Großoktav. 152 Seiten.

9) Vahram's chronicle of the Armenian Kingdom of Cilicia during the time of the Crusades, by Ch. F. Neumann. London 1830. Großoktav. 107 Seiten.

Von diesen neun, mit besonderem Titelblatte und neu anfangender Seitenzahl durch den Uebersetzungsausschuß der britisch-asiatischen Gesellschaft zu Tage geförderten Werken, sind die drey letzten von Herrn Neumann übersetzt, in Einem Bande unter dem gemeinsamen Titel: Translation from the Chinese and Armenian with notes and illustrations, und die fünf vorhergehenden (Nr. 2 bis 6) unter dem gemeinsamen Titel: Miscellaneous translations from oriental languages, Vol. I,

ausgegeben worden. Es erhellet durchaus nicht, warum Herrn Neumann's drey Uebersetzungen nicht ebenfalls als ein Band der vermischten Uebersetzungen aus orientalischen Sprachen erschienen sind, oder warum Nr. 1, dessen Seitenzahl noch eine kleinere als die von Nr. 5, nicht ebenfalls in dem Bande vermischter Uebersetzungen aufgenommen worden, da jener Band dadurch erst den Umfang der drey in Eines vereinten Werke Herrn Neumann's erreicht haben würde.

Da diese neun kleinen, aus verschiedenen orientalischen Sprachen übersetzten Schriften eben so wenig durch ihren Inhalt, als die Sprachen, worin sie ursprünglich verfaßt worden, ein organisches Ganzes ausmachen, so wären sie am füglichsten unter dem Titel vermischter Uebersetzungen in zwey Bänden erschienen, statt in dreyen unter eben so vielen verschiedenen Titeln. Die Sprachen, aus denen dieselben übersetzt worden, sind sechs, nämlich: die malaische, tamulische, arabische, persische, chinesische und armenische. Da die Schriften selbst, wie so eben gesagt worden, weder durch die Folge der nächst anverwandten Sprachen, noch durch den Zusammenhang des Inhalts unter einander verbunden sind, so läuft diese Anzeige am Faden der Nummern, nach welchen sie oben angeführt worden, fort.

Nr. 1. Die Denkwürdigkeiten einer orientalischen Familie, von ihr selbst beschrieben, umfassen einige, nur für die Geschichte des holländischen und englischen Handels in Indien merkwürdige, in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts vom Jahre 1756 bis 1766 vorgefallenen Thatsachen, welche ganz einfach erzählt, nur hie und da durch einige Striche indischen Sittengemäldes Lesern, die weder englische noch holländische Kaufleute sind, einiges Interesse gewähren können.

So z. B. gleich Eingangs die Nachricht von dem wilden Stamme der Abung auf der Insel Sumatra, welche in Parteyen von zehn zu zehn Mann, jeder mit Speer, Schwert und Dolch bewaffnet, und mit Reis und Zucker verproviantirt, das Land durchstreiften, um Allen, denen sie begegneten, die Köpfe abzuschneiden:

»Sobald die Streifpartey im Besitze abgeschnittener Köpfe, kehrte sie in die Heimath. Indessen hatten ihre Landsleute, dieselben erwartend, mit Milch gefüllte Kokusnüsse bereitet und auf den Wegen, durch welche sie in ihre Dörfer zurückkehren mußten, aufgestellt. Die jungen Männer, welche Trophäen brachten, wurden von einer zahlreichen Schaar junger Weiber, die ihnen entgegen gekommen, mit Freudenbezeugungen begleitet, welche ihre Bereitwilligkeit, die Weiber dieser glücklichen Abenteurer zu werden, ausdrückte; diejenigen hingegen, welche mit leeren Händen zurück kamen, wurden bey dem Anblicke der mit Kokusnüssen gefüllten Schalen durch Scham von dem Eintritte ins Dorf zurückgehalten, denn

die mit Milch gefüllten Schalen bedeuteten so viel, als daß sie wie Hunde angesehen und gefüttert werden müßten (indem die Malaien keine Milch trinken, sondern nur die Hunde damit ernähren); manchmal ereignete es sich, daß diese bis zu ihrem Tode nie mehr in ihre Dörfer zurück kamen. Der Gebrauch, wozu die Schädel dienten, war der folgende: Der junge Mann, der sich verehelichen wollte, legte in den Schädel einiges Gold oder Silber, das er dem Vater seiner Braut darbrachte; bey der Hochzeit wurde der Schädel mit Palmenbranntwein gefüllt, wovon die Braut und der Bräutigam wechselweise tranken; das Rituale war dann vollständig, widrigenfalls die Heirath für unvollendet und nur für ein Concubinat angesehen ward, und das Weib der einer rechtmäßigen Frau gebührenden Ehren verlustig ging. Dieß waren die Sitten des Volkes von Abung, welche jenseits der Hügel von Samanyka lebten.«

Nr. 2. Ist ein aus dem Munde eines landkundigen gereisten Arabers gesammelter Beytrag zur Geographie des nördlichen Afrika mit einer Centurie von Namen, die am Ende auch in arabischer Schrift durchaus richtig geschrieben sind.

Das indische Buch des Schicksals (Nr. 3) ähnelt europäischen Gesellschaftsspielen und Orakeln, welche auf gewählte oder durch den Zufall gegebene Nummern passende Antwort geben, wie z. B. der zu Gratz erschienene Wahrsager des Freyherrn von Schimmelfenning*). Es kann hier den Psychologen und Ethnographen nur interessiren was gefragt, nicht was geantwortet wird. Die Fragen sind: 1) Ist es gut oder nicht gut, den Gott Pulliar in Prozession herum zu tragen? 2) Ist es gut oder nicht, dem Gott einem Votivwagen zu machen (die acht Antworten lauten alle günstig)? 3) Ist es gut, einen Tempel zu bauen? (sieben Antworten lauten günstig; es sind deren immer acht). 4) Ist es gut oder nicht gut, eine Straße für die Brahmanen anzulegen? 5) einen Blumengarten anzulegen? 6) den Lingam dem Siwa zu weihen? 7) den König zu krönen? 8) Ist diese Waare gut oder schlecht? 9) Wird das gestohlene Gut entdeckt oder nicht? 10) Wird die Gefangenschaft aufhören oder nicht? 11) Ist es gut oder nicht gut für die Braut, ins Haus ihrer Schwiegermutter zu gehen? 12) Wird die Feindschaft aufhören oder nicht? 13) Ist es gut oder nicht gut, den Acker zu bauen? 14) das Pferd zu kaufen? 15) das Haus zu bauen? 16) zur Audienz zu gehen? 17) sich in dieser Gegend niederzulassen? 18) den Ochsen zu kaufen? 19) Wird das Kind ein Knab oder ein Mädchen seyn? 20) Wird der Abwesende wieder kommen? 21) Ist es gut oder nicht gut, dieses Haus abzubrennen und wieder aufzubauen? 22) Ist die Arzneykunde gut oder nicht? 23) Ist es gut oder nicht, das Kind in die Schule zu schicken? 24) Ist das, was der Häuptling bezweckt, gut oder nicht?

*) Das Orakel der Norischen Sibille am Berge Scheckel. Gratz 1830.

25) Der König ist zornig; ist es gut oder nicht gut, zu ihm zu gehen? 26) Wird das Verlorene gefunden oder nicht? 27) Wird dieses Kind reich oder nicht? 28) Ist es gut oder nicht, eine andere Gegend aufzusuchen? 29) Wird der Entlaufene zurück kehren oder nicht? 30) Ist das Gerücht wahr oder nicht? 31) Wird die Schlacht gewonnen oder nicht? 32) Ist es gut oder nicht, mit ihm Freundschaft zu schließen? 33) Ist etwas in dieser Gegend zu fürchten oder nicht? 34) Wird diese Krankheit geheilt oder nicht? 35) Ist es gut oder nicht, den Acker dem Miethlinge zum Anbaue zu überlassen? 36) Ist es gut oder nicht, anderswo zu wohnen? 37) Krönt das Beginnen Erfolg? 38) Wird das Korn theuer? 39) Ist es gut, die letzte Wissenschaft zu lernen? 40) diese Sklavin zu kaufen? 41) Wird nach aufgeworfenem Damm das Wasser bleiben? 42) Ist es gut, ihm dieses Mädchen zu verheirathen? 43) dem Kind das Haar aufzubinden? 44) Wird diese Heirath Statt haben? 45) das Gestohlene wieder zurückgestellt? 46) Wird ihr übler Wille aufhören? 47) Ist es gut, dieses Haus abzubrechen und ein anderes an seine Stelle zu bauen? 48) Wird dieses Land ihm gut thun oder nicht? 49) Ist es gut, ihm einen Namen zu geben? 50) Wird die Krankheit geheilt? 51) Ist es gut, Schafe zu kaufen? 52) zu jagen? 53) Ist dieser Soldat gut oder schlecht? 54) Ist es gut, zu pflanzen? 55) Waffen zu kaufen? 56) den Teich abzuzapfen? 57) Kokusbäume zu pflanzen? 58) Waaren auf den Markt zu bringen? 59) einen Elephanten zu kaufen? 60) in eines Anderen Namen zu kaufen? 61) Ists für Diebe gut, zu stehlen? 62) dieses Weib zu heirathen? 63) eine Festung anzulegen? 64) Planeten zu pflanzen? 65) einen Teich zu graben? 66) eine Bude auf dem Markt zu behalten? 67) ein Geldwechsler zu werden? 68) ein Haus zu bauen? 69) zu Land zu reisen? 70) eine Beyschläferin zu halten? 71) Wird dieses Weib Kinder haben oder nicht? 72) Ist es gut, einen Brunnen zu graben? 73) zu den Wohnungen der Reichen zu gehen? 74) eine Kuh zu kaufen? 75) eine Handlungsgesellschaft einzugehen? 76) Wird das verlorene vierfüßige Thiere gefunden werden? 77) Wird die vergrabene Sache gefunden werden? 78) Ist es gut, Tuch zu kaufen? 79) die Waaren, welche keinem Schaden ausgesetzt sind, zu kaufen? 80) den Schöpfer am Brunnen anzubringen? 81) den Büffel zu kaufen? 82) Wird der Ueberseeische zurückkehren? 83) Ist es gut, das Kind in die Wiege zu legen? 84) die Kriechpflanzen auszujäten? 85) Ist die Landesversammlung gut? 86) Ist es gut, ein Magazin im Hause anzulegen? 87) den Marktzoll zu kaufen? 88) den Schmuck zu verfertigen? 89) eine Cibetkatze zu kaufen? 90) eine eherne Eßschüssel zu kaufen? 91) Wird

der zu Land Verreiste zurückkehren? 92) Ist es gut, das Weib, das auf das Land gegangen, zurück zu rufen? 93) ein Kind zu adoptiren und dabey die Ceremonie des Safranwassers zu verrichten? 94) in die See zu stechen? 95) Wird das verlorene Zweybeinige gefunden? 96) Ist es gut, Baumwollwaaren zu kaufen? 97) Wird es regnen? 98) Wird er aus dem Lager zurückkehren? 99) Ist es gut, dem Kinde die Ohren zu stechen? 100) Ist Gewinn bey diesem Dienste? 101) Ist es gut, den Kanal anzulegen? 102) Wird Krieg wider den König ausbrechen? 103) Ist es gut, eine Terrasse zu diesem Hause zu machen? 104) Geld auf Interessen zu leihen? 105) einen Sklaven zu kaufen? 106) in diesem Lande zu wohnen? 107) dieses Land zu kaufen? Dieses sind die hundert sieben Säulen des Salomonischen Hauses indischer Orakel-Weisheit; der Uebersetzer hat die Tafeln der Berechnung beygefügt, welche den Erfindungsgeist und die Genauigkeit des indischen Berechners bescheinigen, indem jene Figur acht und vierzig Mal variirt wird.

Nr. 4. Enthält ohne alle Vorrede das Ende des großen indischen Heldengedichtes Mahabherat, wovon bisher in Europa die Episoden des Baghavat Gita durch Schlegel, die des Nalus und der Sündfluth durch Bopp bekannt geworden; Major Price hat dasselbe nicht aus dem Sanskrit, sondern aus der unter der Regierung Schah Ekber's verfertigten persischen Uebersetzung Nakib Chan's übersetzt. Für die Liebhaber des Mahabherat, denen die obigen Episoden bekannt und genehm, hat diese Uebersetzung inneren Werth, wenn auch nur sekundären philologischen, weil sie nicht aus der Ursprache verfertiget ist; der Ursprung der Pfeilspitze, womit Krischna als Mensch getödtet wird, und dann wieder als Gott zur Unsterblichkeit eingeht, wird gleich Anfangs herein ominös erwähnt.

»Kurz darauf ward der Schooß Sainba's von einem Stücke Eisen, gerade so geformt, wie es die Brahmanen beschrieben hatten, entbunden; dieß sollte den auf dem Geschlechte von Dschadu*) lastenden Spruch des Schicksals vollenden. An Gestalt war es der Keule gleich, welche die Ringer und Andere, welche Proben außerordentlicher Stärke ablegen, um den Kopf schwingen. Die Erscheinung dieses Wunders ward zeitig dem Ukra Sing (dem Herrscher von Duarka) berichtet, welcher seinen Schmieden befahl, diese ominose Substanz in die Hand zu nehmen und zu nichts zu feilen. Sie legten also Hand ans Werk und verstreuten die Feilspäne am Seegestade, bis die Masse etwas kleiner als eine flache

*) In der Note S. 4 wird dem persischen Worte Dschaduan (Plural von Dschadu) das Wort magi beygesetzt; wirklich heißt Dschadu auf Persisch sowohl ein Zauberer als eine Hexe, dasselbe mit dem englischen jade; demnach sind die Dschadu ein Geschlecht von Zauberern.

Mannshand geworden; als sie aber sahen, daß all ihr Bemühen, dieses Stück kleiner zu feilen, vergebens, warfen sie es in das Meer. Die Feilspäne, welche sie in den Sand geworfen, brachten ein Seegras oder dergleichen Ried hervor, das an dem Ufer des Meeres wächst.«

Mit diesem Eisen ist der Pfeil des Jägers gestählet, welcher den Krischna aus Zufall im Walde tödtet, indem er die Sohle von Krischna's Fuß, welcher allein aus dem Dickicht des Waldes hervorschaute, für den Fuß eines wilden Thieres ansah und seinen Pfeil hineinschoß. Merkwürdig genug ist Krischna's verwundbare Stelle die Sohle, wie die Ferse die des Achilles.

»Das Stück Eisen des schicksalsentscheidenden Pfeiles war dasselbe, welches auf Befehl Okra Sing's, des Radscha von Duarka, durch Feilen vermindert, in das Meer geworfen worden war. Es begab sich, daß ein Fisch dasselbe verschluckte, dieser von Fischern gefangen worden, dem Jäger verkauft, welcher daraus die Pfeilspitze machte, die den sonst unsterblichen Krischna getödtet. Als der Jäger von dannen gegangen war, ergoß sich ein strahlendes Licht aus Krischna's Gebilde, welches mit seinem Glanze den Raum zwischen Himmel und Erde füllte. Bey dieser Gelegenheit standen dem sterbenden Helden Aschwini Koman (?) die acht Pes (?), die eilf Nedra, die zwölf Sonnen, die neun und vierzig Todesengel, die dreyzehn Pesdiwe (?) mit Naared, mit unzähligen Sidha, Kendreva, Beswas, Tschetter, Sing und anderen Apsara (lauter himmlische Nymphen) und mit den Diuta oder verklärten Geistern den Unsterblichen bey, welche sich beeilten, die Seele des Krischna in den Aufenthalt der Seligen zu geleiten. Dasselbe Licht, welches bey der Geburt Krischna's über dem Hause seines Vaters Besdiu erschienen, war es, welches nun die Abfahrt Krischna's verherrlichte und mit ihm von der Erde verschwand.«

Wir bemerken hier minder die Aehnlichkeit dieses Lichtes des Hauses der Magier (Dschadu) mit dem Sterne der drey Weisen, welche nach Bethlehem kamen, als die Identität dieses Lichts mit dem Lichte Mohammeds, welches nach der Lehre des Islams vor der Welt erschaffen, an der Stirne des Propheten strahlte, und mit demselben von der Erde verschwand.

»Fünf von Krischna's Weibern weihten sich den Flammen zu Orkehit; diese waren: Rokmeni, Dschamunti, Sipehdra, Semuti und Kandahavi; der Vater der letzten war aus Kandahar. Sithahamah mit einigen anderen seiner verwitweten Frauen nahmen die Kutte von Sinias (Einsiedler) und zogen sich in die Wälder zurück, wo sie sich dem Dienste der Gottheit weiheten, ohne daß weiter von ihnen gehört ward.« — »Die sechzehn tausend acht*) Beyschläferinnen Krischna's ertränkten sich im Flusse Sereswatty, und fuhren in den Himmel, den sie mit den Apsaras bewohnen.

*) Die sechzehn tausend acht Weiber scheinen, wie die Note (S. 34) bemerkt, sich auf die 1008 Namen Krischna's zu beziehen, so daß auf jeden der ersten 16000 Namen sechzehn Weiber kommen, und einer auf die übrigen acht.

Die Begebenheiten des Mahabherat wurden auf Befehl des Rad'scha Dschemendschah von Bejas oder Vijasa, welchem sie Arghun selbst erzählt hatte, beschrieben, und den Titel erhielt das Werk vom Radscha Bahrat's oder Behrat's. Hierüber sey nur so viel historisch und philologisch bemerkt, erstens daß, wenn die Religionslehre der Veda und der beyden indischen, großen, epischen Gedichte (Ramajana und Mahabherat) eine ganz verschiedene, jene eine reinere, diese eine polytheistische*) Vijasa, welcher der ausgebildeten Mythos des Krischna gedichtet, unmöglich in die erste älteste Periode der Veda's hinaufgerückt werden kann; zweytens daß Vijasa's Named in das Epos des Schahname als Weise (der weise Wesir des Herrschers von Turan) übergegangen, sich in den germanischen Sprachen auf gothisch *wiza*, englisch *wise*, holländisch *wyse*, schwedisch *wis*, dänisch *vise*, niedersächsisch *wies*, deutsch weise erhalten hat. Das Datum der Abschrift der persischen Handschrift, woraus die Uebersetzung gemacht worden, nämlich der 11. Rebiulewil 1126 d. H. entspricht dem 14ten, und nicht, wie Herr Price ausgerechnet hat, dem 16. März 1714.

Für die Mehrzahl der Leser werden die Erzählungen des **Vedala Cadai** (Nr. 5), welche Herr Babington aus dem Tamulischen übersetzt hat, mehr Interesse gewähren als die Denkwürdigkeiten der malaischen Familie, oder selbst das Mahabherat; es sind deren vier und zwanzig in den beliebten morgenländischen Rahmen der Apologen Bidpai's und anderer eingespannt, so daß dieselben durch einen losen Faden in dem Munde eines und desselben Erzählers zusammengehalten werden. Hier ist es eine Art von Walddämon (Vedalam), welcher auf einem Murucabaum hauset und nach Ende jeder Erzählung seinen Fessen entwischend, sich auf den Baum schwingt, bis ihn Vicramaditya von demselben holend, wieder eine andere Geschichte zu erzählen zwingt. Zur Probe folgt hier nicht die kürzeste erste beste, sondern die längste und erste, weil sie auch die beste:

»In einer Stadt, Namens Divaperam, war ein König Pradarpavudenan, dessen Sohn Vadschramahidan hieß, und dessen Minister ebenfalls einen Sohn hatte. Diese zwey jungen Leute waren gewohnt, sich einmal des Monats mit Jagd zu erlustigen, finstere Haine und dichte Pflanzungen durchstreifend. Bey einer solchen Gelegenheit erspähte der Prinz eine Nymphe, welche sich in einem Teiche, inmitten des Waldes badend, erlustigte; er verliebte sich urplötzlich in sie. Das Fräulein, sobald es den Prinzen gesehen, war an den Ort, wo sie stand, wie angefesselt, indem sie weder die Augen bewegte, noch die Augenlieder schloß,

*) S. Heeren's Anzeige der französischen Uebersetzung seiner Ideen in den Göttingen'schen Gelehrten Anzeigen, 9. Jänner 1832, S. 48.

so verzweiflungsvoll war sie in ihn verliebt. Nachdem sie einander eine zeitlang unverrückt in das Gesicht gesehen, streckte das Mädchen die Hand aus und pflückte eine von den Lotosblumen, die auf dem Teiche blühten, hielt sie über ihre Augen, zerbiß sie mit den Zähnen und legte sie dann auf ihren Schenkel. Wieder pflückte sie eine Lotosblume, welche sie an ihren Busen drückte und dann in ihr Haar steckte. Nach diesen Zeichen brach sie auf und ging in ihre Stadt zurück. Der Prinz rief den Sohn des Ministers zu sich, und fragte ihn um die Erklärung dieser Zeichen! »»O Prinz!«« sagte dieser, »»daß sie die Lotos pflückte und über ihre Augen hielt, heißt, daß sie zu Kannapuram [1]) (Augenstadt) wohnt; da sie die Lotos mit den Zähnen zerbiß, so heißt sie Padmapadi [2]), und indem sie dieselbe auf den Schenkel legte, wollte sie sagen, daß ihres Vaters Name Calingarayan [3]); daß sie dieselbe an ihren Busen drückte, bedeutet, daß, wenn Ihr dieselbe besuchen wollt, sie Euch umarmen wird, und indem sie dasselbe in das Haar steckte, deutete sie Euch an im größten Geheimniß zu kommen; dieß ist die Auslegung dieser Zeichen.«« Der Prinz, als er dieses gehört, kehrte hoch erfreut in seine Stadt zurück, und indem er seine Elephanten, Pferde, Truppen und Gefolge zurück ließ, machte er sich, nur von des Ministers Sohn begleitet, auf den Weg, um die Stadt des Fräuleins zu suchen. Sie stiegen in dem Hause einer alten Matrone ab, welche Blumensträuße für die Prinzessin wand; nachdem sie dieselbe für ihr Interesse gewonnen, berichteten sie ihr über die am Teiche mit den Lotosblumen gegebenen Zeichen, und sandten sie zur Königstochter. Sie sah Padmapadi und erzählte ihr Alles, was der Prinz erwähnet hatte. Alsbald die Prinzessin dieses vernommen, tauchte sie zur Antwort ihre Finger in eine Sandaltünche, und trieb die Alte, indem sie ihr auf jede Wange einen Backenstreich gab, fort. Tief gekränkt kehrte die Botin zum Prinzen zurück, und indem sie ihm die Maale des empfangenen Streiches zeigte, rief sie weinend und wehklagend aus: »Habt ihr mich morden wollen?« Der Königssohn, indem er dieses sah, schloß daraus, daß das Fräulein seinen Wünschen ungünstig, und war sehr erbittert, aber des Ministers Sohn, indem er auf den beyden Wangen den Ballen der Hand mit den fünf Fingern abgedrückt sah, tröstete den Prinzen mit der Erklärung, daß dieses eine Einladung, in zehn Tagen, wenn Vollmond seyn würde, zurück zu kehren. Am eilften Tage, nachdem die beyden jungen Leute die Alte besänftiget hatten, schickten sie dieselbe wieder zur Prinzessin. Kaum hatte sie sich ihrer Botschaft entledigt, als die Prinzessin, höchst aufgebracht, ihre Finger in eine Mischung von Lunguman tauchte, die alte Amme auf die Brust schlug, und sie durch einen geheimen Ausgang, einen anderen, als der, durch dem sie hereingekommen, forttrieb. Die Matrone kehrte zurück und berichtete, wie sie von der Prinzessin geschlagen und durch einen geheimen Ausweg fortgetrieben worden. Der Sohn des Ministers tröstete den tief gekränkten Prinzen, indem er ihm erklärte, daß er in drey Tagen, aber nicht auf dem gewöhnlichen Eingange, kommen sollte Der Prinz, als er diese Erklärung vernommen, war hoch erfreut; am vierten Tage, nachdem er sich mit Moschus und anderen Wohlgerüchen durchdüftet und mit

---

[1]) Can heißt im Tamulischen das Auge, Puram die Stadt.

[2]) Padma der Name der Lotosblume.

[3]) Chal heißt auf tamulisch der Schenkel, und Rajan so viel als Radscha, König oder Fürst.

Blumenkränzen geschmückt hatte, stahl er sich unter der Begünstigung des Mondlichtes durch den geheimen Weg zur Prinzessin, welche er mit dem größten Vergnügen umarmte. Zehn Tage lang schmachteten sie in den süßen Fesseln der Liebe, so daß der Königssohn des Ministerssohn vergaß. Als diese Zeit verflossen, fiel er in tiefen Gram, indem er bey sich reflektirte: Ich, der nie von dem Sohne des Ministers getrennt gewesen, habe ihn nun aus heftiger Liebe zu diesem Fräulein verlassen. Die Prinzessin, welche diesen Kummer merkte, wandte sich zu dem Prinzen und sprach: »»Warum ist Eure Hoheit nicht mehr so glücklich als die verflossenen zehn Tage, was ist die Ursache von Eurer Liebden Betrübniß?«« Der Prinz sagte: »»Höre mich, mein Honignektar; mein lieber Freund, der Sohn des Ministers, war immer mein getreuer Gefährte, nie verließ ich ihn einen einzigen Tag, und nun sind wir durch die letzten zehn Tage getrennt gewesen. Dieß ist die Ursache meiner Betrübniß, dieses und dieses allein beschäftiget meine Gedanken.«« »Die Königstochter, als sie diese Worte gehört, stand im geheimen Aerger auf, und befahl ihrer Wärterin Gift zu bringen; sie mischte dasselbe in einige Kuchen, die ihr gerade zur Hand waren, und gab sie dem Prinzen mit den Worten: »»Nimm diese Kuchen, gib sie dem Sohne des Ministers, der sie essen und hieher kommen soll.«« So entließ sie ihn. Der Prinz nahm die Kuchen, gab sie dem Sohne des Ministers, und verlangte, daß er sie esse. Dieser sah zuerst die Kuchen, dann den Prinzen an, und sagte: »»Willst du mich vergiften, weil du mir diese Kuchen bringst?«« Der Prinz, als er dieses gehört, war ganz erstaunt, und zornig reflektirte er bey sich selber: Sollte er es wagen, so insolent zu seyn? statt mit Vergnügen zu empfangen und zu genießen, was ich ihm mit liebevollem Herzen dargebracht, ist dieß die Art, womit er mir begegnet? Der Sohn des Ministers, dessen gewahr, ging hinaus und brachte einen Hund, dem er die Kuchen vorsetzte; der Hund hatte dieselben kaum gegessen, als er in Zuckungen verfiel und verreckte. Als dieses der Königssohn sah, schloß er den Ministerssohn in seine Arme, und versicherte ihn, daß ihm diese Verrätherey unbekannt; sie beriethen sich dann mitsammen, und der Sohn des Ministers sagte: »»Hat sie nicht mein Verderben beabsichtigt? nun wollen wir ein listiges Stratagem erfinden, um sie in unsere Stadt zu entführen. Sag' ihr, daß du mich gesehen und gesprochen und die Kuchen gegeben, dann laß sie schlafen gehen, und wenn du gewiß bist, daß sie fest schläft, so nimm das Perlenband, das sie um den Hals trägt, mache inmitten ihrer Brust einen Eindruck mit dreyen deiner Nägel und gehe fort.«« Mit diesen Worten entließ er ihn, und der Prinz ging und erzählte der Prinzessin die Umstände, worüber er mit seinem Freunde übereingekommen war; er stellte sich eben so verliebt wie ehe, und brachte seine Zeit, wie vormals, in ihrer Gesellschaft zu, dann die Gelegenheit wahrnehmend, als sie im festen Schlafe lag, nahm er das Perlen-Halsband, grub drey seiner Finger in die Mitte ihres Busens, so daß Spuren davon zurück geblieben, und ging fort. Mit Tagesanbruch nahm der Sohn des Ministers den Anzug eines frommen Mannes an, und der Prinz gab sich für einen Verwandten desselben aus; sie gingen zur Begräbnißstätte und nahmen dort ihre Station ein, als Fakire die Buße übten. Der Sohn des Ministers hieß dann den Prinzen das Perlen-Halsband zum Verkaufe ausbieten, und wenn ein Preis angetragen würde, Ausflüchte zu finden, und immerfort auszurufen, bis er zum Thore des Pallastes käme. »»Der König,«« sagte er, »»wird dich rufen und um den Preis fragen, worauf du, daß du ihn nicht wis-

fest, antworten und ihn an mich weisen wirst.«« Der Prinz rief nun das Perlen-Halsband aus, und als er an dem Thore des Pallastes vorbei kam, ward er hinein berufen, und der König fragte um den Preis des Halsbandes. »»Höre, o König,«« sprach der Prinz, »»auf der Grabstätte ist ein Dschogi*), welcher Buße thut, und welcher über den Preis des Halsbandes Auskunft ertheilen wird, wenn du dich zu ihm bemühen willst.«« Der König stand auf, ging zu dem Dschogi auf dem Begräbnißplatze, und nachdem er sich vor ihm verbeugt hatte, sprach er: »»Dieses Halsband ist außerordentlich schön, sage mir, ich bitte dich, auf welche Weise du zu dem Besitze desselben gekommen.«« Der Büßende antwortete: »»Höre mich, o König, seit ich auf dieser Begräbnißstätte Bußübungen halte, kam eines Nachts ein schönes Mädchen, welche einen verwesenden Leichnam vor sich hinlegte, nnd nachdem sie denselben in Stücken zerrissen, so viel davon aß, als sie vermochte, worauf sie unmittelbar zur Stadt zurück kehrte. Auf diese Weise schlemmte sie mehrere Nächte, bis eines Nachts, um zu erfahren, wer sie seyn möge, ich meine dreyzackige Silbergabel in dem Augenblicke, als sie eben einen Leichnam auffraß, in ihren Busen grub und fragte, wer sie wäre. Hiedurch aufgelärmt, nahm sie das Perlenband von ihrem Halse und gab es mir, um mich zu bestechen, daß ich, was ich gesehen, nicht verlautbaren möchte. Sie sagte mir, sie heiße Padmapadi, und könne ihre Eßlust nur stillen, wenn sie menschliche Leichname zerrisse. Hierauf ging sie von dannen.«« Mit diesem außerordentlichen Berichte legte er das Halsband in des Königs Hand, der gräulerfüllt, alsbald er nach dem Pallaste zurück kehrte, nach seiner Tochter sandte und ihr befahl, ihm ihren Busen zu öffnen. Er zeigte ihr das Perlen-Halsband, und fragte, ob es ihr gehöre. Mit Scham bedeckt, senkte sie das Haupt voll Kummers. Der König, als er dieses sah, erzählte Alles seinem ersten Minister und fragte ihn, was für eine Strafe solchem Vergehen angemessen? Dieser sagte, es wäre unmännlich, ein Weib hinzurichten, und das Beste wäre, sie zu verbannen. Der König gab seine Zustimmung und trieb seine Tochter aus der Stadt in die Wälder. Der Prinz und sein Freund, der Ministerssohn, nahmen nun wieder ihre vorigen Kleider an, suchten die Königstochter in den Wäldern auf und führten sie in ihre Stadt. Nach ihrer Abreise verzehrte den König der Gram um sein Kind, und die Königin, ihres Gemahls und ihrer Tochter beraubt, gab, wie der König, aus Gram den Geist auf. »»Auf wen,«« fragte der Vedalam (der Waldteufel) den Vikramaditya, »»fällt die Schuld ihres Todes;«« Vikramaditya antwortete: »»der Sohn des Ministers habe nur den Aufträgen seines Prinzen gemäß gehandelt, aber der Minister des verstorbenen Königs habe ohne gehörige Untersuchung die Verbannung ausgesprochen; die Schuld des dreyfachen Todes falle also dem Minister zur Last.««

In diesem Geschmacke, nur kürzer und läppischer, sind die übrigen dieser vier und zwanzig Erzählungen, welche indischen Lesern besser behagen mögen, als europäischen, so wie hinwieder nur indischen Gaumen die stark gepfefferten fünf und zwanzig Speisen schmecken dürften, deren Kochrecepte das aus einem

*) Im Englischen steht zwar Yogi (für Jogi), aber im Persischen wird durchaus nicht anders als Dschogi, جوگی, geschrieben.

persischen Kochbuche übersetzte Nr. 6 enthält; als da sind: Pilaw, Kitscheri, Kormah, Dupiase, Kerrie, Pürsinde-Sichi, chinesischer Braten, Mango-Conserven, Puri, Tamarinden-Conserven, eingemachte Mango und Limonien, Mandeln und Rüben, Halwa, chinesischer Braten, Dschaghrat (das türkische Kaimak, d. i. abgenommene Sahne) und die Eyerspeise Khagina (das türkische Kiaghana) mit Pfeffer, Coriander, Gewürznelken, Cardamom und saure Milch.

Die drey letzten Werke (Nr. 7, 8, 9) sind bloß durch den Namen desselben Uebersetzers in Einem Bande vereint, und haben sonst eben so wenig Zusammenhang unter einander, als die vorhergehenden fünf unter dem Titel: Vermischte Uebersetzungen in Einem Bande zusammen getragen. In der Vorrede zur Geschichte der Seeräuber, welche vor zwanzig Jahren die chinesischen Küsten verheerten, stellt der Uebersetzer den Satz auf, daß das chinesische Regierungssystem bey weitem das beste aller derer, die je in Asien existirten, weder die verschiedenen, von den Nachfolgern Alexanders gegründeten Monarchien, noch die Regierungen der römischen Prätoren, byzantinischen Herzoge oder christlichen Könige und Barone, welche im Mittelalter in verschiedenen Ländern des Ostens herrschten, ausgenommen; wirklich dürfte dieser Satz schwer zu bestreiten seyn, weil wir von dem Regierungssysteme der alten persischen Monarchie zu wenig wissen, um zwischen demselben und dem chinesischen eine Parallele aufzustellen; die Parallele zwischen dem chinesischen und ägyptischen Regierungssysteme hat schon Paw durchgeführt, sie gehört aber nicht hieher, weil sich Herrn Neumann's Behauptung auf Asien beschränkt.

»Die Prinzipien der chinesischen Regierung sind die der Tugend und Gerechtigkeit, aber sie sind größtentheils durch die Leidenschaften und Laster verderbt. Der größere Theil ihrer Gesetze sind gut und gerecht, aber die Anwendung ist oft schlecht, und unglücklicher Weise ist dieses insgemein dem Sohne des Himmels nicht bekannt. Es ist des Kaisers Interesse, gegen den geringsten seiner Unterthanen gerecht zu seyn; aber gesetzt, daß ein einziger Mensch die Regierung eines ungeheuren Reiches allein handhaben könnte, wer würde oder könnte es wagen, lasterhafte und ungerechte Handlungen der Beamten zu denunziren. Die Chinesen sind ein scharfsinniges und fündiges Volk (clever and shrewd), Betrug und Falschheit sind vielleicht im blumichten Reiche häufiger als irgendwo anders, aber überhaupt genommen, stehen sie hoch auf der Stufenleiter der Nationen, und der größte Theil des Volkes scheint mit der Regierung zufrieden zu seyn; sie mögen vielleicht eine Aenderung ihrer Herren wünschen, aber ganz gewiß nicht einen gänzlichen Wechsel des Regierungssystems.«

Alles dieses paßt eben sowohl auf Persien, als auf die Türkey oder andere asiatische Despotien, und begründet keineswegs

den Vorzug des chinesischen Regierungssystems. Von großem Interesse für das Studium orientalischer Religionen ist der Katechismus der Schamanen- oder Budhapriester in zwey Büchern, deren erstes ihre zehn Gebote, das zweyte ihre vier und zwanzig Lebensregeln, von einem Kommentare und mit den nöthigen Noten begleitet, enthält. Die zehn Gebote sind: 1) du sollst kein lebendes Geschöpf tödten; 2) du sollst nicht stehlen; 3) du sollst nicht Unkeuschheit treiben; 4) du sollst nicht Unrecht thun durch deinen Mund; 5) du sollst nicht geistige Getränke trinken; 6) du sollst nicht dein Haar durchdüften und deinen Leib nicht malen; 7) du sollst Gesänge, Pantomimen und Schauspiele weder anhören noch selbst aufführen; 8) du sollst nicht auf erhabenem Lager sitzen oder liegen; 9) du sollst nicht außer der bestimmten Zeit essen; 10) du sollst keine metallene Figur, kein Idol von Gold und Silber in deinem Privatbesitze haben. Diese zehn Gebote scheinen wirklich nur eine elende Schamanen-Verstümmlung des mosaischen Decalog's zu seyn; noch deutlicher sind die Lebensregeln, rein auf das Interesse dieser Pfaffen berechnet: 1) Von dem einem Hauptschamanen schuldigen Respekt; 2) Pflichten gegen einen geistlichen Lehrer (Guru); 3) von dem Ausgange mit dem Meister; 4) allgemeines Betragen; 5) vom allgemeinen Mittagmahle; 6) vom Gebet und Gruße; 7) vom Anhören des Gesetzes; 8) vom Studieren; 9) vom Eingange in die große Halle oder das Kloster; 10) vom Vorgange zum Altar oder der Zurückziehung in die Zelle; 11) vom Schlichten der Geschäfte; 12) vom Baden; 13) von Verrichtung der Nothdurft; 14) vom Schlafen; 15) vom Sitzen am Feuerherde; 16) vom Benehmen im Schlafzimmer; 17) vom Besuche der Nonnenklöster; 18) vom Benehmen in weltlichen Häusern; 19) vom Betteln (der Bettelmönche); 20) vom Ausgange aus dem Kloster; 21) vom Ankaufe irgend eines Dinges; 22) nichts ohne Erlaubniß zu thun; 23) vom Reisen; 24) Nomenclatur der Kleidungsstücke und Tempelgeräthschaften. Ein sehr schätzbarer Beytrag zur Geschichte des Mittelalters ist Nr. 9, die aus dem armenischen Glossar übersetzte Geschichte Vahram's, des Sekretärs Leo's III., als eine Fortsetzung der gereimten Chronik des Patriarchen Nerses v. J. Christi 1037 bis 1276, nicht mehr als siebzehn Blätter im Text, aber voll interessanter Berührungen mit der Geschichte der Kreuzzüge und anderer Notizen; so z. B. kommt gleich Eingangs (S. 25) die alte Eintheilung der Türken in vier und zwanzig Stämme vor, worüber aber in der Note keine weitere Auskunft ertheilet wird; die Namen der vier und zwanzig Stämme finden sich in der großen mongolischen Geschichte Reschideddin's, im Dschamiettewarich, d. i.

der Sammler der Geschichten. In der Note über das Wort Tadschik, womit Perser bezeichnet werden, sagt Herr Neumann, daß der Ursprung und die eigentliche Bedeutung dieses Wortes nie mit Gewißheit ausgemittelt werden dürfte. Wir haben schon anderswo erörtert, daß dieselben die Δαδικαι Herodots (III. 91), die wahren Stammväter der Teutschen oder Deutschen sind, an welche Herr Neumann zwar auch denkt, aber statt der Δαδικαι, d. i. der Deutschen, die Δάκοι, d. i. Dacier, und die Δάαι in Vorschein bringt, deren letzter Name sich noch in dem der persischen Landschaft Dahistan erhalten hat.

J. v. Hammer.

Art. VI. Mikroscopische Untersuchungen über Robert Brown's Entdeckungen u. f. von Dr. A. S. Schultze. Karlsruhe und Freyberg, bey Herder. 1828.

Robert Brown glaubte durch seine mikroscopischen Experimente gefunden zu haben, daß alle, auch unorganische Körper kleine, belebte und mit selbstständiger Bewegung versehene Theile (Molecules) enthalten, oder wohl gar ganz aus denselben bestehen, und daß diese Molecules in allen Körpern von gleicher Form und Größe, und auch mit gleicher Geschwindigkeit begabt seyen.

Diese Entdeckung hat viel Aufsehen gemacht, da sie in der That, wenn sie anders gegründet ist, von den wichtigsten Folgen für unsere Kenntniß der Natur seyn müßte. Wenn alle Körper ohne Ausnahme, die organischen wie die unorganischen, aus denselben, und zwar aus denselben organischen Elementen bestehen, wenn die Substanz der Nerven, der Muskeln, der Pflanzen, des Holzes, der Steine und Metalle, wenn in letzter Instanz alle Gegenstände der Natur ohne Ausnahme aus denselben Elementen bestehen, welche Erklärung bleibt uns für die Erscheinungen des Lebens und des Todes und aller der mannigfaltigen Bewegungen und Eigenschaften übrig, die wir an diesen Gegenständen bemerken? Unsere ganze Physik und alle unsere bisherigen Ansichten der Natur würden eine totale Aenderung erleiden, und auch das Wenige, was wir bisher als unbestreitbare Wahrheit erworben zu haben glaubten, müßte als Irrthum verworfen, und jede Untersuchung endlich wieder von vorne begonnen werden.

Herr Hofrath Schultze unternimmt es in dem gegenwärtigen Werke, uns über diesen Rückschritt zu beruhigen, und er führt dieses Unternehmen mit einer Umsicht und Vollständigkeit aus, die seiner Beobachtungs- und Darstellungsweise Ehre macht.

Wir wollen zuerst Brown's Entdeckungen kurz mittheilen,

da die Bemerkungen des Verfassers sich unmittelbar auf sie beziehen. — Brown fand zuerst in den Pollenkörnern einiger Blumen kleine cylindrische und längliche Körper, die wir mit ihm Moleculen nennen wollen, welche sich selbstständig bewegten und ihre Gestalt änderten, indem sie Biegungen in der Mitte machten. Nach dem Zerplatzen dieser Körner im Wasser fand er diese länglichen Moleculen in geringerer Menge, aber dafür desto mehr noch viel kleinere und runde Moleculen. Selbst der Pollen von Pflanzen, die zwanzig und mehr Jahre getrocknet waren, zeigte im Wasser diese runden Körper in großer Menge, so wie andere, die Monate durch in Spiritus gelegen hatten. Dieselben Elementenkörper fand er später in allen vegetabilischen und thierischen Geweben, wenn man diese, gleichviel ob von lebenden oder todten Körpern, im Wasser zerreibt oder auflöst. Ja selbst ein in Kiesel versteinertes Holz, Felsarten, Glas und alle Mineralien, wenn sie fein zerstoßen und ins Wasser gebracht wurden, zeigten diese Moleculen in Menge; die Kieselkrystalle schienen nur daraus zu bestehen, und der Staub, der alles bedeckt, war ganz aus ihnen zusammen gesetzt. Diese Körperchen gleichen sich bey allen Gegenständen, die er zu seinen Untersuchungen wählte, an kugeliger Gestalt und an Größe, sie schienen alle belebt zu seyn und eine selbstständige, bald rotatorische, bald progressive Bewegung zu haben, und selbst in den Ueberresten der verbrannten organischen Körper waren sie noch in derselben Menge und mit derselben Beweglichkeit, wie vor der Verbrennung, enthalten, so daß diese Urthiere, diese Protozoen, aus welchen alle organischen und unorgahischen Körper der Natur bestehen, nicht einmal durch das Feuer zerstörbar sind, nnd als Bedingung alles Lebens und Daseyns jeder Art von Tod und Untergang gleichsam Trotz bieten.

Unser Verfasser, dem diese Beobachtungen und die daraus abgeleiteten Folgerungen mit Recht von der größten Wichtigkeit erschienen, suchte sich von ihrem Werthe auf dem einzig wahren Wege, durch eigene Beobachtungen, zu überzeugen. Auch er fand sehr bald diese kleinen Körperchen, die überhaupt den Physikern bisher nicht so ganz unbekannt waren, da der zweckmäßige Gebrauch des Mikroscopes unmittelbar darauf führen muß. Needham, der Freyherr von Gleichen u. a. hatten sie schon vor mehr als einem halben Jahrhundert beschrieben. Auch die erwähnten Bewegungen dieser Körper konnten ihm nicht verborgen bleiben, und es kam daher vorzüglich darauf an, zu untersuchen, 1) ob diese Bewegungen in der That selbstständig, 2) ob die Gestalt und Größe dieser Molecüle wirklich bey allen Körpern gleich, und ob sie endlich 3), wie Brown behauptet, auch die Elementar-

Bildungs-Theile aller Körper der Natur sind. Er fand alle diese drey Sätze nicht bestätiget.

Der Verfasser bemerkt mit Recht, daß Brown's Beobachtungen beynahe sämmtlich der Vorwurf trifft, daß sie im Wasser angestellt worden sind. Die Verdünstungen, denen das Wasser unterworfen ist, und die Veränderungen, welche durch das Eindringen des Wassers in die untersuchten Körper hervorgebracht werden, sind zwey Ursachen, welche in jenen kleinen Körpern eine Bewegung hervorbringen können, die man, durch die äußere Erscheinung getäuscht, leicht diesen Körpern selbst beymessen dürfte, da sie doch vielleicht nur dem Medium angehören, in welchem sie enthalten sind. Um sich von der Richtigkeit dieser Ansicht zu überzeugen, wählte S. eine Reihe von Experimenten, die sehr zweckmäßig ausgesucht scheinen. Die Erschütterung des beobachteten Wassertropfens durch äußere Ursachen oder durch das Platzen des in dem Tropfen enthaltenen Pollenkorns brachte die ganze Masse des Tropfens in eine strömende Bewegung. Diese war aber leicht von den hier in Rede stehenden Bewegungen zn unterscheiden, weil da die Molecülen gewaltsam und gleichsam heerdenweise nach derselben Seite fortgerissen werden. Schwerer aber sind diejenigen Bewegungen zu erkennen, welche durch die Verdunstung des Wassers entstehen, weil sich damit auch diejenigen vermischen, welche durch das Eindringen des Wassers in die eingetauchten Objecte, durch das allmähliche Auflösen ihrer Theile und durch das Benetzen und Ansaugen derselben entstehen können. S. fand, daß Pollenkörner im lauen Wasser, das schnell verdunstet, eine heftige Bewegung der Molecülen zeigten, während dieselben im Mandelöl, das nur sehr wenig verdunstet, keine Spur dieser Bewegung zeigten. Im Weingeiste und besonders im Alkohol waren sie dagegen noch viel heftiger, als im Wasser, und in dem so rasch verdunstenden Schwefeläther konnte man die äußerst schnellen Bewegungen kaum mehr mit den Augen verfolgen. Selbst im Wasser wurden jene Bewegungen sehr beschleunigt, wenn es bedeutend erwärmt wurde, was auch bey dem Oele Statt hatte. Alle diese Bewegungen hatten große Aehnlichkeit mit den von Brown bemerkten, und sie zeigen daher, daß die Verdunstung des Wassers, welches B. immer zu seinen Versuchen brauchte, einen sehr wesentlichen Einfluß auf dieselben hatte.

Aber auch die Auflösungsfähigkeit des Mediums, in welchem die Körper enthalten waren, hatte seinen großen Antheil an dieser Erscheinung, wie weitere Versuche mit Schwefelsäure von verschiedenem Grade der Concentration deutlich zeigten. Man konnte deutlich den Kampf bemerken, der entstand, wenn

einzelne Seiten des Körpers stärker aufgelöst oder angegriffen wurden.

Diese Experimente, welche S. umständlich anführt, reichen hin, den größten Theil dieser sogenannten selbstständigen Bewegungen als bloße mechanische, durch äußere Einflüsse entstandene Wirkungen zu betrachten, und sonach die Meinung Brown's zu widerlegen. Und hier, däucht uns, hätte der Verfasser stehen bleiben sollen. Allein da es ihm um bestimmte Kennzeichen dieser verschiedenen Bewegungen zu thun war, so theilt er sie in drey Klassen, die auf- und absteigende, die aus der Verdünstung des Wassers — die oscillirende, die aus der allmählichen Benetzung und die drehende, die von der durch die Auflösung des Körpers in dem Medium verursacht werden soll. Abgesehen, daß diese Benennungen gegen den allgemein angenommenen Sprachgebrauch sind, da nach seiner beygefügten Erklärung der Körper bey der oscillirenden Bewegung seine Stelle im Raume nicht ändert, bey der drehenden aber ein krummliniges Fortschreiten desselben Statt haben soll, so scheint uns auch diese Eintheilung durch die vorhergegangenen Experimente keineswegs bestätiget, und überhaupt diese drey Arten von Bewegungen zu sehr unter einander vermischt, um jeder derselben so bestimmt ihre Ursache beymessen zu können. Wir wollen uns zufrieden stellen, durch diese Beobachtungen gelernt zu haben, daß Brown in seinen Schlüssen sich getäuscht hat, indem er die Ursache dieser Bewegungen in den Körpern selbst, in der Selbstständigkeit derselben suchte, indem er sie doch, wenigstens größtentheils, in ganz mechanischen Ursachen außer diesen Körpern hätte suchen sollen.

In dem zweyten Abschnitte sucht der Verfasser die Behauptung Brown's, daß diese Moleculen in allen Körpern an Gestalt und Größe einander gleich wären, zu widerlegen. Er zeigt zuerst, daß er bloß in den thierischen Organismen mehrere, namentlich zwey und zwanzig gänzlich verschiedene Bestandtheile gefunden habe, die hier ohne nähere Unterscheidung alle aufgezählt werden. Diese Bestandtheile sind in ihrem ausgebildeten Zustande eben so sehr unter einander verschieden, als der Muskel vom Nerven, die Sehne vom Blutgefäß, das Haar vom Knochen und das Blut von der Milch. Die bloße mikroscopische Betrachtung des Auges einer Stubenfliege reicht schon hin, sich zu überzeugen, daß in diesem kleinen Organ wenigstens fünf wesentlich verschiedene Elementartheile vorhahden sind. Das Mikroscop entdeckt hier dieselbe Unähnlichkeit des feinen Gewebes, aus welchem dieses Auge besteht, als schon der unbewaffnete Beobachter bey den einzelnen Theilen des menschlichen Auges, der

Hornhaut, Krystallinse, Iris, Aderhaut u. s., bemerkt. Die Blutkügelchen des Menschen sind ferner an Größe und Gestalt von denen des Salamanders oder des Frosches völlig verschieden. Schon Dutrochet hat in seinen Recherches sur la structure intime des animaux, Paris 1824, dieselbe unhaltbare Behauptung aufgestellt, daß die thierischen Körper, so wie die Nahrungsmittel, welche sie zu sich nehmen, ganz aus solchen Kügelchen zusammengesetzt sind, und daß die Verdauung nur in der Trennung dieser Kügelchen besteht, wo sie dann als Blutkügelchen erscheinen, die nach einem herumschweifenden Leben im thierischen Körper sich endlich in dem Gewebe der Organe fixiren, wodurch er die Ernährung und das Wachsen dieser Thiere zu erklären glaubt.

Was ferner der Verfasser Seite 24 und 25 gegen die Molecülen sagt, die Brown in der Textur der unorganischen Körper, z. B. der Steine und Metalle, gefunden hat, scheint uns allem Uebrigen so weit nachzustehen, daß wir es, sammt der philologisch-gelehrten Diatribe S. 10 und 11, besser ganz übergangen gewünscht hätten, da sie offenbar einen nachtheiligen Schatten auf alles Uebrige wirft. Die Einwürfe von der großen Porosität der Körper, wenn ihre Elemente aus Kugeln bestehen sollen, und daß das Bindungsmittel bey dem Pulverisiren der Körper sich unter der dort angegebenen Gestalt dem Auge darstellen müßte, sind wohl ohne alles Gewicht, so wie die Entstehung aller dieser Kugeln durch das bloße Zerstoßen der Körper höchst unwahrscheinlich ist. Wollen wir es nur lieber gestehen, daß wir über die eigentliche Textur der Körper und über die Größe, Gestalt und Zusammenfügung ihrer letzten Elemente noch so viel als gar nichts wissen. Es ist möglich, es ist sogar wahrscheinlich, daß diese Elemente der Körper, der belebten wie der leblosen, so weit von einander getrennt und zugleich so klein sind, daß ihre gegenseitige Entfernung von einander zu den eigentlichen Dimensionen dieser Elemente sich eben so verhalten, wie die Entfernungen der Planeten und Kometen, welche unser Sonnensystem constituiren, sich zu den Dimensionen dieser Himmelskörper verhalten, und daß dieses selbst z. B. in dem Diamant der Fall seyn kann, ohne deßhalb in ihnen das, was wir Porosität nennen, voraussetzen zu müssen. Die Größe und vielmehr noch die Gestalt dieser Elemente wird uns vielleicht ewig verborgen bleiben, da wir nicht einmal die Distanz derselben bemerken können, die doch als etwas Unendlichgroßes gegen die Größe der Elemente betrachtet werden muß. Aus derselben Ursache werden wir auch über die Kraft, welche diese Elemente vereinigt und die größere oder geringere Dichtigkeit und Härte der Körper erzeugt,

wahrscheinlich noch lange im Dunkeln bleiben. Seit Newton kennen wir die große Kraft der Attraction, die die Körper des Himmels vereiniget, und es ist dem unsterblichen Manne gelungen, alle Erscheinungen, welche diese Körper darbieten, aus diesem Gesetze der Attraction auf eine so genügende und so vollständige Weise zu erklären, daß fortan Niemand mehr daran zweifeln kann, wenn er nicht den gerechten Vorwurf der Unkenntniß oder des Unverstandes verdienen will. Er selbst, der große Mann, wünschte sehr, die Kraft seiner Analyse auch auf jene Gegenstände, wo jedes Sandkorn als ein Planetensystem für sich zu bestehen scheint, anzuwenden; er fühlte, daß auch hier eine geheimnißvolle Kraft wirke, der ähnlich, welche die Planeten in der Wirkungssphäre der Sonne erhält; er wandte sich oft zu diesem eben so schwierigen als interessanten Gegenstande hin, aber es war ihm nicht gegeben, mit der Natur auch um dieses Geheimniß zu ringen. Multa me movent, ut suspicer, sagt er am Ende seines für alle Zeiten unsterblichen Werkes, daß auch hier der Geist der Anziehung walte, aber er konnte das Gesetz nicht finden, welchem diese Erscheinungen unterworfen sind. Nach ihm haben die trefflichsten Männer ihrer Zeit sich an diese Aufgabe gemacht, und nur eben jetzt sind wir vielleicht an dem Vorabende eines großen Tages, wenn die Saat, die Laplace, Poisson und Gauß gelegt haben, aufgehen und Früchte tragen wird. Noch liegt aber diese Theorie in ihrer Kindheit, und über den Gegenstand ist ein Dunkel verbreitet, das zu zerstreuen wohl nur einem zweyten Newton gelingen kann.

Bemerken wir hier noch, daß, wie unser Verfasser selbst anführt, die hier von ihm durch Thatsachen und Experimente aufgestellte Widerlegung Brown's schon früher, wenn gleich nur gleichsam im Vorübergehen, von dem berühmten Bonnet geäußert worden ist. »Was soll man,« sagt er in seinen Oeuvres d'histoire naturelle, »was soll man von jenen sich so schnell »bewegenden Kügelchen denken, die man in den Aufgüssen der »thierischen und vegetabilischen Körper findet? Hier scheinen mir »für Fehler und Mißgriffe hundert Thore offen, während dem »Wege zur Wahrheit nur wenige, und diese sehr schmal sind. »Die verschiedenen Bewegungen des Fluidums, in welchem wir »diese Körper beobachten, die schnellere oder langsamere Verdün»stung dieses Fluidums, die träge oder rasche Zersetzung und die »theilweise Auflösung dieser Körper; die optischen Täuschungen, »die hier so leicht zu begehen und so schwer zu vermeiden sind — »ja selbst das Eindringen eines stark auflösenden Fluidums in »das Innere dieser Körper, und die Bewegung desselben, die sich

»unsern Augen als eine Bewegung der Körper darstellt — alles »das kann uns verführen, auf Abwege leiten, und uns den blo»ßen Schein statt der gesuchten Wahrheit geben « — Erscheint nicht die obige ganze Abhandlung nur als ein Kommentar zu dieser Stelle? — Ohne Zweifel, nur mit dem hier sehr wichtigen Unterschiede, daß der Kommentar beweist, wo die Stelle nur meint, und daß der Kommentar Beobachtungen bringt, während die Stelle nur Vermuthungen aufstellt.

Robert Brown hat sich also getäuscht, wenn er die von ihm beobachteten Bewegungen diesen Kügelchen, die er als lebend und selbstständig betrachtet, zuschreibt. Sind aber keine von diesen kleinen Körpern wirklich belebt, und gibt es nicht große Verschiedenheiten unter ihnen? — Diese Frage sucht der dritte Abschnitt zu beantworten.

Das Resultat seiner Untersuchungen ist, daß die bisher betrachteten Molecülen, als bloße Bestandtheile anderer Körper, zu denen sie früher gehörten, weder selbst ein eigentliches Leben oder eine willkürliche Bewegnng äußern, noch auch unmittelbar solche lebende Wesen hervorzubringen im Stande sind. Sie verlieren alle die ihnen bloß von dem Medium mitgetheilte Bewegung sehr bald, wenn der Tropfen zur Ruhe gekommen ist, und fallen dann regungslos und als scheinbar unorganische Körper zu Boden. Aber wenn einige dieser Massen im Wasser vollkommen aufgelöst sind und in eine schleimige Gallerte zerfließen, dann regt sich in diesem Schleimstoffe ein neues Leben, und Tausende von kleinen belebten Thierchen treten aus ihm hervor, die offenbar von den bisher betrachteten Molecülen wesentlich verschieden sind, und zum Unterschiede von diesen Monaden genannt werden. Diese Monaden sind nicht der frühere Schleimstoff selbst, aus welchem sie sich nur durch einen uns bisher noch unbekannten Prozeß entwickeln, denn man sieht deutlich den noch übrigen, nicht belebungsfähigen Rest, die frühere Hülle der Monaden, sich trennen, und wenn die Lebensbildung vorüber ist, als einen unorganischen Stoff zn Boden fallen.

Um diese Monaden und jene Molecülen abgesondert darzustellen, müßte man vor Allem ein ganz reines Wasser sich verschaffen können, was aber ungemein schwer, wenn nicht unmöglich ist. Denn schon der überall in der Luft umherfliegende Staub, der sich in unseren Zimmern, z. B. auf und unter den Möbeln ansetzt und sich in alle unsere Experimente mischt, enthält eine Menge solcher Körperchen, die im Wasser aufquellen und sich wenigstens zum Theil in jene schleimartige Masse auflösen, während ein anderer Theil weder quillt, noch sich löst, noch jenen Schleim erzeugt.

Der Verfasser fand es daher für nothwendig, zuerst diesen Staub näher zu untersuchen, indem er mit der Spitze einer Nadel einen Theil davon, z. B. von einem bestaubten Buche, in dem Wassertropfen unter das Mikroscop brachte. Er fand, daß nach etwa zwey Stunden die vorhin erwähnten kreisenden Bewegungen gänzlich aufhörten, und die meisten Körperchen des Tropfens regungslos zu Boden sänken, während nur einige wenige oben blieben, die sich sehr munter bewegten. Nach andern sechs bis zwölf Stunden fängt aber auch jener Bodensatz an, sich zu verändern, indem sich in ihm mehrere Punkte zeigen, die mit einem trüben Ring eingefaßt sind, der sich allmählich ausbreitet, während der Punkt der Mitte zu zerfließen scheint. Nach einiger Zeit trennt sich dieser Ring in mehrere kleine Kugeln, und bey warmer Temperatur sieht man bald darauf ein Gewimmel dieser Kügelchen, die sich nach allen Richtungen und mit verschiedenen Geschwindigkeiten bewegen, sich an einigen Stellen aufhalten, an anderen schnell vorüber eilen, sich ausweichen oder sich aufsuchen, so daß ihre Bewegungen offenbar als selbstständig, als von Willkür und Empfindung abhängig, erscheinen. Nach vier und zwanzig Stunden bemerkt man eine Neigung dieser Körperchen, sich unter einander zu verbinden, indem sie oft lange um einander kreisen und endlich sich vereinigen, wo sie dann als ein Doppelganzes um die übrigen einzelnen sich bewegen. Dieser Vereinigung scheint eine gewisse Prüfung vorherzugehen, denn oft sieht man zwey Monaden sich mehrere Minuten lang um einander drehen, und sich dann, wenn man eben die Vereinigung erwartet, plötzlich in entgegengesetzter Richtung sich wieder entfernen.

Solche Monaden erhält man nun nicht bloß aus dem Staube, sondern auch, und zwar meistens noch zahlreicher, aus allen organischen Substanzen, und immer auf die oben angezeigte Weise, durch Zerfließen der Substanz in eine breyartige Masse. Nie aber, was vorzüglich bemerkt werden muß, hat er in einem Aufgusse von Blut, Milch oder Hirnsubstanz u. dgl. ein Blutkügelchen, ein Milch- oder Markkörperchen sich als Monade fortbewegen oder in eine Monade sich unmittelbar verwandeln gesehen. Diese Protozoen entstehen immer erst aus der Zerstörung der organischen Theile, aus einer Art von Verwesung, in welche der organische Stoff übergegangen seyn muß, um aus sich selbst ein neues Leben und das Daseyn neuer Wesen hervorzurufen. Die Marksubstanz des Gehirns und der Nerven liefert, nach ihrer Zerfließung in die erwähnte schleimartige Masse, jene Thierchen am schnellsten und zahlreichsten; das Eyweiß aber nur spät und sparsam.

Die Bildung dieser Monaden besteht also keineswegs in einer Ablösung und Belebung der in dem untersuchten Körper schon vorhandenen Kügelchen oder andern Theile des Gewebes der organischen Substanzen, sondern dieser Bildung der Monaden muß eine Zerstörung oder doch eine totale Modifikation dieses Stoffes vorausgehen, die sich durch das Zerfließen des Stoffes in jene schleimartige Masse verkündigt.

Noch muß bemerkt werden, daß es viele Stoffe gibt, in welchen sich durchaus keine Monaden bilden. Hieher gehört der Kampher, die Assa foetida, das salzsaure Quecksilberoxyd, die meisten Salze und Säuren und endlich der Arsenik, der für diese Thierchen, wie für alle lebende Wesen, eine lebenszerstörende Kraft zu haben scheint. Gestoßener Marmor, Glas, Eisen u. dgl. hindert wohl die Bildung der Monaden nicht, die aber nicht aus diesen Stoffen, sondern aus dem ihnen beygemischten Staube der Luft und anderen organischen Bestandtheilen kommen, während jene, wie man leicht sehen kann, sich bald von ihnen trennen und regungslos zu Boden fallen.

Den Beschluß macht der Verfasser mit einer Untersuchung der Kennzeichen, durch welche man eine willkürliche Bewegung von einer bloß mechanischen unterscheiden soll, und fügt diesen Bemerkungen einige Vorsichtsmaßregeln bey dem Gebrauche des Mikroscops hinzu, die sich größtentheils auf die Beleuchtung der Gegenstände durch den Spiegel des Instruments beziehen. Wir wünschen, die von ihm hier versprochene fernere Lebensgeschichte der von ihm beobachteten Monaden bald zu erhalten, da man von einem so ausgezeichneten Beobachter nur Vortreffliches erwarten kann. Littrow.

Art. VII. Geschichte des osmanischen Reichs. Großentheils aus bisher unbenützten Handschriften und Archiven durch Joseph von Hammer. Achter Band: Vom Belgrader Frieden bis zum Frieden von Kainardsche, 1739 — 1774. Mit einer Karte. Pesth, Hartleben's Verlag, 1832. 8.

Gewähret es Freude, den hoffnungsvollen Anfang eines tüchtigen Werkes anerkennend zu begrüßen, so muß das Vergnügen wachsen und sich steigern, wenn das Unternehmen, erfolgreich fortschreitend, immer mehr der Vollendung sich nähert. Wir sind in dem Falle, den achten Band der türkischen Geschichten anzuzeigen, der einen Zeitraum behandelt, in welchem die Zeugnisse christlicher Beobachter über die Türkey nicht mehr selten sind; allein eben deßwegen verschafft es ein um so höheres Interesse, ihre Mittheilungen unter einander verglichen, an die Aeußerungen der gleichzeitigen osmanischen Erzähler prüfend zu

halten, und das Ergebniß, aufgeklärt durch die Berichte diplomatischer Agenten — in sofern es, wie es scheint, mit Discretion geschehen konnte — dem Liebhaber der Geschichte vorzulegen. In diesem Geiste vorzüglich ist der gegenwärtige Band gearbeitet, und diese allgemeine Bemerkung mag vorangehen, ehe die Betrachtung sich dem Einzelnen zuwendet.

Es wurde schon bey Gelegenheit des letzten Bandes wahrgenommen, daß die hohe Pforte in vielen Dingen europäische Handlungsweisen zu befolgen anfing; das acht und sechzigste Buch liefert zu dieser Behauptung mehr als einen Beleg. So vermittelte der französische Großbotschafter Villeneufve, nebst seinem Landsmanne, dem bekannten Bonneval, die Seele aller diplomatischen Verhandlungen, zwischen der Pforte und Schweden ein Schutzbündniß, das erste mit einer europäischen Macht abgeschlossene (1740); so verständigte ein kaiserliches Handschreiben die bewaffnete Macht der Hauptstadt von der Absetzung des Großwesirs, weil er in der Erhaltung der Ordnung und Ruhe nachlässig gewesen, und seitdem sind diese Handschreiben üblich geblieben; so erhielt Castellane, der neue französische Botschafter, der erste unter den christlichen Ministern die Begünstigung, einige Gemächer des Serai sehen zu dürfen, weil dem letzten türkischen Botschafter Said Mohammed die von Versailles waren gewiesen worden; so zog der Großwesir, nach Bonnevals Rath, auf der Seekarte eine Linie vom Meerbusen von Sidra bis nach dem von Arta, und erklärte der erste das dadurch abgeschlossene Meer als neutral, in welchem die kriegführenden Mächte, Frankreich und England und ihre Verbündeten, keine Feindseligkeit ausüben durften; so wollte der Reis Efendi zwischen den europäischen Mächten den Frieden vermitteln (1745). Wie leicht es indessen damals war, die Minister der Pforte zu täuschen, oder wie klug sie, die mögliche Entwicklung der Zukunft im Auge, eine offenbare Täuschung für Wahrheit gelten ließen, zeigt die sonderbare Begebenheit, daß ein Abenteurer auftreten, und für den Sohn Karl's VI. sich ausgeben konnte, »derselbe habe ihn noch zu Barcellona mit Helena, der Tochter seines Schwertträgers (Hofmarschalls?) erzeugt, welche mit demselben in einem Frauenkloster niedergekommen; als Knabe sey er mit kaiserlichem Unterhalte unter der Aufsicht von Geistlichen zu Rom erzogen worden, wo er in dem Gespräche mit einigen alten Mönchen die Ueberzeugung von der Wahrheit des Islams eingesogen, jetzt über Algier, dem Islam und der hohen Pforte zu huldigen, gekommen sey. Da der Pfortendolmetsch die Briefe seiner Geburt für vollgültig anerkannte, wurde der Abenteurer mit Zobelpelz bekleidet, und

demselben im Hause des Reis Efendi eine Wohnung angewiesen.« Auf ähnliche Weise behandelte die Pforte den Perser Ssafi Mirsa, welcher sich für einen Sohn Schah Huseins ausgab; sie zog ihn aus der Dunkelheit hervor, und begrüßte ihn mit vielem Glanze als persischen Thronwerber; unterstützte ihn, und suchte ihm Freunde zu verschaffen, seit (1743) Nadirschah volle Freyheit des Handels, das wechselweise Recht, die Kaaba zu bekleiden, die Anerkennung des von ihm in Schwung gebrachten Ritus Dschaaferije als eines rechtgläubigen, und die Gestattung des fünften Betortes zu Mekka forderte. Die Verweigerung erzeugte einen hartnäckigen Krieg, während dessen man sich wundern muß, daß die Osmanen nicht eifriger die freundschaftlichen Verhältnisse zu nützen trachteten, welche ihnen der Schah von Indostan (1744) durch einen Gesandten anbot, um seinem und ihrem Gegner durch verbündete Macht leichter zu widerstehen. Es ist anziehend, den vielgestaltigen Vorschlägen prüfend zu folgen, welche Nadir im Glücke und Unglücke der Pforte unermüdet machte, bis es ihm endlich gelang (1746), den Frieden hinsichtlich der Gränzen auf den Fuß des mit S. Murad IV. abgeschlossenen zu unterzeichnen, zu dem nur noch drey Artikel kamen: Die persischen Pilger sollten sich wie die osmanischen desselben Schutzes des Emirolhadsch erfreuen; gegenseitige, alle drey Jahre zu ändernde Geschäftsleute an den beyden Höfen sich aufhalten; und die beyderseitigen Gefangenen frey in ihre Heimat zurückkehren. Um das alte Sprichwort zu bewähren: »Schätze in Indostan, Verstand in Frangistan, Pracht in der Familie Osman,« mehr aber noch aus Freude, eines lästigen Krieges ledig zu seyn, wurde bey den Geschenken und Gegengeschenken kein Geld gespart. Der thronwerbende Prinz Ssafer Mirsa, nun ein unnützes Werkzeug, mußte nach Rhodos in Verbannung gehen. Oesterreich konnte sich keiner besonderen Beweise freundschaftlicher Gesinnungen erfreuen. Die Ausmittlung der Gränzen, dem Belgrader Frieden gemäß, erzeugte noch langwierige Unterhandlungen, in welchen die Pforte, begünstigt durch K. Friedrichs II. Einfall in Schlesien, sich manche kleine Vortheile zuwandte, zumal da der österreichische Gesandte, Graf von Ulefeld, wie er selbst gestand, nicht wußte, daß fünf jenseits der Unna gelegene Dörfer noch zu Kroatien gehören, und daß es eine Sternschanze bey Belgrad gebe; denn beydes übergingen die damaligen Karten. Es gewann jedoch den Anschein, daß die türkischen Minister, der persischen Sorgen noch nicht enthoben, sich durch Bonneval und die französische Partey zu einem Bundeskriege gegen Oesterreich würden fortreißen lassen; allein das ganze Vorhaben, an sich nichtig, weil sie auf den Abfall der begeisterten Ungern rech-

neten, verschwand, wie sie die Nachricht vom Dresdner Frieden (25. Dez. 1745) erhielten. Dessen ungeachtet kam die Verlängerung freundschaftlicher Verhältnisse mit Oesterreich nicht ohne mancherley Hindernisse zu Stande. Dieses Betragen mag die Ursache des Articulus secretissimus im Vertrage vom 11. Junius 1746 seyn, durch welchen Oesterreich und Rußland sich verbanden, der angreifenden Pforte gemeinschaftlich den Krieg zu erklären, und welcher bis auf unsere Tage auch wirklich ein Geheimniß geblieben ist. Die Geschichte wird die einfache Bemerkung des Großwesirs bey Gelegenheit des polnischen Thronzwistes (1733 — 1734) nicht übergehen: »Was sey mit einem Reiche zu unternehmen, in welchem eher dreyßigtausend Köpfe unter einen Hut gebracht werden müßten, ehe ein Entschluß gefaßt werden könne.« Für Juden und Christen bleibt es nicht uninteressant, daß der Sultan um die dritte der heiligen Städte, um Jerusalem, sich ein Verdienst erwerben wollte, indem er »den veralteten Ueberzug des heiligen Felsens Moria erneute, auf welchem Abraham dem Herrn seinen Sohn zu opfern bereit war, wo in der nächtlichen Himmelfahrt des Propheten derselbe auf dem Glanzpferde auffuhr, und Gabriel herunterstieg, wo noch die Spuren seiner Fußstapfen zu sehen, wie die Adams oder Buda's auf Ceylon, und die Abrahams zu Mekka. Die Bestimmung dieses goldgewirkten Ueberzuges, wie jenes der Kaaba, ist nicht Schutz des Heiligthums vor der Witterung, sondern bloß vor bösen Augen und ungeweihten Händen. Dazu verehrte der Sultan zwey Korane, damit die Lesung derselben mit den heiligsten Hymnen der nur um diesen heiligsten der Steine versammelten Cherubim zusammentöne.« Die Erläuterungen zu diesem Buche theilen auf eine dankenswerthe Weise mit: einen Bericht des russischen Ministerresidenten; ein Mémoire du Comte de Bonneval adressé à Aly Bacha Grand Vesir au mois de Juin 1742, über die Politik und Rechtsansprüche der europäischen Höfe; ein anderes über den Plan, ein Ingenieurkorps 1717 zu errichten; einen Brief d'Argensons an Bonneval, einen andern Castellane's an d'Argenson, welche vier Schriften ein helles Licht auf die französischen Umtriebe werfen, und deutlicher, als bis jetzt geschehen, die Absichten und Pläne Bonnevals enthüllen.

Der schätzbarste Theil des neun und sechzigsten Buches, welches sich mit einer Menge etwas trockener Gegenstände als vielfältigem Aemterwechsel und Todesfällen, mit beunruhigenden Naturereignissen beschäftigen muß, bildet die sinn- und kraftvolle Zusammenstellung der Reform des Islam durch Abdulwehhab unter den Beduinen, nicht nach osmanischen

Quellen, welche über eine so widrige Begebenheit lieber schweigen, oder wo sie müssen, ihrer nur im Vorbeygehen erwähnen, sondern nach den Schriften zweyer Männer, welche billig als Sterne erster Größe am Himmel des literarischen Ostens betrachtet werden: Niebuhr's und Burkhardt's. Wahr und beherzigenswerth ist der Schluß dieser Darstellung. »In allen diesen (Neuerungen) ist keine Ketzerey, sondern der Islam in seiner ursprünglichen Reinheit, in welcher denselben wieder herzustellen der Zweck der Lehre Abdulwehhab's; aber selbst in dieser gereinigten Form ist der Islam ausschließlich und fanatisch nach dem Geiste seiner ursprünglichen Einsetzung: die Anerkennung des Propheten, das fünfmalige Gebet, das Almosen, die Faste, die Wallfahrt sind eben so unerläßlich, als der Glaube an den Koran, die Engel und Propheten; andere Religion ist unzulässig. Die Nichterfüllung der Religionspflichten wird mit strengen Strafen belegt, allen andern Religionen der Krieg erklärt bis zur Unterwerfung oder Vernichtung.« Blieb die Geschichte frey von dem Gräuel eines Janitscharen-Aufstandes, so lag die Ursache in dem Zuvorkommen des Sultans gegen ihre Wünsche, in den Belohnungen und Schmeichelworten, welche zu den im Jahre 1826 gegen sie ausgesprochenen Verwünschungen einen seltsamen Gegensatz bilden. »Die Janitscharen meiner hohen Pforte, sprach Mahmud I. im Jahre 1750, sind eine Herdschaft von Glaubenskämpen, auf denen der Segen des Schattens Gottes und der Blick der Männer Gottes ruht. Jede Sorge für die Erhöhung ihrer Würde und Achtung verbirgt zeitliches und ewiges Glück. Da die Offiziere und Gemeinen derselben, meine Diener in Kriegs- und Friedenszeit, mit aufrichtigem Eifer gute Dienste geleistet, und dadurch sich meine kaiserliche Zufriedenheit erworben haben, so ist denselben mein kaiserliches Inneres zugewendet, und meine zahllosen kaiserlichen Gnaden sind auf die tägliche Erhöhung und Vermehrung ihrer Würden und ihres Ansehns verwendet.« Bey Schah Nadir's Ermordung wird als neuer, stets übergangener Zug hinzugefügt, daß der Siegelbewahrer, dessen Leichnam auf ein Kamehl geladen, mit dem er gegen Meschhed zog, aber von einer Partey Kurden, welche ihm auf dem Wege aufstießen, gezwungen worden, den Todten in eine Schlucht zu werfen und mit Erde zu bedecken. Die Begebenheiten nach dem Tode Nadirs werden auf den Grund der Berichte osmanischer Gränzstatthalter, welche Isi seiner Reichsgeschichte einverleibt, genauer und ausführlicher aus einander gesetzt, als bisher persische und europäische Geschichten sie gegeben. Mit Malcolm's Berichten verglichen, geht als Resultat ein recht deutliches Bild hervor:

Das Dutzend von Thronwerbern, welche sich um Persiens Herrschaft stritten, ordnet sich am lichtvollsten nach den verschiedenen Stämmen, welchen dieselben angehörten, und deren Einfluß schon während der Regierung der Ssafewi manchmal übermächtig, nach dem Sturze derselben die Oberherrschaft ausschließlich an sich reißen wollte. Auf die Verwandtschaft mit der Familie Ssafewi gründeten ihre Ansprüche die von der Schwester Schah Husein's wirklich oder angeblich abstammenden Prinzen Schahroch, Ismail Mirsa, Husein Mirsa, Ssafi Mirsa; alle andern waren nur Häupter von Stämmen; Ahmedchan in Kandahar und Asadchan in Aserbeidschan Afghanen, d. i. aus dem Stamme, welcher das Verderben über die Familie Ssafewi hereingebracht; die Verwandten Nadirschahs waren Efscharen; Mohamed Husein Chan — Großvater des jetzigen Königs von Persien — das Haupt der Katscharen; Alimerdan, das Haupt der Bachtiaren in Loristan, Kerimchan das Haupt des Stammes Send Alikulichan (beyde Stämme keine Efscharen, unter denen sie aus Versehen aufgeführt werden, sondern eigentliche Perser, wie sie gleich darauf genannt werden); es stritten sich also eigentlich Ssafewi und Afghanen mit den turkmanischen Stämmen der Efscharen und Katscharen, und mit den persischen Stämmen der Bachtiaren und Send um Persiens Thron. Wenn die osmanischen Diplomaten sich über Volksvorurtheile zu erheben begannen, so kann dies Lob dem Reichsgeschichtschreiber noch nicht ertheilt werden, welcher sich gegen den Aachner Frieden (1748) mit den Worten ausspricht: »Gott gab dem Hunde die Macht über das Schwein; wo ein Ungläubiger erschlagen wird, ist's Gewinn für den Islam; die Ungläubigen sind nur Ein Volk; Gott verdamme sie alle zum Verderben.« Das Buch schließt mit dem Tode S. Mahmud's I. (13. Dez. 1754) und einer milden Beurtheilung seiner Regierung. Bauten gehörten zu seinen Lieblingsbeschäftigungen, und wenn man gleich gestehen muß, daß sie häufig entweder unbedeutend oder nutzlos waren, so ermangelten doch die Chronogrammenschmiede — zugleich Geschichtschreiber — keineswegs, sie in gebundener und ungebundener Rede lobzupreisen, und z. B. den Bau eines Schlosses, um die Tataren des Kuban im Zaume zu halten, als ein Seitenstück zu den sieben berühmtesten Pallästen des Morgenlandes, nämlich zum Pallaste des Chosroes Nuschirwan am Tigris, des Chosroes Perwis zu Medain, dem seiner Gemahlin Schirin am Orontes, zu den beyden Pallästen des arabischen Königs Naaman in Irak und den beyden der Könige Homjar in Hadhramunt und Jemen zu erheben. Die Erläuterungen rechtfertigen die Charakteristik, welche Chevrier von dem französischen Gesandten Desalleurs ge-

geben: homme de grand sens, pensif, parlant peu, allant au fait, un air simple, naturel, mais fin et délié; denn sie enthalten einige bedeutsame Stellen aus seinem ämtlichen Briefwechsel, z. B. Reprendre ici le principal crédit, protéger la Suède, ne pas abandonner la Pologne, arrêter le cours des vastes projets de la Russie (1748) sont les quatre desseins, que Vous m'ordonnez de ne jamais perdre de vue. — Quant à la Pologne depuis que le traité de Belgrad a anéanti celui de Carlowicz par l'indolence des Polonois, l'argent des Russes ou l'oubli des médiateurs, la Porte n'a plus de prétexte de se mêler des affaires de ce Royaume, qu'elle n'en soit requise; c'est ce que le ministère m'a fait entendre très clairement. Das Unglück der Pforte wollte es bald darauf, daß Frankreich, selbst seinem innern Verderben zueilend, keine so tüchtigen Männer mehr als Berather und Freunde den türkischen Ministern sandte. Wo von den Unruhen in Aegypten (1747) und dem Morde der Mamluken oder, wie die osmanische Reichsgeschichte sie nennt, der Katamischen, die Rede ist, gibt eine Anmerkung dieß letzte Wort als die wahre Etymologie des englischen Catamite, das alle Wörterbücher dieser Sprache, selbst das neueste und verdienstvolle Noah Webster's, entweder irrig oder unverständlich zu erklären suchten.

Siebzigstes Buch. Sultan Osman III. hatte ein halbes Jahrhundert im Prinzenkäfig geschmachtet, ehe er seine dreyjährige Regierung (1754 — 30. Okt. 1757) antrat. Seine Gedanken hefteten sich, außer dem launenhaften Wechsel der Großwesire, auf unbedeutende Dinge; er erließ voll frommen Eifers sogleich Befehle wider die Weinschenken, wider die Spaziergänge und wider die ungebührlichen Kleider der Raja: Verbote, die, wie das Sprichwort sagte, nur von Mittag bis zum Nachmittag dauerten. Er erneute die Sitte, unerkannt durch die Straßen der Stadt zu wandeln, und sich in das Gespräch des Volkes zu mischen; allein diese Gewohnheit erzeugte nicht die guten Wirkungen, welche man ihr unter Harun al Raschid nachgerühmt, aus dem alleinigen Grunde, weil Osman nicht den Geist des arabischen Chalifen besaß. — Mustafa III., Sohn Ahmed's II., nach acht unglücklichen gleichgenannten Prinzen ein bedeutungsvoller Name (1757 — 24. Dez. 1773), gab der Letzte den Truppen das kostbare Thronbesteigungsgeschenk. Die ersten Jahre seiner Regierung waren glücklich, so lange der ausgezeichnete Großwesir Raghib lebte. Dieser, schon unter Osmann III. im Amte, war in den letzten Lebensstunden seines Herrn nur durch List der Entsetzung entgangen, und zu des Reiches Wohl von dem Nachfolger bestätigt worden. Er verstand

die Kunst, seinen neuen Herrn angemessen zu beschäftigen, und die Zügel der Herrschaft fest in der eigenen Hand zu halten. Mustafa, übrigens menschlich, mild und freygebig, erklärte: das liebste Geschenk zu seiner Säbelumgürtung seyen ihm befreyte moslimische Sklaven; er trat in die Fußstapfen seines Vorgängers (durch einen Druckfehler heißt es S. 220 Bruders), verschärfte die Kleiderordnung der Raja, strich gleichfalls verkleidet in der Stadt herum, verbot den Luxus der Pelze, welcher Anordnung der Großwesir Raghib sich der erste unterwarf. So ließ dieser ihn gewähren, und damit die einzelnen Hinrichtungen, womit der Sultan von Zeit zu Zeit auf seine Weise die Gerechtigkeit zu handhaben vermeinte, nicht zu häufig würden, lenkte er seine Aufmerksamkeit auf einen alten Plan: das schwarze Meer mit dem See von Nikomedien (von Ssabandscha) zu vereinigen. Die alten Könige Bithyniens, Trajan, Suleiman, Murad III., Mohammed IV. hatten dasselbe Werk versucht, der Brief des Plinius (eigentlich die Briefe 50, 51, 69, 70 des zehnten Buches, welche in desselben Verfassers Umblick auf einer Reise von Constantinopel nach Brusa und dem Olympos und von da zurück über Nicaea und Nicomedien. Pesth 1818. 8. S. 128—140, umständlich erläutert, und von den Commentatoren des Plinius nicht sollten übersehen werden) erschien nun ins Türkische übersetzt; allein geringe Schwierigkeiten hinderten die Vollendung, und behielten die Ehre der Ausführung einem siebenten Herrscher bevor. Tott's Irrthum, welcher meinte, der See von Nicäa sollte mit dem Flusse Saкaria vereint werden, wird berichtigt, und für jeden, der die Karte zum ersten Bande betrachtet, die ganze Angelegenheit so klar dargestellt, daß von selbst einleuchtet, es sey eine Wortverwechslung, wenn S. 226 von Vereinigung des schwarzen Meeres mit dem Busen von Nicäa gesprochen wird. Weil das Reich so lange des Friedens genoß — einige Aufstände abgerechnet, welche durch die ganze türkische Geschichte zu häufig vorkommen, als daß sie, wenn sie nicht reichserschütternd sind, besondere Aufmerksamkeit verdienten, — rieth Raghib, Waffenübungen sollten in der Hauptstadt unter den Augen des Sultans vorgenommen werden, und befahl den Provinzen, mit der fertigen Führung von Säbel und Lanze, von Pfeil und Bogen sich vertraut zu machen, deren Gebrauch der Prophet allen Muselmännern eingeschärft. Obwohl er nicht durch die militärischen Ehrenstufen zum Range des Großwesirs gekommen, so war er es doch, welcher das lang und vergeblich nachgesuchte Freundschaftsbündniß mit Preußen schloß (29. März 1761, wofür der sparsame Friedrich II. in Erwartung eines Schutz- und Trutzbündnisses achtig-

tausend Piaster zahlte), und daran den Plan knüpfte, das osmanische Reich auf Kosten Oesterreichs wieder zu vergrößern. Um den künftigen Krieg einzuleiten, und den Friedensbruch zu beschönigen, wurde die Verewigung des Belgrader Friedens als gesetzwidrig ausgerufen; doch diese Entwürfe starben mit Raghib. Der Hr. Verfasser weilt mit einer gewissen Vorliebe bey den Verdiensten dieses ausgezeichneten Staatsmannes, welchen er den letzten großen Großwesir, welchen türkische Quellen mit Stolz »den Sultan der Dichter Rums« und den »Vorsitz der Wesire« nennen. Hr. v. Hammer macht auf seine ausgebreitete literarische Thätigkeit aufmerksam, bemerkt seine als Muster geltenden Vorträge an den Sultan, sein Schreiben nach der Eroberung Belgrads; »an der Spitze seines Diwans steht das Lobgedicht auf den Statthalter von Bagdad, aus einem Hundert, in fünf Absätze getheilter Doppelreime bestehend, wofür er zwanzigtausend Piaster erhielt, so daß das Verdienst der Reimzeile durch einen Ehrensold von hundert Piastern (damals beyläufig funfzig Dukaten) anerkannt wurde, was mehr als Englands reichster Buchhändler dem theuersten englischen großen Dichter gezahlt. Hierauf ein Paar Lobgedichte auf die Mufti Esaad und Aaßim, Zahlenreime auf das Zelt und die Moschee des Großwesirs Ali, des Doktorssohnes, auf die Geburt der Prinzessinnen Hebetullah und Schahsultan, Glossen zu berühmten Ghaselen der persischen Dichter Schewket und Ssaib und des türkischen Nabi, endlich der Diwan selbst von anderthalb hundert Ghaselen ernsten, philosophischen Inhalts. Die Krone aller seiner Werke ist die philologische Anthologie, das Schiff, welches eine Auswahl arabischer Bruchstücke in Prosa und Versen, ein Schiff der schönen Redekünste, reich beladen mit Goldstangen arabischen Sprachschatzes; — seine Geschichte der Unterhandlungen des persischen Friedens ist ein Muster jener Freyheit und Gewandtheit diplomatischen Styles, derenthalben die osmanische Geschäftssprache nicht mit Unrecht von ihren Bewunderern gepriesen wird.« An dem Grabe Raghibpascha's enthält das siebzigste Buch zum letzten Male in dieser Geschichte einen Rückblick auf die Denkmale osmanischer Literatur, welche seit dem Frieden von Karlowitz bis zu jenem von Kainardsche erschienen. Sie sind bedeutender an Zahl als an Werth, und theologische und juridische drängen sich allen andern vor. — An anmuthigen Darstellungen fehlt es diesem Buche keineswegs. Wir rechnen dahin S. 177, wo gesagt wird, der Sultan trage, wenn er ins Harem tritt, Stiefel, die mit großen silbernen Nägeln beschlagen sind, damit das Getöse derselben auf den steinernen Platten der Gänge von weiten den Sklavinnen des Herrn Gegenwart künde, auf daß sie

zeitig genug entfliehen, und sich in ihre Zelte und Kammern zurückziehen, denn die unaufgeforderte Gegenwart der Weiber könnte dem ausschließlichen Inhaber eines halben Tausend derselben lästig fallen, und der silberbeschlagene Stiefel muß die Herrschaft des Pantoffels verscheuchen; — ferner S. 192 die morgenländische Sage voll tiefen Sinnes, wodurch angenommen wird, es sey ein Urvertrag der Unterwerfung der freyen Seelen mit Gott dem Herrn geschlossen, und die Freyheit des menschlichen Willens in dem göttlichen einbegriffen worden, denn Gott redete nach dem Koran alle Seelen, auch jene, die erst in der Folge einen menschlichen Körper beleben werden, mit den Worten an: Bin ich nicht euer Herr? und alle antworteten sogleich und einstimmig: Jawohl! Jawohl! — Ferner S. 211 die wohlgefällige Beschreibung der vielen zärtlichen Gebräuche, welche der Bräutigam einer Sultanstocher zu beobachten hat, ehe er im vollen Sinne des Wortes ihr Mann wird; — endlich die Beyträge zur Geschichte türkischer Arzneykunde S. 217. »Da der Geist des Menschen alle Tage in einem andern Gliede seinen Sitz hat, ist Aderlaß in jenem Gliede, wo er eben sitzt, verderblich; er sitzt aber am ersten Tage des Monats unter den Sohlen, am zweyten im Knöchel, am dritten in der Wade, am vierten im Gesäß u. s. w.« Wie viel mögen wohl Boerhave's Aphorismen, welche der österreichische Dolmetsch Herbert mit dem Arzte Ssubbi auf des Sultans Befehl damals übersetzte, bis auf den heutigen Tag gewirkt haben? In den Erläuterungen findet sich die Instruktion für Herrn Malcewski, welchen der Großfeldherr der Krone Polens an den Großwesir (1755) sandte. Vergleicht man die schüchterne Sprache dieser Vorschriften mit den spätern Ereignissen, so kann es nicht fehlen, daß sie über den gesunkenen Zustand Polens Rührung erwecken, z. B. §. 2: Malcewski fera entendre que ces mêmes démarches de la Sublime Porte ont rendu infructueuses les intentions d'une *certaine puissance voisine*, qui par des fréquents sujets de mécontentement qu'elle a donnée à la république faisoit craindre, qu'elle ne voulut profiter de ces divisions pour faire réussir ses desseins, qui s'opposent au système de tranquillité, qui fait le bonheur de la Pologne. Ferner trifft man auf den Brief Friedrichs II. vom 18. Jänner 1755, welcher, lateinisch geschrieben, dem Sultan Osman zur Thronbesteigung Glück wünscht. Außerdem bieten sich noch Aufklärungen über türkische Gelehrte dar, und das Verzeichniß der seit der Einführung der Buchdruckerey zu Kairo (1822) erschienenen Werke, wie Band VII die in Konstantinopel seit einem Jahrhundert gedruckten vollständig gegeben hatte.

Ein und siebzigstes Buch. Nach Raghibs Tode begann Sultan Mustafa selbst zu regieren — seit Murad IV. wieder der erste Selbstherrscher — und jene Diener waren ihm am liebsten, welche am entschiedensten in seinen Willen eingingen. Er wechselte in zehn Jahren siebenmal den Großwesir, und von dem ersten, Hamid Hamsa, sagt Dschamid charakteristisch S. 262: »unter seiner Großwesirschaft fiel nichts Merkwürdiges, weder Gutes noch Schlimmes, vor, und da er selbst weder ausgezeichnet gut, noch böse, so erwuchs zwar aus seiner Verwaltung dem Reiche kein besonderes Heil, aber die Diener Gottes waren vom Bösen des Großwesirs frey.« Die Friedensliebe der Pforte zeigte sich bey mehr als einer Gelegenheit. Viermal versuchte Friedrich II. vergeblich ein Schutz- und Trutzbündniß zu schließen, und nach dem Tode des polnischen Königs Augusts III. (1763) betrug sie sich ungeachtet der Bitten der polnischen Patrioten auf eine Weise, daß klar hervorging, sie wünsche nicht den Krieg; ja sie überhörte die Klagen des Chans der Krimm, der über die in der Kabartay von den Russen gebauten Festungen Beschwerden führte (1765), um nur allen Anlaß zu Feindseligkeiten zu vermeiden. In Georgien endlich wurde der Keim zu dem verhängnißvollen Kriege gelegt. Die Bewohner Imirette's, Atschikbasch, d. i. die offenen Köpfe, genannt, hatten der Pforte als Tribut dreyhundert Beutel und eine Anzahl Sklaven zu geben. Seit einigen Jahren waren, wie die Russen gerathen, aus Gründen der christlichen Religion die letztern abzuliefern verweigert worden. Der Prinz Salomon, aus seinem Lande durch die Türken verdrängt, fand in Rußland Schutz, und erhielt seine Besitzungen nicht eher zurück, als bis er seine Meutereyen entschuldigt, und den Mönch, welcher Georgiens Einwohner durch russische Einstreuungen zu verführen beschuldigt war, ausgeliefert hatte. Der Sultan äußerte seinen Unwillen über dieses Betragen zuerst gegen den deutschen Arzt Ghobis, welcher im kaiserlichen Harem die erkrankte Günstlingin behandelte, ganz von freyen Stücken, und drohte Krieg. Die Pforte beschwerte sich hierauf über den Einmarsch der Russen in Polen, über den Festungsbau in Neuserbien, über verletztes Gebiet in der Kabartay, über Verführung von Moldauern, über Aufwiegelung von Montenegrinern. Der russische Resident behauptete unverdrossen: alles geschehe bloß zum Besten der polnischen Freyheit und zur Aufrechthaltung beschworener Verträge, — oder er habe von den Vorgängen noch immer keine Kunde erhalten können. Wie schlecht unterrichtet damals die türkischen Minister über auswärtige Angelegenheiten waren, und auf welch plumpe Weise sie getäuscht wurden, geht unter Anderm auch daraus hervor, daß sie

dem preußischen Gesandten glaubten, und bey dem österreichischen Internuntius sich beschwerten: über die Fregatte, welche in Klosterneuburg vom Stapel gelassen worden! Es wäre vielen Lesern vielleicht nicht unerwünscht gewesen, wenn der Hr. Verfasser von nun an etwas mehr herausgehoben hätte, wie viel die Pforte seit dem Augenblicke verloren, wo Frankreich in Selbstschwächung versunken, ihr in den nordischen Angelegenheiten nicht mehr Rathgeber und Leiter seyn konnte. Zu den angeführten Ursachen kamen noch, daß Rußland Flüchtige bis ins osmanische Gebiet verfolgt, und jüngst Balta, das Familiengut des Chans, mit Waffen überfallen und geplündert. Auf diese Gründe hin wurde, nicht ohne beharrliche Abneigung des Korps der Ulema, der Krieg für gesetzmäßig erklärt, wenn Rußland nicht unter Verbürgung seiner vier Verbündeten (Dänemarks, Preußens, Englands und Schwedens) sich verbindlich mache, künftig weder in die Königswahl, noch in den Sektenstreit Polens sich zu mischen, seine Truppen aus dem Königreiche zurückzuziehen, und die polnische Freyheit nicht fürder zu kränken. Der russische Resident Obreskoff hatte sich vor vier Jahren zum Rückzuge der Truppen aus Polen bis auf siebentausend Mann anheischig gemacht; nun vor die Konferenz der türkischen Minister gefordert, welche ihm die ausgestellte Urkunde vorhielten, und um den Stand der Dinge gefragt, gestand er, es wären deren fünf und zwanzigtausend anwesend. »Verräther! Meineidiger!« schrie ihn der Großwesir an, »gestehest du nicht selbst deine Treulosigkeit ein, erröthest du nicht vor Gott und den Menschen über die Gräuel, welche eure Truppen in einem euch nicht gehörigen Lande verüben, haben eure Kanonen nicht den Pallast des Tatarchans zerstört?« Wenn man Obreskoff als Gefangenen in die sieben Thürme führte, so scheint man nach der obigen Rede angenommen zu haben, er sey, da er sich verbindlich gemacht, auch persönlich für die Erfüllung des Versprechens verantwortlich. War die Erbitterung gegen Rußland so hoch gestiegen, so war es ganz natürlich, daß man dem friedlichen Nachbar Oesterreich schmeichelte, den Belgrader Frieden mit ihm verewigte, ihn durch die Aussicht, Schlesien wieder zu erobern, zur Theilnahme zu reizen suchte: was alles aber nicht hinderte, daß der fanatische Pöbel beym feyerlichen Auszuge der heiligen Fahne den kaiserlichen Internuntius mit seinen Leuten, seiner und ihren Frauen gröblich verletzte und beraubte, weil sie zu auffallend ihre Schaulust zu befriedigen strebten. Die Erläuterungen enthalten unter Andern den Entwurf des Schutz- und Trutzvertrages in eilf Artikeln, welchen Friedrich II. mit der Pforte schließen wollte, und eine große Anzahl Urkunden über die polnisch-russischen Angelegenheiten. Am

beachtenswerthesten bleibt das Beglaubigungsschreiben der Kaiserin Maria Theresia für den Internuntius von Brognard, weil es den Rückfall Toskana's an Oesterreich beym Absterben des Erzherzogs Leopold und seiner männlichen Nachkommen erwähnt. Die Pforte hatte zuerst Schwierigkeiten dagegen erhoben, die aber beseitigt worden. Der Hr. Verfasser führt das Schreiben selbst nicht an, sondern bemerkt bloß, daß es in diesem Theile mit der Stiftungsurkunde vom 14. July 1764 ganz gleichförmig war, und citirt die wichtige Stelle S. 537: Si vero filius noster Archidux Leopoldus, quod Deus avertat, sine legitima prole ex hac vita decesserit, vel ejus posteritas mascula et legitima omnino defecerit, volumus atque statuimus successionis jus in praedicto magno Ducatu plenum ac integrum ad filium nostrum primogenitum et ab eo descendentes masculos debere reverti et cum Primogenitura iterum consolidari, ita tamen, ut deficiente, quod absit, in masculis sobole primogeniti nostri, ad illum, qui ex reliquis filiis nostris aetate proximior est ejusve posteros masculos et sic deinceps de linea ad lineam donec masculi supersint, observato semper inter eosdem Primogeniturae ordine juxta successionis normam avita prudentia in domo nostra receptam devolvatur. — Hieraus erhellet — fährt der Hr. Verfasser fort — daß Coxe, Pölitz (Weltgeschichte, III. Band, S. 257) und Schneller in gänzlichem Irrthume sind, wenn sie glauben, daß nach diesem Stiftungsgesetze jedesmal ein zweytgeborner österreichischer Prinz in Toskana regieren müsse. Das Schreiben des Sultans vom letzten Dschemasiul-achir 1180 resumirt den Inhalt des der Kaiserin mit den Worten: mit der Bedingniß, daß bey Erlöschung der männlichen Linie der Großherzoge von Toskana das Großherzogthum wieder zum Urstamme zurückkehre, was dasselbe ist, als der lateinische Ausdruck der Urkunde: et cum primogenitura iterum consolidari. Dieser klaren Stelle läßt sich nur eine andere in der Cessionsurkunde K. Leopolds II. vom 21. July 1790 zur Seite setzen: »Posteaquam.... magnum vero Hetruriae ducatum vigore stabilitae a Domino Francisco I..... in dicto magno ducatu Secundogeniturae Serenissimus Archidux Filius Secundogenitus pleno jure obtinere atque possidere debeat... (Martens Recueil, Tom. VI. p. 250, entlehnt aus Crome's Staatsverwaltung Toskana's, Bd. III, p. 19). So sprach sich K. Leopold II. aus, welcher in seiner Person durch fünf Monate (20. Febr. — 21. July 1790) das Großherzogthum wirklich mit der Primogenitur wieder verbunden hatte, um — sie wieder zu trennen, und aus den einfachen Worten stabilitae Secundogeniturae scheint hervorzugehen,

daß sein Vorgang für künftige Fälle Muster werde, daß also Toskana immer italisches Land bleibet, immer eigenen Gesetzen gehorchet, nie zum österreichischen Kaiserthume gehöret, aber zum Glanze der regierenden Familie, zum eigenen Wohle als stets abgesonderte Herrschaft immer einen nachgebornen Prinzen und dessen männliche Abstammung als seinen Fürsten erhält.

Das zwey und siebzigste Buch behandelt einen der wichtigsten Abschnitte der ganzen türkischen Geschichte: den Krieg mit Rußland bis zum Frieden von Kainardsche (1774). Wenn je sich Johannes von Müller Ausspruch bewahrheitet: daß Geist und Muth die Begebenheiten beherrschen, so wird es in diesem Kampfe sichtbar, bey dem man sich bloß wundern muß, daß die Wagschale der Russen nicht noch tiefer gesunken, jene der Osmanen durch tausendfache Schuld nicht höher gestiegen. Die Bemerkung eben desselben Schriftstellers, daß in diesen Feldzügen, wie in denen des Darius und Xerxes, die Zahlen so vielem Verdachte der Uebertreibung ausgesetzt seyen, findet sich mehr als einmal bestätigt und aufgeklärt, wie denn gleich in dem ersten tatarischen Feldzuge die Angabe Tott's, der ihn doch so umständlich beschrieben, nach den eigenen Berichten des geisteskräftigen und gegen die Russen mit unauslöschbarem Hasse erfüllten Chanes Krimgirai, der bald vom griechischen Arzte Siropulo vergiftet wurde, von zweymalhunderttausend Tataren, »die wie der Wind daherfahren,« auf die prosaische, aber eben deßwegen annehmbarere Hälfte herabgesetzt wird. Die Fehler der Türken sind fast zu arg, um geglaubt zu werden. Die Selbstständigkeit Polens zu retten, war der Krieg unternommen worden, und es war eine der ersten Handlungen, durch ein vierfaches Fetwa zu erklären, Polen sey wie ein feindliches Land zu behandeln, weil ein Theil der Bewohner, Rußland ergeben, auf den Carlowiczer Frieden sich fußte, und gegen die Pforte focht. Den Krieg begann ein Großwesir, welcher nichts vom Kriegführen verstand; sein Nachfolger, der kriegerische Ali Moldawandschi (d. i. der Moldauer spöttisch genannt, weil er ehedem, wider Straßenräuber ausgeschickt, eingebrachte moldauische Dirnen mit ihren Kindern verkauft), wurde in Gnaden entlassen, nachdem die Festungen am Dniester, Ackerman und Bender, und jene an der Donau, Kilia, Ismail, Ibrail gefallen (1770); als Moldauer und Walachen der Kaiserin Katharina gehuldigt, erklärte ein Fetwa für gesetzmäßig, das Blut aller Moldauer und Walachen zu vergießen, ihre Güter einzuziehen, ihre Weiber und Kinder in die Sklaverey zu schleppen: ein Vorgang, welchen der Fürst Kaunitz erst auf die wiederholte Versicherung des Internuntius von Thugut glaubte; ja man berathschlagte

einen Augenblick, freylich wohl zum letzten Male, ob man nicht alle Christen im Reiche ermorden solle! Die Minister konnten nicht glauben, daß es möglich sey, aus dem baltischen Meere in das weiße (ägäische) zu kommen, und als sie das Faktum anerkennen mußten, machten sie Venedig Vorwürfe, daß es die Fahrt zugelassen; dem allgemeinen Mangel an Zucht und Ordnung im Heere getraute sich weder der Großwesir noch der Sultan durch heilsame Strenge abzuhelfen, sie nahmen zu den Halbmitteln der Schwäche, zu verstellter Zufriedenheit und zur Spende unverdienter Belohnungen ihre Zuflucht; regelmäßige Sipahi und Silihdare mochten sich nicht mehr werben lassen; die junge Mannschaft entfloh nach Kleinasien, und die Hafenbeamten, welche sie zurückweisen sollten, nahmen Geschenke, und ließen sie ziehen. Wie tief das Verderben in die hohe Beamtenwelt gedrungen, beweiset die Schamlosigkeit, welche, frech auftretend, unbestraft blieb. Der Großwesir hatte, um bessere Zucht im Lager herzustellen (1771), strengen Befehl erlassen, alle Lotterbuben aus dem Lager zu entfernen, und strafte den General der Zeugschmiede mit harten Worten wegen Uebertretung des Verbots. Da wagte der Bittschriftmeister Munib Efendi unter freudiger Billigung des ganzen Diwan zu reden: »Was heißt das? wenn der Padischah Juwelen zu tragen streng verbietet, erlauben sich die Minister und Großen doch kleine, mit Steinen besetzte Messer, die nicht ins Auge fallen, und man läßt ihnen dieß, ohne davon Kenntniß zu nehmen, hingehen. Wer wird mirs wehren, einen kleinen Knaben von acht Jahren, der mir Zuwachs von Lebensfrist schenkt, und als Gesundheits-Amulet dient, als einem Seelenkinde einen Bund um den Kopf zu winden, und denselben in meinen Diensten zu behalten, statt denselben hinauszustoßen, Anderen zum Opfer der Lust.« Unter der Habe des bey Karassu in russische Gefangenschaft gerathenen Omerpascha und des Tschauschbaschi Isper fanden sich zweytausend Beutel mit dem unverletzten Siegel des Sultans, wie dieselben ihnen aus dem Schatze zur Bestreitung des Ankaufes von Lebensmitteln ausgeliefert worden! Dazu Osman Efendi, ein höchst eingebildeter und verschrobener Kopf, »einer der Staatsmänner,« wie der Hr. Verfasser sich sehr gut ausdrückt, »denen die Vorsehung in ihrem Zorne das Vertrauen der Herrscher zuwendet, wann ihrer Reiche Verderben bestimmt ist.« Bey der Erzählung, wie Bukarest von den Russen eingenommen (1769), und der Archimandrit mit der russischen Medaille am Halse und zwey Pistolen an der Seite einzog (S. 349), ist es dem Hrn. Verfasser gewiß nur entgangen, nach Engels neuerer Geschichte der Wallachey (S. 26) zu erwähnen, auf welche bedeutsame Weise

der Priester des Friedens zu der Medaille gekommen. Belehrender und weniger, zum Theil gar nicht gekannt sind die Verhandlungen der Kabinette, als die allgemein besprochenen Thatsachen des Feldes. Sultan Mustafa, welcher selbst herrschte, und ohne dessen Wissen nicht der Großwesir, viel weniger der Reis Effendi ein Wort von Politik zu sprechen wagen durfte, schlug dem friedlichen Nachbar Oesterreich einschmeichelnd vor: »daß wenn die Russen aus Polen vertrieben seyn werden, es lediglich von der Willkür des kaiserlichen Hofes abhängen wird, entweder einen König zu dem polnischen Throne zu ernennen, oder die polnischen Länder mit der Pforte auf jene Art, wie die Billigkeit und Anständigkeit des kaiserlichen Hofes am gemessensten erachten wird, zu theilen.« So ging die erste Idee einer Theilung Polens (März 1770) zwey Jahre früher, ehe sie in einem andern Sinne erfolgte, gerade von jener Macht aus, welche zur Aufrechthaltung von dessen Selbstständigkeit die Waffen ergriffen! Herr von Thugut wies dieses Ansinnen förmlich ab, dagegen schloß er einen Vertrag (15. Aug. 1771), durch den sich die Pforte zu einem binnen Jahresfrist zu erlegenden Subsidium von zwanzigtausend Beuteln, d. i. nach dem damaligen Werthe des Piasters von eilf Millionen zweymalhundert funfzigtausend Gulden, zur Abtretung der kleinen Walachey, zur Befreyung des österreichischen Handels von allen lästigen Abgaben, und zur Sicherung desselben wider die Barbaresken verband, wogegen der kaiserliche Hof der Pforte den Frieden mit Zurückstellung aller russischen Eroberungen und Aufrechthaltung der polnischen Freyheiten zu erwirken versprach, denn Joseph II. und Friedrich waren in ihrer zweyten Zusammenkunft zu Neustadt übereingekommen, den Frieden zu vermitteln. Bald darauf (Sept. 1771) äußerte sich Preußen zuerst (?) gegen Oesterreich, daß es einige Theile von Polen, und namentlich Pommerellen, im Auge habe, und dem österreichischem Hofe zu gleichem Antheile verhülflich seyn wolle; zugleich wurde unter der Hand an Oesterreich ein Anwurf von Theilung des türkischen Reiches gemacht, wodurch die Moldau und Walachey für Rußland in Anspruch genommen, Bosnien und Dalmatien dem kaiserlichen Hofe nicht mißgönnt werden sollte. Doch seit jener Vertrag zwischen der Pforte und Oesterreich bekannt geworden (Ende 1771), empfand es Friedrich um so lästiger, eine Million Subsidien jährlich an Rußland zu bezahlen, und Katharina ließ sich herbey, nicht länger auf der sogenannten Unabhängigkeit der Moldau und Walachey — die dadurch unterthänig werden sollten, wie die Krimm es in Kurzem geworden — zu bestehen. Dagegen wurde ein geheimer Vertrag zwischen Rußland und Preußen geschlossen, ver-

möge dessen der König gegen die Zusicherung eines Theiles polnischen Gebietes gegen Oesterreich die Waffen zu ergreifen sich verband, wenn Rußland von Oesterreich angegriffen werden sollte. Die Einstimmung Oesterreichs zur ersten Theilung von Polen bestimmte Rußland, einem Frieden mit der Türkey sich geneigt zu zeigen. Das russische Ultimatum bey dem vergeblichen Friedenskongresse von Bukarest (Febr. 1773) nennt Herr von Thugut: »ein unverbesserliches Meisterstück eines auf die genaueste Kenntniß der hiesigen (in Konstantinopel) lokalen Umstände gestützten Unterdrückungsplanes, in welchem die gefährlichsten Forderungen so eingekleidet sind, daß sie in der Entfernung fast gar noch den Schein der Mäßigung haben könnten, wo hingegen hierorts ihre Wirkung unmöglich verschlagen kann, und dabey also künstlich eingefädelt ist, daß, wenn letztlich auch nur ein Theil der begehrten Bedingnisse durchgesetzt werden sollte, auch selbe mehr als hinlänglich seyn würden, Rußland die wahre Oberherrschaft im hiesigen Lande zuzueignen.« Die Ulema, welche Anfangs gegen den Krieg gewesen, sträubten sich nun allein, einen schimpflichen Frieden anzunehmen, welcher moslimisches Land, moslimische Festungen abtrate, die Vorrechte des Chalifen und die Sicherheit des Reichs gefährde. Als Mustafa die Nachricht von der Niederlage zu Karassu erhielt, rief er: »er sey überdrüßig der Art und Weise, wie von seinen Seraskeren der Krieg geführt werde, er wolle selbst nach Adrianopel aufbrechen,« und nur der Tod hielt ihn ab, sein Wort zu lösen. Katharina II. schildert den unglücklichen Herrscher und seine Umgebung in ihren Briefen an Voltaire nach ihrer leichten, witzigen Art: Aucun ministre ne voit le Sultan que dans des audiences publiques. Mustapha ne sait que le turc, et il est douteux qu'il sache lire et écrire (!) le prince est d'un naturel farouche et sanguinaire. On prétend qu'il est né avec de l'esprit, cela se peut; mais je lui dispute la prudence; il n'en a point marqué dans cette guerre.... Mustapha avait une soeur qui était la terreur de tous les pachas; elle avait, avant la guerre, au-delà de soixante ans. Elle avoit été mariée *quinze fois*; et lorsqu'elle manquait de mari, le Sultan, qui l'aimait beaucoup, lui donnait le choix de tous les pachas de son empire. Or, quand une princesse de la maison Ottomane épouse un pacha, celui-ci est forcé de renvoyer toutes ses autres femmes. Cette Sultane, outre son âge, était méchante, jalouse, capricieuse et intrigante. Son crédit chez son frère était sans bornes. Solche Urtheile sind berechnet, damit die Menge darüber lache und sie glaube; allein es ist Zeit, daß das richtigere des Hrn. Verfassers, der

sie schweigend übergeht, an ihre Stelle trete. »Sultan Mustafa war, wie die Regierung desselben gezeigt, kein grausamer, aber ein höchst unglücklicher Herrscher, welchen seine Vorliebe für geheime Wissenschaften, für die Kabala der Moghrebi und die Astrologie der Aegypter nur noch mehr in dem Dünkel bestärkte, daß er im Besitze untrüglicher Weisheit und Regierungskunst... Für seinen Geschmack spricht auch das von ihm erlernte Handwerk, indem jeder Sultan schon als Prinz ein Handwerk lernet, um hierin der mohammedanischen Ueberlieferung gemäß dem Beyspiele der größten Herrscher der biblischen Geschichte, David's und Salomon's, zu folgen, wovon jener Panzer schmiedete, dieser Körbe flocht. So hatte Sultan Mustafa das Handwerk des Buchbinders gewählt, was ihn immer mehr empfiehlt, als seinen Vorfahr, Sultan Osman III., das von demselben gewählte Handwerk des Pantoffelmachers.... Alles dieß tritt in den Hintergrund vor dem Ruine des Reichs, den er durch seine Sucht, selbst zu herrschen; ohne hiezu Fähigkeit und Kraft zu besitzen, und durch den von ihm im Widerspruche mit den Ulema begonnenen russischen Krieg herbeygeführt. Ob er, wie gleichzeitige Gesandtschaftsberichte und die Lebensbeschreibung des Großwesirs Bahir Mustafapascha zu vermuthen einigen Grund geben, seinen Bruder als gefürchteten Nebenbuhler in der Herrschaft vergiftet, bleibt dahingestellt; auch ohne diesen Brudermord war er ein eben so unglücklicher Herrscher, als seine beyden Vorfahren dieses Namens und sein dritter Nachfolger, der vierte Sultan dieses Namens.«

Sultan Abdulhamid, der Sohn Ahmed's III., seit drey und vierzig Jahren im Käfig, bestieg den Thron: ein Fürst ohne Talent, ohne Geschäftserfahrung, ohne andere Kenntnisse von der Welt, als die er sich durch die Lesung osmanischer Reichsgeschichte erworben, und daher im höchsten Grade aufgeblasen, ein Muster türkischer Unwissenheit und Einbildung. Das Thronbesteigungsgeschenk unterblieb, weil in den Kassen kein Geld vorräthig war. Der Sultan, der Großwesir, das Heer, die Minister wünschten Frieden um jeden Preis, die Ulema wiesen den schmachvollen standhaft zurück. In welchem Geiste der Krieg geführt wurde, geht schon daraus hervor, daß die Türken sich nicht überzeugen ließen, ein Theil ihrer Kameraden habe wirklich eine russische Kanone erbeutet, sondern fest bey der Meinung blieben, das Ganze sey ein durch List abgekartetes Spiel, die Kanone sey den Russen abgekauft! So war es nicht anders möglich, auch die Ulema mußten die Nothwendigkeit als gesetzlich anerkennen, und schnell kam der Friede zu Kainardsche, dem Orte, wo der tapfere General Weißmann in einem den Russen

ungünstigen Treffen gefallen, und am 21. Julius, dem Jahrestage des für Rußland unrühmlichen Friedens am Pruth zu Stande, damit durch den hellen Glanz der Gegenwart der Makel der Vergangenheit überstrahlet werde. Betrachtungen über diese weltbekannte Begebenheit beschließen das Buch. Die Erläuterungen enthalten, wie gewöhnlich, schätzbare Mittheilungen von Aktenstücken, unter denen das Bündniß der Pforte mit Oesterreich wohl das merkwürdigste ist. Die Auszüge aus dem ämtlichen Briefwechsel des Herrn von Thugut werden großes Interesse erwecken, und bewähren einen ausgezeichneten Scharfblick. »Bey diesen und dergleichen Proben einer ganz unglaublichen Unsinnigkeit, mit welcher die so sehr verdorbene eigene Verwaltung der Pforte seit einiger Zeit selbst weit mehr, als die russischen Waffen, ihre Zerstörung zu vollkommener Reife zu bringen beflissen ist, kann nicht geläugnet werden, daß wohl niemals eine Nation bey ihrem Untergange weniger, als die hiesige einiges Beyleides würdig gewesen wäre, wenn nicht dabey unglücklicher Weise der Umstand vorwaltete, daß die hierortigen Ereignisse für die Zukunft auf den Zusammenhang der übrigen Dinge der Welt den entscheidensten Einfluß haben, und binnen Kurzem die häufigsten Uebel von der erheblichsten Wichtigkeit nach sich ziehen müssen,« S. 584. Dem russischen Residenten Obreskoff, welcher achtzehn Jahre, nicht bey vierzig, wie Ferrand behauptet, in der Türkey gelebt, wird jedermann Einsicht und Kenntnisse zugestehen, und es natürlich finden, daß er den wahren Zustand der Dinge wohl erfaßt, und seinem Hofe getreu geschildert. Seinen Berichten vertrauend, mag Katharina ihre Entschlüsse gefaßt haben, und wenn der geistvolle Spittler dieß übersieht, und vermuthet, die Memoires des Freyherrn von Tott mögen auf ihre Entwürfe Einfluß gehabt haben, so ist ihm in dem Augenblicke gänzlich entgangen, zu bemerken, wie viele Späher durch das ganze türkische Reich ausgesendet die Kaiserin besoldete, welche ihr gereinigtere Wahrheiten überbrachten, als Tott, dessen Uebertreibungen schon zu seiner Zeit auffielen, und die auch unser Hr. Verfasser an vielen Orten bekämpft.

Diese wenigen Bemerkungen mögen andeuten, wie reichhaltig dieses letzte Buch ausgestattet worden, wie ebenbürtig dieser achte Band sich seinen Vorgängern anreihet. Es bleibt noch ein Wunsch übrig, der würdige Herr Verfasser, so nahe dem gesteckten, lockenden Ziele, möge die türkischen Geschichten recht bald beendigen, und für die mühevolle, emsige, rüstige Vollendung seines Hauptwerkes den vollen Kranz in Empfang nehmen. Karl Adalb. Veith.

Art. VIII. Reise durch Norwegen nach den Loffoden, durch Lappland und Schweden. Von Chr. Fr. Lessing. Berlin, bey Mylius, 1831.

Das Interesse, welches diese Reisebeschreibung erweckt, die beynahe noch ganz unbekannte Gegend, mit welcher sie sich beschäftiget, und endlich auch das Andenken an den Heros unserer Literatur (der Verf. ist ein Enkel von Gotth. Ephraim Lessing) werden eine kurze Anzeige derselben mehreren Lesern vielleicht willkommen machen.

Der Verf. trat seine Reise von Berlin aus am 20. May 1830 an. Der Weg über Lübeck und Kopenhagen kann hier übergangen werden. Am 30sten desselben Monats kam er nach Christiania, wo er sich durch die poetischen Schildereyen der Reisebeschreiber sehr getäuscht fühlte. Statt der gerühmten »blauen Augen« fand er »triefende,« statt des gepriesenen »Witzes« der Einwohner fand er »Aberwitz,« fand er schale Geschwätzigkeit und unverschämte Prellereyen in dem Gasthause. Wir werden aber bald sehen, daß unser Reisende nicht leberkrank ist, wie man aus einem solchen Anfange vermuthen könnte. Die mittlere Temperatur dieser Stadt ist 5° 16′ Cent. In demselben Grade der nördlichen Breite liegt Upsala mit der mittleren jährlichen Temperatur 5° 54, Stockholm 5° 69, Petersburg 4° 5, Solikamsk an der sibirischen Grenze + 0° 2 und Churchill an der Ostküste der Hudsonsbay mit — 7° 3. Auch hier, wie im mittleren Asien, bestätigt sich also die größere Kälte mit dem Fortschreiten gegen Ost auf demselben Parallelkreise. So ist die mittlere Temperatur Kasans viel niedriger, als die von Moskau, obgleich beyde auf demselben Breitengrade liegen, und die Awatscha-Bay (wer friert nicht bey der bloßen Benennung dieses Hafens) hat mit Berlin und London nahe dieselbe Breite, aber welche Differenz des Klima! In den Gärten Christianias gedeihen noch Aepfel, Birnen und Aprikosen, selbst der Wein trägt in den meisten Jahren im Freyen reife Früchte, aber Pflaumen und Pfirsiche kommen nicht mehr fort. Die Häuser sind alle von Holz, klein und elend, kein einziges Prachtgebäude, kein Pflaster auf den Straßen. Die Liebe der Einwohner zum Theater ist hier, wie in allen norwegischen Städten, sehr groß, und Professoren der Universität treten auf der Bühne der Liebingstheater auf. Das Reisen auf dem Lande ist hier beschwerlich, da die Bauern mißtrauisch, unfreundlich und so neugierig sind, daß sie den Fremden oft unerträglich werden. Alle Frauen und Mädchen, ohne Ausnahme, mußten wissen, wie alt ich sey, ob ich schon geheiratet habe u. dgl. Das Fuhrwerk für Reisende sieht unsern Henkerskarren

ähnlich, und die Kost, selbst in den Gasthäusern, besteht in Milch, Käse, Butter, Branntwein und dem Fladbrödt, einer Art kuchenförmigen Brotes, das sehr dünn, trocken, und beynahe ungenießbar ist.

In Hunds, wo er am 2. Junius um 11 Uhr Nachts ankam, konnte er noch ohne Licht lesen. In Lillehammer zog das Volk eben zur Kirche. Die Kopfbedeckung beyder Geschlechter besteht in rothen, wollenen, unsern Schlafmützen ähnlichen Hauben, die von hier bis in den höchsten Norden hinauf Mode sind, und, sonderbar genug, alle aus dem Auslande geholt werden. Die Weiber reisen hier gewöhnlich zu Pferde, meistens zwey auf einem Gaule. Straßenraub und das Ermorden der Postillione soll hier nichts Seltenes seyn. Dörfer sind wenige, meistens nur isolirte Häuser, mit Schiefer gedeckt. Wölfe machen die Wege im Winter sehr unsicher. Die Bauern schleppen an ihren Schlitten lange Stricke nach, vor welchen sich diese Thiere fürchten. Bey Tofte ist viel Wohlstand, wie die schönen Bauernhäuser und der gute Viehstand zeigt. Die Wände der Häuser sind tapezirt, der Fußboden der besseren Stuben ist bemalt, man schläft in Eiderdunen, und sieht sogar öfter die in Trondhjelm gemalten Porträte der Besitzer. Die vielen, selbst im Junius noch mit tiefem Schnee belegten Berge machen es hier kalt, und zwingen selbst mitten im Sommer zum Einheitzen. An Sonntagen sollte man hier nie reisen. Man findet nichts, als betrunkene Landleute, und das Fragen und Plaudern mit ihnen hat kein Ende. Jenen Träumern von Unschuld der Sitten bey diesen sogenannten Naturvölkern muß man nicht glauben. Man wird bald finden, daß die meisten nur dann nicht stehlen und betrügen, wenn sie nicht können. Der Post, die im ganzen Lande auf den oben erwähnten Karren fährt, und die meist nur von Bauernjungen besetzt werden, darf man, aus Respekt, nirgends am Wege vorfahren, wenn man sich nicht Schlägen oder doch Schimpfworten aussetzen will. Trondhjelm ist eine freundliche Stadt mit breiten, regelmäßigen Straßen, ringsum von hohen Schneebergen eingeschlossen. Sie zählt 12,000 Einwohner, die niedliche Landhäuser um die Stadt erbaut haben. Alle Manufakturwaaren werden aus dem Auslande hieher geholt, wie z. B. die Schlösser aus Deutschland. Das Glas ist erbärmlich, und in ganz Norwegen ist die hiesige Töpferwaarenfabrik die einzige, weil es überall an Thon fehlt. Deßhalb gibt es auch in Norwegen keine Kachelöfen. Hier hört aller Fahrweg weiter nach Norden auf; man muß gehen oder reiten, oder zur See zwischen den vielen Inseln sich durchhelfen. Die Wasserfahrzeuge dazu, die sogenannten Jagten, sind ein einmastiges,

nie bedeutend großes Schiff ohne Bogspriet. Mit ihnen machen die Einwohner ihre zwey gewöhnlichen Reisen im Jahre nach dem Norden, die eine, um die gesalzenen Fische, und die andere, um die getrockneten Stockfische zu holen. In diesen Booten kann man natürlich nur Küstenfahrt treiben, nur bey Tage fahren, und meistens nur sehr langsam von der Stelle kommen. Viele verunglücken in jedem Jahre, obschon man an jedem dieser Schiffe zwey Kompasse befestigt sieht, wahrscheinlich weil man glaubt, zwey seyen besser als einer. Das Meer friert in diesen Gegenden nie zu, aber die fürchterlichen Nebel und die Stoßwinde im Winter machen diese Seereisen sehr gefährlich. Bey Stockhund begegneten wir Kähnen, deren Besitzer, arme Bauern, uns viele Fische zum Verkaufe anboten. Mehr Bettler, als Kaufleute, klammerten sie sich mit ihren Händen, nicht ohne Lebensgefahr, an unsere schnellsegelnde Jagt an, und nachdem jeder von ihnen einen Schnaps und eine Handvoll Kautabak erhalten hatte, dankten sie und blieben zurück. Arme Menschen, die ihr euer Leben so gering, und jene Dinge so hoch schätzt.

In Alstahoug, einem ehemaligen Bischofssitze, trägt das Korn zehn- bis zwölffache Ernte, und die Kartoffeln bringen den zwanzig-, ja sogar öfter den 32fachen Ertrag der Aussaat. Am 29. Junius durchschnitt unser Reisender, den wir von nun an selbst reden lassen wollen, den Polarkreis. Ich erblickte am 2. Julius das Oxenfield, ein ungeheures Schneefeld, das wohl seit Jahrhunderten viele Spitzen von Bergen in sich begraben hat, und so recht eigentlich ein Gletscher von der größten Sorte ist. Da ich die Meinung äußerte, daß der Boden des Festlandes gegen das Meer sich mit jedem Jahre zu erheben scheine, so lachte man über mich und meinte, daß wohl das Meer falle, weil man so viel Wasser zum Trinken und Kochen daraus nehme. Es möchte seyn, wenn das Meer Branntwein führte, denn man ist hier zu Lande noch weniger Freund des Wassertrinkens, als bey uns. Am 5. Julius erreichten wir endlich die Loffoden, eine Inselreihe an der westlichen Küste Norwegens, die sich von 67° 30′ bis 69° 40′ nördl. Breite ausdehnt. Die vier größten dieser Inseln heißen, von Süd gegen Nord gezählt, Moskenäsoe, Flagstadöe, West- und Ost-Vagöe. Der Bewohner einzige Beschäftigung und Nahrungszweig ist die Fischerey. Viehzucht fehlt; Gerste und Kartoffeln werden allein angepflanzt, des durchaus felsigen Bodens wegen. Die wenigen Zugthiere werden im Winter von Fischköpfen, Eingeweiden und Birkenreis ernährt; dafür sind die größten Kühe kleiner als unsere größten Hunde, und die Schafe nur wie unsere großen Katzen. Doch schmeckt ihr Fleisch gut, nur das der Schweine ist schlecht, da diese bloß

von Meerprodukten ernährt werden. Ein Hauptleckerbissen ist der alte Käse aus saurer Kuhmilch bereitet, den man mehrere Jahre trocknen läßt, und der seine löbliche Eigenschaft, je älter je besser zu werden, sogar denen mittheilen soll, die davon genießen, da er für sehr gesund gehalten wird. Die Fischerey ist hier sehr im Schwunge. An einzelnen Buchten sieht man oft sechs- bis achttausend Menschen durch mehrere Monate zu diesem Zwecke versammelt, die 1500 bis 2000 Boote mitbringen. An manchen dieser Plätze ist die jährliche Ausbeute zwanzig- bis dreyßigtausend Wag Fische. Ein Wag ist vierzig schwedische oder nahe dreyßig Wiener Pfund. Besonders der Kabeljau-Fang ist hier sehr ergiebig. Diese Fische kommen in Heeren zu vielen Millionen, um hier zur Laichzeit Ruhe in den Tiefen zwischen den Inseln zu suchen. Aber so groß der Ertrag dieses Geschäftes in den Loffoden ist, so ist er doch nicht mit dem von Neufoundland und Labrador zu vergleichen. Dort fangen die Amerikaner allein zwey Millionen Quintaux und die Engländer 60,000 Tonnen, die Franzosen 200,000 Quintaux, also zusammen jährlich über 380 Millionen Pfund, während der jährliche Fang auf den Loffoden nur 9 Millionen Pfund betragen mag. Die Bevölkerung dieser Inseln ist klein und nimmt immer ab. Viele sterben auf der See, meistens weil sie, statt auf den Kompaß, zu tief in die Flasche gucken. Dazu sind die Fischerplätze gewöhnlich sehr ungesund, wegen ihrer bösen Ausdünstungen. Endlich gibt es von Helgeland bis zum Nordcap herauf nur zwey Aerzte, einen in Alstahuy und den andern in Ulföen, welcher letzte sich einen solchen Ruf erworben hat, daß die Bauern lieber sterben, als ihn zu Rathe ziehen. Vom Fußgehen oder Reiten und Fahren ist auf diesen Inseln selten eine Rede. Oft sind schon zwey, nur eine Stunde getrennte Häuser durch unersteigliche Felsen von einander gesondert. Man fährt also beynahe durchaus zur See, aber immer hart am Ufer. An Obstbäume ist hier auch nicht zu denken. Nicht einmal die Johannisbeere wird reif, und selbst der Graswuchs ist so spärlich, daß man das auf den Bergen mühsam gesammelte Gras, in Netze gebunden, über die steilen Felsen herabläßt. Die Birke lebt noch, kriecht aber furchtsam an der Erde. Nur wenig grüne Plätze erfreuen das Auge. Ueberall nur nackte, graue Felsen und große Schneemassen nach den zahllosen Spitzen herauf, selbst in der Mitte des Sommers. Die einzigen Bewohner dieser Berge sind Schafe, die im Frühling ausgesetzt und im Herbste wieder abgeholt werden, um den Winter im Stalle zuzubringen. Bären kommen selten hieher vom festen Lande. Man erzählte mir an mehreren Orten eine kürzlich vorgefallene Geschichte mit einem solchem Thiere. Es

sprang in das Boot eines Bauern, der eben von einer Insel zu einer anderen, ganz nahen, übersetzen wollte. Der Bauer, wie alle Nordländer, nicht gewöhnt, das Geringste umsonst zu thun, drohte mit der Ruderstange, und wollte sich seinen Lohn erzwingen. Da aber der Bär ernsthafte Miene zur Gegenwehr machte, und seinen Pelz als Ueberfahrtsgeld nicht hergeben wollte, so setzte sich der Bauer ruhig auf seine Bank, und ruderte weiter. Am Ufer angekommen, sprang der Bär ans Land, klüger als höflich, und ging seiner Wege.

Am 13. July ritt ich mit Propst Lange den ganzen Tag neben dem Meeresufer, wie es schien, über Torfgrund und Sand, dem ehemaligen Bette des Meeres. In diesem Sande soll oft der Reiter sammt seinem Pferde versinken. Es war schauerlich, als wir in der wüsten, öden Gegend einer Leiche begegneten, die in einen einfachen hölzernen Kasten gepackt, von einem Manne begleitet und einem Pferde gezogen, langsam auf einer Schleppe einhergeschleift wurde. — Lappländer sieht man jetzt auf diesen Inseln fast gar nicht mehr: sie sind unterdrückt oder vielmehr weiter gegen Norden hinaufgedrückt worden. Doch findet man noch in den Gesichtszügen der heutigen Einwohner viel Aehnlichkeit mit lappländischen Gesichtern. Auch der Vogelsang ist hier ein nicht unbedeutender Erwerbszweig. Der Alca arctica nistet hier zu Tausenden in den Felsenlöchern, von denen sie, angegriffen, nicht lassen wollen, daher sich einer in den Hintertheil des anderen festbeißt, und gleichsam ganze Schnüre von Vögeln machen, die abgerichtete Hunde aus ihren Schlupfwinkeln hervorziehen, wo dann die Vögel von den Bauern erschlagen werden. Das Innere des Landes dieser Inseln lernte ich nicht kennen. Wissen doch die Einwohner selbst nichts davon. Was sollte sie auch dazu verleiten? Dort sind die Berge noch kahler, der Schnee noch tiefer, die Kälte noch heftiger, und Fische, die einzige Nahrung, der einzige Erwerb, sind nur an den Küsten zu haben.

Hundholm ist ein sehr freundlicher Ort von etwa funfzig Häusern, die auf einer ebenen Wiese verstreut liegen, vor sich das nahe Meer, mit Schiffen im Hafen, und hinter sich hohe, mit Schnee bedeckte Berge. Sie scheinen ganz nahe, sind aber noch fern genug. Dieß ist eine bekannte Wirkung der hohen Durchsichtigkeit der Luft in den Polargegenden. Hier wohnen viele Kaufleute, von denen selbst mehrere eine nicht gemeine Bildung haben, und recht artige Hausbibliotheken halten. Auch die Gegend herum ist gut kultivirt, man sieht wieder Wiesen und fruchtbare Gärten, die man über den 67. Breitegrad nicht mehr erwartet. Die hier so häufigen Strömungen zwischen den

Inseln sind oft äußerst gefährlich, besonders der Malström und der Sallenström, wo jährlich viele Menschen verunglücken. Die Ursache des hier mit solcher Gewalt einfließenden Wassers ist ohne Zweifel die Meeresfluth, die hier öfter vier bis fünf Ellen beträgt. — In Dala hielt ich Mittag mit den Bauern, die eben von der Heuernte kamen. Alt und Jung stand um den Tisch; ohne Gabel und Messer griff jeder mit schmutzigen Händen los auf die halbgesalzenen, halbgetrockneten Fische, die schon lange vorher in einer hölzernen Mulde aufgetragen waren, und die ganze Stube mit dem widerlichsten Gestanke erfüllten. Es gehörte Hunger und selbst dann noch Entschlossenheit dazu, den ersten Bissen hinunterzuschlucken. — Hier trifft man schon Lappen, obschon noch sparsam. Ihr Gesicht ist rund, gelb, die Augen tiefliegend, die Backenknochen vorstehend, das Haar lang und schwarz. Auch ist hier das Kaffeetrinken sehr verbreitet, selbst unter den Bauern, was sehr gut ist, da dadurch das leidige Branntweintrinken verdrängt wird. Die Führer der Reisenden sind hier durchaus Lappen, denn sie kennen alle Wege und Stege, sind aber beynahe immer betrunken. Mein lappländischer Führer hatte ein Gesicht, wie man Sokrates abbildet, nur alles ins Leidenschaftliche gezogen. Nur wenige schwarze Haare bedeckten sparsam die Schläfe; seine Brust war nackt; alle seine Bewegungen und Gestikulationen im hohen Grade übertrieben; dabey ein Eigensinn und ein Eigennutz, wie ich ihn noch selten sah. Wer hier reisen will, versorge sich vor allem mit Branntwein, ohne dessen Spende man nirgends ein freundliches Gesicht sieht. Nichts ohne ihn, alles durch ihn. — Am 16. August reiste ich von Saltalen nach dem eigentlichen Lappland ab. Am andern Tage schon erreichten wir die erste Rennthierheerde und das erste Lappenzelt, wo wir von vielen bellenden Hunden begrüßt wurden. Diese Hunde haben die Farbe des Dachses und die Gestalt des Spitzes. Dieses Zelt, in dem man selbst in der Mitte kaum aufrecht stehen konnte, war von Leinwand, mit Stäben gespannt, oben für den Rauch mit einer Oeffnung versehen und mit Menschen in allen Lagen überfüllt. Die einen lagen; die andern saßen, wie die Türken, mit kreuzweis über einander geschlagenen Beinen; der eine schlief, der andere arbeitete; einer kochte, einer aß, und die meisten sahen mich starr an. In der Mitte ein halb erstorbenes Feuer, und was vom Raume noch übrig war, erfüllten die Hunde. Löffel und Teller sind von Holz, gewöhnlich wird aber nur die Hand gebraucht. Alle Nahrung beynahe kömmt vom Rennthier. Das Fleisch desselben wird in kleine Stücke zerschnitten, ehe es gekocht wird. Salz fehlt im ganzen Lande. Sie essen aber auch Pferdefleisch und selbst gefallenes

Vieh. Aus Käse, Milch, Rennthierblut und Mehl bereiten sie eine nicht geschmacklose Suppe. Früher war die Anzahl der Lappen und die Ausdehnung ihres Gebietes viel größer, als jetzt. Die Gebirgslappen scheinen allmälich ganz auszusterben. Die Norweger und Schweden drängen jene immer mehr auf das Gebirge zurück, wo sie bloß auf das Rennthier beschränkt sind und verkümmern müssen. Das Wort Lappe ist eigentlich ein Schimpfwort, das ihnen ihre Nachbarn und Feinde gegeben haben, und bedeutet einen Vertriebenen. Sie selbst nennen sich Same, und ihr Land Samednan. Sie wurden früher von eigenen Königen regiert. Alle Lappen haben ein Entsetzen vor dem Kriege. Man brauchte sie sonst wohl auch zur Besatzung in Festungen als Soldaten, aber bey dem ersten Kanonenschuß liefen sie immer davon, und ließen sich nicht weiter halten. Sie sind also jetzt von der Konskription befreyt. Ueberhaupt scheinen sie sehr ängstlich und furchtsam zu seyn. Dieß und ihre ungemeine Liebe zum Gelde charakterisirt sie. Sie nehmen aber nur Silbergeld, und vor Banknoten haben sie innigen Abscheu. Uebrigens scheinen sie Geistesfähigkeiten in nicht geringem Grade zu besitzen. Kranke sind selten unter ihnen, am meisten noch Augenkranke, wie bey den Eskimos. Die Pockenimpfung ist unter ihnen schon seit sehr langer Zeit eingeführt. Rennthierkäse soll ein herrliches Mittel seyn, erfrorene Glieder wieder zu beleben. Ein Lappenzelt wird immer von mehreren Familien zugleich bewohnt, die aber freylich nicht sehr zahlreich sind. Selten hat eine Familie mehr als zwey Kinder. Wuchs und Gesichtszüge sind beynahe bey allen gleich, und unter den Mädchen würde selbst manche bey uns für hübsch gelten; nur die Röthe der Wangen fehlt und der größere Wuchs. Die beyden Geschlechter sind in der Kleidung nur wenig verschieden. Ihre Lieblingsfarben sind blau und roth. Unter den Männern im Zelte war auch eine Art Obrigkeit, die mich hin und her ausfragte, und mich endlich ganz kurz für einen Landstreicher erklärte. Ich holte meinen großen Paß hervor, den er lange anstierte, aber nicht lesen konnte. Da er sich dadurch nicht überzeugt fühlte, so entstand ein großer Lärm im Zelte, und alles schrie durch einander. Meine Begleiter nahmen meine Partey, und der Lärm wurde endlich so groß, daß mir bange wurde. Auf Anrathen meines Führers, der seine Leute kannte, gab ich dieser Obrigkeit Tabak, den sie annahm, und dann Branntwein, welchen sie anfangs ausschlug, aber dem Wohlgeruch des Nectars, den ich ihr unter die Nase hielt, nicht widerstehend, endlich auch anzunehmen geruhte, und auch davon so bezaubert wurde, daß er wie ein Kind mit aufgehobenen Händen um mehr bat, und immer auf seine durstenden Lippen zeigte. Dann strei-

chelte mir diese Obrigkeit die Backen und sagte, sie sähe mir schon im Gesichte an, daß ich ein grundehrlicher Mensch sey. Endlich wurde ich mit trockenem Rennthierkäse bewirthet, der hier die Stelle des Brotes vertritt.

Als die Rennthierheerde ankam, hörte ich lange vorher das Bellen der sie treibenden und in Ordnung haltenden Hunde. Die Thiere selbst legten sich vor dem Zelte auf ein Schneefeld, wo sie der Hitze und den Insekten weniger ausgesetzt waren. Alles aus dem Zelte lief sogleich hin, und jeder hatte sein bestimmtes Geschäft. Kinder warfen mit großer Geschicklichkeit Schlingen um die Hörner der Weibchen, die Frauen melkten, die Männer suchten die tüchtigsten Thiere zum Tragen aus. Die Hüter und Hunde umgingen sorgsam die Heerde. Die frische Milch schmeckte köstlich. Auch wurde eines sogleich auf dem Felde geschlachtet. Diese Thiere sind hier nur so groß, wie unsere jungen Kälber. In Spitzbergen und im nördlichen Asien sollen sie viel größer seyn, und daher zum Reiten taugen. Den ganzen Sommer geben sie täglich Milch, aber nicht mehr als 1/4 Quart. Sie sind den Lappen bekanntlich ihr Alles, und kein Theil derselben bleibt unbenützt. Als Zugthier werden sie hier nur im Winter vor kleinen Schlitten gebraucht, und auch da nur die Eunuchen unter den Männchen. Was Wunder dann, wenn der Lappe den, den er am meisten schätzt, ein castrirtes Renn nennt. Wird es zu sehr angetrieben, so streckt es die Zunge heraus, und wenn der Treiber auch dann nicht nachläßt, so geht es auf ihn los, und züchtiget ihn durch Hufschläge.

Am 29 August zogen wir weiter, immer zwischen Schneefeldern und beschneyten Bergen eingeklemmt. Mein Lappe fragte mich, ob ich nicht ein Prinz sey, der incognito reise, ob ich auch an Thor glaube u. s. w. Er wadete oft durch Flüsse, wo das Wasser ihm bis zur Schulter ging, und fand es doch nie der Mühe werth, seine ganz durchnäßten Kleider zu trocknen. Er war beynahe immer betrunken, taumelte aus einer Pfütze in die andere, aber verfehlte nie den richtigen Weg. Die Friands unter den Rauchern in Lappland haben sehr kleine Pfeifen, das Rohr nur einige Zoll lang und den Kopf der Pfeife wie eine Nußschale. Das Vergnügen, sie öfter stopfen zu können, scheint dabey gar sehr in Anspruch zu kommen.

Wenn die Lappen ihr Zelt abbrechen und weiter ziehen, um einen andern Ort aufzusuchen, so wird die ganze ihnen gehörende Heerde von Rennthieren aus der Gegend zusammengeholt und bepackt. Unter dieses Gepäck gehören auch die kleinen Kinder, die in Häute eingewickelt und den Thieren auf den Rücken gebunden werden. Die größeren sind mit langen Stangen bewaffnet,

und den ganzen Zug der Lappen begleitet zu beyden Seiten die Heerde, von Hunden wohl umschwärmt und zusammen gehalten. Abends schlagen die Menschen ihr Lager auf, und lassen die Heerde rings herum weiden. Morgens werden die Thiere gemolken, ehe man wieder aufbricht. An Sonntagen ruht der ganze Zug. Von religiösen Gebräuchen habe ich nie etwas anderes an ihnen bemerkt. Den Satan kennen sie, wenigstens führen sie ihn immer im Munde. Götzen anzubeten ist bey Todesstrafe verboten.

Hyttan ist wegen seiner Silberhütte bekannt, die der schwedische Baron von Hermelin hier errichtete. Hyttan wird das Paradies von Lappland genannt. Nun ja, aber ein lappländisches Paradies. Der Geistliche des Orts hält seine Predigt in schwedischer Sprache, die dann sofort, Satz für Satz, von dem Küster ins Lappländische übersetzt wird. Der Ort besteht aus einer Gruppe hölzerner Häuser, von einem düstern Tannenwald begränzt. Am 28. August reiste ich von hier auf dem Flusse ab. Unser Weg führte uns mehrere Tage lang durch nichts als Tannenwälder. In Jockmock sind um die Kirche des Dorfes eine Menge kleiner, leerer Hütten erbaut. Da kehren die Entferntwohnenden am Sonnabend ein, wie in Karawanserenen, um hier zu schlafen und Sonntags dem Gottesdienste beyzuwohnen. Mädchen und Knaben schlafen hier in demselben Bette beysammen, bis sie heiraten, man sagt, ohne Nachtheil. Hier werden auch jährlich mehrere Jahrmärkte gehalten, welche die Lappen besuchen und gegen ihre Rennthierfelle Waaren eintauschen. Bis von Tornea kommen Kaufleute hieher. Die Mücken sind hier den Reisenden im Sommer höchst beschwerlich. Sie tragen deßhalb eigene Schleyer über das Gesicht, und die Landleute beschmieren sich Gesicht und Hände mit Theer und Thran. Am 30. August kamen wir in Lulastad im Hafen an. Die Gegend rings herum ist gut bebaut, und zeugt, was wachsende Kultur selbst in dieser Breite vermag. Hier wird viel Handel getrieben. Es liegt unter 65° 35′ B. am botnischen Meerbusen. Am 2. September brach ich nach Tornea auf, an der Nordspitze dieses Meerbusens Vor der Stadt sah ich das spärliche Getreide in großen Pelzhandschuhen ernten. An Aufsicht für die Reisenden scheint es auch nicht zu fehlen, ich mußte des Tages wenigstens zehnmal meinen Paß vorzeigen. Tornea hat 500 Einwohner und nicht weniger als Ein Schiff, und heißt doch eine schwedische Handelsstadt. Rothe Häuser, im ganzen Norden ein Zeichen des Wohlstandes, sind hier seltener, als rothe Nasen, das Zeichen eines fleißigen Branntweintrinkers. Die Heugewinnung von den Straßen und Plätzen der Stadt

gehört zu den Regalien des Bürgermeisters, und dieß muß nicht unbedeutend seyn, denn ich sah nicht bloß Gras, sondern selbst Kartoffeln auf den Plätzen der Stadt wachsen. Die Gegend um Tornea ist durch zwey Gradmessungen berühmt, die unter Maupertuis i. J. 1737 und unter Svaneberg i. J. 1801.

Von hier segelte ich, des weiteren Reisens in dieser Gegend müde, am 9. Sept. auf einem dänischen Schiffe nach Stockholm ab. Wir kamen sehr schnell nach Krakfundes, aber hier mußten wir mehrere Tage bleiben, des widrigen Windes wegen. Ich wurde ungeduldig, und zog es endlich vor, mit einigen Schiffsgefährten zu Fuß nach Upsala zu reisen. Hier angekommen, suchte ich vor allem die noch übrigen Reliquien Linné's auf. Aber davon ist wenig zu finden. Seine Sammlungen wurden nach England verkauft und sein Garten ist ein öffentlicher Spazierort geworden. Aber sein Andenken lebt hier noch hoch, wie es in ganz Europa bey allen Gebildeten lebt. Die Universität, jetzt unter russischer Herrschaft, hat ihre alte Verfassung beybehalten, und sie erhält sich allein von den Einkünften ihrer liegenden Güter. Vorbereitungen, um zur Philosophie einzutreten, werden eben nicht viel gefordert, und wer diese sogenannte Philosophie ausstudiert hat, hascht schnell nach dem Titel eines Magisters oder Doktors, wie in Deutschland. Examina gibt es ohne Ende, und es ist zweifelhaft, ob der Examinirende oder der Examinirte mehr zu beklagen ist. Die Doktors-Promotionen sind zu einer bloßen feyerlichen Förmlichkeit herabgesunken. Die Anzahl der Studierenden ist nahe 800. Die Zeit der Vorlesungen beschränkt sich nur auf einige Monate, die übrigen werden mit ewigen Prüfungen ausgefüllt. Den ganzen Sommer beynahe sind Ferien, wo die Studenten nach Hause reisen, und nicht selten den Pflug ergreifen, da sie meistens arm sind, und nur von kleinen Stipendien leben, welche Privatpersonen ausgesetzt haben. Das im Norden so gewöhnliche Trinken ist leider auch unter diesen Musensöhnen in der Mode. Sie kennen keine andere Unterhaltung, und Abends sechs Uhr zieht alles nach den Wirthshäusern. Hier wird mit einer Flasche Schwachbier angefangen, dann kömmt Branntwein und endlich Todde, ein Getränk aus Wasser, Zucker und Rhum bereitet. Von dieser Ordnung weicht kein braver Student ab, höchstens darin, daß er die Portionen verdoppelt.

Bey der vorhergehenden Uebersicht dieser Reise ist die Rücksicht auf Botanik weggelassen worden, obschon diese eigentlich die Hauptsache des ganzen Buches ist. Ref. besorgte, nur einer kleinen Anzahl von Lesern, die am besten das Werk selbst nachsehen werden, durch eine lange Reihe botanischer Nomenclaturen

zu genügen. Botaniker selbst werden eine reiche Ausbeute für die Flora jener Gegenden in dem Buche finden, besonders in dem »Versuche einer vergleichenden Flora der Loffoden,« die dem Ganzen angehängt ist, und 85 Seiten enthält. Den Beschluß machen einige interessante Beyträge zur Flora Scandinaviens. Endlich findet man auch in dem Werke viele Barometer- und Thermometer-Höhen, von dem Verf. nicht nur beobachtet, sondern auch nach den Gauß'schen Tafeln berechnet, nebst mehreren mittleren Barometerständen an der Oberfläche des Meeres. Man wird schon aus dem oben Angeführten sehen, daß es dem Verf. weder an Beobachtungsgeist, auch außer den botanischen Regionen, noch an Darstellungsgabe fehlt. In seinem Vortrage, der sich durch kurze, rhapsodische Schilderungen und durch eben solche Perioden auszeichnet, wird man, eben durch diese präcise Kürze, durch die Angemessenheit des Ausdrucks und durch die, wenn wir so sagen dürfen, rein ausgeprägte Diction, häufig an den unvergeßlichen G. E. Lessing erinnert, dessen Enkel der Verf. ist. Möge der Geist seines großen Ahnherrn, des Heros unserer Literatur, auf ihm ruhen und bey ihm bleiben bis an das Ende seines Lebens, dessen Anfang die volle Kraft der Jugend und ihre schönste Zierde, die Bescheidenheit, an mehreren Stellen seines Werkes bezeichnet, und uns für die Zukunft zu den schönsten Hoffnungen berechtiget. Littrow.

Art. IX. Vita di *Benvenuto Cellini*, Orefice e Scultore fiorentino, scritta da lui medesimo, restituita alla Lezione originale sul manoscritto Poirot ora Laurenziano, ed arricchita d'illustrazioni e Documenti, dal Dottor *Francesco Tassi*. 3 Vol. in 8vo. Firenze presso Guglielmo Piatti, 1829.

Das Leben des berühmten florentinischen Goldschmieds, Medailleur, Erzgießer und Bildhauer in Marmor, Benvenuto Cellini (geb. 1500, gest. 1570), von ihm selbst beschrieben, ist zu bekannt, als daß es erforderlich wäre, von dem Inhalt desselben Bericht zu geben. Wir Deutschen erfreuen uns vor andern Nationen, denen das Werk durch Uebersetzung näher gebracht worden, einer vortrefflichen und mit vollem Rechte berühmten von Goethe.

Die hier anzuzeigende neueste italienische Ausgabe der erwähnten Lebensbeschreibung des B. Cellini ist, gegen alle früheren gehalten, ohne Widerrede die vollständigste und richtigste; denn wie jene nur nach mehr und weniger fehlerhaften Abschriften gedruckt sind, so gründet sich diese hingegen auf ein

Manuscript, welches vergessen, vor nicht vielen Jahren zu Florenz wieder aufgefunden worden, und aus erheblichen Gründen für das ursprünglich ächte, zum Theil von Cellini selbst eigenhändig geschriebene, zum Theil von ihm in die Feder dictirte gelten kann. Signor Luigi de Poirot, ein Mann, der zu Florenz mit Ruhm öffentliche Aemter verwaltet, und als Liebhaber der Literatur eine zahlreiche, wohlgewählte Bibliothek sammelte, brachte solches gelegentlich an sich, und später kam es durch Vermächtniß an die große Laurenzianische Manuscriptensammlung.

Der erste wie auch der zweyte Band dieser neuen Ausgabe enthalten Cellini's Lebensgeschichte, vom Herausgeber durch sorgfältige Benützung der erwähnten, nun Laurenzianischen wahrscheinlich Originalhandschrift, mit einer beträchtlichen Menge verbesserter Lesearten ausgestattet; weiter noch in Noten unter dem Texte mit Nachrichten von den merkwürdigen Personen, welche Cellini in seiner Lebensbeschreibung nennt, und mit denen er in Berührung gerathen war, wodurch alles viel klarer, die Erzählung für den Leser verständlicher wird. Kunstliebhaber müssen ferner die mitgetheilten Nachweisungen, wo einige der bedeutendsten Arbeiten von Cellini sich gegenwärtig befinden, dankbar erkennen, und so mögen auch viele, die italienische Sprache angehende Bemerkungen für Forscher in solchem Fache erwünschte Gaben seyn.

Im dritten, aus verschiedenen Abtheilungen bestehenden Bande findet man in der ersten Abtheilung (S. 5 — 262), Ricordi e Documenti überschrieben, gar manches Interessante hier zum ersten Male mitgetheilt. Jene (die Ricordi) sind meistens Auszüge aus Privatpapieren des Künstlers, die in der Riccardianischen Bibliothek zu Florenz aufbewahrt werden, und betreffen mancherley häusliche Angelegenheiten, Rechnungen wegen gefertigten Arbeiten, Kauf, Verkauf, auch das Gewicht von Erz, welches zum Perseus und verschiedenen zu demselben gehörigen Nebenwerken, ingleichen zu der Büste des Herzogs Cosimus verwendet worden, Tagelohn an die Gehülfen, Lohn verabschiedeter Mägde, Mitgift für eine seiner Nichten, die er als Nonne ins Kloster gebracht rc. rc. Unter den Documenten, welche der Herausgeber aus mehreren Archiven zusammengesucht, ist besonders das Naturalisationspatent, von König Franz I. dem Cellini im July 1542 ertheilt, merkwürdig, wie auch die Schenkungsacte vom 15. July 1545, kraft welcher unserm Künstler la Maison du Petit-Nesle zu Paris zur Werkstatt und Wohnung für ihn und seine Gehülfen, deßgleichen zum Aufbewahren der Arbeiten eingeräumt wird. S. 225

dieses Bandes findet sich sein Testament abgedruckt, und S. 254 ein Auszug aus dem Verzeichnisse des Nachlasses. Bittschriften wie auch Klagen an den Herzog gerichtet kommen gar viele vor, so viele, daß man sich keineswegs wundern darf, wenn die Geduld dieses Fürsten endlich erschöpft wurde.

Die zweyte Abtheilung (S. 263—307), Racconti (Erzählungen), enthält zuerst eine kleine interessante Schrift, worin Cellini der berühmtesten Meister in Gold- und Silberarbeiten gedenkt, und Bericht gibt von ihren Kunstverdiensten. Im Ganzen unterscheidet sich der Inhalt dieser Schrift sehr wenig von dem, was man auch im Proemio zum Trattato dell' Oreficeria lieset, doch ist hier alles umständlicher vorgetragen. Dann folgen sechs Erzählungen, meistens auf Goldschmiede und Arbeiten derselben bezüglich. Die Erzählung Nr. VII berichtet ausführlicher, als es in Cellini's Lebensbeschreibung geschehen ist: wie Herzog Cosimus (später Großherzog) ihm die Statue des Perseus mit dem Haupte der Medusa in der Hand zu verfertigen aufgetragen. Einige Notizen über B. Cellini, von Magliabecchi gesammelt, beschließen diese Abtheilung.

Lettere, Discorsi e Poesie, oder die dritte Abtheilung, reicht von S. 309 bis zu Ende des Bandes. Die Briefe, neunzehn an der Zahl, sind an Verschiedene gerichtet, meistens an den Herzog Cosimus, und enthalten theils Bitten, theils Klagen; der Brief Nr I, an den Geschichtschreiber Benedetto Varchi, mit welchem Cellini in freundschaftlichen Verhältnissen scheint gestanden zu haben, obschon anderwärts bereits abgedruckt, und folglich nicht ganz unbekannt, ist gleichwohl als einer der anziehendsten werth hervorgehoben zu werden. Es handelt sich nämlich um die Frage: ob der berühmte P. Bembo, dessen Bildniß Cellini auf einer Medaille auszuarbeiten gedachte, für diesen Zweck sich sollte den Bart wachsen lassen, und Cellini ist für den Bart, meint aber, man soll nicht eilen, damit derselbe zur ehrwürdigen Vollkommenheit gelange, bevor die Arbeit des Porträtirens unternommen werde, welches denn auch geschehen zu seyn scheint.

Eine Abhandlung (Discorso) über die Architektur, S. 364—378, erschöpft zwar den reichhaltigen Gegenstand nicht, gibt indessen doch mehrere gute Nachrichten von Philipp Brunelleschi, Bramante, Antonio da San Gallo u. a. Von Michel Angelo Buonarotti wird behauptet, er habe selbst die Antiken übertroffen. Hierwider möchte nun freylich einiges einzuwenden seyn; hingegen ist eine andere Stelle dergestalt unwiderspechlich wahr, daß wir uns nicht enthalten können, dieselbe mitzutheilen, und unsern Lesern zur Beachtung zu

empfehlen. »In der Architektur« (heißt es S. 368) »sind zunächst drey Dinge erforderlich. Vor allem Schönheit, welche die Menschen zum Schauen lockt, ja sogar zwingt; zweytens soll der Zweck sich offenbaren, man soll nicht fragen müssen, ob das Gebäude ein Tempel, Pallast, Amphitheater oder etwas anderes ist; drittens muß man dahin sehen, daß alles nach der Kunst gemacht sey, nach der wahrhaftigen Regel einer der drey Hauptordnungen, die wir aus dem Alterthume überliefert erhalten haben; doch fügten die Alten selbst noch eine andere Ordnung hinzu, welche Composita heißt, das will sagen, ein Gemenge oder künstliche Zusammensetzung aus der dorischen, jonischen und korinthischen Bauordnung.« Nun folgt von S. 374 bis 381 ein kurzer Aufsatz (Capitolo) von der Art und Weise, eingeschmelzte Arbeit (Niello) zu verfertigen, derselbe erscheint zwar, wie die vorhin berücksichtigte Abhandlung über die Architektur, hier nicht zum ersten Male gedruckt, allein der merkwürdige Inhalt beyder Schriften berechtigte den Herausgeber wohl, solche mit in seine Sammlung aufzunehmen. Weit weniger anziehend für uns und unsere Zeit ist der Aufsatz (Discorso) S. 382 — 390, worin Cellini unternahm, den Vorzug, welchen die Sculptur vor der Malerey verdiene, darzuthun.— Die Gedichte, theils von ihm selbst herrührend, theils von andern bey verschiedenen Gelegenheiten an ihn gerichtet, oder zum Lobe seiner Werke, vornehmlich des Perseus, verfertigt, schließen diesen dritten Band. Ueber die poetischen Productionen des Künstlers wagen wir kein entscheidendes Urtheil; sie scheinen uns mit Sprachfertigkeit geschrieben zu seyn, nicht ohne Geist, doch im Ganzen nur wenig anziehend.

Druck und Papier an dieser neuen Ausgabe müssen als sehr anständig gelobt werden, so sind auch die fünf Kupferblätter, mit denen das Werk geziert ist, reinlich und geistreich gearbeitet; vier, die bedeutendsten Arbeiten des Cellini darstellend, befinden sich alle im zweyten Bande, es sind zierliche Umrisse, nur mit wenigen Schattenstrichen. Das fünfte dem ersten Bande vorgesetzte Blatt aber stellt nach einem Gemälde von Vasari Cellini's Bildniß dar, von Stenila gestochen, fleißig und reinlich mit Licht und Schatten ausgeführt.

Fragen möchte man, warum der Herausgeber, der doch mit vieler Sorgfalt alles zusammengetragen, was auf unsern, von ihm so hochgeachteten Künstler sich bezieht, nicht auch dessen Trattato dell' Oreficeria, so wie den andern, della Scultura, mit habe abdrucken lassen? Dem lesenden kunstliebenden Publikum wäre sicherlich damit ein angenehmer Dienst geleistet worden.

Zum Schlusse mag vergönnt seyn, noch einige Betrachtungen über unsern so oft genannten Meister, seine preiswürdigen Werke, seine Lebens- und Handlungsweise anzustellen.

Als Bildner behauptet er, wofern wir ihn nach seinem Perseus beurtheilen wollen, einen hohen Rang. Dieses zu Florenz an der Piazza del Gran Duca unter einem Bogen der Loggia de Lanzi aufgestellte, weit mehr als lebensgroße Werk, eigentlich Gruppe, weil der blutende Rumpf der Medusa dem Helden zu Füßen liegt, verträgt die Nachbarschaft der berühmten Sabinerräuber von Giov. Bologna, so wie des jungen David von Michel Angelo Buonaroti, und ist der ebenfalls in der Nähe befindlichen Gruppe Herkules und Cacus von B. Bandinelli, nicht weniger auch dem Neptunus des Ammannati an Kunst, gutem Styl und Geschmack weit überlegen. In vier kleinen Statuen, Jupiter, Danae, Minerva und Merkurius darstellend, an dem überreich gezierten Basement, worauf die Gruppe des Perseus steht, war Cellini weniger glücklich, denn so selbstgefällig er auch Tom. II. p. 474 von ihnen spricht, sind sie doch etwas manierirt. Eine mehr als lebensgroße bronzene Büste des Herzogs Cosimus in der florentinischen Gallerie gereicht ihm mehr zur Ehre; mag man vielleicht die Behandlung überhaupt zu strenge finden, so ist doch der große, auf das Werk verwendete Fleiß hochachtungswerth, der Ernst, das Geistreiche in den Zügen und die dem Herrscher zukommende würdige Haltung. Die zwar auch mit ausnehmendem Fleiße trefflich ausgeführte, aber verschwenderisch mit wunderlichem Zierath beladene Rüstung kann nicht ganz gebilligt werden.

Was Cellini in Marmor zu leisten vermocht, ergibt sich aus dem von ihm zum Ganymedes restaurirten antiken Sturz einer kaum lebensgroßen Statue, vielleicht ursprünglich den jungen Apollo darstellend, welches Werk auch in der florentinischen Gallerie aufbewahrt wird. Die ergänzten Theile sind freylich minder weich, fließend und edel, als der wunderschöne antike Leib und Schenkel solches erfordert hätten, doch geriethen der linke Arm nebst der Hand, ingleichen die rechte Hand dem neuern Meister wirklich gut, weniger der rechte erhobene Arm, am wenigsten der Kopf des Knaben; die Füße sind zierlich, wiewohl etwas manierirt, auch ein wenig zu kurz. Der Adler, wenn schon mit Kunst und sehr vielem Fleiße ausgeführt, verräth doch, daß Cellini, gewohnter in Erz zu arbeiten, nur selten, gleichsam ausnahmsweise, marmorne Bilder verfertigte.

Sehr schätzbar sind allerdings die Medaillen unsers Künstlers, die Bildnisse auf der Hauptseite derselben geistreich, die

Figuren der Averse gut gezeichnet, und alles fleißig ausgeführt; inzwischen möchten doch Schaumünzen anderer damals lebender Künstler, z. B. die des Caradosso (Ambrosio Foppa) noch größere Vorzüge haben.

In Goldschmiedsarbeiten war Cellini unstreitig einer der vortrefflichsten Meister. Referent sah mehrere wahrhaft bewundernswerthe Prachtgefäße von seiner Arbeit, ungemein zierlich geformt und musterhaft vollendet, nur pflegt er allzu viele Zierathen anzubringen.

Seine Bildwerke, von welcher Art dieselben auch seyn mögen, sind jederzeit dem Geiste, der Sinnesweise angemessen, welche sich in den von ihm selbst erzählten Lebensereignissen ausspricht. Die Erfindung insbesondere beachtend, werden Sachkundige wohl schwerlich tief Durchgedachtem, streng Folgerechtem, weniger noch zart Gefühltem begegnen, sondern Einfällen, doch gar oft guten Einfällen eines tüchtigen, hochbegabten Mannes, und, wie wir ihn im Leben kennen lernten, stets werkthätig, schnell entschlossen, rasch zugreifend, so handelt er auch als Künstler; an Fleiß und Studium läßt er es nirgends fehlen, worüber die wohlverstandene Zeichnung, die treue, doch keineswegs kleinliche Naturnachahmung im Perseus, verbunden mit der Eleganz antiker Formen das bündigste Zeugniß ablegt. Eigentlich Zartes, gefällig Ansprechendes würde man wohl vergebens suchen, eben so wenig gemüthlichen, seelenvollen Ausdruck, denn wie hätte dem Manne, der bey jeder Veranlassung den Dolch zuckte, solchen auch mehrmals mörderisch gebrauchte, und kein sittliches Leben führte, dergleichen gelingen sollen?

Den Blick von der Kunst und den Werken abwendend auf die Schicksale des Künstlers, sehen wir denselben in Jünglingsjahren durch Wohlgestalt, aufgewecktes, dreistes Wesen, vornehmlich durch die besitzende Geschicklichkeit in Arbeiten von Gold, Silber, auch Fassung der Juwelen, bey Mächtigen und Reichen leicht Zutritt erhalten, nebst Gelegenheit zu bedeutenden Arbeiten. Später nach mancherley Abenteuern kommt er nach Frankreich, wo ihm anfänglich das Glück günstig ist, er aber benimmt sich bald linkisch, erfährt Unannehmlichkeiten, wird verdrossen, und geht unversehens nach Italien zurück. In Florenz gut aufgenommen, gibt ihm der Herzog den ehrenvollen Auftrag, den Perseus zu verfertigen. Doch geräth er auch hier in Zwist mit einflußhabenden Personen, und die Ausführung des erwähnten großen Werkes wird ihm sehr erschwert, welches endlich doch zu Stande kommt, aufgestellt und mit verdientem Beyfalle geehrt wird. Jetzt steigern sich Cellini's Anmaßungen noch mehr; die ihm Abgeneigten sind von ihrer Seite thätig; der Fürst, ob-

wohl gut gesinnt, kann den Ungenügsamen, immerwährend Fordernden nie zufrieden stellen, ermüdet, wird lau, vernachläßigt ihn endlich gar, und so bleibt unser Meister, wenn gleich sein mannigfaltiges großes Kunstvermögen anerkannt ist, doch in den spätern Jahren zu unfreywilliger Muße verdammt, während welcher er diese seine Lebensgeschichte schrieb.

Ob die Italiener mit Recht oder ohne Recht Cellini's Schriften, zumal der Lebensbeschreibung, classische Haltung einräumen, gebührt sich nicht, hier zu entscheiden, theils weil der Berichterstatter sich keiner so umfassenden Kenntniß der italienischen Literatur berühmen kann, als dazu nothwendig wäre, theils weil man, um wirklich urtheilsfähig zu seyn, innigst mit dem Genius der Sprache vertraut seyn müßte, welches wohl äußerst selten bey andern als gebornen Italienern der Fall seyn dürfte; so viel vermögen wir jedoch einzusehen, daß die Schreibart, deren sich Cellini bedient, einfach, deutlich, fließend, sein Vortrag ungemein lebhaft ist, und wiewohl durchaus ohne Schwulst, doch mitunter bis zu einer gewissen Begeisterung ansteigt, z. B. in der schönen Erzählung der seltsamen Ereignisse beym glücklich vollbrachten Guß der Statue des Perseus.

Weimar, im Juny 1832. Meyer.

Art. X. Hesiodi carmina. Recensuit et commentariis instruxit Carolus Goettiingius. Gothae et Erfordiae sumtibus Guil. Hennings. 1831. XLIV und 261 S. 8., nebst 2 Windtafeln. Auch unter dem Titel: Bibliotheca Graeca etc., curantibus Fr. Jacobs et V. Chr. Fr. Rost. Poetarum vol. V.

Der Zustand, in welchem die Hesiodischen Gedichte auf uns gekommen sind, bietet dem Erklärer wie dem Kritiker so große und mannigfaltige Schwierigkeiten dar, daß man sich nicht verwundern darf, wenn diese Gedichte, auch als die Homerische Poesie die vielseitigsten Bestrebungen rege gemacht hatte, noch in hohem Grade vernachläßigt worden sind. Ja man kann dieß nur um so natürlicher finden, da bey den Fortschritten der Wissenschaft überhaupt, und besonders bey dem tieferen Eindringen in die Homerischen Gedichte diese Schwierigkeiten in immer hellerem Lichte hervortreten mußten. Seit der 1778 erschienenen Lösnerischen Ausgabe, die außer einer nicht bedeutenden Sammlung von Varianten und Glossen fast nichts Neues enthält, hat Fr. A. Wolf 1783 die Theogonie, Herr Heinrich 1802 den Schild des Herkules einer sorgfältigern Behandlung gewürdigt, Arbeiten, die der damaligen Zeit angemessen waren, für die gegenwärtige aber nicht ausreichen. Die Ἔργα καὶ Ἡμέραι wurden 1808 von L. Lanzi mit einem wortreichen Commentare und

der pomphaften Verkündigung einer Vergleichung von 50 Handschriften herausgegeben. Allein nicht nur sind unter dieser Zahl von Handschriften auch alle von Andern vor Lanzi verglichenen begriffen, sondern es zeigt auch gleich der erste flüchtige Blick, daß die gegebenen Varianten nur einen sehr kleinen Theil der Abweichungen ausmachen, die sich in diesen Handschriften finden mußten. Ueber dasselbe Gedicht schrieb 1815 Herr A. Twesten eine Commentatio critica, um die in demselben vorhandenen Interpolationen nachzuweisen. Die gesammten Gedichte des Hesiodus wurden ohne eine neue Recension 1814 in den Poetis minoribus wieder abgedruckt, begleitet von brauchbaren Anmerkungen des gelehrten Gaisford, in denen besonders Nachweisungen citirter Stellen beygebracht sind; auch ist die Vergleichung einiger Handschriften angehängt. Eine sorgfältige kritische Behandlung der Ἔργα unternahm der fleißige Spohn; allein nur die kleinere Ausgabe ist gedruckt worden, mit kritischen Zeichen und ganz kurzen Noten versehen, 1819. Das Erscheinen der größeren verhinderte der frühe Tod des ehrenwerthen Mannes, und wir müssen erwarten, was durch Herrn Jahn aus seinen hinterlassenen Papieren, die eine reiche Sammlung von Materialien enthielten, noch ans Licht kommen werde. Einen correcteren Text, dem einige wenige schätzbare Anmerkungen angehängt sind, gab 1825 Herr Ludwig Dindorf. Um so erfreulicher war dem Rec.'n das Erscheinen der Ausgabe von Herrn Prof Göttling, einem Manne, dessen Scharfsinn und Gelehrsamkeit zu bedeutenden Erwartungen berechtigen. Diese Erwartungen sind nun auch allerdings zum Theil in Erfüllung gegangen. Wenn sie aber zum Theil auch unerfüllt geblieben sind, so ist das weder den Talenten noch den Kenntnissen des Herausgebers, sondern der unverkennbaren Eilfertigkeit und Flüchtigkeit, mit der er gearbeitet hat, zuzuschreiben. So dankbar daher auch Rec. die guten und scharfsinnigen Bemerkungen, die das Buch enthält, anerkennt, kann er doch nicht umhin, in vielen Dingen anderer Meinung zu seyn. Wenn ihm mithin die Hesiodischen Gedichte auch jetzt noch einer neuen Recension zu bedürfen scheinen, so wünscht er, indem er das Buch von Anfang bis zu Ende durchgeht, und seine abweichenden Ansichten darlegt, dazu einen Beytrag zu geben. Eine tiefere Untersuchung jedoch über die beyden vorhandenen Hauptwerke des Dichters, so wie über die Beschaffenheit der verloren gegangenen Gedichte bleibt, da das auch Hr. G. nicht berührt hat, ausgeschlossen.

Die Vorrede hebt sogleich mit den Nachrichten von dem Leben des Hesiodus an. H. G. stellt hier aus den Zeugnissen des Dichters selbst auf, daß derselbe nicht in Cuma, sondern in Askra

geboren sey, wo sein Vater als *μέτοικος* aufgenommen gewesen. Nach des Vaters Tode habe ihn bey dem Streite um die Erbschaft sein Bruder Perses mit Hülfe bestochener und ungerechter Richter bevortheilt; dennoch habe diesen Hesiodus nachher noch aus eigenen Mitteln unterstützt. Der Meinung jedoch, daß Hesiodus wegen jenes ungerechten Richterspruches sich nach Orchomenus gewendet habe, dürfte schwerlich jemand beyzutreten geneigt seyn; wie denn dieselbe auch von Herrn Jacobs, von welchem einige Anmerkungen eingeschaltet sind, zu Theog. 91 sehr gut widerlegt ist. Dort will Hr. G. in den Worten:

ἐρχόμενον δ' ἀνὰ ἄστυ θεὸν ὣς ἱλάσκονται,

Ἐρχομενὸν lesen, die böotische Form für *Ὀρχομενόν*. Hr. Jacobs hätte noch hinzufügen können, daß, wenn der Dichter die Stadt gemeint hätte, er nothwendig dem Sprachgebrauche zu Folge hätte sagen müssen: *Ἐρχομενοῦ δ' ἀνὰ ἄστυ.* Auch das kann nicht zugegeben werden, was in der Vorrede S. 4 gesagt wird: Nam *αὖθι* vocabulo satis indicatur solum vertisse Hesiodum atque in urbem venisse quae iustioribus uteretur iudicibus. Die Worte stehen *Ἔργ.* 34:

σοὶ δ' οὐκέτι δεύτερον ἔσται
ὧδ' ἔρδειν· ἀλλ' αὖθι διακρινώμεθα νεῖκος
ἰθείῃσι δίκαις, αἵτ' ἐκ Διός εἰσιν ἄρισται.

Αὖθι heißt hier nichts, als was gewöhnlich, auf der Stelle, sogleich; und *ἰθείῃσι δίκαις* ist nicht nöthig von der Entscheidung vor einem Richter zu verstehen. Diese Erklärung verlangt der Zusammenhang der ganzen Rede.

Nächst diesem handelt Hr. G. von Anderem, was über den Hesiodus von den Alten gefabelt worden, worüber auch E. Welcker in Jahns Jahrbüchern IX. 2, S. 137 ff. gesprochen hat. Wenn hier Hr. G. in den Worten Plutarchs Conviv. Sept. Sapient. c. 10, wo von dem Wettstreit des Hesiodus mit dem Homer die Rede ist, *ἐτράποντο πρὸς τοιαύτας ἐρωτήσεις καὶ προὔβαλομεν, ὥς φησι Λέσχης*, Wyttenbachs Conjectur *προὔβαλ' Ὅμηρος* billigend, vermuthet, der Verfasser des *Ἀγὼν Ἡσιόδου καὶ Ὁμήρου* habe Lesches geheißen: so dürfte das schon um deßwillen nicht wahrscheinlich seyn, weil Plutarch schwerlich diesen sonst ganz unbekannten Lesches, der, wie Hr. G. erinnert, nicht mit dem ältern dieses Namens verwechselt werden darf, so bestimmt und ohne weitern Zusatz genannt haben würde; noch zweifelhafter aber wird die Sache durch die Varianten *λέσχας ὥς φησι* und *ὥς φασι λέσχας*. Daher möchte Plutarch wohl so geschrieben haben: *ἐτράποντο πρὸς τοιαύτας ἐρωτήσεις καὶ λέσχας, καὶ προὔβαλεν ὁ μέν, ὥς φασι*: dafern er nicht gar *ἐρωτήσεις*

αυτοσχεδίας schrieb. Proklus wenigstens sagt: *ἐξηρωτηκέναι γὰρ αὐτοὺς πολλὰ πρὸς ἀλλήλους φασὶ δι' ἐπῶν αὐτοσχεδίων καὶ ἀποκρίνασθαι.*

Ferner spricht Hr. G. von der Verschiedenheit der Hesiodischen und Homerischen Poesie, der Art ihres Vortrags, *ῥαψῳδὸς* von *ῥαβδὸς* ableitend, dem Dialekt, der Aehnlichkeit mit der Delphischen Orakelsprache, dem Alter des Dichters, den noch vorhandenen Gedichten und den Theilen, aus denen sie bestehen. In Ansehung der Mythologie bezieht er sich auf das, was er in einer Abhandlung im XXIX. Bande des Hermes ausgeführt hat.

Es folgt die Erwähnung der Grammatiker, die den Hesiodus behandelt haben, und die Angabe der gebrauchten Hülfsmittel. Hr. G. selbst hat drey vorher noch nicht benutzte Codices verglichen, einen in der St. Marcusbibliothek zu Venedig, Nr. 464, von der Hand des Demetrius Triklinius; einen im Vatican Nr. 1409, und einen Turiner III. 16, welche beyde letztere bloß die Theogonie enthalten. Hierzu kommen eine mit G. bezeichnete Handschrift der *Ἔργα καὶ Ἡμέραι* in S. Gallen, deren Lesarten der Herausgeber Herrn Dr Fischer in Weimar verdankt, und Ms. incertus, dessen Lesarten einem Exemplar der Aldina auf der Jenaischen Universitätsbibliothek beygeschrieben sind. Die Lesarten der übrigen Mss. hat Hr. G. von Gaisford und Lanzi entnommen. Bentleys Conjecturen, von Heyne copirt, hat Hr. Jacobs eingeschaltet.

So dankbar man nun auch dem Herausgeber für den Inhalt dieser Vorrede zu seyn Ursache hat, so vermißt man doch ungern eine Erörterung über die Beschaffenheit der Hesiodischen Gedichte, und über die Grundsätze, die bey der Behandlung derselben befolgt worden sind. Eine solche Erörterung würde nicht bloß den Leser in den Stand setzen, leichter ein richtiges Urtheil zu fällen, sondern sie dürfte auch auf Herrn Göttlings Arbeit selbst von bedeutendem Einflusse gewesen seyn. Es ist zwar nicht zu verkennen, daß er mit den Fragen, auf deren Beantwortung es hier ankommt, sehr wohl bekannt war: indessen läßt sich doch vermuthen, daß eine klare und ausführliche Darstellung derselben zu einer größeren Sicherheit und Bestimmtheit geführt haben würde, indem sie die Gränzen gehörig abgesteckt hätte, in welchen sich die Behandlung dieser Gedichte nach verschiedenen Rücksichten bewegen soll oder kann.

Was zuvörderst die Beschaffenheit der Hesiodischen Gedichte, wie sie aus dem Alterthume überliefert sind, anlangt, so ist auch Hr. G. von den Interpolationen, die sich in ihnen finden, und namentlich auch von der Verschmelzung verschiedener Recensionen überzeugt, durch welche ein relatives Urtheil über Aechtheit und

Unächtheit bedingt wird, indem mehrere Dichter mit Beybehaltung eines Theils des ursprünglichen Gedichtes einzelne Stellen veränderten, jetzt aber das Ursprüngliche mit den Variationen zugleich in unserm Texte vermengt gefunden wird. Hr. G. hat daher auch an mehreren Stellen die verschiedenen Recensionen gesondert: allein eine genauere Betrachtung zeigt, daß er dieß nicht nach einem festen Grundsatze, und nicht mit einer durchgreifendern Erforschung gethan habe. Vermuthlich hielt ihn das davon ab, daß diese Sache sehr unsicher ist, und oft der Möglichkeiten viele sind. Indessen scheint es doch, daß man viel weiter sehen könne, wenn man die eigenthümliche Beschaffenheit jedes der drey Gedichte genauer betrachtet. In der Theogonie sind, wie leicht begreiflich ist, die Interpolationen zwiefacher Art: die einen gehen die Sache, die andern die Darstellung an. In Ansehung der erstern leuchtet ein, daß, was sich widerspricht oder nicht vereinbar ist, nicht von einem und demselben Dichter seyn könnte. Was die zweyten anlangt, so bestehen sie in variirter Ausschmückung dessen, was einer poetischen Darstellung fähig ist: und hier zeigen Wiederholungen, Mangel an Zusammenhang, Verschiedenheit der Ansichten, was von einander getrennt werden müßte. Eben dasselbe findet sich in dem Schilde des Hercules, in welchem die überladene Beschreibung des Schildes durch gehörige Betrachtung der demselben zugeschriebenen Bilder mit Berücksichtigung dessen, was überhaupt als möglich gedacht werden kann, eine gute Richtschnur zur Trennung der Interpolationen darbietet. Weit schwieriger ist die Sache in den Ἔργοις, einem Gedichte, das auf die Individualität des Perses bezogen, in einem an keine bestimmte Ordnung gebundenen Vortrage Tadel, Klagen, Lebensregeln, Vorschriften über Ackerbau, Haushaltung, Schiffahrt, günstige und ungünstige Lage enthält. Hier, wo so vieles vorkommt, das weder an sich, noch an der Stelle, an der es steht, nothwendig ist; wo das scheinbar Unzusammenhängende einen subjectiven Grund des Zusammenhanges in der Seele des Dichters und in Beziehung auf den, an den das Gedicht gerichtet ist, haben kann, wird im Ganzen nie zu einer Gewißheit zu gelangen seyn, und nur in einzelnen Stellen das, was sich als widersprechend, als unnützer Weise wiederholt, als offenbar variirt ankündigt, geschieden werden können. Man wird daher in diesem Gedichte weit zurückhaltender über Interpolationen entscheiden müssen, als in den beyden andern. Gleichwohl scheint das von Hrn. G. gerade umgekehrt geschehen zu seyn.

Eine andere Betrachtung verdient der Text, den wir haben. Auch hierüber ist es erforderlich, sich Rechenschaft zu geben,

wenn man mit Sicherheit zur Herstellung desselben vorschreiten will. Was wir von den Bearbeitungen der alexandrinischen Grammatiker wissen, ist beynahe gar nichts; weniges ist aus dem Commentar des Plutarch aufbehalten; und auch die geschwätzigen Anmerkungen der vorhandenen Scholiasten geben geringe Ausbeute. Der Handschriften gibt es zwar eine große Anzahl, aber keine von hervorstechendem Werthe. Wenn schon die Odyssee gegen die Ilias aus Mangel an Hülfsmitteln weit nachsteht, so ist leicht zu erachten, wie weit noch von der Odyssee die Gedichte des Hesiodus entfernt seyn müssen. Wenn also die kritischen Hülfsmittel bey weitem nicht ausreichend sind, so bleibt nichts übrig, als eine genaue Bekanntschaft mit der epischen Rede in Wendung der Gedanken und in Ausdruck. Ist diese Bekanntschaft, die ihrer Natur nach bloß empirisch gewonnen werden kann, auf die rechte Weise erworben; d. h. besteht sie in einem durch vieles Lesen erlangten Gefühle, welches sich nicht durch Theorien oder Spitzfindigkeiten oder Leichtgläubigkeit an verdorbene Lesarten hat irre machen lassen: so ist sie unstreitig die sicherste und festeste Richtschnur, an die man sich halten kann. Sie führt aber auf eine zwiefache Gestaltung des Textes, die eine, wie wir denselben etwa aus den Händen der alten Grammatiker überkommen haben mögen: die andere, wie der Dichter selbst wohl manches gesprochen haben werde. In der letztern Rücksicht, die besonders bey den digammirt gemessenen Wörtern eintritt, gibt es jedoch eine engbeschränkte Gränze, über die nicht hinausgegangen werden darf, innerhalb welcher man aber mit ziemlicher Zuversicht auftreten kann. Wenn man diese Sicherheit bey Hrn. G. in manchen Fällen vermißt, so liegt die Ursache davon eben wohl darin, daß theils eine sichtbare Vorliebe für etymologische Erklärungen, theils eine bemerkbare Neigung zu dem Seltenern, Ungewöhnlichern, Gesuchtern der Unbefangenheit des Urtheils in den Weg getreten sind. Es ist sehr erklärlich, daß gerade ein scharfsinniger und gelehrter Mann in diesen Dingen einen besondern Reiz finde: dennoch wird überall das Einfachste und Natürlichste der Wahrheit am nächsten liegen. So viel daher auch Schönes und Gutes in den Anmerkungen enthalten ist, so dürfte doch manches gefunden werden, was man lieber mit etwas anderem vertauscht sähe, zumal da diese Gedichte so vieles umfassen, was einer Erklärung oder Bemerkung bedürftig ist.

Ferner, was den kritischen Apparat anlangt, so ist derselbe zwar ziemlich reichlich, aber doch nicht vollständig genug, indem nicht nur manche Lesarten, und zwar bisweilen auch wichtige oder gar solche, die in den Text aufgenommen zu werden verdient

hätten, nicht angegeben sind, noch weniger aber auf die Lesarten Rücksicht genommen ist, die sich in den von andern Schriftstellern angeführten Stellen des Hesiodus vorfinden.

Endlich was die Mythologie betrifft, folgt der Herausgeber im Ganzen seiner scharfsinnigen und höchst lesenswerthen Abhandlung im XXIX. Bande des Hermes, in welcher er eine politische Ansicht der Homerischen und Hesiodischen Mythologie durchführt, zugleich jedoch der allerdings wohlbegründeten Meinung des Herrn O. Müller beytretend, welcher die Verbreitung des Cultus der verschiedenen Götter durch Wanderungen und Ansiedlungen nachgewiesen hat. So wahr dieses nun auch ist, so erscheinen doch die Homerischen und Hesiodischen Götter, wie auch Hr. G. in jener Abhandlung anerkannt hat, nicht als Localgottheiten, wenn sie gleich bisweilen als an gewissen Orten vorzugsweise verehrt erwähnt werden. Da die Namen der Götter, wie natürlich, das Wesen derselben bezeichneten, viele Namen aber vieldeutig sind, und zu Benennung ganz verschiedenartiger, obwohl in einer durch den Namen ausgedrückten Eigenschaft übereinstimmender Wesen gebraucht werden konnten, und auch wirklich gebraucht wurden: so konnte es nicht fehlen, daß eine Vermischung verschiedener Mythen entstand, und was in Beziehung auf ein mit einem gewissen Namen belegtes Wesen hier oder da die Sage erzählte, auf ein anderes gleichnamiges Wesen übergetragen wurde. Mag daher z. B. der Mythus von der Gorgo immer ein argolischer Localmythus gewesen seyn: die Gorgonen des Hesiodus gehören darum noch nicht jenem Lande an, sondern sind ganz andere Wesen am Ende der Welt bey den Hesperiden, die über dem Ocean wohnen. War aber Perseus als Erleger einer Gorgo bekannt, so wurde auch er, wenn man diese mit einer andern gleichnamigen vermischte, als der angesehen, der diese erlegt hätte. Es dürfte daher schwerlich zugegeben werden können, was zu Theog. 265 gesagt wird: Sequuntur fabulae physici quidem argumenti, sed ad singulas Graeciae regiones ita particulatim pertinentes, ut fere abhorrere videantur a cosmogonia generali, quae hactenus tractata est. Harpyiae, morborum ut videtur contagium, a Boreae filiis pellendae, ad Thraciam pertinent, Graeae cum Gorgonibus et Bellerophonte (sollte Perseo heißen) ad Argolidem. Daß Hesiodus die Gräen und Gorgonen als Personificirungen der schreckbaren Meereswogen dargestellt habe, worüber zuletzt Herr Völcker in dem ersten Bande der mythischen Geographie gesprochen, läßt sich wohl kaum in Abrede stellen. Es würde daher für richtige Interpretation sehr vortheilhaft gewesen seyn, wenn einige Grundsätze aufgestellt worden wären, nach welchen

man die Hesiodische Mythologie zu beurtheilen hätte, um nicht in sie hineinzutragen, was nicht hinein gehört, und wiederum um nicht auszuschließen, was alt und ächt ist; oder es anders zu deuten, als es der Dichter genommen hat.

Nach diesen Vorerinnerungen gehen wir zu dem Inhalte des Buches fort. Auf die Vorrede folgt die Abhandlung des Proklus über das Geschlecht des Hesiodus mit untergesetzten Varianten. Unangenehm fällt hier S. 41 in dem sonst sehr correct gedruckten Buche der Druckfehler ἀσπὶς Παρ' ἀσπίδ' ἔρειδε auf. Der auf derselben Seite dreymal vorkommende Name Πανίδης hat sicherlich Πανείδης geheißen. Eben so wenig ist es glaublich, daß die S. 42, 22 aus zwey Handschriften aufgenommene Lesart Φυγέως richtig sey. Die Analogie von dergleichen Namen verlangt den langen Stammvocal oder Diphthong. Diesen Vocal gibt eine angeführte Emendation Φυσέως, wenn sie anders das Richtige getroffen hat, und der Erfinder den Namen von φυσᾶν herleitete. Denn die Trincavellische Ausgabe hat Φηγέως, einen bekannten Namen (und so steht er auch in dem Certamen Hesiodi et Homeri, S. 250, 17, wo ihn Hr. G. nicht verändert hat), und die fehlervolle Plantinische Φησέως. Woher Hr. G. und eben so auch Hr. Welcker in Jahns Annalen IX. 2, S. 141 die Nachricht haben, daß Lilius Gyraldus aus dem Plutarch Φησιγέως gebe, weiß Rec. nicht. Bey dem Plutarch findet sich dieser Name nirgends, und Gyraldus sagt auch nicht, daß er seine Nachricht aus dem Plutarch gebe, sondern nennt geradezu den Mann, aber nicht so, sondern Physigeus. Auch die Tochter dieses Mannes hat gewiß nicht, wie Hr. G. S. 42, 20. 43, 20 seiner Angabe nach mit Proklus und der vaticanischen und neapolitanischen Handschrift liest, Κτημένη, sondern entweder Κτιμένη (die Trincavellische Ausgabe hat an der zweyten Stelle Κτειμένη) oder Κλυμένη geheißen, was Wyttenbach zu Plutarch Moral. p. 162 C. aus eben demselben Proklus S. 66 b. (39 b. der Trincavellischen Ausgabe) herstellen wollte. Was die Deutung der Namen in dieser Sage anlangt, möchte wohl Herr Welcker sich sehr versehen haben, und besonders Γανύκτωρ nichts weniger als Γαννυνύκτωρ seyn. — S. 43, 4 bedurften die Worte οἱ δὲ Ὁμήρου τετρακοσίοις ὑστερίζοντα ἔτεσι, καθά φησι καὶ Ἡρόδοτος einer Berichtigung, oder wenigstens einer Anmerkung. Sie sind offenbar ein Scholion, das aus dem, was Proklus S. 42, 16 gesagt hat, ausgezogen, verstümmelt aber mit einem andern Scholion vermischt ist, welches sich auf die bekannte Stelle des Herodot II. 53 bezog, und von dem nur noch die Worte καθά φησι καὶ Ἡρόδοτος übrig sind.

Es folgen die Gedichte des Hesiodus selbst, und zwar macht

den Anfang die Theogonie. Da Hr. G. der von dem Rec. aufgestellten Annahme beytritt, daß mehrere Proömien verschiedener Rhapsoden in eins zusammen verbunden sind, ohne daß der erste Vers, der allen gemeinsam war, wiederholt geschrieben wurde: so würde es für den Leser bequem gewesen seyn, wenn ihm mit einigen Worten von der Unterscheidung dieser Proömien Kenntniß gegeben wäre.

V. 4 ist die in dem Etym. M. p. 604, 4 befindliche Variante λύσαντο nicht bemerkt: das gewöhnliche ὀρχεῦνται steht auch bey Libanius T. III, p. 352, 3. 14.

V. 5 hat Hr. G. die Lesart des Zenodotus Τερμησσοῖο, die sich auch in einigen Mss. und bey Pausanias IX. 29, 5 findet, aufgenommen, weil der Fluß gleichsam τέρμων des Helikon und denselben τερμίζων sey: Περμησσὸς hält er für eine spätere Verirrung. Das Scholion zu dieser Stelle führt er in der Vorrede S. 31 an, in welchem behauptet wird, Τερμησσὸς sey ein Berg, nicht ein Fluß. Die andere Form, Τελμησσός, meint er, sey aus der Verwandtschaft von τέρμα und τέλος entstanden. Hier dürfte ihn die Neigung zum Etymologisiren zu weit geführt haben. Den Ursprung so alter Namen, besonders in einer Gegend, wo ein eigener, größtentheils uns unbekannter Dialekt gesprochen wurde, zu bestimmen, ist etwas sehr Mißliches. Den Berg nennt Stephanus Τευμησσός, und belegt das mit Beweisstellen: so auch der Scholiast zu Euripides Phoen. 1100. Andere nennen ihn Τελμησσός: s. Suidas und Apostolios in Τελμησσία ἀλώπηξ. Den Fluß nennt auch Hesychius Περμησσός. In den Orphischen Argonauticis V. 124 geben die Mss. Τελμησσοῖο und Τερμησσοῖο, eine Stelle, über welche Hr. O. Müller Orchom. S. 45 sich unvorsichtig äußert. Wahrscheinlich ist Τερμησσὸς nur eine andere Form von Περμησσός, so wie Παρνασσός, der nach Stephanus vorher Λαρνασσὸς geheißen hatte, zu des Eustathius Zeit von den Einheimischen Τερνεσσὸς genannt wurde. S. denselben S. 1873, 52.

V. 18, 19. Diese beyden Verse stehen in einigen Handschriften in umgekehrter Ordnung, ein Zeichen, daß V. 18 ein späterer Zusatz ist, welcher nicht hier, sondern nach V. 20 seine rechte Stelle findet, wie es die natürliche Ordnung der hier genannten Wesen erfordert. Uebrigens hat Hr. G, wie ehemals der Rec. wollte, λαμπρήν τε Σελήνην hier und V. 371, ingleichen im Certamen Hesiodi et Homeri, S. 251, 29 geschrieben. Die feststehende Lesart ist λαμπράν, die sich V. 371, was nicht bemerkt ist, auch bey dem Scholiasten zu Euripides Phoen. 175 und zu Apollonius IV. 54 findet. Auch steht λαμπρα τι Σελήνη in dem von mehreren Schriftstellern angeführten dritten

Homerischen Epigramm: daher es zweifelhaft ist, ob nicht diese Form beyzubehalten sey. Man wird nicht viele Beyspiele von dem Femininum dieses Wortes bey den Epikern finden.

V. 15 liest Hr. G. wohl mit Recht: ἠδὲ Ποσειδάω γαιήοχον, wo bisher Ποσειδάωνα stand.

V 25:

ποιμένες ἄγραυλοι, κάκ' ἐλέγχεα, γαστέρες οἶον,
ἴδμεν ψεύδεα πολλὰ λέγειν ἐτύμοισιν ὁμοῖα.

Hier führt Hr. G. den Vers des Epimenides an: Κρῆτες ἀεὶ ψευσταί, κακὰ θηρία, γαστέρες ἀργαί. Adde, fährt er fort, Hom. Il. V. 787: αἰδώς, Ἀργεῖοι, κάκ' ἐλέγχεα, εἶδος ἀγητοί. Eodem modo apud Hesiodum post ἄγραυλοι intellige εἰσίν. Dieser Erklärung kann Rec. auf keine Weise beypflichten. Bey dem Epimenides ist allerdings εἰσὶ zu verstehen. Bey dem Homer ἐστὶ zu αἰδώς: denn gewiß wird Hr. G. nicht die auf dieses Wort folgenden Vocative für Nominative, wie man aus dem eodem modo schließen könnte, angesehen haben. Bey dem Hesiodus hingegen, den die Musen mit diesen Versen anreden, würde, wenn überhaupt ein Verbum zu verstehen wäre, ἐστὲ zu suppliren seyn. Aber die Auslassung eines Zeitwortes hat hier gar nicht Statt, weil dann nothwendig ἡμεῖς δὲ folgen müßte. Vielmehr verlangt nicht nur der Sprachgebrauch, sondern auch die ganze Beschaffenheit dieser Anrede, daß man die Worte des ersten Verses als Vocative nehme, die mit mitleidigem Bedauern ausgesprochen werden, und daher eben dasselbe, was Hr. G. will, aber auf ganz andere Art ausdrücken: »ihr rohen Hirten, ihr elenden Wichte, ihr nichts als Bäuche.«

V. 31 ist sehr gut gezeigt, daß δρέψασθαι von ὄζον abhängt. Nur wünschten wir den Zusatz weg: Interpretationem, quam dedit Bernhardy (Synt. gr. p. 360): »wenn man ihn bricht, ein Wunder,« ferrem nisi praegressum esset ὄζον. Diese Erklärung konnte füglich dem Geschmacke ihres Erfinders überlassen bleiben.

V. 34. σφᾶς δ' αὐτὰς πρῶτόν τε καὶ ὕστερον αἰὲν ἀείδειν. Wolf meinte ὕστατον wäre gebräuchlicher, und Herr Dindorf hat es aufgenommen mit Recht. Bey dergleichen Dingen, die durch einen festen Gebrauch gesichert sind, haben die Handschriften kein Gewicht, am wenigsten die des Hesiodus.

V. 35 sagt Hr. G. τίη est *curnam*; ἢ enim, quod additum est τι vocabulo, respondet Latinorum enclitico *nam*. Schwerlich möchte curnam bey einem römischen Schriftsteller gefunden werden. Aber auch der Behauptung von ἢ widerspricht ὅττη.

V 37. Das Sprichwort περὶ δρῦν ἢ περὶ πέτρην erklärt Hr. G. in der Hauptsache wohl richtig als von den Orakelsprü-

chen, die aus dem Felsen oder von einer Eiche herab ertönen, aber doch, wie es scheint, nicht völlig passend. Am meisten fällt das in der Stelle Iliad. XXII. 126 auf: οὐ μέν πως νῦν ἔστιν ἀπὸ δρυὸς οὐδ' ἀπὸ πέτρης τῷ ὀαριζέμεναι, ἅτε παρθένος ἠΐθεός τε, παρθένος ἠΐθεός τ' ὀαρίζετον ἀλλήλοιϊν. Dieß erklärt Hr. G, so: non illi ego ita persuadeam, ut oraculorum voces audire sibi videatur, quemadmodum virgini persuadet eius amasius. Schon ὀαρίζειν widerspricht dieser sehr gekünstelten Erklärung. Vielmehr, weil man nicht wußte, wessen Stimme es wäre, die aus dem Felsen oder dem Baume hervorkam, wurde die Redensart von allem Ungewissen, Leeren, Nichtigen gebraucht, und war ungefähr eben das, was μὰψ αὔτως.

V. 37 sagt Hr. G. zu ἐντὸς 'Ολύμπου: Abhorrent haec ab aetate Hesiodi. Doch führt er Odyss. XI. 315 (vielmehr 313) an, wo ἐν 'Ολύμπῳ steht; hält aber dergleichen für spätere Zusätze. Möglich ist das allerdings: aber schon die alte Dichtersprache scheint manchmal 'Ολυμπος und οὐρανὸς für gleich bedeutend genommen zu haben: eine Sache, die freylich nicht, wie es Einigen beliebt hat, so unpoetisch erörtert werden darf, daß man dem Homer eine Himmelskarte macht.

V. 48 hat Hr. G. die gewöhnliche Lesart, ἀρχόμεναί θ' ὑμνεῦσι θεαὶ λήγουσαί τ' ἀοιδῆς, beybehalten, und entschuldigt die Zusammenziehung in ἀοιδῆς mit V. 497 des Homerischen Hymnus auf die Ceres, πρόφρονες ἀντ' ᾠδῆς βίοτον θυμήρε' ὀπάζειν: so liest er, unnöthig, statt ὄπαζε. Auch hier will er ἀοιδῆς geschrieben wissen. Allein dieser neue Zusatz zu dem Hymnus beweist schon an sich nicht, am wenigsten aber für den Hesiodischen Vers, der dadurch ganz unrhythmisch würde. Ob Homer Iliad II. 844 Πείρως ἥρως und Hesiodus 'Εργ. 574 ἐπ' ἠῶ κοῖτον ausgesprochen haben, möchte noch sehr zu bezweifeln seyn. Das mehrmalige Πολυπαίδη des Theognis hat ebenfalls kein Gewicht, seitdem man eingesehen hat, daß dieser Name fünfsylbig ist. Die andere Lesart, λήγουσί τ' ἀοιδῆς, die Hr. G. mit Wolf ganz unverständlich hält, ist ohne alle Frage die richtige, und nichts Unverständliches darin, indem es Jedem einleuchten muß, daß zu λήγουσι aus dem eben vorhergegangenen Verbum ὑμνεῦσαι hinzuzudenken ist. Wenn Hr. G. sagt: Quod coniecit L. Dind. ἀρχόμεναί θ' ὑμνεῦσιν ἰδὲ λήγουσιν ἀοιδῆς placeret, si meminissem exempli ubi τε ita ab ἰδὲ secunctum esset; so ist diese Bedenklichkeit unnöthig. Denn da häufig ἰδὲ, auch wo kein τε, oder wo καὶ oder ἠδὲ vorhergegangen ist, steht (Iliad. XIX. 285. στήθεά τ' ἠδ' ἁπαλὴν δειρὴν ἰδὲ καλὰ πρόσωπα): so kommt gar nichts darauf an, wie weit das τε von ἰδὲ getrennt sey, wenn es nur sonst an der rechten Stelle stehet.

Zu dem aus Odyss. IX. 186 angeführten μακρῇσίν τε κίτυσσιν ἰδὲ δρυσὶν ὑψικόμοισιν kann man noch Iliad. XVIII. 589 hinzufügen: σταθμούς τε κλισιάς τε κατηρεφέας ἰδὲ σηκούς.

V. 60. ῇσιν und alle Dative dieser Form möchte Hr. G. ohne untergesetztes Jota schreiben, und so auch die Conjunctive, wie λάβησι. Was er darüber zu Aristoteles Polit. p. 343 sagt, ist allerdings scharfsinnig ausgedacht, und wenn er meint, die Endung des Dativs sey ις oder σι, das an den Namen angehängt werde, weßhalb Homer θεαῖς, nicht θεῇς sage, indem die Casus obliqui α, nicht η in diesem Worte haben: so hat das einen ziemlichen Schein für sich. Allein Homer hat auch noch ἀκταῖς gesagt Iliad XII. 284, nach der Angabe im Etym. M. 166, 30, und im Etym. Gud. 249, 1, was jener Behauptung entgegensteht, und sie zu widerlegen scheint. Ueberhaupt aber läßt sich diese Materie nicht in einer beyläufigen Anmerkung abfertigen.

V. 61. Der Meinung des Herausgebers, daß μέμβλεται ein Präsens sey, ist μέμβλεσθαι bey Hesychius und μέμβλεσθε bey dem Apollonius II. 217 günstig, wo nur wenige Handschriften μέμβλησθε haben.

V. 65. Ὄσσα, woraus vox, scheint bey dem Homer das Digamma zu haben. Nicht so bey dem Hesiodus V. 43, 67. 832. Dem ungeachtet sollte nicht aus der Turiner Handschrift διὰ στόματ' ὄσσαν ἱεῖσαι der gewöhnlichen Lesart διὰ στόμα vorgezogen seyn, da der Hiatus im vierten Fuße keinen Anstoß gibt, und auch V. 10 περικαλλέα ὄσσαν steht. Uebrigens hat Hr. G. die Worte ἐν θαλίῃς richtig zu dem Vorhergehenden gezogen. Doch bedurfte das noch einer näheren Bestimmung. Da diese Verse so lauten:

> ἔνθα σφιν λιπαροί τε χοροὶ καὶ δώματα καλά.
> πὰρ δ' αὐτῇς χάριτές τε καὶ Ἵμερος οἰκί' ἔχουσιν,
> ἐν θαλίῃς·

so kann ἐν θαλίῃς weder mit οἰκί' ἔχυσι, noch mit dem ersten Verse verbunden werden, sondern es ergibt sich, daß V. 62—64 ein Einschiebsel aus einem andern Proömium sind, und jene Worte mit V. 60 so zusammenhingen:

> ἣ δ' ἔτεκ' ἐννέα κούρας ὁμόφρονας, ᾗσιν ἀοιδὴ
> μέμβλεται, ἐν στήθεσσιν ἀκηδέα θυμὸν ἐχούσαις,
> ἐν θαλίῃς.

Wie aber Hr. G. schließen konnte, daß, wenn ἐν θαλίῃς von den Charitesien verstanden würde, nun nicht mehr, wie Rec. wollte, sieben Proömien, sondern nur sechs anzunehmen seyen, leuchtet nicht ein. Denn dieses hängt nicht hiervon, sondern von dem ungeschickt wiederholten ὄσσαν ἱεῖσαι ab. Wenn Hr. G.

diese Wiederholung zu V. 66 mit Iliad. XXII. 126, 127. Callim. Lav. Poll. 72 — 74 rechtfertigen will, so passen diese Stellen nicht, die von ganz anderer Art sind. Eher hätte V. 129, 130 der Theogonie angeführt werden können, von denen jedoch nachher die Rede seyn wird. Rec. ist noch jetzt überzeugt, und hofft auch Anderer Beystimmung zu erhalten, daß in den Versen,

ἐρατὴν δὲ διὰ στόμα ὄσσαν ἰεῖσαι
μέλπονται πάντων τε νόμους καὶ ἤθεα κεδνὰ
ἀθανάτων κλείουσαι, ἐπήρατον ὄσσαν ἰεῖσαι,

die letzte nicht hierher gehört, sondern mit V. 61 so zusammenhing:

ἐν στήθεσσι δ' ἀκηδέα θυμὸν ἔχουσαι,
ἀθανάτους κλείουσιν ἐπήρατον ὄσσαν ἰεῖσαι.

V. 67 war κλείουσαι statt κλείουσιν aus der Turiner Handschrift unbedenklich, wie es die epische Rede verlangt, aufzunehmen.

V. 74 möchte wohl wegen ἐπέφραδε nicht sofort ἐπιφράζω in die Wörterbücher aufzunehmen seyn, das, wie ἐπέφυκον, nur durch Hinzufügung des Augments entstanden ist. S. Buttmanns Gramm. II. p. 250. Auch findet sich ἐπέφραδε und διεπέφραδε bey dem Homer, Uebrigens wünschte man in der Anmerkung nicht die Form γέρατα, die nicht vorkommt, gebraucht zu sehen.

V. 79 ist die Lesart bey dem Diodor IV. 7 ἣ σφεων προφερεστάτη nicht erwähnt.

V. 80. Hier geht die Rede so fort: ἣ γὰρ καὶ βασιλεῦσιν ἅμ' αἰδοίοισιν ὀπηδεῖ, ὅντινα τιμήσωσι Διὸς κοῦραι μεγάλοιο — τῷ μὲν ἐπὶ γλώσσῃ γλυκερὴν χείουσιν ἐέρσην. Hr. G. hat nach ὀπηδεῖ einen Punkt gesetzt, und sagt von dem, was folgt: Qui sequuntur versus 81 — 95 alius esse videntur recensionis, nam nexu cum v. 80 carent. Keineswegs fehlt es an Verbindung, wenn man sich erinnert, daß alle Schriftsteller von Homer an äußerst häufig den vor den Vordersatz gestellten Nachsatz am Ende wiederholen. Daher hätte nicht die volle Interpunction nach ὀπηδεῖ gesetzt werden sollen, durch die Hr. G. selbst erst sich die Nothwendigkeit seiner Vermuthung aufgelegt hat.

V. 83 ist nicht bemerkt, daß Stobäus XLVIII. 12 προχέουσιν, und in den vorhergehenden Versen τιμήσουσιν und γεινόμενόν τε ἴδωσιν gibt, da hingegen Themistius IX. p. 122 (146 der eben erschienenen Dindorfischen Ausgabe) χεύουσιν und οἱ δέ τε λαοί, und Aristides LII. p. 132, der ebenfalls τιμήσουσι hat, χείουσιν behält.

V. 87. ὁ δ' ἀσφαλέως ἀγορεύων αἶψά τε καὶ μέγα νεῖκος ἐπισταμένως κατέπαυσε. Was Hr. G. sagt: αἶψά τε καὶ ἐπιστα-

μένως coniungi debent, würde schon an sich wegen der Verschiedenartigkeit der verbundenen Begriffe in poetischer Rede unpassend seyn; gar nicht aber hat diese Verbindung bey einem Epiker Statt, wenn μέγα νεῖκος dazwischen steht. Vielmehr bezieht sich τε auf das vorhergehende Participium, das dem Sinne nach wie ἀγόρευε construirt ist. Diese Construction, von der zum Viger S. 772 gesprochen worden, bestreitet vergeblich Hr. Döderlein in dem Specimen II. Lectionum Homericarum. p. 9 ff. Noch befremdlicher aber ist es, daß Hr. G. diese vermeintliche Verbindung von αἶψά τε καὶ ἐπισταμένως als Widerlegungsgrund gegen Lennep gebraucht, der aus dem Homer ἀγορεύει lesen wollte, und dann den 29. Vers einschaltete, aber nicht gesehen habe, daß so in den folgenden Worten die Copula fehle. Lennep nahm, was sehr wohl angeht, τε für die Copula, zog aber unstreitig καὶ zu μέγα νεῖκος, »auch einen großen Streit.«

V. 91 ist nicht bemerkt, daß statt ἱλάσκονται bey Plutarch in der Schrift gegen Epikur p. 1098 E. εἰσορόωσιν steht.

V. 93 kann man nicht wohl zugeben, daß οἷά τε Μουσάων ἱερὴ δόσις ἀνθρώποισι sich auf die vorhergegangenen Verba μεταπρέπει und ἱλάσκονται beziehe, was die Rede sehr dunkel machen würde, indem, was jene Verba enthalten, nur sehr mittelbar von der Gunst der Musen abhängt. Vielmehr gehörten wohl V. 87 — 92 einer andern Recension an, und das οἷά τε schloß sich unmittelbar an das von Lennep aus dem Homer genommene ὃ δ' ἀσφαλέως ἀγορεύει an.

V. 95. Um den Accusativ in ἀοιδοὶ ἔασιν ἐπὶ χθόνα zu rechtfertigen, passen bloß die aus dem Hesiodus angeführten Stellen, von denen die erste, falsch citirte, V. 187 der Theogonie steht. Denn Schäfer zum Longus, auf den sich Hr. G. beruft, vermischt Verschiedenartiges, und Longus redet dort gemeine Sprache. Durch ἐπὶ χθόνα wird ausgedrückt über die Erde hin.

V. 97 hat Hr. G. die Lesart ὄντινα Μοῦσαι φιλεῦνται, wofür einige Handschriften φιλῶνται haben, Rec. aber und nach ihm Andere φίλωνται schrieben, beybehalten. Allein weder φίλε κασίγνητε, und noch weniger Φιλυρίδης, können die langgebrauchte kurze Sylbe rechtfertigen. Vollends aber gehörte φιλητὴς statt φηλητής, wovon Hr. G. zu Oper. 373 spricht, ganz und gar nicht hierher. Auch hier hat die Neigung zum Etymologisiren Hrn. G. verleitet, dieses Wort von φιλεῖν abzuleiten. Er hat aber dabey nicht bedacht, daß es auch bey den Tragikern, und zwar wenn auch in manchen Handschriften φιλητής, doch in andern φηλητὴς geschrieben vorkommt; daß es ferner, selbst wenn man es φιλητὴς schreiben wollte, doch bey den Tragikern nicht

die erste Sylbe lang haben könnte, die nirgends kurz gefunden wird; endlich daß es vielmehr seinem Ursprunge nach mit σφάλλειν, ἔσφηλα, verwandt ist, wie das ebenfalls von den Tragikern gebrauchte φηλοῦν beweist. Es kann durchaus kein Zweifel seyn, daß bey dem Hesiodus φίλωνται zu schreiben ist, da φιλεῦνται auch wegen der passiven Form in activer Bedeutung verworfen werden muß, φίλεσθαι hingegen mit langem ι, wie ἐφίλατο zeigt, active Bedeutung hat. Uebrigens ist auch die Prosodie durch die feststehende Analogie gesichert, nach welcher das lange ι in φίλεσθαι in der Form auf εω kurz wird, wie das υ von κύρειν in κυρέω, und so in vielen andern Verbis.

V. 100 hat Hr. G. zwar Recht, daß κλεῖα aus κλέεα zusammengezogen sey, aber daß der Nominativ κλεῖος keine zu verwerfende Form ist, zeigen bey Homer nicht nur ὑπὸ δείους, ὑπὸ σπείους, sondern auch Odyss. V. 194 ἷξον δὲ σπεῖος.

V. 107 ff. führt Hr. G. die von Herrn Ritschl vorgeschlagene Versetzung der Verse an, ohne sein Urtheil darüber zu sagen. Bemerkenswerth wäre gewesen, daß nichts zu versetzen ist, sondern V. 108 — 113 in einer andern Recension statt V. 105 — 107 gesetzt waren.

V. 118 scheint auch dem Plutarch de def. orac. 43, p. 433 F. nicht bekannt gewesen zu seyn.

S. 120 ist die merkwürdige Abweichung bey Aristoteles Phys. IV. 1. Metaph. I. 4 ὃς πάντεσσι μεταπρέπει ἀθανάτοισι nicht angezeigt.

V. 122 findet man wie gewöhnlich interpungirt: λυσιμελής, πάντων τε θεῶν πάντων τ' ἀνθρώπων δάμναται ἐν στήθεσσι νόον καὶ ἐπίφρονα βυλήν. Diese Interpunction führt die Härte mit sich, daß man das τε nach πάντων nicht, wie es natürlich ist, als dem folgenden τε entsprechend ansehen kann, sondern als Copula nehmen muß, durch welche δάμναται mit dem Vorhergehenden verbunden sey. Richtig ist in der Trincavellischen Ausgabe das Komma nicht nach λυσιμελής, sondern nach ἀνθρώπων gesetzt: denn die Genitive hängen von λυσιμελής ab, d. i. λύων μέλη. Im folgenden Verse ist δαμνᾷ τ' zu lesen. S. Odyss. XI. 221.

V. 126 ist mit Recht bemerkt, daß ἑαυτῇ in den Worten Γαῖα δέ τοι πρῶτον μὲν ἐγείνατο ἶσον ἑαυτῇ nicht alte Sprache ist. Aber obgleich der Scholiast zu Sophokles Elektra 86 und des Etym. M. p. 642, 11, ingleichen Stobäus Ecl. I. 11, p. 284 dieselbe Lesart haben: so ist doch zu vermuthen, daß der alte Dichter nicht so, sondern vielmehr sagte: Γαῖα δὲ οἱ πρῶτον μὲν ἐγείνατο πάντοσε ἶσον.

V. 129, 130. γείνατο δ' οὔρεα μακρά, θεῶν χαρίεντας

ἐναύλυς Νυμφέων, αἳ ναίυσιν ἀν οὔρεα βησσήεντα. Hic versus additus esse videtur a recentiore quodam, qui θεῶν illud explicare conabatur. Nam quid illa sibi volunt addita: αἳ ναίουσιν ἀν' οὔρεα βησσήεντα post verba θεῶν χαρίεντας ἐναύλυς? In montibus templa erant deorum constituta; hoc significant illa θεῶν χαρίεντας ἐναύλυς. Allerdings kann der Vers wegfallen, und ist auch vielleicht von einem der Dichter nicht geschrieben worden. Der aber, welcher ihn hinzusetzte, hat ebenfalls Recht gethan, zumal wenn er vielleicht θεᾶν schrieb. Denn der Zusatz zu Νυμφέων hat nichts Anstößiges, sobald man den ganzen Vers für eine Umschreibung von Ὀρειάδων nimmt.

V. 131 ist ἠδὲ καὶ zu lesen, da nicht ein Gegensatz gemacht, sondern nur in Aufzählung des Gleichartigen fortgefahren wird.

V. 132 hätte die von Hrn. O. Müller in den Prolegomenen zu einer wissenschaftlichen Mythologie S. 379 gegebene Erklärung bemerkt seyn können, daß dieser ohne Vater erzeugte Pontus das Salzmeer, der Ocean hingegen der Strom sey, aus dem die süßen Wasser hervorquillen.

V. 135. Gewöhnlich las man Θεῖαν τε Ῥεῖαν τε. Hr. L. Dindorf, der Θείην τε Ῥείην τε corrigirt wissen wollte, hat bloß in Θείην, das durch einige Mss. und durch V. 371 gerechtfertigt wird, die Beystimmung des Herausgebers erhalten; wegen Ῥείην aber tadelt er ihn, und behauptet, Ῥείη gehöre den neuen Epikern. Und so hat er denn auch V. 625, 634 diese Form beybehalten. Mit Unrecht. Schon die Gleichheit der Namen verlangt gleiche Form: aber Ῥείη steht auch an sich fest. Homer. im Hymnus des Apollo p. 93:

ὅσσαι ἄρισται ἔασι, Διώνη τε Ῥείη τε.

Auf die Ceres V. 442:

Ῥείην ἠΰκομον.

In der Theogonie ist V. 453 Ῥείη δ' αὖ δμηθεῖσα, eine handschriftliche Lesart, aufzunehmen, oder Ῥείη δὲ δμηθεῖσα zu schreiben. In Iliad. XV. 187 irrten die Grammatiker, welche lasen:

τρεῖς γάρ τ' ἐκ Κρόνου εἰμὲν ἀδελφεοί, οὓς τέκετο Ῥέα.

Homer sagte οὓς τέκε Ῥείη.

V. 140 vertheidigt Hr. G. wohl mit Recht die Schreibart ὀμβριμόθυμον. Aber daß er, wie Buttmann richtig ἄμβροτος von μόρος ableitete, so auch von demselben Worte ὄμβριμος abstammen lassen will, wird nicht leicht jemand billigen. Eher könnte man es von ὁρμή ableiten, wenn nicht die in βριάειν, βρίθειν, Βριάρεως und Ὀβριάρεως vorhandene Wurzel βρῖ noch näher läge. Dadurch wird dem μ nicht widersprochen, das wegen

des β gesetzt ist, so wie es auch in ἄμβροτος, das mit kurzer Anfangssylbe ἄβροτος lautete, nicht aus μορτὸς übrig ist, und nicht zur Wurzel gehört, deren μ in β verwandelt ist, sondern bloß des Wohllauts wegen hinzukommt.

V. 142 hat Hr. L. Dindorf, der aus Herodian ὀφθαλμὸς δὲ εἷς μέσσῳ ἐνέκειτο προσώπῳ, in sofern Recht, als dieß wohl die Lesart einer alten Recension war. Hr. G. meint, der Grammatiker habe aus dem Gedächtnisse citirt, und V. 142 und 145 zusammengemischt. Uebrigens sind V. 143—145 mit Recht eingeklammert, als statt V. 141, 142 in einer andern Recension gesetzt,

V. 148 den schlechten Rhythmus:

τρεῖς παῖδες μεγάλοι καὶ ὄμβριμοι, οὐκ ὀνομαστοί,

hätte Hr. G. unbedenklich durch τε καὶ corrigiren sollen. Er berührt diesen Rhythmus zu V. 250, aber ein schlechter Vers wird nicht durch einen andern, eben so leicht zu verbessernden gerechtfertiget.

V. 151 ist ἄπλαστοι beybehalten, und informes übersetzt. Allein unmöglich kann dieses Wort bey einem alten Epiker diese Bedeutung haben. Vielmehr würde es nicht erdichtet bedeuten. Hr. G. will nicht glauben, daß ein epischer oder attischer Dichter ἄπλατος von πελᾶν gesagt habe, sondern meint, er würde ἄπλητος gesagt haben. Ein Epiker freylich: und so ist auch hier, wie in andern Stellen des Hesiodus, ἄπλητοι das Richtige. Daß ein Attiker hingegen nicht ἄπλητος, sondern ἄπλατος sagt, hätte Sophokles Troch. 1093 beweisen können, wenn es sich nicht von selbst verstände.

V. 165 hätte Hr. G. in den Worten πατρός γε κακὴν τισαίμεθα λώβην zwar gern κε gesetzt, ließ sich aber durch den Uebellaut κε κακὴν abhalten. Allein ohne alle Frage muß κε gesetzt werden, weil γε unpassend ist. Und die Furcht vor dem Uebellaute wird durch καί κε und κε καὶ, noch mehr aber durch κάκου κεκακωμένον Odyss. IV. 754 vollkommen beseitigt.

V. 171. Hier scheint Hr. G. in dem, was er über ἀννέφελος und andere ähnliche Zusammensetzungen sagt, die er von ἄνευ ableiten will, zu subtil etymologisirt zu haben. Ἀνάελπτα in der Theogonie V. 660 und ἀνάπνευστοι V. 797 scheint ihm mit δυσάσχετος analog zu seyn, wobey er sich auf Buttmanns Grammatik II. p. 357 beruft. Mit diesen Wörtern sieht es eben so mißlich aus, wie mit den von Buttmann hinzugefügten ἀνάεδνος und ἀνάγνωστος. Von ἀνάεδνος sagen die Scholiasten des Homer nichts, wohl aber Eustathius. Allein wer möchte es nicht wahrscheinlicher finden, daß ἀνέεδνος und ἀνέελπτος die richtigen

Formen wären? In V. 797 der Theogonie hatte wohl der Dichter gesagt, ἀλλά τε κεῖται ἄμ᾽ ἄπνευστος καὶ ἄναυδος, wie ἄπνευστος καὶ ἄναυδος κεῖτο in der Odyssee V. 456 steht. Ueber ἀνάγνωστος, das Eustathius dreymal erwähnt, läßt sich nicht bestimmt urtheilen. Es ist aus dem 423sten Fragmente des Kallimachus, das bloß in dem Pentameter besteht:

μηδὲν ἀνάγνωστον καλὸν ἔχοιμι φίλῳ.

Theophylaktus, der davon zweymal Gebrauch machte, setzte ἄγνωστον. Da die Grammatiker ἀνάεδνον anerkannten, mag wohl der gelehrte Alexandriner das haben nachahmen wollen. Aber ὀδμὴ δυσάσχετος bey dem Apollonius II. 272 ist ein offenbarer Schreibfehler statt δυσάνσχετος.

V. 183 wird behauptet, ἦν sey Plural, was auch die Meinung mancher alten Grammatiker war. Aus dem angeführten Matthiä §. 303, 1 ließe sich eher das Gegentheil darthun. Die Attiker und wohl überhaupt die alten Griechen scheinen es für den Singular, und mit Recht, genommen zu haben: daher sie auch ἐστὶ so gebrauchen.

V. 186. Der Dichter nennt hier die Giganten:

τεύχεσι λαμπομένους, δολίχ᾽ ἔγχεα χερσὶν ἔχοντας.

Ein paar Codices lassen diesen Vers weg, und Hr. G. verwirft ihn als aus Iliad. XVIII. 510 von einem Rhapsoden gemacht, indem er hinzufetzt: Quis unquam fando audivit loricis instructos fuisse Gigantes et longis hastis usos esse? Warum nicht? Homer, wie schon die alten Ausleger bemerkten, kennt die Giganten nicht unter der ihnen später beygelegten Gestalt, sondern als ein mit den Phäaken verwandtes Volk (Odyss. VII. 59, 206), das durch seinen Uebermuth umkam. Vgl. Huschke Analect. litter. p. 321 f. Der Vers dürfte daher vielmehr für sehr alt und Hesiodisch zu halten seyn, ein späterer Rhapsode aber ihn in seiner Theogonie weggelassen haben.

V. 196. Sehr kann gezweifelt werden, ob hier ἀφρογενέα und V. 199 Κυπρογενέα richtig geschrieben sey, unerachtet das gleich folgende φιλομμηδέα gewiß recht geschrieben ist. Denn, wenn zwey kurze Sylben vorhergehen, mißfällt die Zusammenziehung zweyer kurzer Vocale, und es wird ῆ gesetzt, wie Ὀδυσῆ bey Homer Odyss. XIX. 136. Die Grammatiker haben das manchmal weiter ausgedehnt, als nöthig war, und auch Τυδῆ und Μηκιστῆ geschrieben. S. die Scholien zu Iliad. IV. 384. Daher war auch in der Theogonie V 982 Γηρυονῆ beyzubehalten. Noch schwieriger war das Aussprechen der Zusammenziehung selbst eines kurzen und langen Vocals, wenn ihr kein Consonant vorausging. Daher, wenn ἀγορέων, Βριάρεων und dergleichen

keinen Anstoß geben, doch Hesiodus V. 41 nicht θεέων, sondern θεᾶν: nicht μελιέων Op. 145, sondern μελιᾶν sagte. Eben so wenig V. 264 σκολιέων τε δικέων, obwohl das letzte Wort vielleicht so zu schreiben ist (daher ist auch der Genitiv von Βορέας nicht Βορέεω, sondern Βορέω). Folglich kann in demselben Gedichte auch σοὶ δ' ἐγὼ ἐσθλὰ νοέων wohl nicht richtig seyn, wenn auch vielleicht der Fehler nicht in dem Participium liegt.

V. 199 hätte an der aufgenommenen Lesart Κυπρογενέα δ', ὅτι γέντο gezweifelt werden sollen. Die gewöhnliche Lesart ὅτι γένοιτο ist gar nicht erwähnt, und doch findet sich γέντο und ἔγεντο von γίγνομαι, das die spätern Dichter gebrauchen, nur an bedenklichen Stellen bey dem Hesiodus. Eben so wenig ist erwähnt, daß der Scholiast zu Iliad. V. 422 des Etym. M. p. 546, 20 und des Etym. Gud. p. 355, 10, indem sie von der Sache sprechen, διὸ oder διότι γεννᾶται sagen; ferner, daß einige Grammatiker den Vers gar nicht zu kennen scheinen, wie er denn auch im Etym. M. p. 179, 6 fehlt. Daher ist wohl noch eine andere Lesart anzunehmen, Κύπριν δ', ὅττι γένοιτο.

V. 200 sagt Hr. G.: Ven. melius καὶ φιλομηδέα δ' αὖ. Aber diese Lesart scheint vielmehr verwerflich zu seyn, da der Dichter die herkömmliche Verlängerung in φιλομμειδὴς beybehalten mußte.

V. 206. Hier sagt Hr. G.: Post hunc versum desunt narrationes de Crono imperium Urani sibi arroganti. Daran möchte doch sehr zu zweifeln seyn, da es nicht nur nicht nöthig scheint, daß der Dichter dieß erzählte, sondern auch unsere Theogonie vielmehr an Zusätzeu Ueberfluß hat. Auslassungen würden höchstens da anzunehmen seyn, wo etwas in einer andern Recension schon gesagt war, und die Ordner unserer Theogonie, um Widersprüche zu vermeiden, etwas weggestrichen hatten. So könnte man gleich in dem, was V. 211 folgt, eine Auslassung vermuthen:

> Νὺξ δ' ἔτικε στυγερόν τε Μόρον καὶ Κῆρα μέλαιναν,
> καὶ Θάνατον, τίκε δ' Ὕπνον, ἔτικτε δὲ φῦλον Ὀνείρων·
> οὔτινι κοιμηθεῖσα θεὰ τίκε Νὺξ ἐρεβεννή.

Hr. G. bemerkt nichts über den letzten dieser Verse, dem es gänzlich an Zusammenhang mit den vorhergehenden gebricht. Man kann nun zwar hier vermuthen, dieser Vers sey in einer andern Recension, die den mittlern nicht kannte, mit dem erstern so verbunden gewesen: ἣ δ' αὖτε στυγερόν τε Μόρον u. s. w. Allein da bald darauf V. 220 — 222 nicht nur schleppend, sondern ganz unrichtig gesagt wird, was den Erinnyen zukommt: so ist es sehr wahrscheinlich, daß vor V. 213 ein Vers ausgefallen oder mit Fleiß weggelassen ist, in welchem die vorher als Töchter

der Erde aufgeführten Erinyen nach der andern Sage zu Töchtern der Nacht gemacht waren, und nun folgten V. 220—222 ganz richtig auf V. 213. Uebrigens verlangt die epische Sprache V. 220 nothwendig ἐφέπυσιν, ὑδέ ποτε λήγυσι.

V. 224 will Hr. G., seiner oben zu V. 97 berührten Etymologie gemäß, φιλότητα durch einen Euphemismus für Diebstahl nehmen. Ein Euphemismus kann in einer schlichten Erzählung der Sache nicht Statt finden. Der Dichter stellte bloß die Werke der Nacht zusammen.

V. 247. Auch hier zeigt sich die Neigung zu ungewöhnlichen Etymologien, wenn Εὐνείκη von εὐνῇ und εἴκειν, die dem Anker weicht, abgeleitet wird. Die richtige Form ist Εὐνίκη, wie bey Apollodor.

V. 248 wird die schon V. 243 unter den Nereiden genannte Proto noch einmal genannt. Man hat mit vieler Wahrscheinlichkeit Πλωτὼ vermuthet, wozu jedoch der von Hrn. G. angeführte Nonnus I. 146 nicht gebraucht werden kann, da dort offenbar Πλουτοῦς die richtige Lesart ist. Entweder also ist Πλωτὼ das Wahre, oder derjenige Dichter, der hier Πρωτὼ setzte, hatte oben einen andern Namen genannt. Ingeniös ist der Gedanke, daß für Λυσιάνασσα V. 258 Ἱσιάνασσα zu lesen sey: doch ist wohl nichts zu ändern. Da ein und funfzig Nereiden statt funfzig aufgezählt sind, ist des Herausgebers Meinung, nach welcher V. 262 νημερτής, ἡ als Adjectiv zu lesen ist, in sofern wahrscheinlich, als dieses wohl in einer der Recensionen gestanden seyn mag. Allein der, welcher Νημερτής ϑ', ἣ schrieb, hatte wohl vorher einen Namen weniger. An der Form des Namens, den nicht bloß Homer, sondern auch Empedokles V. 14 hat, war kein Anstoß zu nehmen.

V. 250 war der unrhythmische Vers:

Δωρὶς καὶ Πανόπη καὶ εὐειδὴς Γαλάτεια,

unbedenklich durch Πανόπεια zu verbessern. S. oben zu V. 148. Homer setzte Πανόπη, weil er καὶ ἀγακλειτὴ Γαλάτεια folgen ließ.

V. 270 ist nach einer Correction von Seleucus geschrieben Φόρκυϊ δ' αὖ Κητὼ Γραίας τέκε καλλιπάρῃος. Ob dieß der alten Lesart καλλιπαρῄους vorzuziehen war, könnte doch sehr gezweifelt werden. Ingeniös aber ist die Vermuthung παῖδας τέκε, da bey Γραίας τέκε das folgende τὰς δὴ Γραίας καλέυσιν unangenehm auffällt. Indessen folgte wahrscheinlich in der alten Theogonie auf V. 270 sogleich V. 273, der die Namen der Gräen enthält. Nach V. 273 vermißt Hr. G. einen Vers, welcher die dritte Gräe, Δεινὼ oder Ἰαινὼ genannt, habe. Allein

mit Recht meint Hr. Völcker in der mythischen Geographie S. 18, die dritte sey erst später, weil der Gorgonen drey sind, der Gleichmäßigkeit wegen hinzugedichtet worden. Und allerdings mußten auch ursprünglich nur zwey seyn, wenn sie, wie Rec. überzeugt ist, Ebbe und Fluth bedeuteten, und der Salacia und Venilia der Römer entsprachen. Daraus ergibt sich zugleich, daß die später hinzugekommene Ἰαινώ mit ihrem andern Namen Δινώ, nicht Δεινώ hieß, indem diese Namen die Besänftigung des Meeres und das Umkehren der Wellen zwischen Ebbe und Fluth bezeichnen. Es mögen daher wohl V. 271, 272 ein späterer Zusatz seyn, der eigentlich nach V. 273 stehen sollte. Da Hr. G. den Mythus von den Gräen und Gorgonen nach O. Müller für einen argolischen nahm, woran, wie bereits oben bemerkt worden, bey dem Hesiodus nicht zu denken ist: so gerieth er auf den Einfall, unter den Gorgonen active, unter den Gräen passive Unfruchtbarkeit zu verstehen, und die Πεφρηδὼ in Τεφρηδὼ umwandeln zu wollen. Mit grauen Haaren geboren zu werden, sey bey den Griechen ein Zeichen der äußersten Schwäche und Unfruchtbarkeit, wie aus Oper. 181 erhelle. Dort wird diese Behauptung wiederholt, und dabey wieder auf die Stelle der Theogonie verwiesen. Allein davon sagt Hesiodus kein Wort, sondern seine Worte, Ζεὺς δ' ὀλέσει καὶ τῦτο γένος μερόπων ἀνθρώπων, εὖτ' ἂν γευνόμενοι πολιοκρόταφοι τελέθωτιν, bedeuten offenbar nichts anders, als »wenn sie, nachdem sie geboren worden, in das Greisenalter werden gekommen seyn.« Nur die Scholiasten haben den Worten Zwang angethan, und jene seltsame Auslegung ersonnen. Die Gräen heißen grau, wegen des Schaumes der Wellen, und sind die προφύλακες der Gorgonen, weil hinter ihnen die großen und gefährlichen Wellen des hohen Meeres sind

V. 274 nimmt Hr. G. πέρην nicht als Adverbium, sondern als Substantivum, und versteht darunter die extrema Oceani ora. Aber das ist gänzlich gegen den epischen Sprachgebrauch, wie sich klar aus Iliad. II. 626 ergibt:

νήσων, αἳ ναίουσι πέρην ἁλὸς Ἤλιδος ἄντα,

und aus Hesiodus selbst V. 294:

σταθμῷ ἐν ἠερόεντι πέρην κλυτοῦ Ὠκεανοῖο.

Wie sollte hier πέρην Substantiv seyn können?

V. 277 sollte ταὶ δ' statt αἱ δ' geschrieben seyn.

V. 282 ff. wird vom Pegasus und Chrysaor gesagt:

τῷ μὲν ἐπώνυμον ἦν, ὅτ' ἄρ' Ὠκεανοῦ περὶ πηγὰς
γένθ', ὃ δ' ἄορ χρύσειον ἔχεν μετὰ χερσὶ φίλῃσι.
χὠ μὲν ἀποπτάμενος, προλιπὼν χθόνα μητέρα μήλων,
ἵκετ' ἐς ἀθανάτους.

Schon das verdächtige γένϑ', wofür Andere γεῖνεϑ' haben; ferner die Varianten παρὰ und ἔχων, und endlich das nicht epische χῶ machen die Lesart verdächtig. Wie wir die Stelle jetzt haben, rührt sie von einem neuern Interpolator her. Von den ältern Dichtern schrieb einer:

τῷ μὲν ἐπώνυμον ἦν, ὅτ' ἄρ' Ὠκεανοῦ παρὰ πηγὰς
ᾤχετ' ἀποπτάμενος, προλιπὼν χθόνα μητέρα μήλων·

ein Anderer:

ὅτ' ἄρ' Ὠκεανοῦ περὶ πηγὰς
ἵκετ' ἐς ἀθανάτους·

dafern nicht etwa beyde Distichen durch ἵκέ τ' zusammenhingen. V. 283 aber dürfte wohl so gelautet haben:

γέντο δ' ἄορ χρύσειον, ἑλὼν μετὰ χερσὶ φίλῃσιν,

und nach V. 280 als Parenthese gesetzt gewesen seyn, so daß Chrysaor nach dem goldenen Schwerte des Perseus benannt wäre. Dieß ist das Homerische γέντο, er ergriff.

V. 284 hätte Hr. G. zu dem blitztragenden Pegasus, den er mit dem Aetna in eine unerwartete Verbindung setzt, nicht den ätnäischen Mistkäfer des Aristophanes benützen sollen, der bloß wegen seiner Größe ätnäisch genannt wird. S. die Sprichwörtersammler in Αἰτναία κῶλος.

V. 293, 307, 327 ist es nicht eben glaublich, daß Ὄρθον, was gar zu sehr dem Adjectiv ähnlich ist, die richtige Form sey: und es dürfte daher wohl besser gewesen seyn, die auch bey andern Mythologen vorhandene Form Ὄρθρος beyzubehalten.

V. 300. Hier hat der Herausgeber zwar mit Recht zwey verschiedene Recensionen, aber nicht auf eine befriedigende Weise unterschieden. Die zweyte derselben, welche V. 295, 296, 298, 299, 304, 305, 308 gehabt haben soll, würde an sich nichts Anstößiges haben. Aber daß die erste aus V. 295—297, 300—302 bestanden habe, kann nicht zugegeben werden. Sie lautet so:

ἡ δ' ἔτεκ' ἄλλο πέλωρον, ἀμήχανον, οὐδὲν ἐοικὸς
θνητοῖς ἀνθρώποις οὐδ' ἀθανάτοισι θεοῖσι,
σπῆϊ ἔνι γλαφυρῷ, θείην κρατερόφρον' Ἔχιδναν,
ποικίλον, ὠμηστήν, ζαθέης ὑπὸ κεύθεσι γαίης.
Ἔνθα δέ οἱ σπέος ἐστὶ κάτω κοίλη ὑπὸ πέτρη
τηλοῦ ἀπ' ἀθανάτων τε θεῶν θνητῶν τ' ἀνθρώπων.

Erstens soll sich σπῆϊ ἐνὶ γλαφυρῷ auf die Höhle beziehen, in welcher die Echidne geboren ist, nicht auf die, in welcher sie wohnt, die in den Worten ἔνθα δέ οἱ σπέος ἐστὶ bezeichnet werde. Aber wer kann errathen, daß die letztere eine andere Höhle sey? Zweytens was soll man sich unter ἔνθα denken, da das vorhergehende ὑπὸ κεύθεσι γαίης viel zu unbestimmt ist, um einen Ort

anzuzeigen, und die vorher genannte, angeblich verschiedene Höhle doch wohl ebenfalls ὑπὸ κεύθεσι γαίης ist? Endlich passen die männlichen Epitheta ποικίλον, ὠμηστήν, die Hr. G. künstlich zu rechtfertigen sucht, nicht auf die Echidna, sondern gehören offenbar zu dem von dieser Recension getrennten, und der andern zugeschriebenen Verse:

ἥμισυ δ' αὖτε πέλωρον ὄφιν, δεινόν τε μέγαν τε.

Einen weit natürlichern Weg konnte der Turiner Codex zeigen, in welchem die Verse in folgender Ordnung stehen: 295—300, 303—305, 301, 302. Daraus ergibt sich, daß die eine Recension V. 295—300, 303 hatte; die andere 295—299, 304, 305, 301, 302, wodurch alle Anstößigkeiten völlig beseitigt werden.

V. 306. Hier stellt Hr. G. eine ganz eigene Meinung auf, daß Typhon, der hier ἄνεμος genannt wird, nicht mit dem V. 821 genannten Typhoeus eine Person, sondern dessen Sohn sey, was er aus V. 869 schließt, wo die schädlichen Winde als Erzeugnisse des Typhoeus dargestellt werden. Aus diesen Prämissen läßt sich aber geradezu auch auf das Gegentheil, und noch mit weit größerem Rechte, schließen.

V. 315 ist die hergebrachte Lesart ἄκλητος beybehalten: allein es wäre doch erst besser, als Ruhnkenins zum Hymnus auf die Ceres V. 83 gethan hat, zu erweisen, daß dieses so viel als ἄπληστος seyn könne.

V. 337 ff. Die hier aufgezählten Namen von Flüssen, die als ein Denkmal der geographischen Kenntnisse des Hesiodus angesehen werden, sind doch nicht alle so sicher, daß nicht auch hier vielleicht ein oder der andere Vers ein späterer Zusatz seyn könnte. V. 342 billigt Hr. G. die Conjectur von Hrn. Fr. Franke, θεῖον Σιμόεντα statt θεῖόν τε Σιμοῦντα, mit Recht, wenn nicht etwa Σιμόεντά τε θεῖον das Wahre ist.

V. 349. Daß die Oceaniden, die hier aufgezählt werden, auf Länder hinweisen, und Δωρὶς das dorische Land, Ῥόδεια Rhodus, Περσηῒς Persien, Ἰάνειρα Jonien bezeichne, wird Hrn. G. wohl Niemand zugeben. Alle diese Namen beziehen sich auf Eigenschaften der Quellen, und Δωρὶς hat ungefähr dieselbe Bedeutung, wie die ähnlich benannten Πολυδώρη und Εὐδώρη; Ῥόδεια kann von ῥόδον herstammen, das vielleicht mit ῥαδινὸν verwandt ist; Περσηῒς bedeutet wohl die Durchbrechende, und Ἰάνειρα ist ziemlich klar von ἰαίνειν gebildet. Andere Namen hat Hr. G. wohl unstreitig richtig erklärt; bey andern aber möchte noch starker Zweifel erhoben werden können. So dürfte Γαλαξαύρη schwerlich lacteum succum procreans seyn, sondern in

Vergleichung mit Πληξαύρη eher einen Gegensatz von dieser andeuten: denn γάλα, γαλαθηνός, γαλήνη scheinen verwandte Wörter zu seyn, das Stillen bezeichnend. Καλυψὼ möchte leichter die Verborgene oder sich Verbergende seyn, als quae luto ferundo inducit terram; und Ζευξὼ ist gewiß nicht bifida, sondern das Gegentheil, die aus zwey Quellen sich vereinigt; dagegen die Ἀμφιρώ, welche Hrn. G. viel Zweifel verursachte, und ihn sogar an eine Veränderung des Namens in Ἀμφυρὼ von ἀναφύρειν, mithin des Versmaßes wegen auch der Ὠκυρόη in Κρυερὴ denken ließ, ganz eigentlich bifida ist.

V. 369 hat Hr. G. die Lesart ἄνδρα ἐνισπεῖν in ἄνδρ' ἐνενισπεῖν verändert, weil ἄνδρ' ἕν' ἐνισπεῖν, das sich in einigen Handschriften findet, das Wahre darthue. Aber um das anzuerkennen, müßte man doch den Beweis fordern, daß dieses Verbum so viel als ἐνισπεῖν sey, und nicht die Bedeutung von ausschelten und anfahren habe.

V. 373. ἀθανάτοις τε θεοῖς, τοὶ οὐρανὸν εὐρὺν ἔχουσι. Hier sagt Hr. G. Libenter scripsissem ἀθανάτοις τε θεοῖσι, ut voluit Wolf. Warum that er es nicht? Dergleichen muß ohne Frage corrigirt werden.

V. 379. Sehr gut ist, was hier über die Winde gesagt wird, und die Abtrennung von Ἀργέστην als Substantiv.

V. 386 f. sagt der Dichter von Κράτος und Βία.

> τῶν οὐκ ἔστ' ἀπάνευθε Διὸς δόμος, οὐδέ τις ἕδρη,
> οὐδ' ὁδὸς, ὅππῃ μὴ κείνοις θεὸς ἡγεμονεύει.

Hier wollte Wolf, damals noch nicht fest in der Grammatik, mit Gugetus ἡγεμονεύοι lesen. Hr. G. sagt: Non recte. Constructio est τῶν δόμος οὐκ ἔστιν ἀπάνευθε Διὸς, οὐδὲ ἕδρη, οὐδὲ ὁδός ἐστιν αὐτοῖς, ἣν μὴ Ζεὺς ἡγεμονεύει. Nam neque coniunctivo neque optativo propterea usus est poeta, ut demonstraret nullam non illis viam praeire Iovem: illud vero esset: *Si quando Iuppiter illis viam non praeiverit, pro via eam non haberi ab asseclis.* Dieß ist eine Spitzfindigkeit, die sich nicht einmal aus den Worten herausbringen läßt. Der Optativ konnte hier gar nicht stehen, und den Indicativ konnte der Dichter hier auch nicht setzen, sondern er setzte den Conjunctiv ἡγεμονεύῃ, der nothwendig war.

V. 394. Hier würde eine Anmerkung über den Unterschied von τὸ πάρος γε und τὸ πάρος περ von Nutzen gewesen seyn. Denn obwohl sich τὸ πάρος γε vertheidigen läßt, wäre doch hier ἦν τὸ πάρος περ ἐν ἀθανάτοισι θεοῖσιν angemessener.

V. 401. Die aus Apollonius de adverbio statt de pronomine citirten Stellen (in Wolfs Museum, p. 358, 367) zeigen

allerdings, daß ἕου zu accentuiren ist, wenn diese Lesart einiger Handschriften aufgenommen wird. An das dorische ἑοῦς aber hätte nicht gedacht werden sollen Wenn Hesiodus das personelle Pronomen setzte, sagte er wohl ἕοι.

Sehr gut ist, was Hr. G. zu V. 411 über die eingeschaltete Beschreibung der Hekate sagt, die Rec. jedoch nicht für einen Hymnus derselben halten möchte; gut auch die Ausscheidung von V. 416 bis 420, als einer andern Recension angehörend, denen er ihre Stelle nach V. 428 anweist, V. 427 aber, ebenfalls jener andern Recension angehörig, nach V. 425 gesetzt wissen will. In diesem letzten Puncte will Rec. nicht entgegen seyn, dafern entweder καὶ γέρα der Plural, oder von ἔχει abhangend ὃν γέρας gelesen wird: denn nur auf eine dieser beyden Arten bekommt die Rede einen schicklichen Zusammenhang. Allein gar keiner Veränderung bedarf es, wenn man annimmt, V. 427 habe in einer andern Recension statt V. 413 gestanden, was viel wahrscheinlicher ist. Ob V. 419 ᾧ, oder mit dem Turiner Codex οὗ ὑποδέξεται εὐχὰς zu lesen sey, bleibt ungewiß: aber was Hr. G. sagt, daß die von Porson und Schäfer zu Euripides Hec. 539 angeführten Belege für den Dativ sich sämmtlich auf Dinge beziehen, die gleichsam mit den Händen dargereicht werden, thut nichts zur Sache, da bey dem Dativ nur daran gedacht wird, daß der Empfangende sich durch das Annehmen dem Geber gefällig erweise.

V. 442 könnte bey κυδνῇ Ruhnkenius Epist. crit. p. 38 (138) angeführt seyn.

V. 452. οὕτως ἐξ ἀρχῆς κουροτρόφος· αἳ δέ τε τιμαί. Dieß ist die hergebrachte Lesart, gegen die sich zwar nichts bedeutendes einwenden läßt, aber doch eingestanden werden muß, daß es einfacher seyn würde, αἵδε τε τιμαὶ zu schreiben.

V. 464 den schlechten Hiatus, τῷ ὅγε οὐκ beſiehlt Hr. G. so wegzubringen: τῷ Κρόνος οὐκ. Das ist gewiß nicht das Rechte, sondern τῷ καὶ ὅγ' οὐκ. So steht καὶ vor der Negation Iliad. XV. 194, Odyss. XIII. 331.

V. 473. Hier hat sich Hr. G. versehen, und τίσασθαι punire mit τῖσαι luere verwechselt. Daraus ergibt sich, daß er ganz mit Unrecht behauptet, τίσαιτο habe kein Subject, wenn V. 473 herausgeworfen werde Allerdings ist der Vers beyzubehalten, aber Γαῖα zu τίσαιτο, wie es die Stellung, die Bedeutung der Worte und die ganze Rede verlangt, zu ziehen.

V. 479, 480. Hi versus sunt alius recensionis pro versibus 481—484. Dieß kann Rec. nicht zugeben. Denn so würde V. 481 ἔνθα μὲν ἵκτο φέρουσα dem ὁππότ' ἤμελλε widersprechen, da das erstere offenbar nur von dem schon gebornen

Kinde zu verstehen seyn kann. Vielmehr möchte die eine Recension wohl bis V. 480 fortgegangen, eine andere aber nach V. 477 sogleich mit V. 481 fortgefahren seyn, wo nothwendig ἔνθα μιν ἷκτο φέρουσα zu lesen ist. Daß der von Hrn. G. angenommene Knossische Interpolator, der seine Sache doch nicht ganz recht gemacht habe, den Ida Αἰγαῖον ὄρος genannt haben sollte, ist nicht sehr glaublich. Kallimachus hymn. Iov. 49—51 kann das nicht beweisen; Herr Höck in seinem Kreta I. p. 409 wollte Ἀργαίῳ ἐν ὄρει, gegen die Scholiasten, lesen, weil Jupiter nach Plutarch de fluv. XVI. 3 aus Lyktus die Nymphe Arge geraubt habe. Auch das ist nicht wahrscheinlich, und wir müssen wohl Αἰγαῖον ὄρος für einen Theil des Ida, der diesen Namen geführt habe, ansehen.

V. 487. Um ἑὴν ἐγκάτθετο νηδὺν zu rechtfertigen, bedarf es nicht des Aeolischen ἐν mit dem Accusativ: sonst müßte man ja auch bey den Attikern zu diesem Aeolismus seine Zuflucht nehmen, wenn sie ἐμβάλλειν und andere solche Verba mit dem Accusativ construiren.

V. 497 hat Hr. G. mit allen Herausgebern ἐξήμησε unberührt stehen lassen. Dieß würde von ἐξαμᾶν seyn. Es war ἐξήμεσσε zu schreiben. Iliad. XIV. 437 κελαινεφὲς αἷμ' ἀπέμεσσεν.

V. 501—506, behauptet Hr. G., seyen aus einem andern Gedichte eingeschoben, indem die Cyclopen nicht Οὐρανίδαι heißen können, weil sie nach V. 139 und 147 von der Erde allein ohne den Uranus erzeugt seyen. Rec. muß hier geradezu widersprechen, da aus den angeführten Stellen vielmehr hervorgeht, daß dort nur Kinder der Erde und des Himmels genannt werden, und namentlich auch V. 147 ἄλλοι δ' αὖ Γαίης τε καὶ Οὐρανοῦ ἐξεγένοντο nichts anders heißen kann, als **noch andere**, wodurch die Cyclopen augenscheinlich für Kinder auch des Uranus erklärt werden.

V. 521 ist δῆσας wohl nur eine verdorbene Lesart, die einige neuere Grammatiker vorfanden. Das Etym. M. p. 71, 34 hat die gewöhnliche richtige Lesart δῆσε δ'. In dem folgenden Verse hätte das μέσον διὰ κίον' ἐλάσσας, worein sich Heyne nicht finden konnte, sowohl an sich, als wegen der von Aeschylus im Prometheus V. 64 angenommenen Auslegung, einer Erläuterung bedurft. Hesiodus meinte wohl, daß die Handschellen in der Mitte der Säule angeschlagen waren.

V 532. Die leichteste Weise, dem fehlerhaften Verse aufzuhelfen, ist ταῦτ' ἄρ' ὅγ' ἁζόμενος. In dem folgenden Verse hat sich Hr. G. ohne gerechte Ursache an die fehlende Copula gestoßen. Sie ist der Regel gemäß weggelassen, weil der Vers das Vorhergegangene erklären soll.

V. 554. Der ungeschickte Vers:

χώσατο δὲ φρένας, ἀμφὶ χόλος δέ μιν ἵκετο θυμόν,

hätte eine Bemerkung verdient. Die Lesart einer Handschrift, ἀμφὶ δέ μιν χόλος ἵκετο θυμόν, ist eine nicht üble Verbesserung vermuthlich von einem Grammatiker. Aber es scheinen auch hier verschiedene Recensionen unterschieden werden zu müssen, deren eine V. 554, 555 nicht hatte, in der andern aber V. 551 mit 554 so verbunden war:

γνῶ ῥ' οὐδ' ἠγνοίησε· χόλος δέ μιν ἵκετο θυμόν,

u. s. w., mit Weglassung dessen, was zwischen diesen Hemistichien steht. Die Ausfüllung, χώσατο δὲ φρένας ἀμφί, gehört wohl dem Ordner an, der ἀμφὶ mit φρένας construirte. Sehr seltsam ist auch die Rede, mit der Prometheus angeredet wird, die man kaum anders, als in Bezug auf einen schon vorhergegangenen Betrug nehmen kann; und doch wird dieser zweyte Betrug erst nachher erzählt. Daher scheint es, daß in der Recension, welche V. 555 enthielt, auf diesen Vers sogleich V. 562—569, dann 558—561, und nach diesem 570 ff. gesetzt waren.

V. 574. κατακρῆθεν δὲ καλύπτρην, δαιδαλέην χείρεσσι, κατέσχεθε, θαῦμα ἰδέσθαι. So interpungirte Hr. G., und will, daß δαιδαλέην passiv genommen werde. Allein nicht nur das ist viel zu gesucht, besonders für die epische Sprache, sondern es bleibt auch noch κατέσχεθε übrig, das auch so sich nicht wohl verstehen läßt. Der Münchner Scholiast erklärt es ἀπέβαλεν, verschrieben statt ἐπέβαλεν. Glaublicher ist, daß der Dichter χείρεσσι περίσχεθε sagte. Auch in den gleich darauf offenbar aus einer andern Recension genommenen Versen 576, 577 hätte das fehlerhafte παρέθηκε καρήατι in περίθηκε, oder, nach Hesiodischem Aeolismus, in περέθηκε corrigirt werden sollen.

V. 585 durfte sich Hr. G. nicht durch die Correption in καλὸν Oper. 63 abhalten lassen, die Emendation des Rec. αὐτὰρ ἐπεὶ τεῦξεν καλὸν ἀντ' ἀγαθοῖο aufzunehmen. Ein corrupter Vers schützt noch nicht einen andern. Uebrigens ist τεῦξε nicht vom Jupiter, wie Hr. G. will, sondern vom Vulkan gemeint. Dieser hatte die Pandora gemacht (s. V. 571), und nachdem er sie gemacht hat, führt er sie den Göttern vor, was nicht das Geschäft des Jupiters seyn kann, der vielmehr mit unter den Göttern ist, die sich über die Ausstattung dieses Geschöpfes verwundern.

V. 590 gehört einer andern Recension an, als die folgenden, eben dasselbe sagenden Verse.

V. 591 ff. interpungirte Hr. G. so:

τῆς γὰρ ὀλώϊόν ἐστι γένος καὶ φῦλα γυναικῶν,
πῆμα μέγα θνητοῖσι μετ' ἀνδράσι ναιετάουσιν,
οὐλομένης πενίης οὐ σύμφορει, ἀλλὰ κόρειο.

Die vorher, obgleich nicht in den alten Ausgaben, angenommene Interpunction: τῆς γὰρ ὀλώϊόν ἐστι γενος· καὶ φῦλα γυναικῶν πῆμα μέγα θνητοῖσι μετ' ἀνδράσι ναιετάουσιν, hat Hr. G. zwar mit Recht verlassen: aber wenn seine Interpunction fast noch weniger episch ist, so ist vollends die Annahme, daß ναιετάουσιν das Participium sey, und μετὰ nicht zu ἀνδράσι gehöre, sondern der Sinn sey viris una cum eis habitantibus, nicht bloß gänzlich unepisch, sondern völlig dem Sprachgebrauche zuwider. Die Stelle war mit einem einzigen Jota zu corrigiren:

τῆς γὰρ ὀλώϊόν ἐστι γένος καὶ φῦλα γυναικῶν,
πῆμα μέγ', αἳ θνητοῖσι μετ' ἀνδράσι ναιετάουσιν
οὐλομένης πενίης οὐ σύμφοροι, ἀλλὰ κόροιο.

V. 594 kann Rec. nicht billigen, daß Hr. G. βόσκωσι deßwegen nicht aufgenommen hat, weil der Indicativ σπεύδουσι folge. Denn sobald eine Vergleichung in directe Erzählung übergeht, pflegt auch der Indicativ gesetzt zu werden, und muß es sogar. Allein damit ist der Stelle noch nicht geholfen, die, wie die V. 594 zwischen σίμβλοισι und σμήνεσσι schwankende Lesart, und noch mehr das tautologische πρόπαν ἦμαρ ἠμάτιαι zeigt, aus zwey verschiedenen Recensionen zusammengeschmolzen ist. In der erstern stand alles, was wir haben, und zwar ὡς δ' ὁπότ' ἐν σμήνεσσι und βόσκωσι, nur daß statt ἠμάτιαι ein anderes Wort gesetzt war. In der andern lautete es ungefähr so:

ὡς δ' ὁπότ' ἐν σίμβλοισι κατηρεφέεσσι μέλισσαι
ἠμάτιαι σπεύδουσι, τιθεῖσί τε κηρία λευκά·
οἳ δ' ἔντοσθε μένοντες ἐπηρεφέας κατὰ σίμβλους
κηφῆνες παρὰ τῆσι κακῶν ξυνήονες ἔργων
ἀλλότριον κάματον σφετέρην ἐς γαστέρ' ἀμῶνται.

V. 605 und 609 ist aus einigen Handschriften ὅγ' und τῷδέ γ' statt ὅδ' und τῷδέ τ', wofür ein Codex τῷδ' hat, aufgenommen. Beydes ist nicht das Wahre, sondern der Sprachgebrauch, und vorzüglich der epische, verlangt ὃ δ' und τῷ δέ τ'. S. Buttmann zu Sophokles Philoktet, und in dem zwölften Excurs zu des Demosthenes Rede gegen Midias.

V. 612 ist weder mit Ruhnkenius auszustreichen, noch irgend etwas zu verändern. Die Worte, ζώει ἐνι στήθεσσιν ἔχων ἀλίαστον ἀνίην θυμῷ καὶ κραδίῃ·, haben nichts Anstößiges, wenn man θυμῷ καὶ κραδίῃ als eigentliche Dative nimmt, für das Herz und Gemüth.

V. 639 soll παρέσχεθεν in den Worten ἀλλ' ὅτε δὴ κείνοισι παρέσχεθεν ἄρμενα πάντα für παρεσχέθησαν genommen werden.

Aber dann müßte es nothwendig παρεσχέϑη heißen, wenn die Worte nicht sollen mißverstanden werden. Auch hier zeigt die Wiederholung derselben Sache, daß verschiedene Recensionen zu sondern sind, wodurch alle Schwierigkeit beseitigt wird. In der einen folgte auf V. 640 sogleich V. 643, wo sich nun ἀλλ' ὅτε und δὴ τότε genau auf einander beziehen. In der andern folgten auf V. 639 die Verse 641, 642, in welchen letztern νέκταρ τ', was einige Bücher erhalten haben, stand.

V. 656 ist es wunderbar, daß niemand noch gesehen hat, es müsse geschrieben werden: ἴδμεν ὅ τοι πραπίδες. S. Iliad. VIII. 32, 463. XVIII. 197.

V. 659 war wohl ὑπὸ ζόφου aufzunehmen.

V. 656 kann gefragt werden, ob sonst wo noch ἐλιλαίετο mit dem Augment, was die Bücher geben, vorkomme. Dem Rec. klingt es fremd, und er würde δὲ λιλαίετο troß dem weniger guten Rhythmus vorziehen. So ist auch V. 680 wohl δὲ τινασκετο zu schreiben.

V. 676. Sehr mit Recht bemerkt Hr. G., daß dieser Vers den Züsammenhang störe: daher er ihn auswerfen will. Boissonade's Interpunction ist nicht zulässig: Τιτῆνες δ' ἑτέρωϑεν, ἐκαρτύναντο φάλαγγας προφρονέως. Χειρῶν τε βίης ϑ' ἅμα ἔργον ἔφαινον ἀμφότεροι. S. was oben zu V. 122 bemerkt worden. Wird aber, wie Hr. G. will, der erstere dieser Verse weggenommen, so fehlt der Rede die Verbindungspartikel δὲ nach προφρονέως. Doch der Vers ist nicht so unbedingt zu verwerfen, sondern es muß ihm sein Recht widerfahren. Allerdings stand er nicht in der Recension, welche die Verse vor und nach ihm hatte; sondern die Rede hing so zusammen:

> οἵ τότε Τιτήνεσσι κατέσταϑεν ἐν δαῒ λυγρῇ,
> πέτρας ἠλιβάτους στιβαρῇς ἐν χερσὶν ἔχοντες,
> προφρονέως· χειρῶν δὲ βίης ϑ' ἅμα ἔργον ἔφαινον
> ἀμφότεροι.

In eben dieser Recension stand auch der nicht minder störende 668ste Vers nicht. In einer andern aber fehlte V. 667, und an V. 666 schloß sich sogleich V. 668 an, womit die Benennung der Kämpfenden beschlossen war. Noch eine andere Recension hatte V. 664—667, worauf unmittelbar V. 667 folgte: dafern nicht etwa die Erzählung noch kürzer gehalten war, und V. 676 gleich nach 664 stand.

V. 681, 682 widerspricht der Einfachheit der epischen Sprache, was Hr. G. annimmt, ποδῶν τ' αἰπεῖά ἰωὴ ἀσπέτυ ἰωχμοῖο βολάων τε κρατεράων sey Apposition zu ἔνοσις. Auch ist gar kein Grund zu dieser Annahme vorhanden, da das Beben der Erde

und das Getöse der Kämpfenden, wenn auch das erstere durch das zweyte hervorgebracht, doch an sich ganz verschieden sind.

V. 702 konnte die seltsame Art zu reden ὡς ὅτε πίλνατο statt ὡς εἰ πίλνατο der Aufmerksamkeit des Herausgebers nicht entgehen: indessen begnügte er sich mit der Bemerkung, daß ὡς ὅτε für ὡς εἰ gesetzt sey. Aber das scheint etwas ganz unmögliches zu seyn, und die Worte, wie sie gewöhnlich gelesen werden, können sich, was offenbar nicht so seyn soll, bloß auf etwas wirklich Geschehenes beziehen. Sie lauten so:

> αὔτως, ὡς ὅτε γαῖα καὶ οὐρανὸς εὐρὺς ὕπερθεν,
> πίλνατο· τοῖος γάρ κε μέγιστος δοῦπος ὀρώρει.

Glücklicherweise aber zeigen abweichende Lesarten einen Ausweg. Eine Handschrift und die Trincavellische Ausgabe geben τοῖος γάρ κε μέγας ὑπὸ δοῦπος ὀρώρει. Die Turiner Handschrift hat ebenfalls μέγας, und im Anfang des Verses πίλναντο. Der Münchner Tzetzes: πίλνατο. συνήρχοντο. μέγιστος δοῦπος ὀρώρει. γρ. μέγας ὑπὸ δοῦπος ὀρώρει. Hieraus wird ersichtlich, daß die Stelle in verschiedenen Recensionen verschieden geschrieben war, und man nur das einer jeden Eigenthümliche aufsuchen darf, um den Fehler zu entfernen. In der einen stand die angegebene gewöhnliche Lesart, aber sicherlich nicht ὡς ὅτε, sondern ὡς εἰ, wie es die Sprache erfordert. Die andern Lesarten gehören der zweyten an, von der sich kaum zweifeln läßt, daß sie Folgendes hatte:

> αὔτως, ὡς ὅτε γαῖα καὶ οὐρανὸς εὐρὺς ὕπερθεν
> ἀλλήλοις πίλναιντο, μέγας δ' ὕπο δοῦπος ὀρώροι.

Diese Art einer hypothetischen Vergleichung findet sich Odyss. IX. 384: ὡς ὅτε τις τρυπῷ δόρυ νήϊον ἀνήρ, wo sie auch von den Scholiasten bemerklich gemacht worden. Auf diese Weise läßt sich zugleich, was auf jene Verse folgt, vollkommen rechtfertigen:

> τῆς μὲν ἐρειπομένης, τοῦ δ' ὑψόθεν ἐξεριπόντος.
> τόσσος δοῦπος ἔγεντο θεῶν ἔριδι ξυνιόντων.

Es ist sehr zu billigen, daß Hr. G. den letzten dieser Verse nicht wie andere Gelehrte, als aus Iliad. XX. 66 gemacht, für untergeschoben hält. Dennoch paßt das τόσσος δοῦπος nicht wohl zu τοῖος γάρ κε μέγιστος δοῦπος. Stand aber der Vers in der Recension, welche jenes τοῖός κε μέγιστος nicht hatte, in der aber, die es hatte, nicht: so ging in beyden die Rede ohne Anstoß zu geben fort. Uebrigens mag auch in diesem letzten Verse einige Variation Statt gefunden haben, wie das in einer Handschrift statt ἔγεντο gefundene ἔπλειτο zeigt, das auf ἔπλετο hinweist, so daß also vielleicht ein anderer Dichter den Vers so variirt: τόσσος ἄρ' ἔπλετο δοῦπος ἀϋτή τε ξυνιόντων.

V. 706. Mit Grund fand Hr. G. den Hiatus κόνιν θ' ἅμα ἐσφαράγιζον anstößig. Da ἅμα in mehreren Handschriften fehlt, eine aber κονίην gibt, so würde mit κονίην τ' ἐσφαράγιζον geholfen seyn. Hr. G. vermuthete κόνιν τ' ἀμφεσφαράγιζον.

V. 709 ὄτοβος δ' ἄπλητος ὀρώρει. Die richtige Lesart des Etym. M. p. 636, 59 ἄτλητος ist nicht angemerkt.

V. 723 und 725 sollte aus Handschriften das Richtige δεκάτῃ δ' ἐς γαῖαν ἵκοιτο und δεκάτῃ δ' ἐς Τάρταρ' ἵκοιτο aufgenommen seyn. Mit diesem δὲ im Nachsatze hat es dieselbe Bewandtniß, wie in dem zu V. 605 berührten Falle. Wenn übrigens Hr. G. verbietet, δεκάτῃ κ' ἐς Τάρταρον ἵκοι zu schreiben, weil der Sinn sey, εἰ ἵκοιτο, ἀλλ' ὐχ ἵξεται, wobey er sich auf Reisigs Abhandlung über die Partikel ἂν S. 129 und seine eigene Anmerkung zu Aristoteles Polit. p. 350 beruft: so kann Rec. diese Lehre, wie er anderwärts gezeigt hat, nicht für richtig anerkennen. Was Hr. G. hinzufügt: Aptissimum est verbum Antisthenis ap. Diog. Laert. VI. 1, 4. Μανείην ἢ ἡσθείην, sc. ἀλλ' οὐδέτερον ποιήσω, verhält sich ganz anders. Diese Worte, die bey dem Diogenes im dritten Paragraphe stehen, lauten dort so: μανείην μᾶλλον ἢ ἡσθείην, und sind ganz eigentlicher Optativ, der, weil er einen Wunsch ausdrückt, das ἂν gar nicht zuläßt.

V. 726. Daß die Beschreibung des Tartarus nicht von einem Dichter herrühre, liegt eben so klar vor Augen, als daß das Proömium der Theogonie aus mehreren Proömien bestehe. Hr. C. Dindorf hat den Versuch gemacht, die Recensionen zu sondern, und acht verschiedene Beschreibungen des Tartarus angenommen, die jedoch noch manche Bedenklichkeit zulassen, z. B. daß V. 731 gänzlich übergangen ist; daß V. 743 δεινὸν δὲ καὶ ἀθανάτοισι θεοῖσι τοῦτο τέρας unmöglich sich auf die θύελλα beziehen kann; daß V. 746 Atlas wohl nicht passend vor die Thore der Unterwelt (nach V. 732) gestellt ist. Diese Umstände berührt Hr. G. nicht, macht dagegen aber andere Einwürfe, denen Rec. jedoch nicht beytreten kann. Wenn Hr. G. sagt, dafern V. 740 nach 735 gesetzt werde, habe πάντα, das nicht adverbial zu nehmen sey, ein anderes Subject des χάλκεος ἄκμων: so befremdet die Art, wie er die Worte πάντα τελεσφόρον εἰς ἐνιαυτὸν zu verstehen scheint, in denen offenbar πάντα ἐνιαυτὸν zu verbinden ist, und das Subject, weil es das unbestimmte τὶς ist, mit Recht wegblieb. Eben so wenig möchte darauf etwas zu geben seyn, daß er in der Dindorfischen Anordnung das εἰ πρῶτα πυλέων ἔντοσθε γένοιτο V. 741 deßwegen anstößig findet, weil die Thore des Neptun noch nicht erwähnt seyen. Denn einen Eingang muß die Unterwelt doch haben, und der heißt überall πύλαι 'Αΐδαο. Am meisten aber fällt der Einwand auf, daß die Ordnung

der Räume, in welche die Unterwelt eingetheilt sey, gestört werde. Hr. G. nimmt, wie es scheint, nach Vossischer Methode eine Art von Chorographie der Unterwelt an. Aber die alten Dichter haben, wie jeder Dichter von gesunder Natur, außer einigen wenigen, in dem Volksglauben gegründeten, unbestimmten Vorstellungen, dergleichen Dinge nach jedesmaligem Bedarf oder Belieben bald so, bald anders ausgemalt, und man muß diese Gemälde nehmen, wie sie die Phantasie des Dichters gegeben hat, ohne daraus ein festes, zusammenhängendes Gebäude errichten zu wollen. Mit völliger Gewißheit läßt sich nun freylich nicht bestimmen, was jede einzelne Darstellung enthalten habe: aber das immer wiederkehrende ἔνθα zeigt doch ziemlich sicher den Anfang einer neuen Beschreibung an. Darin mag nun wohl Herrn Dindorf Recht gegeben werden, daß die eine, und vielleicht die älteste Beschreibung bis zu V. 736, mit Ausschluß des 731. Verses fortging. Andere würden nach V. 719 einsetzen, und zwar die zweyte V. 736—742, die dritte V. 758—766, die vierte V. 767—773, die fünfte V. 807—819. Eine sechste endlich scheint geeignet zu seyn, die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche der offenbar am unrechten Orte stehende V. 731 und die für matt gehaltenen, eigentlich aber da, wo sie stehen, absurden Verse 743—745 gemacht haben. Dem 731. Verse:

χώρῳ ἐν εὐρώεντι, πελώρης ἔσχατα γαίης,

fehlt es an einer schicklichen Verbindung mit andern Worten, die durch Herrn Göttlings Vermuthung πέλωρ' εἰς ἔσχατα γαίης nur mit Verlust des epischen Charakters der Rede bewirkt werden könnte. In jenen andern Versen aber müssen die Worte δεινόν τε καὶ ἀθανάτοισι τοῦτο τέρας, wenn sie einen passenden Sinn geben sollen, sich auf die Styx beziehen, wie V. 775: ἔνθα δὲ ναιετάει στυγερὴ θεὸς ἀθανάτοισι δεινὴ Στύξ. Auch ist offenbar τε καὶ unrichtig. Daß die Trincavellische Ausgabe τε μὲν, was γε μὲν seyn sollte, die Mediceische Handschrift aber und eine Pariser δὲ καὶ haben, ist von Hrn. G., vermuthlich weil er die Verse für untergeschoben hielt, nicht einmal angezeigt worden. Es scheint also, da von der Styx die Rede seyn muß, einer der Dichter das, was V. 775 ff. gesagt ist, ungefähr so variirt zu haben:

ἔνθα δὲ ναιετάει Στὺξ ἄφθιτος Ὠκεανίνη,
743. ἀργαλέη· δεινὸν δὲ καὶ ἀθανάτοισι θεοῖσιν
τοῦτο τέρας· καὶ Νυκτὸς ἐρεμνῆς οἰκία δεινὰ
ἕστηκεν, νεφέλῃς κεκαλυμμένα κυανέῃσιν,
731. χώρῳ ἐν εὐρώεντι, πελώρης ἔσχατα γαίης·
746. τῶν πρόσθ' Ἰαπετοῖο πάϊς ἔχει οὐρανὸν εὐρύν,

u. s. w. bis zu V. 757, wo jedoch wieder V. 755—757, die

Hr. G. mit Unrecht nicht in Klammern schließen wollte, von einem andern Dichter statt V. 752 — 754 gesetzt sind. So erhält nicht nur der 731. Vers, in welchem ἔσχατα von ἕστηκεν abhängiges Adjectiv zu οἰκία ist, eine angemessene Stelle, sondern es paßt nun auch die Stellung des Atlas am äußersten Ende der Erde.

V. 734 gefiel Hrn. G. mit Recht L. Dindorf's Emendation Κόττος τε καὶ Ὀβριάρεως. Sie hätte unbedenklich aufgenommen werden sollen, da sie hinlänglich bestätigt ist, und namentlich durch das von Heyne zu Iliad. I. 403 angeführte, wenn auch verdorbene Scholion als Hesiodisch erscheint, und sollte auch in den übrigen Stellen V. 149, 617, 714 stehen, ausgenommen in dem einem andern Dichter angehörigen 817. Verse.

V. 746 ist ἔχετ' οὐρανὸν mit Stillschweigen übergangen. Die Sprache verlangt ἔχει, und ἔχετ' ist wohl nichts als ein alter Schreibfehler.

V. 795 meint Hr. G. sey τετελεσμένον εἰς ἐνιαυτὸν, wie μέγαν εἰς ἐνιαυτὸν V. 799 zeige, von dem großen, aus acht gewöhnlichen Jahren bestehendem Jahre zu nehmen. So scheinbar auch diese Vermuthung ist, so muß man doch an ihrer Richtigkeit zweifeln, da bey dem Homer der ähnliche Ausdruck τελεσφόρον εἰς ἐνιαυτὸν nur ein gewöhnliches Jahr bedeutet, und hier gleich hinzugesetzt wird, wer von den Göttern bey der Styx falsch geschworen habe, müsse, nachdem er ein langes Jahr wie todt gelegen, noch viel schwereres Leiden dulden, und neun ganze Jahre von den übrigen Göttern fern bleiben.

V. 804 hat Hr. G. die Lesart der Handschriften und Ausgaben beybehalten: δεκάτῳ δ' ἐπιμίσγεται αὖτις εἰρέας ἀθανάτων. Er sagt: εἰρέα, non εἶρα veram vocabuli formam esse apud Boeotos demonstravi ad v. 38. Allein dort findet man nur Folgendes: εἰρέω, unde ἡ εἰρέα v. 804 verbum est poeticum pro ὑμνέω. Das kann aber eben so wenig für einen Beweis gelten, als man die Behauptung zugeben kann, daß der Accusativ εἰρέας von ἐπὶ in ἐπιμίσγεται abhänge. Kallimachus hymn. Iov. 12, den Hr. G. anführt, οὐδέ τι μιν κεχρημένον Εἰλειθυίης ἑρπετὸν οὐδὲ γυνὴ ἐπιμίσγεται, hat, wenn er ἐπιμίσγεται schrieb, nicht μὶν gesetzt; wenn μίν, nicht ἐπιμίσγεται, sondern die andere Lesart ἐπινίσσεται. So ist auch bey dem Hesiodus, wenn der Accusativ richtig ist, ἐπινίσσεται zu lesen; wenn aber ἐπιμίσγεται richtig ist, haben die Recht, welche εἴραις corrigirten. Die Existenz einer Form εἰρέα aber, die doch wohl von irgend einem Grammatiker erwähnt seyn würde, kann aus einer Stelle, in der sie sich nicht einmal construiren läßt, auf keine Weise gefolgert werden; vielmehr würde eher, was bey Hesiodus steht, ἔρες,

λόγος, zur Vertheidigung der Conjectur εἴραις angeführt werden können, vorausgesetzt, daß Hesychius ἴραις (denn auch so schreiben das Wort einige Grammatiker), λόγοις geschrieben habe. Nicht unglaublich ist, daß Hesiodus sagte: εἴρας ἐς ἀθανάτων.

V. 821. In der Beschreibung des Typhoeus glaubt Hr. G. die Beschreibung des ältesten Ausbruchs des Aetna zu finden, weil dieser Berg dem Hesiodus nach Strabo I, p, 42 (23. Casaub.) nicht unbekannt gewesen. Diese Vermuthung möchte doch sehr unsicher seyn, da die Kunde von feuerspeyenden Bergen auch aus andern Gegenden gekommen seyn kann, und nichts bestimmt auf den Aetna hinweist. Denn die spätere Fabel, daß Typhoeus unter dem Aetna begraben liege, kann dafür nicht als Beweis dienen.

V. 826. Auch Hr. G. hat, wie die übrigen Herausgeber, die sinnlose Construction übersehen: ἐκ δέ οἱ ὄσσων θεσπεσίης κεφαλῆσιν ὑπ' ὀφρύσι πῦρ ἀμάρυσσεν. Es muß ἐν δὲ heißen; ἐν gehört zu κεφαλῆσιν. Die Lesart ἐκ δὲ ist aus einer andern Recension übrig geblieben, in welcher statt des folgenden Verses der, welcher auf diesen folgt, ohne δ' stand:

ἐκ δέ οἱ ὄσσων
πασέων ἐκ κεφαλέων πῦρ δαίετο δερκομένοιο.

V. 831. Hier spricht Hr. G. über die Göttersprache, welches die Sprache der Pelasger sey; denn diese heißen δῖοι. Er sagt: Hoc evincit Steph. Byz. locus v. Ἴμβρος et Myrina urbs Pelasgorum. Was bey dem Stephanus steht, Ἴμβρος, νῆσος ἱερὰ Καβειρῶν καὶ Ἑρμοῦ, ὃν Ἴμβρον λέγουσι μάκαρες, mußte sich schon durch die Sprache als corrupt ankündigen, und war längst von den Gelehrten aus Handschriften und aus dem Eustathius zum Dionysius V. 524, p. 203, 16, und selbst aus dem Scholiasten zur Theogonie V. 344 in Ἴμβραμον λέγουσιν οἱ Κᾶρες corrigirt. Uebrigens bedurfte die Erklärung der Worte des Hesiodus, ὥς τε θεοῖσι συνιέμεν, nicht des erkünstelten Hülfsmittels, daß ὡς eigentlich usque ad bedeute, was wohl niemand zugeben wird.

V. 843 sagt der Dichter von dem Kampfe des Jupiter mit dem Typhoeus:

> καῦμα δ' ὑπ' ἀμφοτέρων κάτεχεν ἰοειδέα πόντον
> βροντῆς τε στεροπῆς τε, πυρός τ' ἀπὸ τοῖο πελώρου,
> πρηστήρων ἀνέμων τε κεραυνοῦ τε φλεγέθοντος.

Die Erklärung, die Hr. G. gibt, weil unter dem Olymp die Erde, tiefer aber als diese das Meer sey, so beziehe sich ἀμφοτέρων auf den Olymp und die Erde, welche vorher genannt werden, nicht aber auf den Blitz des Jupiter und das Feuer des Typho-

eus, ist viel zu künstlich und gesucht, als daß sie irgend einem Zuhörer des alten Sängers, noch viel weniger ihm selbst hätte einfallen können. Man kann daher den Schluß nicht zugeben, den Hr. G. macht: Genuinus est igitur versus 846; nam genitivi *βροντῆς*, *στεροπῆς*, *πυρός*, *πρηστήρων ἀνέμων* pendent a *καῦμα* vocabulo, non ab *ὑπὸ* praepositione, itemque abesse debet *τε* particula post *πρηστήρων* cum A. H. Dind., quod *ἄνεμος* solus non potest *καῦμα* habere. Vielmehr ist der letzte dieser Verse offenbare Variation einer andern Recension statt des zweyten Verses, und in der einen Recension bezog sich *ἀμφοτέρων* auf *βροντῆς τε στεροπῆς τε* und *πυρὸς ἀπὸ τοῖο πελώρου*, in der andern auf *πρηστήρων τ' ἀνέμων τε* und *κεραυνοῦ φλεγέθοντος*. Würde auch *τ'* nach *πρηστήρων* weggestrichen, so würde doch *πρηστήρων* nicht als Adjectiv von *ἀνέμων* zu nehmen seyn, weil dann das *τε* nach *ἀνέμων* nicht der epischen Rede gemäß gestellt wäre. Der Einwurf, daß der Wind allein keine Hitze gebe, hat kein Gewicht, wo er sich durch die von Vielen verkannte, und oft auf eine ganz unmögliche Weise gebrauchte, hier aber an der rechten Stelle sich findende Figur *ἓν διὰ δυοῖν* erledigt. Ihren Gebrauch hat Rec. zu Euripides Iph. Aul. 53 angedeutet.

V. 848. Was Hr. G. hier sagt: nisi c. A. legendum est *τρέσσε δ' Ἅδης* (v. Voss. hymn. Cer. 348) de quo vehementer dubito, wünschte man nicht gesagt. Unter vielen unmöglichen Dingen, die sich Voß aus Mangel an gründlicher Sprachkenntniß einbildete, ist auch dieses *Ἅδης* statt *Ἀΐδης* oder *Ἅιδης*, das von *ἥδω* abstammen soll. Dergleichen, was nie jemand sich hätte in den Sinn kommen lassen sollen, muß der Vergessenheit übergeben werden. Ganz unerhört aber ist vollends die Verkürzung der ersten Sylbe.

V. 852 ff. vermuthet Hr. G. aus dem Apollodor, dessen Worte I. 6, 3, 10: *Ζεὺς δὲ τὴν ἰδίαν ἀνακομισάμενος ἰσχὺν*, dem Hesiodischen *Ζεὺς δ' ἐπεὶ οὖν κόρθυνεν ἑὸν μένος* entsprechen sollen, es sey nach diesem Verse etwas ausgefallen. Aber Apollodor erzählt ja die Fabel ganz anders, und hat nicht aus dem Hesiodus geschöpft. Wenn etwas ausgefallen ist, so würde vielmehr vor diesem Verse eine Lücke anzunehmen seyn, indem er ganz abgerissen dasteht, und man die Genitive mit nichts in dem Vorhergehenden construiren kann. Aber wahrscheinlich ist seine rechte Stelle nach V. 844 in einer Recension, die weder V. 845, noch 846 hatte:

> καῦμα δ' ὑπ' ἀμφοτέρων κάτεχεν ἰοειδέα πόντον
> ἀσβέστου κελάδοιο καὶ αἰνῆς δηϊοτῆτος.

V. 856. Mit richtiger Divination hat Hr. G. Fragzeichen zu der von Thiersch in der Grammatik aus einer Pariser Hand-

schrift und dem Münchner Scholiasten angeführten Variante ἔπραε gesetzt. Die Handschrift ist die von Ruhnkenius verglichene, und diese hat ἔπρεε, eben so wie der Münchner Scholiast, dessen Worte sind: ἔπρεε, ἔκαιεν, ἀπὸ τοῦ πρέω, πρέθω, καὶ πρήθω. Zu erwähnen war, daß das herkömmliche ἔπρεσε auch im Etym. M. p. 687, 40 steht.

V. 862 hat Hr. G. interpungirt: καὶ ἐτήκετο, κασσιτερὸς ὡς τέχνῃ, ὑπ' αἰζηῶν ὑπό τ' εὐτρήτου χοάνοιο θαλφθείς. Er sagt: Sic distinxi, quum ὑπὸ αἰζηῶν et ὑπ' εὐτρήτου χοάνοιο sibi respondeant, igitur non potest admitti scriptura Dindorfii τέχνῃ ὑπ' αἰζηῶν; τέχνῃ pertinet ad κασσίτερος ὣς τήκεται (vs. 866); quare item nolui cum eodem Dind. (et al. editt.) κασσίτερος ὣς scribere, quod recte haberet, si praecederet τήκεται, non sequeretur. Male tamen me habet proclitica ista in fine versus heroici Hr. Dindorf hatte ganz Recht. Denn da die αἰζηοὶ und χόανος ganz verschiedenartige Dinge sind, und die erstern mittelbar, der χόανος unmittelbar das Schmelzen bewirken: so wird ja mit Recht nach dieser verschiedenen Rücksicht auch ὑπὸ verschieden construirt, und steht eben so richtig hier mit dem Dativ τέχνῃ ὑπ αἰζηῶν, wie gleich darauf τήκεται ἐν χθονὶ δίῃ ὑφ' Ἡφαίστου παλάμῃσιν. Uebrigens ist die Rede in dieser Stelle schleppend durch unnütze Wiederholung, erhält aber sogleich ihre rechte Gestalt, wenn man V. 865, 966 als Lesart einer andern Recension statt V. 863, 864 abtrennt.

V. 868. Hr. G. sagt hier: Dind. scripsit ῥῖψε, certe contra regulas ab Herodiano datas. V. annot. meas ad Theod. p. 238. Das möchte noch sehr zu bezweifeln seyn: und wenn es auch Herodian gesagt hätte, wäre darum noch nicht wahr, was aller Analogie entgegen ist. Hr. G. ist indessen dem Herodian so treu gefolgt, daß er auch im Schilde des Herkules V. 32 das herkömmliche ἷξε in ἶξε verwandelte.

V. 875. Die Vermuthung, daß der Schol. Townl. zu Iliad. V. 526 ἄλλοτε δ' ἄλλῃ ἄεισι gelesen habe, konnte Hr. G. aus dem von ihm selbst angeführten Etym. M. p. 22, 12 bestätigen, wo sich diese Lesart findet. Indessen könnte wohl auch ἄλλοι, was bey dem Scholiasten steht, richtig seyn, dafern in einer andern Recension οἳ δ' ἄλλοι μὰψ αὖραι, auf ἄνεμοι bezogen, und so durchaus in den folgenden Versen die männlichen Formen standen.

V. 885. Wenn in den Worten ὃ δὲ τοῖσιν ἐῢ διεδάσσατο τιμὰς kein Fehler ist, so scheint die Prosodie mit der Aeolischen Aussprache ζαεδάσσατο, wie ζαελεξάμαν bey der Sappho, gerechtfertigt werden zu müssen.

V. 900. Daß Hr. G. diesen Vers nicht eingeklammert hat, ist zu loben: aber er hätte nicht ὡς δή οἱ φράσσαιτο stehen lassen sollen, da φράζεσθαι nicht sagen bedeutet, sondern er mußte die Lesart bey dem Galen, die er nicht einmal erwähnt hat, aufnehmen, ὥς οἱ συμφράσσαιτο.

V. 927. Die vom Galen angeführten Verse, welche Hr. G. hier, zum Theil nach den Emendationen von Ruhnkenius, anführt, sind noch nicht rein. Es ist zu lesen: ἔνθα θεὰ παρέδεκτο· (nämlich τὰ δίκαια) ὅθεν παλάμαις περὶ πάντων ἀθανάτων ἐκέκαστο Ὀλύμπια δώματ᾽ ἔχοντας.

V. 957. Die Lesart des Turiner Codex Κάδμος ὑπέρθηβος statt ὑπέρθυμος veranlaßte Hrn. G. zu der Vermuthung, αἱ ἄνω (ὑπὲρ) Θῆβαι sey das thessalische, αἱ κάτω das böotische Theben, und ὑπέρθηβος heiße Kadmus als aus Thessalien stammend. Nisi, setzt er hinzu, explicanda esse videntur ex verbis Pausaniae XI (soll IX heißen). Diese Worte, §. 5, sind folgende: Κάδμος δὲ τὴν πόλιν τὴν καλουμένην ἔτι καὶ ἐς ἡμᾶς Καδμείαν ᾤκισεν. αὐξηθείσης δὲ ὕστερον τῆς πόλεως, οὕτω τὴν Καδμείαν ἀκρόπολιν συνέβη τῶν κάτω γενέσθαι Θηβῶν. Doch ὑπέρθηβος ist nichts als ein Schreibfehler.

V. 954 wird Heyne mit Unrecht getadelt, daß er in den Worten vom Herkules, ὃς μέγα ἔργον ἐν ἀθανάτοισιν ἀνύσσας ναίει, das ἐν ἀθανάτοισι mit ναίει verband. Was Hr. G. sagt, potius opera Herculis tam magnifica erant, ut vel di admirarentur, macht die Rede ganz unepisch und gekünstelt. Und was sollte ναίει, wenn nicht dazu gesetzt wäre, wo er wohne?

V. 963 schließt der Dichter seine Erzählung von dem Ursprung der Götter mit den seltsamen Versen:

ὑμεῖς μὲν νῦν χαίρετ᾽, Ὀλύμπια δώματ᾽ ἔχοντες,
νῆσοί τ᾽ ἤπειροί τε καὶ ἁλμυρὸς ἔνδοθι πόντος.

Hr. G. vermuthet, daß entweder zwischen diesen beyden Versen ein Vers, wie etwa οἷς ὕπο πάντ᾽ ἐπὶ γῆς βεβλήαται ἠδ᾽ ὑπὸ γαίης, ausgefallen, oder es geheißen habe οἷσιν ὕπ᾽ ἤπειρος τε u. s. w. Weder dieses, noch das andere (wenigstens würde der ausgefallene Vers gewiß nicht so gelautet haben) ist wahrscheinlich: sondern der zweyte dieser Verse hatte wohl seine rechte Stelle nach V 843:

ὑπεστενάχιζε δὲ γαῖα,
νῆσοί τ᾽ ἤπειροί τε καὶ ἁλμυρὸς ἔνδοθι πόντος

Daß die Verse, die aus andern Recensionen sind, mehrmals an ganz falschen Stellen stehen, kommt unstreitig daher, daß mehrere derselben erst später nachgetragen, und mit einem Zeichen am Rande beygeschrieben wurden. Diese Zeichen sind in den Handschriften oft mit so schwachen Linien und Puncten geschrie-

ben, daß man sie kaum erkennen kann. Daher denn die Abschreiber solche Verse nach ihrem Gutdünken oft sehr am unrechten Orte einsetzten.

V. 970. Die Vermuthung, daß bey den alten Epikern die Form *Ἰάσιος* nicht in Gebrauch gewesen, und daher *Ἰασίῳ* eine Contraction aus *Ἰασίωνι* sey, kann um so weniger zugegeben werden, da die Dichter aller Zeiten, und besonders die alten Epiker, bekanntlich die Endungen der Namen nach Belieben und wie es der Vers verlangte gestalteten.

V 972 heißt es vom Plutus:

> ὃς εἶσ' ἐπὶ γῆν τε καὶ εὐρέα νῶτα θαλάσσης
> πᾶσαν· τῷ δὲ τυχόντι καὶ οὗ κ' ἐς χεῖρας ἵκηται,
> τόνδ' ἀφνειὸν ἔθηκε, πολύν τέ οἱ ὤπασεν ὄλβον.

Hr. G. macht hier auf das nachlässig an die unrechte Stelle gesetzte *πᾶσαν* und die Anakoluthie in *τῷ δὲ τυχόντι — τόνδ'* aufmerksam, und meint, V 973, 974 sey späterer Zusatz. Dem ist nicht so. *Πᾶσαν* läßt sich gar nicht vertheidigen. Der Dichter schrieb *πᾶσιν*, wie eben die Anakoluthie, die in diesem *πᾶσιν* ihren Grund hat, und der Sinn der Stelle zeigt: für alle Menschen; für den aber, der seiner habhaft wird, den beglückt er. Uebrigens sollte *τὸν δ'* geschrieben seyn. S. oben zu Vers 605.

V. 982. S. oben zu V. 196.

V. 1013. Hier befindet sich eine bemerkenswerthe Note, in der Hr. G. wahrscheinlich zu machen sucht, daß Laur. Lydus de mens. I. 4 *Γραῖκόν τ' ἠδὲ Λατῖνον* gelesen habe. Indessen ist nicht glaublich, was er aufstellt, daß dieser Schriftsteller, indem er von jenen beyden Brüdern spricht, geschrieben haben sollte: *ὥς φησιν Ἡσίοδος, Γραῖκόν τ' ἠδὲ Λατῖνον*, ein Scholiast aber habe an den Rand geschrieben: *ἐν καταλόγοις· κούρη δ' ἐν μεγάροισιν ἀγαυοῦ Δευκαλίωνος Πανδώρη Διῒ πατρί, θεῶν σημάντορι πάντων, μιχθεῖσ' ἐν φιλότητι τέκε Γραῖκον μενεχάρμην*. Viel glaublicher ist es, daß Johannes Lydus die Verse aus dem Kataloge anführte, ein Scholiast aber *Ἄγριον ἠδὲ Λατῖνον*, was im Texte nach *Καταλόγοις* steht, aus der Theogonie, als eine abweichende Nachricht, am Rande anmerkte. In der Theogonie ist *Ἄγριον ἠδὲ Λατῖνον*, außer dem Eustathius, auch noch durch den Scholiasten des Apollonius zu III. 200 gesichert.

Es folgt der Schild des Herkules, dessen erste 56 Verse bekanntlich aus den Eöen sind. Hier behauptet Hr. G. zu V. 2, es müsse *Ἀμφιτρύων, Ἀμφιτρύωνος, Ἠλεκτρύων, Ἠλεκτρύωνος*, hingegen *Ἀμφιτρυών, Ἀμφιτρυόνος, Ἠλεκτρυών, Ἠλεκτρυόνος* accentuirt werden. Einen Grund gibt er nicht an. Wenn aber,

was man doch auf jeden Fall annehmen muß, die Prosodie in einem oder dem andern Falle erst von den Dichtern nach dem Accente bestimmt worden ist: so war entweder Ἀμφιτρύων, Ἀμφιτρύωνος die ursprüngliche Form, und folglich wurde der Genitiv wegen des vorhergehenden Accentes, wenn es das Metrum verlangte, verkürzt, wie in Κρονίονος, weßhalb Ἀμφιτρύονος zu schreiben ist: oder wollte jemand Ἀμφιτρυὼν für die ursprüngliche Form nehmen, so wäre Ἀμφιτρυόνος auch wieder des Accents wegen verlängert, und es müßte Ἀμφιτρυῶνος geschrieben werden. Folglich verhält sich die Sache gerade umgekehrt, als Hr. G. angibt.

V. 7 hätte bemerkt werden können, daß Eustathius, der S. 1363, 55 βλεφάρων ἀπὸ κυανεάων, und S. 1257, 54 ἀποκρῆθεν βλεφάρων anführt, das τ' nicht gekannt zu haben scheine.

V. 12 hat Hr. G. χωσάμενος πέρι βουσὶ geschrieben, statt περὶ βουσί, weil Amphitryon nicht auf den Elektryon, sondern auf eine weggelaufene Kuh erzürnt, diesen aus Versehen getödtet habe. Aber πέρι ist matt, und περὶ βουσὶ erfordert auf keine Weise, daß man denke, der Zorn habe dem Elektryon gegolten, da es ja V. 82, den Hr. G. selbst vergleicht, heißt κτείνας Ἠλεκτρύωνα βοῶν ἕνεκ' εὐρυμετώπων, was doch eben so viel ist als περὶ βουσί.

V. 54 ist es befremdlich, daß Hr. G., der sonst viel auf die alten Techniker gibt, die von dem Rec.'n bey Schäfer zu Gregor. Cor. p. 879 für Ἰφικλῆ angeführten Zeugnisse nicht beachtend, Ἰφικλέα gegeben hat. S. oben zu Theog. V. 196.

V. 75 ist nichts über κείνων angemerkt. Aber die Sache selbst und V. 77 zeigen, daß nur Herkules allein gemeint seyn kann. Daher ist κείνῳ zu schreiben, was der Wittenberger Codex bestätiget, der κείνω hat.

V. 79—94. Haec alius esse auctoris recte suspicatur Thiersch. de Hes. p. 28. Aber diese Vermuthung hat gar keinen Grund, und die Rede des Herkules bedarf dieser Verse, um dem Gedichte von dem Kampfe eine schickliche Einleitung zu geben. Hr. G. hätte daher vielmehr widersprechen sollen: was er mit eben dem Rechte gethan haben würde, mit dem er sich gegen Thiersch zu V. 95 erklärt, der eine arge Wiederholung in σὺ θᾶσσον ἔχ' ἡνία und ἰθὺς ἔχειν θοὸν ἅρμα findend, V. 95, 96 auswerfen wollte. Mit Grund erinnert Hr. G., daß das gar keine Wiederholung ist: aber wie kam es, daß er eben so wenig als Thiersch bemerkte, V. 96 bis 101 gehören nicht hierher? Denn wie kann Herkules befehlen, die Zügel zu ergreifen, und gerade auf den Cycnus zuzulenken, da ihn Iolaus doch nicht fahren konnte, indem er noch nicht einmal die Waffen angelegt hatte?

Werden diese Verse herausgenommen, so erweist sich nun vollends ganz klar, daß V. 79—94 ächt sind. Denn auf diese paßt ganz die Antwort des Jolaus. Woher aber sind nun jene Verse? Unstreitig wohl aus einer andern Gestaltung der Erzählung, in der die Waffen des Herkules gar nicht beschrieben waren, sondern bloß der Kampf geschildert wurde. Setzt man sie nach V. 77, und fügt ihnen dann V. 338 ff. an, die dann etwa so geklungen haben möchten:

> ὣς εἰπὼν ἐς δίφρον ἔβη Διὸς ἄλκιμος υἱὸς
> ἐσσυμένως· τότε δή ῥα διόγνητος Ἰολαος
> σμερδαλέως ἵπποισιν ἐκέκλετο.

u. s. w., so hat man wohl ungefähr die vielleicht älteste Erzählung, die noch nicht durch Hinzufügung anderes Schmuckes verlängert war.

V. 101 kann Rec. nicht beystimmen, daß ἄαται die Bedeutung des Futurums habe in den Worten: ἦ μὴν καὶ κρατερὸς περ ἐων ἄαται πολέμοιο. Sie gehen nicht auf den Cycnus unmittelbar, sondern sind ein Gemeinspruch: »auch ein noch so Tapferer wird des Kampfes satt.«

V 110. Hier hätte die andere Lesart: ἐπεὶ οὔτοι ἀτάρβητον Διὸς υἱὸν οὐδ' Ἰφικλείδην δειδίξεται, unstreitig den Vorzug vor ὕτι verdient.

V. 113 nimmt Hr. G in den Worten οἳ δή σφι σχεδὸν εἶσι, weil statt ἴασι weder εἶσι noch ἶσι gesagt werden könne, seine Zuflucht zu dem Pindarischen Schema, das er auch V. 245, wovon dort die Rede seyn wird, anwendet. Dieses Schema war passend in der Theogonie V. 321, wo er es nicht anerkennen wollte. Hier aber hat es auf keinen Fall Statt. Die Trincavellische Ausgabe hat εἰσὶ, woran nichts auszusetzen ist: warum sollte man also das nicht vorziehen, zumal da die beyden Streiter noch gar nicht so weit sind, auf den Cycnus loszugehen, sondern Herkules erst nach diesem Gespräche die Waffen Stück vor Stück anlegt?

V. 131 Hier kann die Frage aufgeworfen werden, ob die Interpunction nach δοτῆρες beyzubehalten sey, in welchem Falle das Folgende, weil es zur Erklärung des Vorhergehenden dient, richtig ohne Copula angehängt ist; oder ob πολλοὶ δ' ἔντοσθεν ὀϊστοὶ ohne Interpunction mit εἶχον und μῦρον zusammenhänge.

V. 139. Daß die Beschreibung des Schildes durch Zusätze und Variationen späterer Dichter entstellt ist, liegt am Tage. Gänzlich aber muß Rec. Hrn. G. widersprechen, wenn er dem alten Dichter mit Weglassung von V. 141—317 die Verse 139, 140, 318 beylegt:

> χερσί γε μὲν σάκος εἶλε παναίολον, οὐδέ τις αὐτὸ
> οὔτ' ἔρρηξε βαλὼν οὔτ' ἔθλασε, θαῦμα ἰδέσθαι,
> θαῦμα ἰδεῖν καὶ Ζηνὶ βαρυκτύπῳ·

u. s. w. Der dazu angeführte Beleg aus Pindar Pyth. I. 47: *τέρας μὲν θαυμάσιον τε ἰδέσθαι, θαῦμα δὲ παριόντων ἀκοῦσαι,* paßt gar nicht. *Τε* in diesen Worten ist wohl ein Druckfehler statt *τι*: denn so liest Hr. Böckh aus einer in aller Rücksicht verunglückten Conjectur. Die alte richtige Lesart ist: *τέρας μὲν θαυμάσιον προσιδέσθαι, θαῦμα δὲ καὶ παριόντων ἀκοῦσαι.* Aber eben diese Stelle hätte Hrn. G. von der Verbindung *θαῦμα ἰδέσθαι, θαῦμα ἰδεῖν καὶ Ζηνὶ* abhalten sollen, die nicht nur logisch unrichtig ist, sondern auch, wenn sie diesen Fehler nicht hätte, und es z. B. hieße: *θαῦμά βροτοῖσιν, θαῦμα ἰδεῖν καὶ Ζηνί,* doch in epischer Rede auf keine Weise stehen könnte, wenn nicht *θαῦμα δ' ἰδεῖν*, was aber auch der alten epischen Sprache nicht recht zusagt, stände. Wollte Hr. G. die ausführliche Beschreibung des Schildes auswerfen, und die Erzählung mit *θαῦμα ἰδεῖν καὶ Ζηνὶ* V. 318 fortgehen lassen, so mußte er vor diesen Worten V. 139—142 als alt und ächt anerkennen. Denn irgend etwas mußte doch von dem Schilde gerühmt seyn, wenn der Zusatz *θαῦμα ἰδεῖν καὶ Ζηνὶ* nicht unbegreiflich erscheinen sollte. Um so befremdlicher ist, was er zu V. 318 sagt: Illud *θαῦμα ἰδεῖν* certissimum indicium est, nunc pergere canendo antiquiorem poetam, qui v. 140 desierat filum, quod a recentiori aliquo susceptum est. Fand Hr. G. jene Worte an der Stelle, wo sie stehen, unpassend, so hätte er ihnen einen andern Platz, als den nach V. 140, anweisen sollen, wo sie in der That noch weit unpassender sind. Daß dieß aber sehr wohl geschehen konnte, wird sich zu seiner Zeit zeigen. Denn von der Beschreibung des Schildes soll nachher gesprochen werden, wenn das Einzelne durchgegangen ist.

V. 144 hätte Hr. G. aus den gedruckten Scholien des Tzetzes auf die Variante *δ' ἀδάμαντος* statt *δὲ δράκοντος* schließen können. Der Münchner Tzetzes gibt ausdrücklich noch *γρ. ἐν μέσσω δ' ἀδάμαντος.*

V. 155 hätte wohl die andere Lesart, *φόνος*, vorgezogen werden sollen, insbesondere auch wegen der Parallelstelle Odyss. XI. 611: *ὑσμῖναί τε μάχαι τε φόνος τ' ἀνδροκτασίαι τε.*

V. 160. *καναχῇσί τε βεβριθυῖα.* Hier sagt Hr. G.: *καναχαὶ* sunt sonitus spoliorum quorum pondere gravis incedit. Das ist eine viel zu gekünstelte Erklärung. Wen sollte nicht sogleich auf den ersten Anblick der Stelle einfallen, daß *βεβρυχυῖα* zu schreiben sey? Und so las Tzetzes, dessen Scholion in dem Münchner Codex so lautet: *καναχῆσι. γόοις. κραυγαῖς διὰ τῶν κραυγῶ βρυχομένη.*

V. 167 war κυάνεοι κατὰ νῶτα aufzunehmen, nämlich δράκοντες, was mit veränderter Construction aus δράκουσιν zu verstehen ist. Dieselbe Construction findet sich auch V. 183, wo Hr. G. nicht richtig ἦσαν supplirt.

V. 168. Hier sagt Hr. G. von χλούνων: Contractum esse videtur ex χελούνης, ut a χελὼν derivetur, quod apprime accommodatum apro est. Das ist sehr räthselhaft, und Hr. G. hätte hinzufügen sollen, was ihm χελὼν bedeute, das einem Eber angemessen sey.

V. 173. Hier begnügt sich Hr. G., wegen ἀπουράμενοι auf Buttmanns Lexilogus I. p. 76 zu verweisen, der wie Andere, das Wort in passiver Bedeutung nimmt. Zu dieser Abnormität ist keine Nöthigung vorhanden, wenn man richtig interpungirt: ἤδη γάρ σφιν ἔκειτο μέγας λῖς, ἀμφὶ δὲ κάπροι δοιοί, ἀπουράμενοι ψυχάς. Denn das Participium geht auch auf den Löwen: ein Löwe und zwey Eber lagen da, die einander das Leben geraubt hatten.

V. 199. ἔγχος ἔχουσ' ἐν χερσὶ χρυσειήν τε τρυφάλειαν. In diesem, von Hrn. G. selbst für ganz unrhythmisch anerkannten Verse sollte ohne alle Bedenklichkeit mit Herrn Dindorf die Emendation des Rec.'n, die lange vorher schon Bentley gemacht hatte, aufgenommen seyn, ἔγχος ἔχουσ' ἐν χερσὶν ἰδὲ χρυσέην τρυφάλειαν. Dergleichen Dinge sind a priori evident.

V. 203. Die alles Zusammenhanges entbehrende Rede: θεῶν δ' ἕδος ἁγνὸς Ὄλυμπος· ἐν δ' ἀγορῇ, πέρι δ' ὄλβος ἀπείριτος ἐστεφάνωτο, welche auf etwas ganz anderes hätte führen sollen, sucht Hr. G durch folgende Vermuthung zu verbessern: θεῶν δ' ἕδος ἁγνὸς Ὄλυμπος ἦν ἀγορή· i. e. ὁ ἁγνὸς Ὄλυμπος, τὸ θεῶν ἕδος, ἦν ἡ ἀγορή (locus quo convenerant). So konnte kein alter Dichter reden. Vielmehr muß es sogleich in die Augen fallen, daß die Worte ἐν δ' ἀγορῇ einen Markt, auf dem alles Prächtige feil gehalten wird, bezeichnen, und folglich der Vers an der unrechten Stelle steht.

V. 212 ist ἐθοίνων beybehalten, ohne etwas anderes, als die von Hrn. Dindorf aufgenommene Lesart der meisten Handschriften ἐφοίτων zu erwähnen. Wo aber kommt sonst noch θοινᾶν statt θοινᾶσθαι vor? Auch der Sinn verlangt ἐφοίτων. Denn ἔλλοπας ἰχθῦς ist von ἀναφυσιόωντες, was aufscheuchend bedeutet, abhängig. Die Beschreibung der Sache findet man bey Oppian Halieut. V. 427 — 447.

V. 217. Weil es von der Figur des Perseus heißt, daß er außer dem Schilde gewesen, οὔτ' ἄρ' ἐπιψαύων σάκεος ποσὶν οὔθ' ἑκὰς αὐτοῦ, ἐπεὶ οὐδαμῇ ἐστήρικτο, will Hr. G. das ganze Stück von V. 141 — 317 einem alexandrinischen Dichter beylegen. Das

möchte doch zu rasch geschlossen seyn, da schon Aeschylus diese Art von Zierath auf dem Schilde des Parthenopäus kennt, Sept. ad Theb. 547: Σφίγγ' ὠμόσιτον, προσμεμηχανημένην γόμφοις, λαμπρὸν ἔκκρουστον δέμας· Φέρει δ' ὑφ' αὐτῇ φῶτα Καδμείων ἕνα. Diesem nachgebildet ist ein Pferdekopf auf dem Schilde des Rhesus in der gleichnamigen Tragödie V. 306. Die Figur des fliegenden Perseus war mittelst eines Zapfens an dem Schilde befestiget, so daß sie frey vor demselben zu schweben schien.

V. 221. ὤμοισιν δέ μιν ἀμφὶ μελάνδετον ἄορ ἔκειτο. Hier vermuthet Hr. G. δέ οἱ ἀμφί. Vielmehr ist ὤμοισιν δ' ὃ μὲν ἀμφὶ zu lesen, nämlich Perseus. Περίκειμαι ξίφος wird bekanntlich gesagt, wie περιβέβλημαι.

V. 222. Gegründet ist die Einwendung, die Hr. G. gegen des Rec'n von Hrn. Dindorf aufgenommene Conjectur ὃ δ' ἔπτατο ὥστε νόημα macht, daß hier nicht der Aorist stehen kann. Er hätte aber nicht das unrhythmische ὃ δ' ὥστε νόημα ποτᾶτο beybehalten, sondern mit Hrn. Heinrich νόημ' ἐποτᾶτο schreiben sollen. Der Wittenberger Codex hat nicht, wie Rec. angegeben hatte, ἔπτατο, sondern, wie der Pfälzer, νόημ' ἐπτᾶτο.

V. 224. Nicht billigen kann man es, daß Hr. G., seinem Hange zum Etymologisiren nachgebend, eine von Niemand im Alterthume bestimmt anerkannte Form κίβυσις aus der Stephanischen und Commelinischen, höchst fehlerhaft gedruckten Ausgabe (einige andere alte Ausgaben haben κύβισις, andere κίβησις, die Codices und mehrere Schriftsteller und Grammatiker, die die Stelle citiren, κίβισις) in den Text gesetzt hat, weil seiner Meinung nach dieses Wort so viel als κισσύβιον ist, was zu beweisen ihm das bey Suidas in den alten Ausgaben ohne Erklärung vor κίσσιρις stehende κίσσιβις dienen muß.

V. 239. Da die meisten Bücher ὑπὸ (nicht ἀπὸ) σφετέρης πόλιος σφετέρων τε τοκήων λοιγὸν ἀμύνοντες haben, so hätte das richtige ὑπὲρ aus dem Cod. Harl. hergestellt werden sollen.

V. 243 bezieht sich Hr. G. bey χάλκεον ὀξὺ βόων, das er vertheidigt, auf die Conjectur des Rec'n, hat aber vergessen, sie dem Leser mitzutheilen. Sie ist ἐϋδμήτων ἐπὶ πύργων, χαλκέων, ὀξὺ βόων. Sie wird oft in dieser Beschreibung des Metalls, aus dem die Sache gebildet war, angegeben. S. V. 183, 198, 192, 208, 212, 213, 220, 222, 225, 226, 271, 295, 297, 298, 313. Wenn Hr. G., um zu zeigen, daß ὀξὺ βόων für ein einziges Wort gelte, sich auf V 445 δεινὰ δ' ὑπόδρα ἰδοῦσα beruft, so möchte dieser wohl für verdorben zu achtende Vers wenig Beweiskraft haben.

V. 245. Hier gibt Hr. G. wiederum das Pindarische oder Böotische Schema, dessen sich Hesiodus angeblich, was jedoch

völlig ungegründet ist, öfter bedient haben soll, ἄνδρες δ' οἳ πρεσβῆες ἔσαν, γήρᾳ τ' ἐμέμαρπτο, wo wenigstens γήραι geschrieben seyn sollte: s. des Rec.'n Note zu Sophokles Electr. 1397. Die gewöhnliche Lesart ist γῆράς τε μέμαρπτον. Einige Handschriften und alte Ausgaben geben γῆράς τ' ἐμέμαρπτον, was auch in einem Pariser Codex, der γήρᾳ τε μέμαρπται hat, am Rande mit γρ. beygeschrieben ist. Der Wittenberger Codex hat γῆράς τε μέμαρπτον. Tzetzes in dem Münchner Codex: γῆρας τ' ἐμέμαρπτον· τὸ γῆρας κατέλαβον. γρ. γήρᾳ τε μέμαρπται. ἤγουν μεράρανται ὑπὸ τοῦ γήρως. Das ist nun freylich eine einfältige Erklärung: indessen lassen sich doch aus diesen Varianten zwey richtige Lesarten, vielleicht verschiedener Recensionen, herausfinden, beyde nach einer sehr gewöhnlichen Art zu reden mit einem andern Casus des Pronomens, als der vorangegangene war, construirt: die eine γῆράς τε μέμαρπτο, d. i. οἷς τε γῆρας εἵμαρπτο; die andere γῆράς τ' ἐμέμαρπεν, d. i. οὓς τε γῆρας ἐμέμαρπεν, was ein vom Perfectum gemachtes Imperfect ist, wie ἐπέφυκον.

V. 354. In den Worten: ὃν δὲ πρῶτον μεμάποιεν, ἀμφὶ μὲν αὐτῷ βάλλ' ὄνυχας μεγάλους, ist ebenfalls nicht an ein böotisches Schema zu denken, sondern es ist klar, daß mit veränderter Darstellung eine von den Keren gemeint ist. In den folgenden Worten, ψυχὴ δ' Ἀΐδόσδε κατεῖεν, bemüht sich Hr. G. wohl vergeblich, diese Form zu rechtfertigen. Der Wittenberger Codex hat ψυχὴν δ' ἄϊδι κατεῖεν. Auch einige alte Ausgaben geben ψυχὴν, was Hr. G. unbemerkt gelassen hat. Daraus ergibt sich wohl, daß das Wahre ist: ψυχὴν δ' Ἀΐδόσδε καθίει.

V. 258 scheint Hr. G. nicht an dem Mangel einer Copula angestoßen zu seyn.

V. 259. Die Vulgata ist ἀλλὰ καὶ ἔμπης τῶν γε μὲν ἀλλάων προφερής τ' ἦν. Hr. G. hat die Lesart der meisten Bücher ἀλλ' ἄρα ἥγε aufgenommen: allein damit ist der Stelle noch nicht geholfen, wenn nicht bewiesen wird, daß ἀλλὰ und das fast gleichbedeutende γε μὲν in einem und demselben Satze verbunden werden können. Das aber geht nicht an. Daher findet man γε μὲν nicht mit ἀλλὰ verbunden, sondern allein stehend, wie in diesem Gedichte V. 139, 171, 209, 282, 283, 288, 299, 300. Folglich wird Hr. Dindorf mit Unrecht getadelt, daß er τῶν μέν τ', was des Rec.'n Conjectur ist, aufgenommen hat. Aber der Wittenberger Codex hat ἀλλ' ἄρα ἥγε ἡ μὲν ἀλλάων, προφερής τ' ἦν, was Hr. G., dem diese Lesart bekannt seyn mußte, nur zum Theil erwähnt. Der Cod. Med. und Harl. geben ἥδε statt ἥγε: und so ist wohl die wahre Lesart, wofür ein Corrector ἀλλὰ καὶ ἔμπης setzte, diese gewesen: ἀλλ' ἄρα τῶν γε

ἦδε μὲν ἀλλάων προφερής τ' ἦν. Der Positivus προφερής ist im Stephanischen Thesaurus noch aus Plato Euthyd. p. 1 B. und Aeschynes c. Timarch. §. 49 beygebracht.

V. 261 geht πᾶσαι δ', wie Hr. G. meint, nicht auf die zunächst vorher genannten Parzen, sondern auf die vor ihnen erwähnten Keren. Ein Zurückkehren zu der Person, von der vorher die Rede war, ist nicht ungewöhnlich: aber wenn gerade πᾶσαι gesagt wird, kann niemand errathen, daß die Parzen nicht mit gemeint seyen. Mithin kann entweder diese Auslegung nicht Statt finden, oder der Fehler muß auf andere Weise beseitigt werden.

V. 266. Daß aus dem Cod Harl. γουνοπαγής zu schreiben sey, hat Maltby zu Morelli Thesaur. p. 212 angemerkt, γυιοπαγής vergleichend. Auch der mediceische und der von Ruhnkenius verglichene Pariser Codex haben γουνοπαγής. Das im Texte stehen gebliebene γουνοπαχής ist der Analogie entgegen.

V. 263. Daß zwischen diesem und dem folgenden Verse der von Ruhnkenius verglichene Pariser Codex den Vers κείμενον ἢ πίπτοντα νεώτατον, ἀμφὶ μὲν αὐτῷ einschiebt, was auch der Wittenberger thut, ist unbemerkt geblieben.

V. 268. Auch hier muß ἄπλητον in ἄπληστον verwandelt werden. Ἄπληστον σεσαρυῖα, wie gleich darauf πολλὴ κόνις. Ἄπλητον σεσαρυῖα würde schon an sich ganz unpassend gesagt seyn.

V. 276 hätte δμωῶν statt δμώων nach Gugetus Emendation aufgenommen, oder δμωέων geschrieben werden sollen, wie das folgende ταὶ δὲ zeigt. Der Wittenberger Codex hat χερσὶν ἀνιδμωῶν.

V. 277. τοῖσιν δὲ χοροὶ παίζοντες ἕποντο. Hr. G. sagt: *τοῖσιν pertinet ad δμῶας, sed est neutrius generis: hinc sequuntur etc., ut in Homerico τοῖς.* Wo steht dieses Homerische τοῖς? und überhaupt, wo hat je Homer oder irgend ein anderer Schriftsteller so geredet?

V. 279 ist es höchst befremdend, daß Hr. G. zu ἁπαλῶν στομάτων sagt: *Sunt arte facta ora.* Und wie soll ein Epiker ἀοιδή von der Pfeife gebraucht haben? wie αὐδὴ ἐκ στομάτων ὑπὸ συρίγγων den Ton der Pfeife bedeuten können? Die Verse lauten so:

> τοὶ μὲν ὑπὸ λιγυρῶν συρίγγων ἵεσαν αὐδὴν
> ἐξ ἁπαλῶν στομάτων, περὶ δέ σφισιν ἄγνυτο ἠχώ·
> αἳ δ' ὑπὸ φορμίγγων ἄναγον χορὸν ἱμερόεντα.

Was kann klarer vor Augen liegen, als daß ein Abschreiber aus Versehen die Sache umgekehrt, und τοὶ μὲν statt ταὶ μέν, αἱ δὲ aber statt οἱ δὲ gesetzt hat. Die Frauen sangen mit ihren feinen Kehlen zur Syrinx, die Männer zur Phorminx.

V. 289 schwankt die Lesart zwischen κορυνιόεντα, κορωνιόεντα, κορυνιόωντα, κορωνόεντα, κορωνιόωντα. Nun ließe sich hiervon κορυνιόεντα und κορωνιόωντα, das auch der Wittenberger Codex hat, und außerdem noch κορυνήεντα vertheidigen. Passend ist jede dieser Formen. Daher ist nicht abzusehen, warum sie Hrn. G. sämmtlich mißfallen, und er eine neue, κορυνώεντα, für die wahre hält, die noch dazu der Analogie entgegen ist, und durch die angeführten ὠτώεντα und κητώεντα nicht gerechtfertigt werden kann.

V. 303. So auffallend auch das καὶ καρχαρόδοντε κύνε πρὸ ist, sowohl wegen der Stellung des πρό, als wegen des ausgelassenen δύω, scheint es doch nicht geändert werden zu dürfen. Was Hr. G. meint, daß, wer Anstoß nehme, πρὸ δύω κύνε καρχαρόδοντε aus dem Homer corrigiren könne, kann nicht zugegeben werden, indem die Sprache nothwendig noch ein δὲ verlangt. Die Andeutung des Rec.'n, daß der Vers aus dem Homer corrigirt werden könne, hat Hr. G. mißverstanden. Rec. meinte folgendes: θηρευταί, πρὸ δὲ τῶνδε δύω κύνε καρχαρόδοντε.

V. 310 ist die Vulgata: οἱ μὲν ἄρ' αἴδιον εἶχον πόνον. Die Handschriften haben ἔχον. Rec hatte bemerkt, daß eine Sylbe fehle. Hr. G. meint, vielleicht sey κάτεχον zu lesen. Aber das würde eine ganz ungewöhnliche Redensart seyn. Der Vers ist durch ein Glossem verdorben: denn αἴδιος ist kein Wort der alten Epiker. Der Dichter schrieb: οἳ μὲν ἄρ' ἔμπεδον αἰὲν ἔχον πόνον.

V. 316 hat sich Hr. G. versehen, wenn er sagt: ἤπυον media brevi hic usurpatum fugit Passovii aciem. Passow sagt im Gegentheil, υ sey immer kurz, außer im Präsens einmal bey Moschus.

V. 318. Wenn Hr. G. von den Worten θαῦμα ἰδεῖν καὶ Ζηνὶ sagt: Iuppiter non solum illos pisciculos admiraturus erat: so thut er dem Unrecht, der die Verse so ordnete. Denn dieser wollte jene Worte nicht auf die Fische, die nur beyläufig erwähnt sind, sondern auf den Ocean mit den Schwänen bezogen haben.

Wir können nun zu der Beschreibung des Schildes zurückkehren. Wenn irgend etwas gewiß ist, so ist es, daß diese Beschreibung nicht von einem einzigen Dichter herrührt, sondern von mehreren variirt worden ist, deren Veränderungen und Zusätze in unsern Text eingeschoben sind. Das zeigt nicht sowohl die übergroße Menge der Gegenstände, die auf dem Schilde dargestellt seyn sollen; denn das könnte man mit einer üppigen Phantasie und mit dem Bestreben, die Homerische Schildbeschreibung zu übertreffen, entschuldigen: sondern es zeigen es unwidersprechlich erstens die Unordnung in der Aufzählung dieser

Gegenstände; sodann die Wiederholungen derselben Sachen, bald auf gleiche, bald auf verschiedene Weise ausgemalt; ferner die Wiederkehr ganzer Verse, wie 150 = 163. 282. 283 = 299, oder wiederholte Stücke von Versen, wie 147 = 236. 195 = 324. 277 = 284. 295 = 298 = 300, endlich vornehmlich auch die Ungereimtheit und Undenkbarkeit mancher Bilder, wenn alles von einem Dichter so zusammengefügt wäre. In der Mitte ein Drache; sodann Zank, Verfolgung, Flucht, Getümmel, Mord, Todschlag, die Eris, der Lärmgott, die Ker, welche Todte und Verwundete fortschleppt; Schlangen, Heerden von Ebern und Löwen, die mit einander kämpfen; die Schlacht der Lapithen und Centauren; Mars auf seinem Wagen, Furcht und Schrecken an seiner Seite habend; die Minerva; eine Versammlung der Götter, in der Apollo die Cither spielt und die Musen singen; ein Markt; ein Hafen, in welchem Delphine einem Fischer beym Fischfang helfen; Perseus vor dem Schilde befestigt; hinter ihm die Gorgonen; über diesen wiederum der Schrecken; über ihnen ferner eine belagerte Stadt, auf den Mauern jammern die Frauen, vor dem Thore betende Greise, dann die Kämpfenden, und unter ihnen die Keren, die Parzen, dann wieder von den Keren etwas, die Trauer; daneben eine schöne Stadt mit sieben Thoren, Tanz, Musik, Hochzeit, ein Fackelzug, ein Wettrennen von Reitern; ein Saatfeld mit Schnittern, Garbenbindern, und einer Tenne; eine Weinlese, Kelterer, Ringer, Faustkämpfer; eine Hasenjagd; ein Wettrennen zu Wagen um einen zum Preise ausgesetzten Dreyfuß; endlich um den Rand des Schildes der Ocean mit vielen singenden Schwänen und lustigen Fischen: wer mag dieses Chaos von Dingen in ein nur halbweg leidliches Bild vereinigen, oder einem vernünftigen Menschen zutrauen, ein so tolles Gewirre zusammengewürfelt zu haben? Hr. Dindorf bemerkte, daß an keiner Stelle leichter und sicherer drey verschiedene Recensionen unterschieden werden könnten, als V. 292 — 300. Hr. G., in der Ansicht befangen, daß V. 141 — 317 von einem alexandrinischen Dichter herrühren, hat die Interpolationen nur ein paar Mal leise berührt, ohne sich auf eine weitere Untersuchung einzulassen. Eben so wenig haben das Andere gethan; z. B. Hr. Welcker in der Zeitschrift für Geschichte und Auslegung der alten Kunst, obwohl er Interpolationen ahndete. Und allerdings darf man sich nicht wundern, wenn Aufgaben dieser Art entweder gänzlich bey Seite gesetzt werden, weil man ein sicheres Ergebniß für unmöglich hält, oder wenn sie zu einer leichtsinnigen Aufstellung willkürlicher Hypothesen verführen. So läßt sich auch hier begreifen, daß man nicht durchgängig mit Sicherheit angeben könne, wie viele Bearbeiter an dieser Beschrei-

bung des Schildes Antheil haben, und was jedem beygelegt oder abgesprochen werden müsse: aber wer deßwegen gleich die ganze Frage aufgäbe, würde eben so unbedachtsam verfahren, als wer die erste beste Möglichkeit aufgreifen, und darnach die Interpolationen sondern wollte. Vielmehr kommt es bey Dingen dieser Art darauf an, zuvörderst zu sehen, was auszumachen möglich oder unmöglich sey. Sind dann erst die Gränzen der Möglichkeit gefunden, so wird man dahingestellt seyn lassen, was nicht aufs Reine zu bringen ist; das hingegen, was gefunden werden kann, mit ziemlicher Zuverlässigkeit enträthseln können. Nun aber liegt es am Tage, daß, da der Schild eine Anzahl gänzlich verschiedener und von einander abgesonderter Bilder enthält, man im Ganzen nicht bestimmen könne, welche derselben von andern, als dem ersten Verfasser, eingeschoben seyn mögen: das aber läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß, wenn einige dieser Bilder so gleichartig sind, daß sie eigentlich denselben Gegenstand darstellen, sie von verschiedenen Verfassern herrühren. Zweytens hängen auch wieder einige Bilder ihrer Natur nach oder weil sie einen Gegensatz bilden so zusammen, daß man sie für Theile einer und derselben Beschreibung zu nehmen hinreichenden Grund hat. Drittens, wenn ein Bild ausführlich behandelt und sehr poetisch ausgeschmückt ist, läßt sich, was von diesem Schmucke etwa später hinzugethan seyn möge, alsdann angeben, wenn Mangel an Zusammenhang, Wiederholungen, Widersprüche, Ungereimtheiten sichere Merkmale verschiedener Bearbeitung darbieten. Viertens endlich laufen einige Bilder so in einander, daß man wohl eine Vermischung von Verschiedenartigem wahrnimmt, und bemerkt, daß sie in der Mitte der Verse anfangen oder enden, aber nicht sofort von einander abgesondert werden können, ohne den Zusammenhang des Ganzen zu zerreißen; in welchem Falle ein sehr unzweifelhaftes Anzeichen der Interpolation durch die Wiederholung ganzer und halber Verse gegeben ist, aus denen sich abnehmen läßt, wo ein fremdes Stück einsetze.

Betrachten wir nun die ganze Beschreibung des Schildes, so besteht sie aus folgenden Theilen. I. V. 144 — 155 ein confuses Bild eines Drachen, des Schreckens, des Zanks. II. 156 — 160. Eris und die Ker. III. 161 — 167. Schlangen. IV. 168 — 177. Kampf von Ebern und Löwen. V. 178 — 190. Schlacht der Lapithen und Centauren. VI. 191 — 196. Mars. VII. 197 — 200. Pallas. VIII. 201 — (204) — 206. Festgelag der Götter. IX. 204. 207 — 215. Markt, Hafen, Fischfang. X. 216 – 237. Perseus und die Gorgonen. XI. 237 — 248. Eine belagerte Stadt. XII. 248 — 263. Die Keren und Parzen, wieder ein confuses Bild. XIII. 264 — 270. Die Traurigkeit. XIV. 270

— 288 überladene Darstellung des Wohllebens einer Stadt. XV. 288—304. Ernte, Kampfspiele, Hasenjagd, Weinlese. XVI. 305—313. Wettrennen zu Wagen. XVII. 314 ff. der Ocean. Von diesen Bildern wollen wir nun vorerst diejenigen betrachten, welche zu Unterscheidung verschiedener Bearbeitungen Veranlassung geben.

I. Dieses Bild enthält eine Masse zwar gleichartiger, aber so unordentlich, so unzusammenhängend, mit solchen Wiederholungen und Widersprüchen zusammengeworfener Dinge, daß schon daraus mit Sicherheit auf Interpolation geschlossen werden kann. Die Variante V. 144 δὲ δράκοντος und δ' ἀδάμαντος, und der zweymal vorkommende Vers 150, 163: οἵτινες αντιβίην πόλεμον Διὸς υἷϊ φέροιεν, setzen vollends die Sache außer Zweifel. Das ganze Bild läßt sich in vier Stücke zertheilen, nicht als ob jedes dieser Stücke für sich allein bestände, sondern weil sich einige derselben sowohl an das, was ihnen jetzt vorhergeht, als an ein anderes Stück anschließen können; einige aber sich nicht mit andern vereinigen lassen. Diese vier Stücke sind folgende: 1) V. 144, 145 nach der einen Lesart ein Drache: ἐν μέσσῳ δὲ δράκοντος ἔην φόβος; in einer andern Bearbeitung der Schrecken als Person dargestellt: ἐν μέσσῳ δ' ἀδάμαντος ἔην Φόβος. 2) V. 146—153. Beschreibung der Zähne und des Antlitzes des Schreckens. 3) V. 154—160 personificirte Gestalten der Uebel des Krieges; unter ihnen der Eris, ein ganz abgerissenes Stück, das sich nicht mit dem vorhergehenden verträgt, in welchem der Zank, ἔρις, zwar nicht als Person gebildet, aber doch mit allen Thätigkeiten der Person ausgerüstet erscheint. 4) V. 161—167. Schlangen: ein Bild, das nicht von dem Verfasser des zweyten Stückes seyn kann, wie V. 147 zeigt, der in diesem vierten Stücke V. 163 wiederkehrt. Faßt man nun das Ergebniß aus diesen Angaben zusammen, so wird es sehr wahrscheinlich, daß der Dichter, welcher die Beschreibung des Schildes mit der Darstellung des Schreckens anfing, und ἐν μέσσῳ δ' ἀδάμαντος ἔην Φόβος schrieb, das Gleichartige zusammenstellte, und zu dem Schrecken die übrigen Kriegsdämonen hinzufügte; ferner daß in einer zweyten Recension, welche nicht den Schrecken, sondern den Drachen nannte. ἐν μέσσῳ δὲ δράκοντος ἔην φόβος, dieser Drache beschrieben wurde; endlich, daß ein anderer Dichter, welcher gleichfalls mit dem Drachen anfing, auch wieder das Gleichartige verband, und dem Drachen Schlangen zugesellte. So erhalten wir in drey verschiedenen Recensionen das erste Bild jedesmal gut und verständig beschrieben:

I. V. 144, 145, 149—160.
II. V. 144—153.
III. V. 144, 145, 161—167.

Bey den hierauf folgenden Bildern ist nichts zu bemerken, als daß das sechste, welches den Mars darstellt, nicht zu der Recension gehört, in welcher das erste Bild den Schrecken enthielt, indem dieser hier noch einmal als Begleiter des Kriegsgottes vorkommt.

X. XI. XII. Mit der Beschreibung des Perseus ist auf eine ganz ungeschickte Weise die Belagerung einer Stadt in Verbindung gesetzt. Denn nachdem gesagt worden, wie die Gorgonen den Perseus verfolgen, heißt es V. 236: ἐπὶ δὲ δεινοῖσι καρήνοις Γοργείοις ἐδονεῖτο μέγας φόβος· οἳ δ' ὑπὲρ αὐτέων ἄνδρες ἐμαρνάσθην πολεμήϊα τεύχε' ἔχοντες. Wie kommt eine Schlacht unbenannter Völker mit dem Zuge des Perseus zu den Gorgonen zusammen? Auch das οἳ δὲ scheint auf etwas Vorhergehendes, worauf es bezogen werde, hinzuweisen, dergleichen jedoch hier weder gefunden wird, noch überhaupt denkbar ist. Betrachtet man hingegen das sechste und siebente Bild, welche den Mars und die Pallas darstellen, so erscheinen beyde nicht in Verbindung mit den von ihnen erwähnten Lapithen und Centauren, sondern vielmehr mit andern kriegführenden Heeren: denn von dem Mars heißt es V. 193 πρυλέεσσι κελεύων, und von der Pallas V. 200 ἐπὶ δ' ᾤχετο φύλοπιν αἰνήν. Dadurch wird es wahrscheinlich, daß der Erfinder des Schlachtgemäldes der bekriegten Stadt dieses Bild an jene Beschreibung der Kriegsgötter angeknüpft habe. Wie jedoch der Zusammenhang zwischen V. 200 und 237 oder 238 beschaffen gewesen, wenn überhaupt diese Vermuthung Grund hat, läßt sich nicht sicher angeben. Um indessen doch wenigstens einen Weg zu zeigen, wie sich die vorhandenen Worte zu einer Verbindung eignen, kann man, da sich V. 237 die Variante Γοργείης, und V 238 αὐτῶν statt αὐτέων findet, etwa auf folgenden Fortgang der Rede schließen:

199. ἔγχος ἔχουσ' ἐν χερσὶν ἰδὲ χρυσέην τρυφάλειαν,
αἰγίδα τ' ἀμφ' ὤμοις· ἐπὶ δ' ᾤχετο φύλοπιν αἰνήν,
236. δεινὸν δερκομένη· κεφαλῆς δ' ἀμφὶ στήθεσσιν
Γοργείης ἐδονεῖτο μέγας φόβος, οἳ δ' ὑπὲρ αὐτῶν
ἄνδρες ἐμαρνάσθην πολεμήϊα τεύχε' ἔχοντες.

So würde sich αὐτῶν auf den Mars und die Pallas beziehen, dafern es nicht etwa gar ὑπὲρ αὐτῆς geheißen hätte. Demnach würden V. 216—235, worin Perseus und die Gorgonen beschrieben werden, ein besonderes Bild ausmachen; das sechste, siebente, eilfte und zwölfte Bild aber zusammengehören, und aus V. 191—200, 236 ff. bestehen. Aber hier müssen wiederum

V. 258—260, die mit dem Vorhergehenden gegen alle Regel ohne Copula verbunden sind, und auch durch ihren Inhalt, indem sie von den Parzen handeln, die Erzählung von den Keren gänzlich unterbrechen, als ein offenbar nicht hieher gehöriges Einschiebsel angesehen werden. Es fällt jedoch in die Augen, daß diese Verse nichts als eine Variation der Erzählung von den Keren sind, und sie mithin in einer andern Recension die Stelle dieser Erzählung vertraten. So erhalten wir hier zwey Recensionen:

I. V. 236—257, 261—263.
II. V. 236—248, 258—260.

In der erstern gehört μετ' αὐτῦς V. 248 zu δῆριν ἔχον; in der zweyten stand vielleicht μεταῦτις.

XIII. Es folgt das Bild der Traurigkeit, und dann der Stadt im Wohlleben. Beyde Bilder sind mit den vorhergehenden durch κάρα δὲ verbunden, und nicht durch den gewöhnlichen Anfang eines neuen Bildes ἐν δὲ eingeführt. Daraus, so wie auch aus dem Inhalte selbst, läßt sich auf ein Nebeneinandergestelltseyn dieser Bilder schließen: und da die Traurigkeit an sich als ein besonderes Bild überhaupt unschicklich seyn würde, gehört sie unstreitig zu dem vorhergehenden Kriegsgemälde. Mithin folgte entweder in einer der so eben angegebenen Recensionen, oder in beyden auf V. 260 sogleich V. 261—270.

XIV—XVI. Die Beschreibung der fröhlichen Stadt hebt nun mitten in diesem 270sten Verse an, und durch diese enge Verbindung ist sie schon als Gegenstück zu der bekriegten Stadt angekündigt. Auf eben diese Art hängt mit ihr die Beschreibung der Ernte zusammen, und auch was ferner von dem Weinbau und mancherley Lustbarkeiten angefügt ist, muß sowohl dem Inhalte als der Art der Verbindung nach als Fortsetzung der Schilderung des Wohllebens der feindlichen Stadt angesehen werden: so daß also V. 270—313 ein einziges Bild ausmachen. Allein in diesem Bilde ist die Beschreibung der Festlichkeiten nicht nur offenbar überladen, sondern ganz deutlich zeigt auch das zweymalige προύϑ' ἔκιον V. 277 und 284, daß ein Theil dieser Beschreibung nur Variation eines andern Dichters ist. Ferner dürfte auch ἐν ἀγλαΐαις τε χοροῖς τε V. 272 und ϑαλίαι τε χοροί τε V. 284 nicht von einem und demselben Dichter seyn. Weiter weist auch V. 282 und der in einigen Büchern fehlende V. 283, welcher in andern noch einmal ganz am unrechten Orte als V. 299 steht, auf eine dritte Recension hin, in der statt τοί γε μὲν αὖ παίζοντες ὑπ' ὀρχηϑμῷ καὶ ἀοιδῇ geschrieben war τοί γε μὲν αὖ γελόωντες ὑπ' αὐλητῆρι ἕκαστος. Wer aber das letzte schrieb,

hatte schwerlich den Tanz weggelassen, dessen Erwähnung durch die Lesart einer andern Recension verwischt zu seyn scheint. Faßt man diese Umstände fest ins Auge, so ergeben sich drey verschiedene Recensionen. Alle fingen mit *πάρα δ' εὔπυργος πόλις ἀνδρῶν* V. 270 an:

I. V. 270—281, 292 ff.
II. V. 270—274, 282, 284—291, 292 ff.

In dieser Recension fehlte wahrscheinlich *τοὶ δ' ἄνδρες ἐν ἀγλαΐαις τε χοροῖς τε τέρψιν ἔχον* V. 272, und die Rede ging wohl so fort: *ἑπτὰ πύλας· τοὶ δ' ἐνδὸν ἐϋσσώτρου ἐπ' ἀπήνης*. Dann entspricht genau diesem *ἐνδὸν* das *τοὶ δ' αὖ προπάροιθε πόληος* V. 285.

III. V. 270—274, 283, 287—291, 292 ff.

Hier war der Zusammenhang zwischen V. 283 und 287 vermuthlich mit Veränderung eines einzigen Wortes in den Homerischen Ausdruck gemacht:

> τοί γε μὲν αὖ γελόωντες ὑπ' αὐλητῆρι ἕκαστος
> πέπληγον χθόνα δῖαν· ἐπιστολάδην δὲ χιτῶνας
> ἐστάλατ'.

Und so hatte auch der Tanz sein Recht erhalten. Es folgte in allen drey Recensionen die Weinlese V. 292, aber, wie Hr. Dindorf richtig angegeben hat, folgendermaßen verschieden:

I. V. 292—295, 301 f.
II. V. 292, 296—298, 301 ff.
III. V. 296, 297, 300, 301 ff.

Nehmen wir nun das Ergebniß von diesem allen zusammen, so zeigt sich, daß der Schild, wie wir die Beschreibung jetzt haben, nicht siebzehn, wie wir oben angegeben hatten, sondern nur eilf Bilder enthält: I. In der Mitte entweder einen Drachen oder den Schrecken; II. den Kampf der Eber und Löwen; III. das Gefecht der Lapithen und Centauren; IV. Mars und Pallas; VI. das Festgelag der Götter; VII. Markt, Hafen und Fischfang; VIII. Perseus und die Gorgonen; IX. eine Stadt im Kriegszustand; X. eine Stadt in Frieden und Wohlleben; XI. den Ocean. Wollen wir nun den Dichtern, die diese Dinge erfunden haben, Verstand und Ueberlegung, wie es doch wohl billig ist, zutrauen, so scheinen die genannten Gegenstände durch ihre Beschaffenheit einen bedeutungsvollen Wink zu geben, wie man sich das Ganze geordnet vorzustellen habe. Da die Beschreibung nicht von einem und demselben Dichter herrührt, so sind gewiß auch nicht alle Bilder von dem ersten Verfasser erfunden, sondern es ist wahrscheinlich, daß bey verschie-

denen Bearbeitungen andere Bilder statt anderer gewählt, andere mit anderen verbunden wurden. So ist oben wahrscheinlich gemacht worden, daß die Beschreibung der belagerten Stadt in Verbindung gesetzt war mit der Schilderung von Mars und Pallas. Nun finden wir, daß die angegebenen Gegenstände überall einen Parallelismus geben, wie es die Gestalt eines runden Schildes erfordert, auf welchem die Mitte und der Rand, sodann die Flächen zwischen der Mitte und dem Rande auf allen Seiten einander entgegenstehen. Wir können daher wenigstens in sofern mit Sicherheit eine Anordnung der Bilder entwerfen, als man über die Mitte und den Rand, und über die einander auf jeder Seite entgegenstehenden Felder nicht in Zweifel seyn kann. Darüber hingegen läßt sich streiten, ob die angegebenen Gegenstände sämmtlich oder mit wechselseitiger Ausschließung auf dem Schilde dargestellt anzunehmen seyen. Die einfachste und darum auch die wahrscheinlichste Eintheilung eines runden Schildes ist die in vier Felder. Da nun der für diese Felder geeigneten Gegenstände sich acht vorfinden, es aber nicht wahrscheinlich ist, daß, wo eine Stadt mit den Geschäften des Friedens abgebildet war, Markt und Fischfang, welche ebenfalls zu diesen Geschäften gehören, davon auf einem besondern Felde abgetrennt sollten dargestellt worden seyn: so können wir diese beyden Bilder nicht wohl zu einer und derselben Vorstellung von dem Schilde zählen. Dagegen passen zu den Bildern einer durch Krieg geängstigten und einer in Wohlleben blühenden Stadt die Götter sehr wohl, deren Bilder wir vorfinden, der Kriegsgott und die, wiewohl der Gewohnheit gemäß ebenfalls als kriegerisch geschilderte Pallas, die Vorsteherin der die Kultur fördernden Künste. So erhalten wir für die eine Vorstellung des Schildes folgende Felder:

Bekriegte Stadt.	Stadt im Frieden.
Mars.	Pallas.

Ist die oben über die Verbindung dieser Bilder in dem Gedichte aufgestellte Vermuthung richtig, so nehmen, wie das οἳ δ' ὑπὲρ αὐτῶν V. 237 zeigt, Mars und Pallas die beyden unteren, die Bilder der Städte aber die beyden oberen Felder ein.

Hierdurch werden nun zugleich für eine zweyte Anordnung folgende vier Felder bestimmt:

Wohlleben der Götter.	Reichthum der Menschen.
Lapithen und Centauren.	Eber und Löwen.

Es bleibt nun, da der Ocean den Rand bildet, nur noch die Mitte übrig. Für diese ist, wie oben gezeigt worden, von einem Dichter der Schrecken mit seinem Gefolge, von anderen ein Drache angegeben. Es kann aber gar kein Zweifel seyn, daß noch ein anderer Dichter die Figur des Perseus in die Mitte gestellt habe.

Das zeigt schon die Beschaffenheit dieser Figur, die von allen andern dadurch unterschieden ist, daß sie frey vor dem Schilde schwebend, mit einem Zapfen an denselben befestigt ist, eine Sache, die nothwendig sich bloß für die Mitte eignet. Es ist daher auch nicht zu zweifeln, daß der Dichter, der diese Figur beschrieb, V. 216 nicht ἐν δ᾽ ἦν, sondern wohl so geschrieben habe:

ἐν μέσσῳ μὲν ἔην Δανάης τέκος ἱππότα Περσεύς.

Der Ordner aber mußte das ändern, nachdem schon der Drache als Gegenstand des Mittelfeldes angegeben war. Doch ließe sich auch denken, daß der Dichter die Beschreibung dieser merkwürdigen Figur bis zuletzt aufgespart hätte, wiewohl das weniger wahrscheinlich ist. Auf jeden Fall aber läßt sich durch diese auf ungewöhnliche Art dargestellte Figur der Zweifel, den Hr. G. über V. 318 erhoben hat, weit natürlicher und angemessener lösen. Von dem frey schwebenden Perseus konnte mit Recht gesagt werden: θαῦμα ἰδεῖν καὶ Ζηνὶ βαρυκτύπῳ. Deßwegen läßt sich wohl annehmen, daß diese Worte und die ganzen zwey Verse 318, 319 eine Variation von θαῦμα μέγα φράσσασθαι, ἐπεὶ οὐδαμῇ ἐστήρικτο V. 318 sind, und mithin jene Stelle so lautete:

ἐν μέσσῳ μὲν ἔην Δανάης τέκος ἱππότα Περσεύς,
οὔτ᾽ ἄρ᾽ ἐπιψαύων σάκεος ποσίν, οὔθ᾽ ἑκὰς αὐτοῦ,
θαῦμα ἰδεῖν καὶ Ζηνὶ βαρυκτύπῳ, οὗ διὰ βουλὰς
Ἥφαιστος ποίησε σάκος μέγα τε στιβαρόν τε.

Unter dieser Voraussetzung ließe sich dann auch vermuthen, daß, wenn eine Recension V. 318, 319 nach V. 217 setzte, die ganze Beschreibung des Schildes mit V. 317, 319 f. geschlossen war, natürlich aber mit einer kleinen Veränderung, wie z. B.:

τὼς Ἥφαιστος ἔτευξε σάκος μέγα τε στιβαρόν τε,
ἀρσάμενος παλάμῃσι.

Nach dieser Abschweifung über die Beschreibung des Schildes kehren wir zu den einzelnen Stellen des Textes in dem noch übrigen Theile des Gedichts zurück.

V. 322 ist es irrig, was Hr. G. von εἴκελος ἀστεροπῇ sagt: sic dicitur propter celeritatem. Das beweist nicht nur die von ihm selbst angeführte Stelle des Homer Iliad. XIV (nicht XVIII) 386, wo es gar nicht möglich ist, an Schnelligkeit zu denken: sondern, wie sich überall diese Vergleichung auf den Glanz und Schimmer bezieht, so wird auch hier Herkules wegen des glänzenden Schildes mit dem Blitze verglichen. Siehe noch Iliad. X. 154, XIII. 242 — 245.

V. 327. **Minerva propterea priorem Iolaum alloquitur, non Herculem, quod ille, utpote auriga, ante Herculem in curru collocatus erat.** Es ist nicht einzusehen, was zu dieser Erklärung berechtigen soll. Denn erstens wird gar nicht der

gemacht. Er glaubt, der Dichter habe die Subjecte umgetauscht, und gemeint, ἔνθα τὴν πέτραν ἴσχει, συνεινείκεται αὐτῇ, wie Oper. 513. καί τε διὰ ῥινοῦ βοὸς ἔρχεται, οὐδέ (aus Versehen ist ἔνθα geschrieben) μιν ἴσχει. Nicht umgekehrt sind die Subjecte, sondern verändert, und ἔνθα ist nicht wo, sondern da: τῷ (πάγῳ) συνεινείκεται· ἔνθα μιν (τὴν πέτραν) ἴσχει (ὁ πάγος). Noch weniger kann es gebilligt werden, daß Hr. G. vorzieht, τῷ für ᾗ, ηχι zu nehmen. Aber ist denn auch das sonst ganz ungebräuchliche συνεινείκεται richtig? Der Wittenberger Codex hat συνενήνεκται. Hierzu paßt die Erklärung des Münchner Tzetzes: συνεινείκεται. προσμένει. προσκολλᾶται. Das Richtige ist wohl das Plusquamperfect: τῷ δὴ συνενήνεκτ᾽· ἔνθα μιν ἴσχει.

V. 441. τόσσῃ ὁ μὲν ἰαχῇ, βρισάρματος οὖλιος Ἄρης, κεκληγὼς ἐπόρουσεν. Der Artikel mißfällt Hrn. G., und er möchte ihn gern weglassen, wenn ein guter Codex beystimmte. Vielleicht mit Recht, da ἰαχὴ digammirt gewesen zu seyn scheint. Doch ist sonst an dem Artikel, der nicht Artikel, sondern Pronomen ist, nichts auszusetzen. So bey Homer, αὐτὰρ ὃ αὖτε Θυέστα, und an unzähligen Stellen. Es sollte daher auf ὅ, ἥ, οἵ, αἵ, wo diese Wörter ihre ursprüngliche Kraft als Pronomen haben, auch der Accent nicht weggelassen werden. Auch findet man ihn in vielen Handschriften. Daher Rec. ὃ μὲν — ὃ δὲ, und so überall, wo eigentliches Pronomen nicht bloß gedacht, sondern auch gesprochen wird (denn man kann ja dergleichen gar nicht unaccentuirt aussprechen) zu schreiben gewohnt ist: was hier beyläufig bemerkt werden möge, damit die Leser auch dieser Abhandlung nicht, wo sie so accentuirt finden, etwa einen Irrthum vermuthen, oder das demonstrative Pronomen für das relative halten.

V. 445. Δεινὰ δ᾽ ὑπόδρα ἰδὼν. S. oben zu V. 243. Hr. G. wiederholt die Bemerkung, daß ὑπόδρα ἰδοῦσ᾽ als ὑφ᾽ ἓν zu nehmen sey. Es ist nicht glaublich, daß der Dichter so wenig die epische Art zu reden beachtet hätte; vielmehr mögen hier die Lesarten zweyer Recensionen zusammengeschmolzen seyn, in deren einer τὸν δ᾽ ἄρ᾽ ὑπόδρα ἰδὼν, in der andern aber δεινὰ δ᾽ ἰδοῦσα θεὰ stand.

V. 453 ist nicht abzusehen, warum die richtige Interpunction, καί ῥ᾽ ἔμβαλε χάλκεον ἔγχος σπερχνόν, ἑοῦ παιδὸς κοτέων πέρι τεθνηῶτος, ἐν σάκεϊ μεγάλῳ, in die weder dem Sinne, noch der Sprachgewohnheit angemessene, καί ῥ᾽ ἔμβαλε χάλκεον ἔγχος, σπερχνὸν ἑοῦ παιδὸς κοτέων πέρι, τεθνηῶτος, ἐν σάκεϊ μεγάλῳ verändert ist.

V. 468 hätte das unepische σκυλεύσαντες der andern Lesart, συλήσαντες, weichen sollen.

V. 479 ist die Lesart der mediceischen Handschrift ἤνωγ unbemerkt geblieben. Gottfried Hermann.

(Der Schluß folgt.)

Art. XI. Mythische Geographie der Griechen und Römer; von Dr. K. H. W. Völcker. Erster Theil: Ueber die Wanderungen der Io in des Aeschylus gefesseltem Prometheus, und die damit zusammenhängenden mythisch-geographischen Gegenstände. Mit einem Kärtchen. Leipzig, bey Köhler, 1832. gr. 8. XII u. 231 S.

Der durch seine anderen Forschungen im Gebiete der sogenannten klassischen Mythenwelt bereits rühmlich bekannte Verfasser hat uns im vorliegenden ein neues, wichtiges Werk geschenkt, was in vieler Hinsicht eine möglichst ausführliche Beleuchtung in Anspruch nimmt: denn für den Begriff »einer mythischen Geographie« wie für historischen Grund und Boden scheint gleichviel gewonnen. Daher bliebe die Frage nach der Nöthigkeit eines solchen Werkes abgethane Sache, und unser Zeitalter, was sich in allem gelehrten Wesen auf klassisches Alterthum basirt, sollte immer die Ansicht Diodors (I. 1) vor Augen haben, um nach ihr jeder Bemühung zum Besten Anderer Dank zu wissen!

Den ersten Gesichtspunkt anlangend, so scheidet der Verf. richtig mythische Geographie von »mythischer Physik« oder »mythisch-mathematischer« Geographie (wenn ich mich der Ausdrücke bedienen darf), welche letztere die Geschichte der Naturphilosophie vorzüglich anzusprechen scheint: und daher sieht dieses Werk dem gleichzeitig, und fast unter gleichem Namen (bey Lehnhold zu Leipzig) erschienenen, sehr unähnlich. Der Verf. ist ungefähr der Meinung: »»daß mancher Amerikaner, unsere Geographien seines Landes lesend, unsere Schreibung und Aussprache seiner Namen mit der seinigen vergleichend, unsere geographischen Werke mit Fug oft »mythisch,« »mythische Geographien« (nach gewöhnlicherer Auffassung, also: »fabelhafte«) nennen möchte und könnte!«« Nichts desto weniger hat alles, auch der Irrthum oft, seinen Grund.

Hieraus folgt von selbst die Aufgabe, welche sich der Verf. gestellt hat, nämlich: a) zu sammeln, was in jener griechischen und römischen Mythenwelt auf bestimmte örtliche Verhältnisse, besonders außergriechischer Länder, sich gründet; b) Ermittelung und Feststellung jener Localitäten, in sofern sie möglich.

Ersichtlich beruht die Wahl der Gegenstände aus jenen Sagenkreisen, die Anordnung in der Behandlung, und der Abschluß jener Sagenzeit selbst, so lange auf individuelle Erkenntniß, wie historische Einsicht in dieselbe, nicht Beginn und Abschluß, so wie chronologische Anordnung gebietet. Zu solchem Standpunkte hat sich dieser Zweig der Wissenschaften, erst im Gedeihen

begriffen, noch nicht erhoben, und vielleicht bleibt er immer unerreicht; daher haben wir nichts dagegen einzuwenden, wenn der Verfasser das vorliegende Werk mit den Wanderungen der Io beginnt, und mit dem Zuge der Argonauten schon im folgenden Theil zu schließen gedenkt.

Den Gegenstand selbst nun berücksichtigend, ist nicht zu leugnen, daß sein historischer Grund wohl in hohes griechisches Alterthum zurückdeute, und daß diese Mythe sammt den Fahrten der Argo vor allem die meisten und ausgedehntesten Länder- und Völkerverhältnisse mit sich verwebe: also gewiß für den Zweck des Verfassers eine würdige Wahl! und darum haben nicht nur Gelehrte unserer Zeit diesen Joirren ihre größte Aufmerksamkeit geschenkt, wie Voß, sondern auch aufgefordert zu einer gründlichen Bearbeitung derselben.

Diese war nun das Ziel des Verfassers, und zu dem Behufe geht er von Aeschylus aus, als dem Schriftsteller, welcher unter den ältesten Griechen den Gegenstand am ausführlichsten behandelt, und die besten Gesichtspunkte liefert, um eine gewisse Einheit und Ordnung in den zahllosen, immer neu gestaltenden Berichten gewinnen zu lassen. Aber mit diesem Ausgangspunkte waren bey weitem nicht alle Schwierigkeiten gehoben. Der bedeutendste Theil der Mythe spielt im Norden bey Hyperboreern, einäugigen Arimaspen, Issedonen, Gryphen u. s. w., zum Theil Völkern, die sich beym besten Willen nicht zu reinem Fabelwesen der griechischen Phantasie machen lassen wollen, und über welche die Wissenschaft bisher so gut wie gar nichts festgestellt hat, wie einladend, ja *wie wichtig die Erforschung des alten europäischen Nordens für den Deutschen immer seyn mag!* Ein anderer Theil der Mythe verschlingt sich wieder in andere wunderbare Generationen der griechischen Theogonie, z. B. in die Sagen von der Athene, welche durch ihre blauen Augen (γλαυκῶπις Ἀθήνη) wiederum auf nichtgriechische, etwa nordische, Heimat verweist, oder schwebt nach den fernsten Gegenden, zu den ewigblühenden Gärten singender Hesperiden hinüber, wo die gelehrte Welt für des Verf.'s Wandlerin bisher gleichfalls schlecht das Haus bestellt hatte. So war eine eigene Ordnung in Behandlung des Stoffes dem Verfasser geboten: er befand sich in einer Lage, wie der Mathematiker, welcher, einen Lehrsatz beweisend, zugleich alle Hülfssätze, oder mit anderen Worten, die Mathematik beweisen muß, um einem der Mathesis Unkundigen verständlich zu werden. Abwege also waren unerläßlich! und wir wollen sie dem Verfasser Dank wissen, denn sie veranlaßten ihn, sich über wichtige Länder und ihre Völker in gründliche Erörterungen einzulassen, über welche bis daher nur

gelegentlich, etwa in Anmerkungen zu griechischen und römischen Schriftstellern, abgehandelt ward.

Die Untersuchung eröffnet sich demnach mit einer einleitenden Uebersicht der verschiedenen Hindeutungen auf die Wichtigkeit der Jomythe, stellt die Hauptgesichtspunkte derselben auf, ihre Berührung mit anderen Wesen der griechischen Götterwelt, mit den Völkern und Ländern, die meistens an den fernsten Enden der alten Erdscheibe schwebten, schreitet dann zu Erörterungen über diese Berührungspunkte, und kehrt dergestalt wohlgerüstet zu dem nie ganz verlorenen Hauptfaden, den Sagen von Jo insbesondere, zurück. So behandelt sie: Kap. 1: Gräen und Gorgonen (§. 1, S. 10); ihr ältestes Locale, und die erste Veranlassung zu den Sagen bey Homer und Hesiod (§. 2, S. 13); ihr zweytes Locale und die zweyte Veranlassung zu den Sagen von ihnen, die Verpflanzung des Gorgo-Athene-Cultus nach Kyrene (§. 3, S. 22); Athene als Gorgo (§. 4, S. 24); ihr drittes Locale an der kleinen Syrte (§. 5, S. 34); ihre Wohnsitze in Libyen (§. 6, S. 38). Kap. 2: Die Insel Cerne (§. 7—9, S. 56). Kap. 3: Den Periplus des Hanno (§. 10—15, S. 82). Kap. 4: Die Hesperiden (§. 17, S. 107). Kap. 5: Das Geographische in den Abenteuern des Herkules, besonders in seinen Zügen nach Erythia und zu den Hesperiden (§. 19—21, S. 125). Kap. 6: Die Hyperboreer (§. 22, S. 145). Kap. 7: Geographische Skizze des Herodotischen Scythenlandes (§. 23, S. 171). Kap. 8: Die Arimaspen und Greifen (§. 25, S. 183). Kap. 9, S. 195: Erklärung der Irren der Jo bey Aeschylos; den Ort der Entfesselung des Prometheus (§. 28); Wanderung der Jo um den Pontos (§. 29, S. 201); Erklärung von v. 707—716 (§. 30, S. 204); Erklärung von v. 717—723 (§. 31, S. 211). Kap. 10: Die Amazonen (§. 32, S. 216); Erklärung von 729—755 (§. 33, S. 224); Erklärung des letzten Theiles der Wanderung (§. 34, S. 227). — So viel reiche hin, um nach einer Uebersicht des Ganzen uns verständlicher zur Prüfung des Einzelnen vorschreiten zu lassen.

Ueber den ersten, einleitenden Paragraph ist nichts weiter zu sagen, als daß der Verf. mit der größten Umsicht die verschiedenen Gestaltungen der Jomythe sammelt und entwickelt, und nur zu Gunsten einer gewissen Einheit unserer Recension wollen wir die oft besprochene Kunde Homers schon von Kimmerischen Männern, die in ewige Nacht gehüllt sind (Od. 11, 14), auch hier in Erinnerung bringen, sodann hervorheben, daß Apollodor (2, 1, 3, 5), die Jo nach Aegypten führend, gewissermaßen

der Isis identificirt. Auch der folgende Paragraph leitet noch ein, verspricht Streben nach chronologischem Fortschritt, der, wie sich zeigen wird, unerreicht bleibt, erkennt richtig historischen Grund der arimaspischen Sagen an, bestreitet unrichtig den der kimmerischen. Hier müssen wir fürs erste stehen bleiben, denn die Kimmerier waren nicht bloße Fabelwesen, sondern das Haupt der, den Alten durch Schiffahrt oder durch Verbindungen anderer Art bekannten, nördlichen Völker, und so wäre es sogar möglich, die ganze Sage von Io — die doch größtentheils im Norden spielt — habe hier zum Theil ihren Ursprung. Nämlich: sey der Name Kimmerier immerhin entstellt auf uns gekommen, so kann man nach Lesung des Herodot (4, 11 sq.) und des Strabon wenigstens nicht zweifeln, daß im Norden des Pontos ein Volk eines ähnlichen Namens gewohnt habe, um so weniger, als kimbrische Völker in der späteren Geschichte eine so bedeutende Rolle spielen, und manche alte Autoren die Einheit dieser mit jenen Kimmeriern anerkannt haben (Plut. v. Mar. c. II. cf. Strab. 7, 2). Es bleibt ferner nicht bloße Vermuthung (Barth Urgesch.), daß die Wurzel des Namens Kimmerier die Bedeutung, etwa schwarz, dunkel haben müsse, sondern es ist ausgemachte Sache: sie ist in der Bedeutung dem semitischen Sprachstamme (hebr. חמם; ägypt. *chémi*, *chmé* niger, vgl. Gesenius hbr. Wb. חָם), wie dem germanischen nicht fremd (altnordisch *dimmr* opacus, altsächsisch *thim* obscurus), und dazu steht nach Suhm und den Eddaliedern historisch fest, daß die nordischen Diener Odins aus Gegenden des Pontos (nur nördliche sind hier denkbar) eingewandert sind, wenn auch der Hergang dieses Factums bisher noch unerweislich blieb. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir bey den Alten die Kimmerier immer in Nacht und Nebel gehüllt finden, um so mehr, da die nachhomerischen Handelsgeheimnisse der Milesier in diesen Gegenden jene Deutung des Namens Kimmerier begünstigt zu haben scheinen. Warum nun einmal auf der Erde »Schattenmänner« gefunden, und in einer Himmelsgegend, welche Helios auf seiner Bahn nie berührte (Od. 11, 15. ὐδέ κοτ' αὐτὺς Ἠέλιος φαέθων ἐπιδέρκεται ἀκτίνεσσιν, ὔθ' ὁπότ' ἂν στείχῃσι πρὸς ὐρανὸν ἀστερόεντα, ὔθ' ὅτ' ἂν ἂψ ἐπὶ γαῖαν ἀπ' ὐρανόθεν προτράπηται·), so konnte der Hellene nirgends anders den Eingang in die Unterwelt, das Schattenreich, denken, als bey diesen Kimmeriern, als ursprünglich in dieser mitternächtlichen Gegend, und daher Homer Od. 11 nach älteren Sagen. — Daß spätere Griechen, als die Erdkunde sich erweiterte, den Eingang

in den Tartarus nach Westen rückten, erweist nichts gegen sein ältestes nordisches Locale, und daß neue Gelehrte, welche einsahen, des Aides Reich und die Kimmerier seyen nicht zu trennen, letztere nach Italien rückten (G. Voſs de Idolatria, p. 359 sq.), beweist noch weniger. Nicht nur der Kerberos ist dort im Kimmerierlande geboren. [Hesiodi theog. 303 sq. von dem Schlangenweibe Echidna bey den Arimern (εἰν Ἀρίμοισιν), d.h. den Arim-aspen (s. unten), gezeugt von Typhon, also von einem Titanen, den Zeus durch Blitze, wieder bey den Arimern, niederschmettert (Hom. Il. 2, 780 sq. cf. Schol. ad. Hesiod. Virg. Aen. 9, 717. Pind. fragm. ex Epin. in Pind. opp. ed. Heyne Vol. III. p. I. p. 17 u. d. Schol.). — Daß neuere Gelehrte, gestützt auf Strabons Untersuchungen (s. l. 13, 4 ed. Siebk. 5. p. 470. cf. 3. p. 433, und die Lesarten, cf. lib. 16 fin.) — über die Arimer, und Suidas (lexic. τὰ ἄριμα), die halbe Welt haben durchirren können, um das ursprüngliche Locale dieser Mythe aufzufinden, wie Heyne (excurs. ad. Virg. Aen. 9), Mannert (Geogr. 6, 3. p. 152 fg., vgl. Welckers Aeschyl. Trilog. S. 316. Not. 562 und Heyne zu Pind. l. c.) — ist mir unerklärlich, da das Waldland der Echidna, Hyläa (bey Herod. 4, 18. 54. 55. 9. 10. 19), verglichen mit den Bestimmungen Strabons, als ursprüngliches Locale der Sage unverkennbar ist, um so mehr, da sich die verbrannte Gegend, κατακεκαυμένη, Strabons, das Typhonsreich, in den daneben befindlichen Steppen auch zeigt, und das Schlangenweib, wie sich schon aus Diodor (2, 43) schließen läßt, gerade so dem asiatischen, daher skythischen, und mithin auch europäischen, Norden ausschließlich angehört (s. Görres Heldenbuch von Iran aus dem Schah Nameh des Firdusi. Einl.), wie das Fischweib dem asiatischen Süden (vgl. Ritters Vorhalle, S. 61, 67 cet.)] — nicht nur der Kerberos, sage ich, ist im Bereiche der Kimmerier geboren, sondern sie selbst werden deßhalb, und wegen des dort gedachten Einganges in die Unterwelt Kerberier genannt (s. Eustath. ad. Od. 11, 14. Hesych. v. Κερβέριοι. Plin, 6, 6. Bochart G. 2, 1. Harduin ad Pl. l. c.). Hätten ferner die genannten Autoritäten für Einheit dieser Schattenmänner und der Kimbrer Recht, so würde es erklärlich seyn, warum die Erklärungen des Namens Ἀΐδης oft sehr gezwungen ausgefallen sind (G. Voſs l. c. p. 135, 142), das gothische *skadas* umbra (ἐν ᾅδου sc. δώματι) aber fast besseren Sinn gibt, wie das griechische ἀΐδης; warum das hiermit in Verbindung stehende Gades nicht immer in Iberien, sondern auch bey der Mäotis gefunden wird (Lucani Phars. 5, 279); warum die Titanen aus dem Tartarus hervorgehen, und vom Othrys aus nach ziemlich menschlicher Weise mit dem Zeus

(seinem Cultus?) kämpfen können (Hesiodi theog. 616 sq.): denn nach dem Gothischen ist *dauths* mortuus und *thiuda* gens (althochdeutsch *tód* mors und *diot)* für den Ausländer ziemlich verwandt, und daß die Kimmerier frühe große Züge in den Gegenden am Pontus unternahmen, Kriege führten, wissen wir aus Strabon zur Genüge.

So viel, um im Folgenden uns kürzer fassen zu dürfen. Denn nunmehr haben wir schon vorweg erwiesen, daß das älteste Locale der einen Gorgo (erst Hesiod hat mehrere und anderwärts im äußersten Westen theog. v. 270 sq.), welche Homer kennt (Il. 5, 741. 8, 348 cet.), und die Odysseus »im Hades selbst« fürchtet (Od. 11, 628 sq.), nirgends anderes, als ebenfalls im Kimmerierlande, nördlich am Pontos, von der Sage bey Homer gedacht worden sey. Der Verfasser hat demnach seine S. 21 aufgestellte Behauptung, »daß Gorgonen und Gräen in ihrem ältesten Locale keineswegs in Europa,« auf die des Hesiod zu beschränken. Die Abhandlung gibt uns in den folgenden Paragraphen selbst Stützpunkte dieser Behauptung: sie beweist, daß diese Homerische Gorgo die Athene selbst, und diese eins mit der Medusa sey. Hätte der Verf. diese Einheit weniger umsichtig, weniger klar und besonnen entwickelt, so würden wir ihm schon haben beypflichten müssen. Um so leichter erklärt sich das der Athene immer beygelegte blaue (nordische) Auge, und, ist sie Medusa, so wurde aus ihrem blonden Haare Flammenhaar, etwa wie umgekehrt das Sonnenland Erytheia zu einem Rotheiland (S. 47, §. 4). Hierdurch erhellt sich nun die Anspielung des Euripides auf eine gewiß alte Mythe, nach welcher Gorgo während des Gigantenkampfes am Phlegragebirge von der Erde geboren ward (Ion. ed. Cant. v. 987: ἐνταῦθα Γοργὸν ἔτεκε γῆ; erst unten v. 1015, wo er von den Wirkungen ihres Blutes spricht, gedenkt er der Γοργόνων), und die Bedeutsamkeit gewisser Hinweisungen, daß Perseus das Medusenhaupt von Hyperboreern, d. h. aus dem Norden, holen mußte (Simmias bey Tzetz. Chil. VII. v. 697. Völcker S. 39, 40). Also alles weist nach dem Norden! als ob die nach nordischer Sitte in den Kampf mitziehenden Weiber der — Giganten zu einer Gorgo-Athene und Gorgonen Veranlassung gegeben hätten! — Was hier von Gorgonen in Bezug auf ihre ursprüngliche Oertlichkeit erwiesen ist, gilt von den Gräen mit, als den Wächtern jener, und hierfür nehmen wir des Verf.'s Beweis (S. 21 ꝛc.) gern in Anspruch, freylich dießmal mit ihm im Widerspruch. Um so größeren Beyfall müssen wir aber seinen ferneren Erörterungen über Verzweigung, zum Theil historische Verpflanzung des Gorgo-Athene-Cultus; der

Feststellung seiner dortigen und überhaupt westlichen Locale; der Untersuchung über die Insel Cerne und den Periplus des Hanno (S. 82—107), so wie der Uebersetzung dieses, zollen, gern einige Zweifel unterdrückend, um Raum zu behalten für Aufhellung wirklicher, schädlicher Irrthümer, gerade auf der Hauptbühne der Joirren und des Prometheus.

Um unsere Aufgabe in möglichster Kürze zu lösen, müssen wir von der Ordnung des Verfassers abgehen, und sogleich die Hyperboreer, über die erst S. 125—170 gehandelt wird, in unseren Kreis ziehen. Denn nicht das jüngere Hellenenthum, sondern das älteste erkennt religiösen Verkehr mit jenen Völkern des Nordens an (Arist. Proconn. b. Herod. 4, 13 sq., vgl. Fabricii bibl. Gr. 1, 12. Voss. h. Gr. 4, 2 sq., der Verf. S. 151 ꝛc.), und Homer, nach des Verf.'s Zugeständniß (S. 141), schildert die gesetzlichen Mythen (Il. 13, 5. 6), wie die spätere Zeit (Just. 2, 2), kennt den Bernstein (Od. 4, 73. 15, 359. Hesiod. scut. Her. 142), wie wir heute. Dieses Factum besser als der Verf. S. 146 anerkennend, haben schon viele Gelehrte, wie Goropius, Cluver, Banier, Penzel, Schubart, gelegentlicher Andeutungen nicht zu gedenken, den Hyperboreern zum Theil eigene Abhandlungen gewidmet, von denen sich meistens nichts weiter sagen läßt, als daß sie den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen haben. Denn wie der Verf. S. 145 zuerst richtig anerkennt, läßt sich in einer Untersuchung über die Hyperboreer nach fast allen Berichten der Alten nicht einen Schritt weit gehen, ohne zugleich auf die wunderbaren Arimaspen (Belege unten) zu stoßen. Erwägt man nun, daß diese Völker Namensverwandte in Asien zurückließen (Diod. ed. Wessel. T. II. p. 222. Arriani exp. Alex. 3, 27. Plin. 6, 19. Curt. 7, 3 u. s. w.), daß ausdrückliche Berichte einen anderen Theil nach dem Tanais und Pontos vorschreiten lassen (Herod. nach Arist. Proconn. 4, 13. Diod. 2, 43), daß sie sich in Europa wirklich wieder finden (— Herod. 3, 116. Paus. 131; mehr Belege unten), daß der Norden des Pontos späterhin Schauplatz der Einwanderung wilder Horden, der Skoloten (Herod. 4, 11. 5—7. 60 sq. und der Verf. S. 205. 206), geworden war, die nicht nur bey ihrer Einwanderung, sondern auch in der Folgezeit durch Kriege und Züge manches in den bestandenen Völkerverhältnissen an jenen Orten umgestaltet haben werden: so ist es wohl der Untersucher Schuld, wenn sie in den Berichten der Alten über diese nordischen Völker

»einstimmige« Angabe des Wohnortes »einen Zeitraum von mehr als tausend Jahren hindurch,« und von einem so unbestimmten Namen »Hyperboreer« ein so bestimmtes Völkchen in dem weiten europäischen Norden verlangen!! Der Verfasser, gründlicher als seine Vorgänger, die Unzertrennlichkeit der Arimaspen und Hyperboreer eingestehend, S. 145, den historischen Grund und Boden in den Nachrichten der Alten über jene (Arimaspen) vollkommen anerkennend, S. 11. 183, von der Unverfälschtheit ihres Namens überzeugt, S. 193, macht sich gleichwohl von jenem Vorwurfe nicht frey: er forscht wiederum erst nach Hyperboreern ins Weite, anstatt umgekehrt durch das einzig namhaft gemachte, bestimmte hyperboreische Volk, Arimaspen (τῶν ὑπερβορέων Ἀριμασκῶν bey Suidas), sich die Führer jenes nichtssagenden Namens »Hyperboreer« zeigen zu lassen! ja, dieß um so mehr, da der Verf. auch über die Skythen Untersuchungen anstellen mußte (S. 205, 171), und jenes Volk Recht hatte, hyperboreisch und skythisch zugleich (Scytharumque Arimaspoi bey Pomp. Mela 2, 1 cf. Diod. 2, 43) genannt zu werden!

Was Wunder, wenn nun dem Verf. S. 168 sich nirgends historischer Boden zeigt, »und er auf diesen Irrthum« eine neue, falsche Behauptung, die hyperboreischen Jungfrauen betreffend, baut! Wir widerlegen den Verf. zuerst am besten mit seinen eigenen Worten. Er bekennt bey allen Verschiedenheiten der Berichte, die Hyperboreer nie im Süden (d. h. etwa des Hämos) und nie im Westen (d. h. Keltien) gefunden zu haben (S. 167, 168, 149); er beweist richtig, daß, da das Epigonengedicht Homers (?) und Hesiod Hyperboreer kannten, sie nicht im skandinavischen Norden gewohnt haben können, weil bis dahin die Erdkunde jener Schriftsteller nicht reichte (S. 147, 151); er führt an, daß südlich die Issedonen wohnten, nördlicher die Arimaspen, über diesen (also noch nördlicher) die Hyperboreer (S. 152 nach Arist. Proconn. bey Herod. 4, 13, nach Damastes von Sigeum bey Steph. B. v. Ὑπερβόρ., nach der Sage von Prasios b. Paus. 1, 31, nach Kallim. H. Del. 281 sq., nach Plin. 4, 26. 24. 27, nach Mela 1, 19; S. 165 nach Solin c. 15 — 17, nach Martianus Capella VI. c. de quarto sinu Europ.; S. 191 nach Herodot 4, 25 sq.; S. 194 wahrscheinlich nach Hellanikus b. Sturz fragm. p. 144). Demnach hätte der sonst immer scharfsichtige Verf. fragen sollen: ist diese Ordnung — zufällig? Denn er weiß S. 195 selbst, daß vielen Schriftstellern, z. B. dem Antimachos, Phe-

renikos, Stephanos von B., welchem letzteren wir manchen älteren fragmentarischen Bericht verdanken, Arimaspen und Hyperboreer ein Volk sind, wo dann diese Ordnung selbst wegfällt; daß die meisten anderen Stellen über beyde Völker nur durch die dritte, vierte Hand sich uns erhalten haben (S. 164, 165 u. s. w.), wo es dann um die Genauigkeit der Ausschreibung schlecht stehen mag; daß endlich und hauptsächlich Herodot a. a. O. — wenigstens in Bezug auf Issedonen, Arimaspen und die Rhiphäen, aus dem Munde der Skythen dieselbe Ordnung vernahm, welche vor ihm schon Aristeas angegeben hatte, der vom Verf. S. 152 selbst, zwar viel zu spät (Tatiani or. c. Gr. interprete Gessnero Tig. 1546. fol. p. 363, 364. Strabo 4, ed. Tzsch. p. 528, welchen Autoritäten bald wichtige Gründe sich gesellen werden), aber doch vor Herodot gesetzt wird.

Der Verf. wußte ferner, daß Aristeas aus Prokonnes ein eigenes Werk über die Arimaspen (S. 152), wie Hekatäos aus Abdera (vgl. Ukert über Hekat. u. Damastes, S. 10), über die Hyperboreer (S. 159) geschrieben hatte (vgl. Aelian n. anim. 1, 11. Plin. 6, 20. Schol Apollon. R. 2, 677. Steph. B. v. Ἐλιξοια, Καραμβυκαι. Plut. Isis. ed. Wyttenb. 448 sq. Ukert's Hekatäos und Dam. S. 11. Geogr. 1, 1, 111 u. s. f.), und wichtig ersterer nicht bloß über Hyperboreer, sondern hyperboreische Arimaspen (ἐστι ἱστορία τῶν Ὑπερβορέων Ἀριμασπῶν βιβλία γ', b. Suid. l. c. v. Ἀριστέας). Der Verf. durfte also bey allen eingemischten Fabeln auf eine ausgedehnte Kunde dieser Schriftsteller vom Norden, so gut wie Pausanias (5, 7, 4), schließen, und mußte suchen den Aussagen dieser, ganz besonders des Hekatäos, auf die Spur zu kommen. Daß auf diese Weise manches gewonnen wird, bleibt Rec.'n nunmehr zu zeigen.

Aristeas, ein begeisterter Sonnendiener, φοβόλαμπτος, kam zu den Issedonen (Herod. 4, 13), und dort gewann er den Stoff zu seinen Heldengesängen (Ἀριμάσπεια καλύμενα ἔπη, b. Suid.). — Wo wohnen diese? Sind sie in Asien, wie Herodot will und der Verf. S. 191, so ist Aristeas kein Vorgänger Homers, kein Sänger des höchsten Alterthums, denn nicht mit Asien, aber mit dem thrakischen Norden steht der hellenische älteste Sonnenkult in Verbindung (Paus. 1, 31), mit Dodona und dem Abrias (Herod. 4, 33). Erwägen wir demnach, daß ein alter Name der Thrakier Edones (Edoni, Ἠδωνες b. Thucyd. l. 1, 4. Plin. 4, 11. Horaz. II. od. 8, 27. Strabo 10, p. 189. u. s. w.) war, daß neben ihnen Mac-edones wohnten (man

kann auch beyde, wie gewöhnlich, für ein Volk halten): so läßt sich schließen, daß Issedonen in der Nähe seyn werden. Es findet sich hiernach bey Lucan Phars. 3, v. 278 sq. folgende Stelle:

> — Pontus —
> Hinc *et Sithoniae* gentes, auroque ligatas
> Substringens Arimaspe comas, hinc fortis Arius.

und für *et Sithoniae* haben eben so viele Handschriften: Essedones, *Issedoniae*, *Essedoniae* (Phars. ed. Weber. Lips. 1821. I. p. 354). Demnach läßt sich auf eine Einheit der Sithonen oder Sidonen (auch et Sidoniae wird gelesen nach Weber l. c.) am Ister (Plin. 4, 18 in einer sehr wichtigen Stelle, s. unten, oder etwas nördlicher bey Ptolem. ed. Mont. p. 53. cf. Strab. 7, 2, 3) schließen, und daß dem wirklich so sey, lehrt gleich der Zusatz des Plinius, nach welchem diese Sithonen des Orpheus Väter (Orphei vatis genitores) zu seyn behaupten. Das paßt für einen Sohn des Apollon, Orpheus, vollkommen. Sollen wir aber gegen zahllos verworrene Berichte Recht behalten, so müssen wir noch Spuren von Sonnencultus hier nachweisen. Wirklich fehlen auch diese nicht, denn nicht nur galt der späteren Zeit die Insel Peuke, das Delta der Istermündung, wie Korokandame am pontischen Kuban nach Ritter, noch für ein Heiligthum (Ptolem. 3, 10. ἐκβάλλει sc. Ἴστρος στόματι λεγομένῳ ἱερῷ ἢ Πεύκῃ cf. Strab. 7, 3), sondern auch ein Bild des capitolinischen Apollon ward durch M. Lucullus von einer Insel in der Gegend der Istermündung entführt, Plin. 4, 27. Nunmehr bewährt sich nicht nur des Ptolemäos Uebertragung von peuke durch ἱερος in dem Namen des anderen hyperboreischen Sonneneilandes Καραμβυκαι gleich Καραμ-βυκαι, sondern auch der nicht mehr makedonische, nicht mehr thrakische Name Issedones, Essedones (vgl. Steph. Byz.) ist ein heiliger Name gleich Peucini (vgl. Ritt. Vor. S. 283, wo dasselbe aus ganz anderen Gesichtspunkten geschlossen wird). Nämlich: da hier Issedonen, Essedonen neben Edonen und Makedonen zu wohnen kommen, so bewährt sich auch der erste Name aus es-edones componirt. Das erste Wort ist in dem althochdeutschen ëssa gleich ἑστία (hebräisch esch, äthiop. ësat, vgl. Gesenius hebr. Wb. אֵשׁ) nicht zu verkennen, und muß seiner Bedeutung nach um localer Umstände willen aus ëssa erklärt werden, wie der Wechsel von Essedones, Issedones aus dem mundartlichen ἑστία und ἑστίη. Essedonen sind also Feuer-Sonnenanbeter, Sonnen-Edonen, denn

das Urprincip dieses Cultus ist immer die Wärme.

Nachdem wir nun flüchtig noch bemerken, daß auch ohne Zweifel der Name Ister, nur an der Mündung so genannt, mit jenem Sonnenheiligthume in Verbindung stand, finden wir jetzt begreiflich, wie Aristeas zu Issedonen gelangen konnte, und wie diejenigen allein Recht behalten, welche ihn dem höchsten griechischen Alterthume mit Strabon und Tatian vindiciren.

Essedonen haben wir (daß sie die Geten sind, soll anderwärts bewiesen werden) an der Mündung des Isters: nun können die Rhiphäen, Arimaspen und Hyperboreer nicht weit mehr seyn, die Völker, mit welchen, nach des Verf.'s Geständniß, die Io bey Aeschylos in so nahe Berührung kommt. Zuerst die Rhiphäen, und wo sie sind (S. 163 fg.), haben wir die Völker. Den Namen Rhiphäen erklärt der Verf. S. 146 durch ῥιπαί, »den kalten Hauch« bey Homer. Diese Erklärung ist gezwungen, denn sie verlangt ein primitives Wort, weil es andere Sprachen haben, und Homer noch keine Rhiphäen kennt (S. 147), vielmehr im Stammwort des ῥιπαί, nämlich ῥίπτω nach Schneider, das Princip der Bewegung als uranfänglich liegt. Aber der germanische Sprachstamm, nordischer Abkunft wie die Rhiphäen, hat riff, schroff, scharf drey getrennte Begriffe, deren Einheit, auch wenn man nur die Verwandtschaft der ersten gelten läßt (das Vocabular Gemma Gemmarum erklärt rupes durch ain *schorf* von einem felsen; Frisius hat ein *schrofen)*, in die Urzeit verweist, denn auch die römische Sprache hat diese Wurzeln, und die erste in unveränderter Bedeutung: riff gleich rupes, schroff gleich scrupus. Weiß Rec. nun auch nicht die althochdeutschen Wörter beyzubringen (wenn nicht das angelsächsische *hrôf* culmen), so beweist die lateinische Sprache im Vergleich mit dem Neuhochd. ihr früheres Daseyn, und die Erklärung des Namens Rhiphäen wird besser deutsch als griechisch geführt. Daher hat der Verf. gleich daneben Unrecht, die Berührung des Riphat in der Völkertafel der Genesis mit unseren Rhiphäen zu bestreiten, denn einmal reicht die Indische der Puranas nicht weniger weit, die doch keine phönizische Handelsleute auf der Nachbarschaft hatte (vgl. Görres Heldenb. v. Iran. Einl.), sodann hätte man eben so wenig Grund, unter dem Javan Griechenland zu verstehen, wie Gesenius unter יָוָן nach Bochart, Gerhard Voß, Michaelis u. s. w., da es hier keinen Bernstein gab. Die Namen der Völkertafel der Genesis sind

wenigstens der hebräischen Sprache keine Appellative, daher müssen die Juden Grund haben, wenn sie unter dem Abkömmlinge Gomers (der Kimmerier nach Gesenius Wf. גֹּמֶם), dem Bruder des Rhiphat, dem Askenas, die Deutschen verstehen (s. Gesenius Wf. אַשְׁכְּנַז), und wirklich finden sich nicht nur im Norden des Pontos Kimmerier, der Fluß Akasines (früherer Name des Tanais n. Steph. Byz. ed. Berk. p. 692 u. Ritt. Vorh. S. 270), der Pontos selbst ἄξενος bey Hesiod, das Volk Ripuarier (die auch Ripii genannt werden können, wie hessuarii u. hessii in den Ann. Fuld. ad. Ann. 715. 719), und zwar unsern der Rhiphäen, der Alpen.

Denn daß die Griechen diese in ältester Zeit (bevor der thrakische Dionysosdienst den Verkehr des reinen Sonnencultus gehemmt haben mag, den man darum später über Sinope, die Kimmerierkolonie, Herod. 4, 12, fortbestehend dachte Paus. 1, 31, gegen den Verf. S. 168 fg.) unter dem Namen Rhiphäen, d. h. Gebirge, verstanden (nämlich Hauptgebirge, wie die Römer unter urbs die Hauptstadt, Rom), ist bey ihrem nicht abzustreitenden Verkehr mit dem Norden, zu erwarten, und von späteren Hellenen Poseidonios, Protagoras, durch den Verf. S. 167 selbst bewiesen worden. Eine der wichtigen Beweisstellen steht bey dem Scholiasten zu Apoll. Rh. Arg. 2, 676 (cf. Ukert üb. Hekat. u. Dam. S. 52), und lautet: *Ποσειδώνιος εἶναι φησὶ τȣ̀ς Ὑπερβορείȣς· κατοικεῖν δὲ πρὸς τὰς Ἄλπεις τῆς Ἰταλίας· Ἑκαταῖος δὲ μέχρι τȣ̃ αὐτȣ̃ χρόνȣ εἶναι φησὶ τὸ τῶν Ὑπερβορείων ἔθνος· ἔστι δὲ αὐτοῦ βιβλία ἐπιγραφόμενα περὶ τῶν Ὑπερβορείων.* Was heißt das? — Da der Schol. diese beyden Aeußerungen nicht zweifelhaft in Sinnesverbindung bringt, so sind in diesen Worten zwey Schreibfehler vorhanden. Hekatäos kann nichts von derselben Zeit des Poseidonios behaupten, denn er lebte früher als dieser, daher ist *τȣ̃ αὐτȣ̃ χρόνȣ* in *τȣ̃ αὐτȣ̃ χρόνȣ* ad suum usque tempus zu ändern, und *ἔθνος* in *ἐθνων*, so ist Gedankenfortschritt da, sonst nicht, weil Hekatäos, der im Norden so bekannt war, um Bücher über die Hyperboreer schreiben zu können, vernünftigerweise nur durch diese das Daseyn der Nordvölker beweisen konnte: etwa wie hier der Scholiast durch Bezug auf jene Bücher, und daher hier nur von dem Lande, dem Wohnort der Hyperboreer sprechen konnte. Für die erste Emendation wollen wir zum Ueberfluß aus Plat. Lach. I. *λέγȣσι παρὰ τὴν ἑαυτῶν δόξαν* anführen, für die andern Herod. 4, 17—22 Parallelstellen beybringen lassen. Hat Rec. nun freylich gegen seinen Rath hier ebenfalls zuerst ins Weite

nach Hyperboreern gefragt, so geschah es nur, um durch diese Stelle eine andere des Strabo zu verstehen, die der Verf. S. 161 besser hätte würdigen sollen. Strabon nämlich (l. XI, 6. §. 2, 3) berichtet um dagegen zu polemisiren (ῥᾴδιον δ' ἄν τις Ἡσιόδῳ καὶ Ὁμήρῳ πιστεύσειεν): daß die alten hellenischen Schriftsteller (οἱ παλαιοὶ συγγραφεῖς) die sämmtlichen Völker des Nordens Skythen und Keltoskythen genannt hätten, ja die noch älteren (οἱ δὲ ἔτι πρότερον) die Völker über dem Pontos, dem Ister und dem Adrias, Hyperboreer, Sauromaten und Arimaspen: τοὺς μὲν ὑπὲρ τοῦ Εὐξείνου, καὶ Ἴστρου, καὶ Ἀδρίου κατοικοῦντας, Ὑπερβορέους ἔλεγον, καὶ Σαυρομάτας, καὶ Ἀριμασπούς. Man muß sich wohl Mühe geben, um die Ordnung mit Barth (Urgeschichte Deutschl.) mißzuverstehen, und die Arimaspen nicht über den Adrias zu setzen, da sie schon dem Aristeas (nach Suidas τῶν ὑπερβορέων Ἀριμασπῶν) Hyperboreer sind, und sie hier nach dem Zeugniß der ältesten Schriftsteller einstimmig wohnen, wie Hyperboreer dem Poseidonios und dem Hekatäos. Ueber dem Adrias ist Deutschland, über dem Ister zum Theil auch, und was man etwa gegen die Sauromaten und die Hyperboreer im Norden des Pontos freylich hier bey Strabon zu sagen hätte, muß Rec. anderwärts genügend hinwegbeweisen. Also in Deutschland wohnen, nach einstimmiger Aussage der ältesten hellenischen Geographen, Arimaspen und Hyperboreer. Kannte man Deutschland nicht, woher wissen Aristoteles und Apollonios, daß der Ister auf dem Herkynischen Walde ἐκ τῶν Ἑρκυνίων δρυμῶν) entspringt (s. Cluverii G. A. p. 703), woher Aeschylos an seiner Quelle Rhiphäen und Hyperboreer (s. Schol. ad. Apoll. Rh. Arg. ed. H. Steph. p. 187), also ebenfalls im Norden des Adrias? Für das, was nun Plinius von Arimaspen und Hyperboreern weiß, scheint er nicht zweydeutig den Hekatäos als Quelle anzugeben (Plin. 4, 20), wenigstens als Hauptquelle. Sagt nun Plinius (6, 14): ubi lassata cum siderum vi Rhiphaeorum montium deficiunt juga, Arimphaeos quosdam accepimus, haud dissimilem Hyperboreorum gentem — ritus clementes (sc. illis) etc., so weiß schon der Verf., daß Plinius diesen Namen — des Wohnsitzes wegen, aus Mela, und dieser, ihn erläuternd, aus Herodot entlehnte (vgl. Pint. ad. Pomp. Mel. ed. Abr. Gron. p. 109). Daß letzterer aber aus erklärlichem Irrthum die Kahlköpfe irrig mit dem hellenisirten Ἀργ-ιππαῖοι belegte, kann Rec. Raumes halber nur in seiner Geschichte der Arimaspen beweisen, unten aber schon wahrscheinlich machen. Nunmehr wird es we-

niger unwahrscheinlich seyn, daß folgende Stelle des Ammianus Marcellinus mit der eben angeführten des Plinius eine und dieselbe Quelle, nämlich Hekatäos, hatte, weil jener, Ammian, seine Worte schwerlich mehr verstand, oder der Verf. hätte statt seiner Untersuchung über die Arimaspen nur diese Stelle zu geben brauchen: Amm. 22, 18. ubi Rhiphaei deficiunt montes, habitant Arimaspi, justi homines, *placiditateque cogniti, quos amnes Chronius et Bisula praeterfluunt*: juxtaque Massagetae, Alani et Sarmatae. Der gelehrte Cluver (G. A. p 718) und Cellar (not orb. antiqui, p. 494) schlagen die Hände zusammen, daß Arimaspen an der Weichsel wohnen sollen, wir aber nicht, und hätte der Verf. diese Stelle genauer angesehen (S. 195), und sich nicht zu früh an Herodot gehalten (S. 194), so würde er nicht vergeblich nach dem Wohnsitze der Arimaspen geforscht haben. Denn gesteht er S. 163, daß die Höhenzüge im Südwesten Rußlands nicht die Rhiphäen seyn, und letztere die Arimaspen doch nur im Süden begränzen können, so muß er die in den deutschen Gebirgen sich abdachenden Alpen (montes deficientes) als Wohnort der Arimaspen annehmen, wie Rec., um zu gestehen, daß der andere Gränzfluß, der Chronius, nur im Westen der Weichsel liegen könne. Der Verf. gibt dann ferner gewiß zu, daß dieser Fluß Chronius mit seinem »chronischen oder hyperboreischen« Meere (S. 166) in Verbindung stehe (was auch der Urgeschichtenschreiber Barth in der Hertha und den deutschen Kab. wiewohl irrig für die Ostsee hält), besteige dann sammt Rec. die Orphische Argo, die hier den Weg genau kennt, so gelangt er (v 1069 ed. Schaef.) au das äußerste Ende des Pontos (πύματον ὕδωρ), was nur im Westen liegen kann, bricht dann auf dem unendlichen Meere durch mitternächtliche Länder (ἀρκτῴοις) in den Ocean (v. 1072, d. h. mit der Weichsel in die Ostsee), verläßt hier, weiter schiffend, die hyperboreischen Nomaden und das kaspische Volk (v. 1081: Ὑπερβορέυς Νομάδας, καὶ κάσπιον ἔθνος, was der Verf. bald selbst für Arimaspen an der Bissula halten wird), schifft dann zehn Tage und Nächte bis zu den Rhiphäischen Niederungen (v. 1083: Ῥιπαίυς αὐλῶνας), fährt dann durch den Sund oder das Kattegat (v. 1084: διὰ στεινοῖο ῥεέθρυ) in die Nordsee (v. 1085: ἔμπεσε δ' Ὠκεανῷ), welche »die Hyperboreer das kronische Meer nennen« (v. 1085: Κρόνιον δέ ἑ κικλήσκυσι πόντον Ὑπερβόρεοι μέροπες), und kann darauf, wenn er will, sicher den hibernischen Eilanden gegenüber und um Spanien herum in das mittelländische Meer gelangen. Schon dieß mag hinreichen, um darzuthun, daß der Fluß Chro-

nius der Rhein sey, und läßt das der Verf. auch wirklich nicht gelten, ja, wollte er auch die Weichsel als Westgränze hinwegstreiten: so hat doch das Zeugniß des Strabon vom Adrias als Punkt an der Südgränze der Arimaspen zu viel Gewicht, um angefochten zu werden, da auch Herodot es unterstützt (l. 4. c. 33). Der Verf. (S. 183, 191) wußte aber nach Herodot (4, 13) aus Aristeas schon, daß die Hyperboreer auch an ein nördliches Meer reichten: κατήκοντες ἐπὶ θάλασσαν, oder nach Damastes καθήκειν εἰς τὴν ἑτέραν θάλασσαν, und versteht S. 184 selbst ein europäisches. Dieselbe Nordgränze kennt der Verf. S. 159 nach Diodor bey »Hekatäos,« an anderen Orten aus Damastes, Orpheus, Stephanos von Byzanz u. s. w., darum wird er selbst die Unmöglichkeit zugestehen, an eine andere Nordgränze der Arimaspen und Hyperboreer zu denken, als an die Nord- und Ostsee, welche zusammenfassend als hyperboreisches Meer Agathemer bey dem Verf. S. 166 von NO. bis NW. nicht gar unrichtig reichen läßt.

In Deutschland also wohnen hyperboreische Arimaspen oder arimaspische Hyperboreer: das beweisen schon die Meergränzen im Norden und Süden, wenn wir an Chronius und Bissula nicht einmal denken wollen.

Hätte sich nun der Verf S. 193 nicht durch Ritter Vorh, S. 283 verleiten lassen, den Namen Arimaspen durch den Herodotischen Perserstamm Μάσπιοι zu erklären, weil sich Görres (Heldenb. v. Iran, Einl.) für die andere Lesart Μάσιοι stillschweigend entscheidet: so würde er S. 195 besser verstanden haben, warum man die Gryphen als pferdeschen dachte. Allerdings ist »Arimaspen« ein ächt asiatischer Name, und von daraus zu erklären, aber Schlegel (Ind. Bibl. I. S. 323) hat uns die Mühe erspart, und dargethan, daß die unzähligen Endungen ασπης in persischen Namen gleich dem Sanskrit asva ἵππος, Pferd, seyen. Daher bedeutet ἄσπιοι in Arimaspier was ἱππεῖς, Krieger, und das erste bestimmende Wort wird Rec. anderwärts zur Genüge bey den Germanen nachweisen, welche von den Römern zuerst Germani genannt wurden.

Darum hätte der Verf. S. 150 zwar allerdings das höhere Alter der Hyperboreer, als die Schiffahrt des Kolaos (Herod. 4, 152) gegen Voß schützen sollen, aber auch etwas vorsichtiger schließen können. Denn daß der Verf. Recht hat, S. 183 die Greife aus Asien herzuleiten, ist gewiß, und sie sind in den Him-

melsvögeln der Zendschriften, wie in denen des Schahnameh schwer zu verkennen. Aber der Name ist so wenig asiatisch wie griechisch, und in fast allen asiatischen Namen der Art liegt eine Anspielung auf Licht. Demnach bleibt nicht viel Raumes übrig, ihn, den Namen, anders als aus der Heimat der europäischen Arimaspen herzuleiten, aus dem Norden, und anzunehmen, er sey von Griechen auf ähnliche asiatische Fabelwesen erst übertragen worden. Dagegen streitet auch nicht, daß diese Greife nicht nur dem Wesen nach ganz die Cherubs der Hebräer sind (vgl. Ges. Wb. כְּרוּב), sondern auch fast dem Namen nach, weil der, in Asien einzig dem arimaspischen verwandte Cultus der Hebräer, eher von jenem entlehnt ward, als umgekehrt, und weil eben deßhalb die südliche Rasse der Hebräer ihre Abkunft aus dem Norden herleitet. — Hominum primi sunt Scythae, Scytharumque Arimaspoi steht daher bey Mela (2, 1) ersichtlich nach einer griechischen Quelle. Wäre nun des Aristeas Kunde von den Greifen auch nicht älter, als die des Hesiod (der Verf. S. 184), so berücksichtige man Folgendes: Hesiod kennt von dem ganzen Wassersysteme des pontischen Nordens nur den Ister (theog. 339), und den kleinen Zufluß des Isters, den Ardschich (v. 345 Ἀρδησκος). Derselbe Fluß heißt bey Herod. 4, 48 Ὀρδησσός. Wenn nun der Verf. S. 165 aus Dionysios den Aldeskas als einen der beyden von den Rhiphäen fließenden Ströme kennt, welche Bernstein erzeugen, so ist in diesem jener Hesiodische — einzig gekannte Ardeskos nicht nur auf den ersten Blick zu erkennen, sondern es ist auch klar, daß nur dem Bernsteinhandel Hesiod seine Kunde von ihm verdankt. Stellen wir aber das Ziel der Fahrt des Koläos, Tartessos, und den Herodotischen Fluß Ardessos zusammen, so möchte Koläos hierher sein Schiff gelenkt, und von hier aus das erste Bild eines Greifen nach Griechenland gebracht haben, das dankbare Weihgeschenk seines Goldgewinstes. Denn gerade auch an diesem Flusse wohnt (S. 181) das goldreiche Volk der Agathyrsen, was sich anderwärts durch Sitte und Cultur als fremd in diesem Völkerkreise bewähren wird, also wohl nur des Goldes und Bernsteinmarktes wegen wie Koläos hierher gekommen seyn mag.

Nun bleiben noch zwey Fragen übrig, woher die Fabel von dem einen Auge (μυνοφθάλμυς bey Herodot) der Arimaspen, und woher die andere von dem ewig blühenden Lande der Hyperboreer, da doch Herodot den skythischen Winter unerhört schildert (s. 4, 28). Rec. kann Raumes halber nur Andeutungen geben,

für die zweyte unten, für die erste hier: Ἀργωπάς τ' Ἀριμασπά τ' ἔθνη liest eine Ausgabe des orphischen Arg. bey Ritter Vorh. S. 282, und durch »blauäugig« übersetzt dieser es. Hält man dieses ἀργωπας neben das ἀργιππαῖοι Herodots (4, 23), was nach dem Zendischen aspo equus aus ἀριμασποί in ἀρι-ἱπποί, ἀρι-ἱππαῖοι übertrage, und endlich mit der durch den Asper bewirkten Palatine in ἀργ-ιππαῖοι umgebildet wird, bis es weiter sich in Ἀργιμπαῖοι, Ὀργιεμπαῖοι Arimphaei (qui ad Rhiphaeos montes habitant nach Mela) ausbildend, zufällig für das Volk wieder Sinn gab, von dessen gleichnamigem, asiatischem Stamme es entlehnt ward: so wird man einsehen, wie leicht die spielende Phantasie der Griechen jene Arimaspen zu einäugigen Menschen machen konnte, die, wie der Verf. S. 193 aus Herodot (3, 116) weiß, in allem doch sonst den anderen Menschen gleichen. Stützpunkte für diese Ansicht sind: daß das μυνῶπες älter als die skythische Etymologie (zuerst bey Herod. 4, 27), daß Rec. diese, theilweis wenigstens, rechtfertigen wird, und die skythische erst durch die hellenische auf Herodots Fragen veranlaßt worden ist. Aber werfe man auch diese Bemerkung über den Haufen, so wird der nordische und auch deutsche Odin, der einäugig, sein anderes Auge in Mimers Brunnen zum Pfande lassen müssen (s. Den aeldre Edda, oversat ved Magnusen. Khöbenh. 1821. I. p. 41, 42, 255—59; und Mone in Creuzers Symb. 5. p. 360), die vollständige Erklärung geben.

So viel über Hyperboreer, Arimaspen! Der Verf. hat nun a. a. O. zwischen diese Völker eine »Skizze des Herodotischen Skythenlandes« eingeschoben, die als Abschweif (S. 171) hier am Orte durch Herodots Abschweifungen sich rechtfertigen läßt, welchen letzteren Rec. im Grunde alles verdankt, was er über Arimaspen weiß, und Skythen dazu. Aber der Verf. verspricht zu früh »ein vollständiges Bild« jener Gegenden am Pontos: denn zu dem Behufe mußten Herodots anerkannt begründete Erzählungen nicht auf Herodot (s. S. 182) zurückgeführt werden, sondern auf die Karte des Verf.'s. Wie dieser S. 171, nimmt jeder die bisherigen geographischen Commentatoren des Herodot zum Nichtverständniß in die Hand, und trübt sich sein vorurtheilsfreyes Urtheil. Man setze sich vielmehr hin, grüble wie Rec. zwey Jahre lang in bester Hoffnung über Herodots wichtiges Wort, lasse dann noch nichts drucken, sondern suche wie Rec. sein Zeichenkästchen hervor, zeichne wie Rec. für den baldigen Steindruck, d. h. mit höchster Genauigkeit, unsere Land-, Fluß- und Bergkarte vom Ural bis zum Rhein, und trage seine Herodotische Weisheit speciell darauf ein, um zu

sehen, wie von eigener Hand gezeichnet sich alles so anders ausnimmt, als in unserem Heft. Dann gehe man — immer in bester Hoffnung, wie Rec., noch einmal an die Untersuchung, wo es nicht stimmt, und gestehe: Herodot kam auf seinen Reisen nicht auf die Ostseite des Dnepr, wußte daher auch nicht, daß hier zwischen Don (Tanais) und Dnepr (Borysthenes) die Skoloten (Herod. 4, 6), ein ganz roher Volksstamm, sich niedergelassen, und den gesitteteren Kimmerisch-Arimaspisch-Hyperboreisch-Germanischen auf die Westseite des Dnepr zurückgeschoben hatte, wußte nicht, sage ich, daß beyde ganz verschiedene Stämme waren, deutet aber durch den Unterschied von eigentlichen und uneigentlichen Skythen darauf hin (4, 81), wie der Verf. S. 206 nach Aeschylos durch gesetzliche und gesetzlose, welche Io vermeiden soll. Daher die beyden verschiedenen Sagen über den Ursprung dieser skythischen Völker (Her. 4, 5—7 u. 8—10), und die beyden verschiedenen über ihre Einwanderung (Herod. 4, 11. 12 u. 13); daher haben nur die Skoloten, nicht die anderen, Wasserkult (Her. 4, 59), denn »königliche Skythen sind Skoloten (Herod. 4, 6); daher (von 4, 59 an) die vermischte Sittenerzählung von beyden; daher u. s. w., u. s. w. Der Verf. werfe nun einmal seine Deutung der Flüsse (S. 176 fg.) Rec.'n zu Gefallen über den Haufen, verstehe (nach unseren anderwärts zu gebenden Erörterungen) die Samara mit Mannert unter dem Pantikapes, den Donetz unter dem Gerrhos, den Kalmyus unter dem Hypakyris, die Worona oder Medwiditza unter dem Lykos, die Wolga unter Oaros und Arares, den Irgis unter Syrgis oder Hyrgis mit Ritter: so stimmen Herodots Maße nach Landtagereisen zu fünf geographischen Meilen genau. Die Gelono-Budinen (der letzteren Stammvolk sind die schon nach Westen vorgerückten Guttonen des Pytheas, wie anderwärts zu erörtern) wohnen dann zwischen Don, Wolga und dem 50° N. B. Von hier geht des Verf.'s pontische Handelsstraße (S. 190) längs der Wolga zu den Thyssageten am Irgis — um die Steppen zu vermeiden — längs des Irgis zwischen den Steppen und wasserreichen Höhenzügen, von da unter dem 52° N. B. streng nach Osten bis zu den abgefallenen (zurückgebliebenen) Skoloten, theilt sich hier (um das heutige Orenburg) in zwey Arme (was Herodot nicht weiß): so daß der eine längs des Ural sich nach Norden zu durch kahlköpfige Kalmücken (der Verf. S. 191 und Herod. 4, 23) und Aigippoden bis dahin, wo Menschen sechs Monate schlafen (Herod. 4, 25: οἳ τὴν ἑξάμηνον καθεύδουσι), windet, der andere durch die wasserreichen Tuman- und Ulu-Höhen

neben der Kirgisensteppe nach Süden zum Aralsee zieht. Hier wohnen im heutigen Turkestan Essedonen und Arimaspen, den Massageten (vom Aralsee längs des kaspischen Meeres bis zur Wolga) gegenüber (Herod. 1, 201 sq. 4, 25 sq. cf. Plin. 6, 19. Ptolem. Strab. etc.). Weil nun Herodot hier Issedonen, Arimaspen fand (daher sich hier auch Hyperboreer finden mußten, Her. 4, 27. 32), weil sich wirklich gefunden, daß der Name Arimaspen diese als einäugig bezeichnen konnte (Herod. 4, 27 σπυ, skythisch Auge; noch heute die Wurzel spähen bey uns, wie specere im Lat.), weil man hier, nach Ktesias (Fragm. Ind.) auch schon Greife kannte, kurz, weil hier in Turkestan dieselben oben erörterten Völkerverhältnisse, und für die Fabel von Greifen besser, wie im Norden des Adrias, hier Locale sich fanden, weil die Skythen nichts von Hyperboreern wußten (4, 32, denn die, wo Herodot forschte, nämlich bey den Kimmerierresten am Hypanis, 4, 81, waren selbst Hyperboreer, und konnten auch sonst gegen den Verf. S. 169 nichts von Hyperboreern wissen, wohl aber von deren Sendung), so mußte hier ihre Heimat seyn. Glücklicherweise bewährt, was wir hier, Herodot selbst. Denn da er die Arimaspen in Europa ausdrücklich (3, 116), und zwar am Adrias, kannte, so mußten nun auch die Hyperboreergaben aus weiter östlicher Ferne ins Abendland, und erst an den Adrias kommen (4, 33), um von da gegen Süden nach Delos zu gelangen. Diese Unmöglichkeit sah schon der Verf. ein, hätte aber besser am asiatischen Wohnsitze der herodotischen Arimaspen (3, 116) gezweifelt, als an dem factischen Verkehr arimaspischer und hellenischer Sonnenpriester (S. 168 fg.), der die Buchstabenschrift, wovon anderwärts, nach Deutschland brachte: Diod. 2, 47.

Durch eine solche Deutung wäre dem Verf. auch klar geworden, warum Apollon (der Getische, Essedonische Gott) im kalten arimaspischen Norden, warum Latona in ihm mit überschwenglicher Fülle Blumen und Früchte ausstreute, warum Makrobier dort in ewigen heiligen Gesängen die Himmlischen feyerten, ja, warum die blühende Phantasie der Hellenen diese Länder und Völker mit wahrhaft zauberischem Colorite malte. Denn hier gilt umgekehrt, was eben von Herodot erwiesen ward: die Hellenen, nicht außer Kunde von der Verwandtschaft und früheren Einheit dieser nordischen Völker und ihrer asiatischen Stämme, übertrugen die wahre Schilderung des gemeinsamen asiatischen Vaterlandes auf das spätere nordische der nach Europa gewanderten Arimaspen. Denn wie

bey den Griechen das Land der Hyperboreer, so legte bey Firdusi das Diwsland Masenderan am kaspischen Meere sein Blumengewand nimmer ab (Olearius Reis., S. 286. Heldenbuch v. Iran, Einl.), so ist nach dem Izeschne der Zendschriften Ariema, oder nach dem Vendidat das Eeriene Vendjo, das Stammland der Arimaspen (daher das Ἄριμοι), die erste von Ormuzd geschaffene Lustgegend, das Paradies selber (vgl. v. Hammer über das Schahnameh, Wiener Jahrb. IX. S. 26 fg.), und daß jene ebenen Küstenländer des kaspischen Meeres in der That sich eines ewigen Frühlings und jährlich zwiefacher Früchte (vgl. Hekatäos b. Diod. 2, 47) erfreuen, ist dem Verf. aus seinen geographischen Werken zur Genüge bekannt.

Was aber endlich für alle skythische Forschungen das Wichtigste ist: es wäre dem Verf. durch ein solches Verständniß des Herodot klar geworden, woher der Name »Skythen« entsprossen, was er bedeute, und wie die Arimaspen Skythen und Hyperboreer zugleich seyn konnten. Denn man braucht nur die schon oben als höchst wichtig erwiesene Stelle des Plinius (4, 18) mit der anderen wichtigen (6, 19. 18) zu vergleichen, um gestehen zu müssen, daß diese Uebereinstimmung der alten Völkernamen am Ister mit denen in Baktrien nicht zufällig seyn könne; um mit Curtius (6, 2) zu behaupten: nec dubitatur, quin Scythae, qui Parthos condidere, non a Bosporo, sed ex regione Europae penetraverint. Wir haben hier das dritte Beyspiel, wie die Griechen bey der wahrgenommenen Verwandtschaft (Herod. 5, 9) nördlicher europäischer Völker mit ihren asiatischen Stämmen, dem einen Theile angehörige Eigenschaften auf den anderen, oder auf beyde zugleich, übertrugen. Der Name »Skythe« nämlich ist germanischen Ursprunges, und heißt Schütze, er ist abgeleitet von dem starken Verbum des germanischen Sprachstammes: gothisch, althochdeutsch, altsächsisch, altnordisch, aus den vorhandenen Quellen noch unbelegt, aber angelsächsisch: scëóte (jaculor), mittelniederländisch sciete, mittelhochdeutsch schiusze, neuhochdeutsch schiesse, neuniederländisch schiet, englisch shot, schwedisch skiuter, dänisch skŷder, und daher Skythes Erfinder der Pfeile und des Bogens (bey Plin. 7, 57); daher gewinnt Skythes nach der Volkssage (bey Herod. 4, 9. 10) dadurch vor seinen Brüdern die Herrschaft des Landes, daß er den Bogen des Herakles spannen und gebrauchen kann; daher nennt Orph. Arg. v. 1072 seine Völker τοξοφόρυς τε Σκύθας, πιστὺς θεράποντας Ἄρηος u. s. w., u. s. w. Es ist bekannt, daß die westlicher wohnenden Völker des germanischen Stammes den Gebrauch

dieser Waffen, des Bogens und der Pfeile, in ältester Zeit nicht kannten, die am Ister und Pontos wohnenden ihn aber durch Handel und Verkehr mit anderen Völkern vermuthlich von Asien aus kennen gelernt hatten, und daher erhielten sie vorzugsweise den Namen Skythen, welcher, dem Homer noch unbekannt (s. Strabo 7, 3; vgl. den Verf. S. 141 ꝛc.), vom Ister ausgegangen, später seine Bedeutung gegen den Sinn eines reinen Eigennamens bey Hellenen vertauschend, auf die asiatischen verwandten Stämme übertragen ward, und dadurch Veranlassung gab, die parthischen und baktrischen Völker umgekehrt später aus Europa abzuleiten. Weiß nun wenigstens Plinius (6, 19) richtig, daß die asiatischen Skythen, nämlich die Parther, Baktrier, Geten oder Cadusier, insgesammt Turanier, mit asiatischem Namen Saken genannt wurden: so gibt nunmehr der Verf. gegen seine Erörterungen (Kap. 6—9) gewiß zu, daß 1) die Griechen, und nach ihnen die Römer, Hyperboreer und Skythen nicht gut in engere Wohnsitze einschließen konten, als die ganze Landesfläche vom Chronius oder Rhein bis zum Osten des kaspischen Meeres, bis zum heutigen Turkestan; daß 2) die eigentlichen Skythen nicht, wie man heut noch glaubt, Völker slavischen Stammes seyn können.

Wir kommen nunmehr schicklich mit dem Verf. zu den Hesperiden, aus den Abenteuern des Herakles. Die ersten anlangend, so geben wir dem Verf. S. 108 zu, daß Hesperiden und Gorgonen, was ihre Locale betrifft, unzertrennlich sind. Was Rec. aber oben über das älteste Locale des Hades gesagt hat, und was sich daraus über dasselbe der Gorgonen ergab, lehrt schon, daß der Verf. S. 107 noch ein älteres, nordisches, vor dem westlichen Hesiodischen anzunehmen habe. Dagegen streitet keineswegs des Verf.'s geistreich geführte Deutung der Mythe durch den erotischen Sinn der Aepfel und des Abendsternes S. 109 fg., vielmehr müßte Rec. denselben, könnte er hier ausführlich seyn, nur noch mehr von Asien aus ins Licht stellen. Aber, daß S. 110 sich wieder ein Drache als Wächter der Gärten findet, daß die Aepfel golden sind, daß beyde später da gedacht werden, wo der spätere Eingang in das Schattenreich, weist alles auf den Norden als erstes Locale der Mythe zurück, und der Name des »aspischen« Volkes in seiner ewigen Nacht läßt sogar eine Berührung mit dem ἑσπέρα zu.

Der Beweis kann hier freylich nur indirekt geführt wer-

den, wird sich aber von selbst ergeben, sobald man erst eingesehen, daß der nordische Cultus von der Gelehrtenwelt vergeblich auf griechischen und asiatischen zurückgeführt wird, vielmehr den reinen Gegensatz des asiatischen bildet. Ist dieß vom Rec.'n anderwärts einmal ausführlich erörtert, so wird es außer Zweifel stehen, daß die goldenen Aepfel der Hesperiden dieselben des mosaischen Paradieses seyen, und als solche gerade so bey Hyperboreern und Arimaspen als heimisch gedacht werden müssen, wie das glückliche Land der Hyperboreer im Norden Europas: weil die hier nachgewiesenen hyperboreischen Arimaspen früher im Paradiese selbst, dem mosaischen Asiens, nach v. Hammer's scharfsinniger Erörterung gewohnt haben. Indem Rec. im Vorbeygehen den Nachweisungen der späteren Locale bey dem Verf. S. 111 — 124 dagegen seinen ganzen Beyfall zollt, geht er sogleich zu den Abenteuern des Herakles über, um hier neue Stützpunkte seiner eben aufgestellten Ansicht zu finden.

Der Verf. eröffnet S. 125 seine Untersuchung trefflich mit der chronologischen Ausbildung dieser Mythe, und macht S. 126 fg. besonders scharfsinnig auf die locale Ordnung der zwölf Arbeiten bey Apollodor aufmerksam. Daß aber noch mehr dieser Abenteuer, als der Raub der Hesperidenäpfel und der Geryonischen Rinder S. 127 in des Verf.'s Kreis gehören, mag in des Rec.'n arimaspischen Geschichten seine Belege finden. Ueber das Locale dieser letztern kommt der Verf. im Verlauf seiner Untersuchung zu demselben Resultat, nämlich dem Westen, wogegen Rec. wiederum den Norden als ältestes Locale ansprechen muß. Daß nämlich das Sonneneiland Erytheia, wo der Rinderraub spielt, mit dem Eingange der Unterwelt in Verbindung stehe, erweist der Verf. S. 128, 139 selbst, und dann spricht für dessen oben gegebenes ältestes Locale bedeutend, daß wenigstens der orphische Argonautenzug eines Erytheia (althochdeutsch ërtha) neben oder in der Gegend von Kolchis am Kaukasos erwähnt (v. 1051, ed. Schaef.), eine Stelle, die Rec. vom Verf. um deßwillen nicht übersehen wünschte, weil sich ihm S. 131 hierdurch die Berührung dieser Mythe mit der vom Prometheus besser erklärt haben würde, noch besser aber das Wort des im Norden so kundigen Aeschylos S. 171. Ueberhaupt sind fast die Hälfte der dem Herakles beygelegten Arbeiten Symbole eines und desselben arimaspischen Religionskampfes, wo der Heros bald auf Seiten dieser, bald auf der der Hellenen oder Asiaten seine Rolle spielt, was freylich erst einzusehen, wenn man die Arimaspen mehr als dem Namen nach kennt.

Indessen fehlen nicht alle Zeugnisse, welche unsere Ansicht über das älteste nordische Locale des Erytheia und der Hesperiden stützen. Der Verf. (S. 134 fg., S. 138 fg.) bringt dieselben aus Pherekydes, Apollodor und Tzetzes selbst bey, wenn auch nur zur Widerlegung. Nach ihnen zum Theil sind die Hesperidengärten und Aepfel ausdrücklich »nicht in Libyen, sondern bey den Hyperboreern,« und dazu gibt der Verf. dem Ursprunge des Orthros, als Sohn des Typhon und der Echidna (Hesiod. theog. 306), welche wir auch als Mutter des Kerberos und wohnhaft in Hyläa am Borysthenes bey den Arimern (Ἄριμοι, Ἀριμ-ασκοί) kennen lernten, nicht genug Gewicht: S. 160, 161. Geryon scheint nach allem Typhon selbst zu seyn, und daher bey beyden die rothe Farbe Attribut. Die rothen Rinder des Geryon (der Verf. S. 129) sind dieselben der Bedeutung nach, welche in Aegypten verhaßt, und um am rothköpfigen Typhon den Osiris zu rächen, geschlachtet wurden (Diod. 1, 21. 88). Hier ist die von den Aegyptern entlehnte Mythe feindlicher Gesinnung gegen die rothe Farbe, da aber, wo Typhon theils als Apollon, theils als Ares von den Arimaspen zu den Griechen kam, den Hellenen selbst heilige Farbe: Pind. Pyth. ov. 4.

Mag diese schwache Andeutung genügen, wo zur Widerlegung des Verf.'s nur ein Buch, nicht eine Recension ausreicht. Im Grunde genommen sind auch des Verf.'s Ansichten so lange richtig, bis die ganze wichtige Stellung der Arimaspen und Hyperboreer zum Hellenenthum einmal anerkannt ist, und um diese wenigstens begreiflich zu machen, will Rec. nur in Erinnerung bringen, daß diese Arimaspen schon in Asien mit den Javanen oder Griechen auf das engste verbunden erscheinen. Denn Diodor (2, 43) berichtet, vermuthlich nach Ktesias, daß neben Arimaspen auch Saken zum Tanais und Pontos aus Asien vorrückten. Diese Saken gehören schon nach Manu's Gesetzen (10, 43. 44; v. Bohlens altes Indien, Thl. II. S. 23), neben den Yaranas, den Griechen und den Pahlaras, den Arimaspen (wie anderwärts sich zeigen wird), zu den unreinen, abgefallenen Brahmanen. Sollte also nicht derselbe Religionskampf, der, wie wiederum anderwärts sich bewähren wird, die Arimaspen aus Asien verstieß, auch die Ursache der javanischen oder griechischen Einwanderung gewesen seyn? — Schon das setzt für die älteste Zeit bey Griechen und Arimaspen übereinstimmenden Cultus voraus, und deßhalb religiösen Verkehr, bis bey den Griechen neue asiatische Religionsformen diesen unterbrachen, und so die Hyperboreergaben ausbleiben

ließen. Platon hat daher Recht, wenn er im Kratylos sagt: *φαίνονταί μοι οἱ πρῶτοι τῶν ἀνθρώπων περὶ τὴν ἑλλάδα τύτυς μόνυς θεὺς ἡγεῖσθαι, ὥσπερ νῦν πολλοὶ τῶν βαρβάρων, Ἥλιον, καὶ Σελήνην, καὶ Γῆν, καὶ Ἄστρα, καὶ Ουρανόν.* — —

Der Verf. kömmt nunmehr auf Aeschylos und die Jo zurück, S. 197, und wenn der Epiker Pherenikos und der Rec. nach ganz anderen Gründen, als denen dieses Gewährsmannes, darin Recht haben, daß die Arimaspen Abkömmlinge der Titanen, gegen den Verf. S. 160: so wird aus den obigen Erörterungen über das älteste Locale des Tartaros, des Titanenkerkers, schon folgen, was der Verf. S. 197 fg. mühsam erweist, nämlich: daß die Scene des gefesselten Prometheus am Borysthenes gewesen, da durch die Einwanderung der Skoloten der titanisch-kimmerisch-arimaspisch-hyperboreische Volksstamm bis dahin zurückgeschoben ward. Um so mehr Dank der Gründlichkeit des Verf.'s, welche bloß nach den Worten des Dichters zu gleichem Ergebniß gelangt, aber S. 204 wegen Berührung der Jo mit Gorgonen, und des Verf.'s Unkunde über das älteste Locale dieser, dagegen unrichtig die Jo nach Libyen führt. Deßhalb nämlich warnt Prometheus v. 792—806 die schon bey den Gorgonen angelangte Jo noch vor Arimaspen und Greifen am Flusse des Pluton (*ἀμφὶ νᾶμα Πλύτωνος πόρυ*, dem goldführenden, *χρυσόῤῥυτον*, dem Chronius, dem Rhein, — in welchen Hagene der Nibelungen Hort versenkt hat: Nibel. v. 4562. —), und unrichtig erklärt der Verf. diesen ihm scheinbaren Absprung durch Nachholung von etwas Vergessenem S. 227, eben wie den Rücksprung des Dichters vom thrakischen Bosporos zum kimmerischen, von welchem Jo ausgegangen war, S. 224, 225.— Die ganze Jo-Mythe ist durch nordischen, kimmerischen, arimaspischen Einfluß geschichtlicher Verhältnisse in ihr späteres Gewand ausgeprägt, der Name Bosporos selbst sogar scheint es, denn noch angelsächsisch heißt *bósm* sinus: so daß Jo fast gewaltsam von ihren Abschweifen und dem späteren Locale, Argos, nach dem Norden zurückstrebt: vgl. S. 229. 143.

Ueberall nun, wo der Verf. nichts mit dem ältesten Norden Europas zu thun hat, sehen wir ihn mit vieler Tiefe, Umsicht und Besonnenheit in seiner Entwicklung vorschreiten, so daß ihm Rec. seine ganze Bewunderung zollt. Wahrhaft gediegen sind daher die Untersuchungen über die Aeschylischen Skythen, S. 205 fg.; über die taurischen Chalyber, S. 206 fg.; über den Fluß Hybristus, S. 211 fg.; über die Amazonen, S. 216 fg.; und nur zwey Einwürfe bleiben dem Rec.'n zu ma-

chen. Rec. gibt S. 211 zu, daß Aeschylos die taurischen Chalyber v. 420 unter dem

Ἀραβίας τ' ἄρειον ἄνθος

im Sinne habe, muß aber gerade deßhalb, weil er mit dem Verf. diese Taurier für Kimmerierreste hält, die Lesart Ἀραβίας gegen des Verf.'s Vorschlag Ἀλυβίας, Χαλυβίας schützen: denn man schreibe Ἀρ-αβιας, so erklärt sich das αβιας durch die Homerischen Ἄβιοι im Norden des Isters Hom. Il. 13, 6. Der Verf. S. 141. Steph. B. v. Ἄβιοι), die Völker des getischen und kimmerischen Stammes; der Name Ἄβιοι aber durch das gothische *aba*, vir, als gleichbedeutend mit dem so oft in germanischen Volksnamen sich findenden -manni, z. B. Markomanni, denn im Gothischen heißt *mans*, im Althochdeutschen *man*, homo, und daher wird von den Skythen die heilig verehrte Erde Apia genannt: Herod. 4, 59. Daß aber die erste Sylbe mit dem Ἀριμ oder Ἀρι in Ἀριμασποί zusammenhängt, wird der Verf. dem Rec.'n anderwärts zugeben. Indessen, wenn man auch gegen unsere ganze Erklärung des Ἀραβιας entschiede, so würde schon das pontische Steppenland ein solches Bild schützen. Der andere Einwurf betrifft den Ursprung der Amazonen, das folgt im Grunde aus den obigen Bemerkungen von selbst. Rec. ist durchaus des Verf.'s Meinung, S. 217—219, daß die Sage von den Amazonen ihren ersten Grund in der von Gorgo und Gorgonen habe, bis die rohen sauromatischen Weiber den Amazonen ein roheres Gewand liehen, muß aber um deßwillen wieder den Norden als ältestes Locale dieser Fabel ansprechen, an welches auch die verbliebene Keuschheit der Amazonen erinnert.

Der Verf. S. 227 erklärt endlich den letzten Theil der Jowanderung bey Aeschylos, und folgert aus Irrthümern natürlich zum Theil neue Irrthümer. Dahin gehört (S. 230), daß, weil der Verf. sich einmal eine Aenderung des Aeschylischen *Κισθήνης* oder Gorgonensitz (v. 793) in *Κυρήνης* erlaubt, und die Gorgonen nach Lybien gerückt hatte: die Nachricht des Aeschylos, nach der Jo von den Gorgonen südwärts geht, S. 230, nicht verstanden, und nur gezwungen gedeutet werden konnte. Weiß nun zwar Rec. das *Κισθήνη* nicht zu erklären, so glaubt er doch genügend erörtert zu haben, daß zu einer so schnellen Aenderung des Verf.'s nicht Grund genug vorhanden sey. Im Gegentheil, bezeichnete Kisthene einen unbekannten, nördlicheren Ort, so konnte Jo von hier aus »südwärts wandernd, *πρὸς ἡλίου πηγαῖς*, das Ziel ihrer Wanderung (der Verf. S. 231), Aegypten, erreichen.

Hier schließt der Verf., und der Rec. hält nach Gesichtspunkten der arimaspischen Geschichten die ganze Io-Mythe für eines der vielen Symbole der Verbreitung des ursprünglich aus Aegypten herüber gekommenen Thiercultus, welcher anfänglich im Thrakischen, dauernd im skythischen Norden seine Widersacher fand (wie noch zur Zeit des skythischen Königes Skylos der Dionysosdienst: Her. 4, 76—79), in der kimmerischen und thrakischen Meerenge aber seine ältesten Gränzen. Indeß ist Rec. weit entfernt, diese seine Ansicht als unanfechtbar hinzustellen, denn niemand ist mehr davon überzeugt, als er, daß sich aus der griechischen Mythenwelt in Absicht auf ihren Sinn alles herausdeuten lasse, daß in ihr jede, auch die unbegründetste Ansicht der Art Stützpunkte finde.

Aber so viel wird dem Rec.'n bald zugegeben werden; der gesammte Cultus der alten Welt vom Nil bis zum Indus und Euphrat einerseits, und vom Dschihun bis zum Rhein andererseits bildeten streng den reinen Gegensatz von einander: jener südliche auf ein zeugendes, befruchtendes, jener nördliche auf ein ernährendes Princip sich zurückführend, wodurch sich jener speculativere so als der jüngere bewährt, wie der Mensch erst den Ernährer, dann den Erzeuger ehren lernt. Das Aufkeimen jenes südlichen Cultus geräth in Kampf mit dem Bestehenden — den ersten Turanskrieg der Welt, den alle Theogonieen kennen, den Kampf des Ormuzd mit dem älteren Ariman, des Osiris mit Typhon u. s. w. (vgl. Mythol. des Indous p. Polier 2, 664), den Kampf der Südlichen mit den glaubenstreuen — blonden Völkern des Nordens, der die Welt theilte (Genesis 10, 25), und Arimaspen wie Hellenen nach Europa verschlug. Bey den meisten Völkern Asiens daher wurde der Phallus Gott, die Menschheit entartete zu Knechten der niedrigsten Sinnlichkeit; im kälteren Norden aber segnete sich die keusche Anbetung der Natur, und Trojus Pompejus setzt ihr ein ewiges Denkmal in den Worten: Prorsus ut admirabile videatur, hoc illis naturam dare, quod Graeci longa sapientium doctrina, praeceptisque philosophorum consequi nequeant; cultosque mores incultae barbariae collatione superari. Tanto plus in illis proficit vitiorum ignoratio, quam in his cognitio virtutis! Bey Just. 2, 2.

Die Stellung der Griechen ist hiermit gegeben, und diese fetteten sich in ältester Zeit so lange wirklich an den Norden, bis sie gleichsam das Centrum beyder divergirender Principe wurden, und sich des jüngeren asiatischen Einflusses nicht mehr erwehren konnten. Dadurch ist ihr späterer Cultus der Har-

monia vergleichbar geworden, welche erzeugt ward vom rauhen, getischen Ares und der schaumgeborenen, lüsternen, üppigen Kytheréia: Hes. th. v. 933.

Von dieser Stellung und diesen Gesichtspunkten aus will die älteste Mythenwelt der Griechen durchforscht seyn, auch für geographische Zwecke: denn ohne einige Einsicht in den Sinn des Gegenstandes schwebt ihr Locale immer nur unsicher, wie ein Traumgefilde, vor unserem Blick, und der Verf. ohne Berücksichtigung dieser, erreichte seinen Zweck, chronologischen Fortschritt, nicht. Nach des Rec.'n Ansicht hätte der Verf. mit einer Untersuchung über Hyperboreer und Arimaspen beginnen müssen, um neben den Localen dieser zugleich ihren ausgedehnten Einfluß auf das Griechenthum ins Licht stellen zu können. Dann durfte vorbereitend die Skizze des Herodotischen Skythenlandes folgen, und der Argonautenzug mußte die »mythische Geographie selbst« eröffnen. Nämlich, liegt ihm gegen des Rec.'n Ansicht auch kein uraltes, schon innerasiatisches Factum zu Grunde, so doch eines aus einer Zeit, wo noch kein fremder Cultus den Verkehr der nordischen und hellenischen Völker hemmte, wo noch die Söhne des Boreas, Kalais und Zethes, — die Keltoskythen und Hellenen gemeinschaftlich zum Glaubenskampfe sich waffneten: denn das goldene Fell zu Kolchis, das Gold der Greifen und der — Nibelungen Hort, sind nur durch Zeit und Raum geschiedene Namen für das eine Ziel der Argo. Nicht mehr so in der Jo-Mythe! Deute man sie, wie man will, immer gehört sie dem Zeitalter an, wo schon fremder Cultus den einfachen, aus Platon geschilderten, ältesten Naturdienst der Griechen verdrängt hatte. In der Entwicklung der Locale dieser konnte dann der Verfasser seinen sonstigen Gang beybehalten, da die Mythe von den Hesperidenäpfeln, wie alt sie seyn mag, doch nur in jüngerer Gestalt auf uns gekommen. Endlich hätte der Verf. mit einem dritten Theile zu schließen: den localen Erörterungen des ältesten Schattenreiches, welche höchst wichtige geographische Resultate für die Gegend des — — Chronius liefern würden!

Wir haben Vieles und Großes ausgestellt, weil das Werk des Verf.'s ein — großes ist, weil der Verf. bedeutendes Talent zu geschichtlichen und mythologischen Forschungen zeigt, und wir von dem folgenden Theile, der die Fahrten der Argo behandeln soll, noch Größeres erwarten. Also nicht abschrecken, nur aufmuntern wollten wir, nur neue Gesichtspunkte dem Verf. für den noch zurückliegenden, schwierigsten Stoff anregen; denn vielleicht weiß niemand besser als Rec., welche Ausdauer dazu

gehört, um über die Arimaspen mit sich ins Reine zu kommen, oder, was dasselbe ist, über den europäischen Norden. Darum ward hin und wieder mancher Fingerzeig eingestreut zum richtigen Angreifen solcher Forschuugen, denn das reiche Skythenland hat gewaltige Schätze verborgen — das Gold der Greifen und der Nibelungen Hort, wenn erst die Wissenschaft, oder Besserwollende, wie der Verf., über die Barbarey klassischer Einseitigkeit hinweg seyn werden.

Sternebeck bey Werneuchen, den 16. April 1832.

Karl Halling.

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. LIX.

Mittheilungen aus Kleinasien.

Vom Obristlieutenant von Prokesch-Osten.

(Schluß.)

II. Reise von Halikarnassus über Mylassa und Tralles nach Smyrna.

April 1827.

Das Vorgebirge Petra, im Norden der Insel Kos, besteht aus verlassenen Höhen, die mit einer Hülle von Vegetation bedeckt sind, und mit verwitternden Spitzen darüber hervorbrechen. Man sieht Asien überall das Alter an. Hirten bevölkern von Zeit zu Zeit diese Höhen, und schlagen da flüchtige Mandrien auf.

Einen der Strandberge krönen Reste eines Schlosses aus den Zeiten der rhodischen Ritter. Das nächste Kap ober Petra heißt Karabaglar. Es ist von demselben durch ein bebautes, mit türkischen Ortschaften besetztes Thal getrennt. Viele Klippen liegen vor Karabaglar. Zwischen denselben überkam uns Windstille, welcher Nordwind und Gewitter folgten, so daß wir gezwungen waren, zu ankern. Die ganze Strecke zwischen Klippen und Küste ist geeignet hiezu. Wir fanden 15 Faden Wasser.

Ich besuchte die Klippen. Von dem Gipfel der höchsten, die aus zwey Bergen, durch eine Landzunge am Wasserspiegel verbunden, besteht, zählte ich vier und zwanzig andere in der Nachbarschaft, alle vulkanischen Ursprungs, und von ungewöhnlicher Vegetationskraft. Der Fenchel findet sich da an zwanzig Fuß hoch; der Klee hat Blätter zu zwey Zoll Breite; das Gras reichte uns über den Kopf. Es wächst in Menge wilder Hafer dort. Mehrere der Klippen waren vor Alters bebaut; man sieht die Steinwehren, um die Erde festzuhalten.

Wir holten uns trefflichen Bimsstein und Fische, wobey wir das Netz an einem Schiffe zerrissen, das vorigen Jahres da versunken ist. Wir fuhren auch nach dem Hafen von Karabaglar, der weiter nichts als ein etwas mehr gesicherter Ankerplatz hinter einem Klippenhügel der Einbucht ist. Dort läuft ein reiches Thal aus. Auf der Küstenhöhe steht eine Veste der Ritter, wenn man anders eine einfache Linie mit Bollwerksthürmen an den Enden so nennen darf. Dermalen ist dies Werk verlassen.

Der Wind blieb ungünstig. Wir gingen dennoch unter Segel, kreuzten im Golf von Mandajar, und kamen mit Hülfe des Nachtwindes bis Kap S. Maria, dem Mykale der Alten. Wolken ruhten darauf, so wie auf der hohen Samos; dabey war die Luft frisch und der Himmel rein. Auch hatte es Tags zuvor, während der Wind zwischen

gehört, um über die Arimaspen mit sich ins Reine zu kommen, oder, was dasselbe ist, über den europäischen Norden. Darum ward hin und wieder mancher Fingerzeig eingestreut zum richtigen Angreifen solcher Forschungen, denn das reiche Skythenland hat gewaltige Schätze verborgen — das Gold der Greifen und der Nibelungen Hort, wenn erst die Wissenschaft, oder Besserwollende, wie der Verf., über die Barbarey klassischer Einseitigkeit hinweg seyn werden.

Sternebeck bey Werneuchen, den 16. April 1832.

Karl Halling.

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. LIX.

Mittheilungen aus Kleinasien.

Vom Obristlieutenant von Prokesch-Osten.

(Schluß.)

II. Reise von Halikarnassus über Mylassa und Tralles nach Smyrna.

April 1827.

Das Vorgebirge Petra, im Norden der Insel Kos, besteht aus verlassenen Höhen, die mit einer Hülle von Vegetation bedeckt sind, und mit verwitternden Spitzen darüber hervorbrechen. Man sieht Asien überall das Alter an. Hirten bevölkern von Zeit zu Zeit diese Höhen, und schlagen da flüchtige Mandrien auf.

Einen der Strandberge krönen Reste eines Schlosses aus den Zeiten der rhodischen Ritter. Das nächste Kap ober Petra heißt Karabaglar. Es ist von demselben durch ein bebautes, mit türkischen Ortschaften besetztes Thal getrennt. Viele Klippen liegen vor Karabaglar. Zwischen denselben überkam uns Windstille, welcher Nordwind und Gewitter folgten, so daß wir gezwungen waren, zu ankern. Die ganze Strecke zwischen Klippen und Küste ist geeignet hiezu. Wir fanden 15 Faden Wasser.

Ich besuchte die Klippen. Von dem Gipfel der höchsten, die aus zwey Bergen, durch eine Landzunge am Wasserspiegel verbunden, besteht, zählte ich vier und zwanzig andere in der Nachbarschaft, alle vulkanischen Ursprungs, und von ungewöhnlicher Vegetationskraft. Der Fenchel findet sich da an zwanzig Fuß hoch; der Klee hat Blätter zu zwey Zoll Breite; das Gras reichte uns über den Kopf. Es wächst in Menge wilder Hafer dort. Mehrere der Klippen waren vor Alters bebaut; man sieht die Steinwehren, um die Erde festzuhalten.

Wir holten uns trefflichen Bimsstein und Fische, wobey wir das Netz an einem Schiffe zerrissen, das vorigen Jahres da versunken ist. Wir fuhren auch nach dem Hafen von Karabaglar, der weiter nichts als ein etwas mehr gesicherter Ankerplatz hinter einem Klippenhügel der Einbucht ist. Dort läuft ein reiches Thal aus. Auf der Küstenhöhe steht eine Veste der Ritter, wenn man anders eine einfache Linie mit Bollwerksthürmen an den Enden so nennen darf. Dermalen ist dies Werk verlassen.

Der Wind blieb ungünstig. Wir gingen dennoch unter Segel, kreuzten im Golf von Mandajar, und kamen mit Hülfe des Nachtwindes bis Kap S. Maria, dem Mykale der Alten. Wolken ruhten darauf, so wie auf der hohen Samos; dabey war die Luft frisch und der Himmel rein. Auch hatte es Tags zuvor, während der Wind zwischen

Nord und Nordwest spielte, geregnet, und in der letzteren Richtung stand ein Gewitter. Diese Zeichen verkündigten Zunahme des Nordwindes. Sie trügten nicht; am Morgen war das ganze Geschwader zerstreut. Wir mußten abfallen, um uns zu vereinigen, bewerkstelligten diese Bewegung, indem wir die Pharmakusen links nahmen, und wurden zuletzt nach Karabaglar zurückgeworfen. Da ich den Nord entschieden sah, so beschloß ich, mich zu Budrum aussetzen zu lassen, und zu Lande nach Smyrna zurückzukehren. Ich fuhr in einem Boote nach der erstgenannten Stadt, die ich in zwey Stunden erreichte. Dabey ließ ich die Bay von Peteß zur Linken, an deren Eingange auf einer Felsspitze eine Burg, auch diese ein Werk der Ritter, steht. So wie man um dies Kap beugt, wird man das beweißte Schloß von Halikarnaß gewahr, das aus der Fluth emporzusteigen scheint. Es liegt auf niederer Klippe aus grauem Lavastein, einst eine Insel, nun durch eine Sandzunge mit dem Festlande verbunden. Zur Rechten zieht flaches Gestade hin, von den Gebäuden bedeckt, welche die Griechen bewohnen; zur Linken sind der Hafen, die Türkenstadt und, im äußersten Winkel, die Schiffwerften. Die Stadt, von Gärten umgeben, hat zum Hintergrunde nacktes Gebirge. Zweytausend türkische und nicht über hundert griechische Familien sind dermalen die Einwohner derselben. Ich fand Gastfreundschaft im Hause des griechischen Primaten. Drey Stunden nach Sonnenuntergang konnte ich den Gouverneur sprechen, einen Greis von freundlichen Formen, der mir Pferde und Geleite nach Mylassa versprach.

Diodor (XVII. 23—27) und Curtius (II. 9, 10) schildern den Kampf Alexanders des Großen um den Besitz dieser Hauptstadt Kariens, die Vertheidigung Memnons, ihren Fall, ihre Zerstörung; Plinius (XXVI. 4) gibt die Beschreibung des Grabmales des Mausolus, des Werkes, worin vier große Meister, Skopas, Bryaxis, Timotheus und Leochares, sich und der Trauer Artemisiens ein Denkmal gesetzt hatten, das unter die sieben Weltwunder gezählt wurde; Andere erwähnen der Größe, des Reichthumes, der Pracht von Halikarnaß. Heut zu Tage ist kaum eine Spur davon vorhanden. Die festen Schlösser sind gebrochen und verschwunden; die Reste der Ummauerung sind mit Mühe längs dem Abfalle dreyer Felshöhen im Nordosten der Stadt und zu oberst in einem viereckigen Thurme zu erkennen. Nur Gräber, in die Felsen gehauen, bleibende Zeugen der Vergänglichkeit, sprechen aus jener Zeit herüber, da Mausolus die persischen Ketten abschüttelte. Das heutige Schloß ist wieder Bau aus Ritterzeit, wie die fränkischen Wappen in den Mauern und die Warten und Zinnen aus alten Marmortrümmern beweisen. Es soll Alterthümer, ja die Reste jenes berühmten Mausoleums einschließen; mir aber war, wie dermalen jedem anderen Franken, der Eintritt verwehrt. Einen runden Thurm sah ich über die Mauern ragen, der mir antiken Baues schien, wenigstens sind die Zinnen desselben nicht im Style der Franken.

Nach Pausanias (Korinth. 30) und Anderen ist Halikarnaß eine trözenische, nach Pompon. Mela eine argivische Ansiedlung (I. 16). Die Alten sprechen viel von der Quelle Salmacis, berüchtigten Rufes. Vitruv (II. 8) erzählt, daß daran ein Tempel der Venus und ein anderer des Merkurs stand, und bekämpft das böse Gerücht, das Ovid (IV. Metam.) in die Welt setzte — Unter den Kaisern scheint die Stadt sich nach eigenen Gesetzen regiert zu haben, wenigstens deuten Medaillen, unter Geta geschlagen, darauf. Der Vater der Geschichte, He-

rodot, der Dichter Heraklit und der Geschichtschreiber Dionysios sind aus Halikarnaß.

Alexander war den Weg von Mylassa gekommen, ich ging denselben. Drey Viertelstunden von der Stadt ist man auf der Höhe der Uferberge; dort steht ein großer, mit einer Kuppel gedeckter Brunnen, und an dessen Eingange ein mit Blumen umwundener Altar aus weißem Marmor. Nahe daran ist eine gemauerte Tränke. Man steigt ONO. in eine Schlucht hinab, findet in einer halben Stunde einen ähnlichen Brunnen, geht nach einer anderen halben Stunde über die Einsattlung der Höhen, und erreicht das Gestade des Golfes von Mandajar, dem man drey Stunden durch wüste Gegend auf schlechtem Felsensteige folgt. Dabey läßt man vier Brunnen am Wege, die einzigen Bauten, und kömmt durch zwey vor kurzem zerstörte griechische Orte, sieht ihre verlassenen Gärten, wo die wilden Bienen die einzigen Herren scheinen, und die unbestellten, sorgsam abgerainten Felder. Ueber eine Höhe gelangt, tritt man, nach vierzig Minuten, in eine weite, meist unbebaute, sumpfige und mit der See durch Salzwerke verbundene Ebene, in der ich nur bewaffneten Hirten und zahlreichen Herden begegnete. Ein tiefer Bach durchströmt dieselbe. Auf dem östlichen Gebirge liegt das Dorf Warbutkö.

Diese Ebene durchritt ich NO. bey O. und NO. in einer starken Stunde. In den Felsblock vor dem jenseitigen Thale ist eine Nische, 2′ breit, 3′ hoch und einige Zoll tief, gehauen. Eine Marmorplatte, die eine Inschrift getragen haben dürfte, scheint darin eingepaßt gewesen zu seyn. Nicht ferne davon ist ein bedeckter Brunnen, auch ein Laufbrunnen gewöhnlicher Art am Grabe eines Muselmannes. Die Ferne zeigt eine Felsspitze, die sich weißgrau in die dunkeln Wolken hob, wahrscheinlich der Mons Titanus. Darauf ritten wir los; Ost.

Nach 3/4 Stunden kam ich über die Scheide zu einer zweyten Ebene, die ich bald darauf erreichte. Durch diese fließt ein breiter, wasserreicher Bach; an abgesonderte Hügel lehnt sich das Dorf Aischluk, von Pappeln umgeben, ein paar andere Orte weisen sich an den Höhen, ein freundlicher Anblick, denn seit Budrum war nur Verlassenheit um mich und dichtes Gestripp der Fichten, Oel- und Johannisbrotbäume. Ich durchschnitt diese Ebene in der Richtung NO.; sie war bebaut und vieles Gevögel darin, unter andern häufig ein schöner Vogel von der Größe und dem Fluge eines Hähers, hellblauen Gefieders auf Bauch und Flügeln, auf dem Rücken lichtbraun. Er ist in ganz Vorderasien und vorzüglich in Syrien zu Hause.

Im jenseitigen Gebirge öffnet sich eine Felsschlucht, wo zwey Brunnen stehen. In 3/4 Stunden hatte ich den Rücken erstiegen, und in einer halben Stunde war ich in einer dritten Ebene, in der ich, mich nördlich haltend, nach einer Stunde Melasso, die einstige Mylassa, erreichte. Es war Nacht. Die beleuchteten Minarets hoben ihre Kränze wie Opfer gegen den gestirnten Himmel. Mein Pferd stürzte in einen Bach; das meines Janitscharen nach mir; darin lagen wir beyde.

»Sieh, wie Alkimenes Blick, der eindrang bis in die Wolken,
Das zu den Füßen vor ihm fluthende Uebel nicht sah.«

Durchnäßt stieg ich im Khan ab, wo ein Grieche aus Thessalonich mir sein Zimmer und den Rest seines Ostermales anbot.

Mylassa, eine der vier Städte, die Alexander der Große dem Athener Phocion zum Geschenke anbot, und welche dieser mit gleichem Edelmuthe ausschlug (Curt. II. 6), ist nun ein Ort von 1800 Häusern, und

wird beynahe ausschließend von Türken bewohnt. Man sieht viele Reste aus alter Zeit, Stückwerk zu neueren Bauten verwendet. Ich besuchte die schöne Moschee, aus glänzendem Marmor erbaut, der in der Nähe gebrochen wird, und wie ein Schmuckkästchen hingestellt; ihre Vorderseite, maurischen Styles, hat ein Atrium zu fünf Bogen Breite, wovon die beyden zu jeder Seite des Einganges mit feingeschnitztem Marmorgitter geschlossen sind. Sie steht mitten zwischen Gräbern, die eben damals mit weißen Lilien in unglaublicher Fülle überwachsen waren, ein rührendes Bild! An die Moschee lehnen sich ansehnliche Gebäude frommer Stiftungen und Ruinen aus griechischer Kaiserzeit. In dem Vorhofe eines Hauses liegt eine weibliche Statue aus weißem Marmor, in faltigem Gewande; der Kopf ist abgeschlagen; römische Arbeit. Im NW. der Stadt steht auf einem Hügel ein Denkmal korinthischer Ordnung. Ein Unterbau, von vier Pfeilern getragen, ein Viereck, welcher den Eingang in NW. (sonderbar genug, nicht in der Mitte der Seite) hat, trägt ein Tempelchen von vier Pfeilern und acht Doppelsäulen, dessen Decke auf das Feinste geziert ist. Darüber ruht eine Kuppel. Weißer, geglätteter Marmor, nun schon in die Farbe der Zeit, in jenes röthliche Gelb übergehend, das wie der Schimmer der Abendsonne auf dem Parthenon liegt, diente als Baustein. Das Mal ist römisch, und in seiner Bestimmung vielleicht dem des Lysikrates ähnlich. — Strabo rühmt den Reichthum dieser Stadt an Tempeln und öffentlichen Gebäuden (XIV. 659). Herodot erwähnt eines uralten Tempels des Zeus daselbst, von den Karern erbaut (I. 171), den auch Pausanias kennt (Arkad. 10).

Von Mylassa ritt ich N. 30° O. durch die Ebene nach einer großen Gebirgsschlucht. Ich kam dabey durch einen starken Bach, wo die Reste einer Brücke aus byzantinischer Zeit stehen, nach 45 Minuten aber an einen Brunnen und an die Schlucht selbst. Da sah ich, nach zehn Monaten, meine alten Bekannten, die Turkomanen, wieder. Frey, stolz, von jungem Vieh und einem Haufen von Kindern umgeben, dünkten sie sich beneidenswerth unter ihren Zelten; und warum sollten sie es nicht seyn? — Man sah den Segen des Himmels in Heerde und Haus.

Wieder über ein Bächlein gehend, stieg ich nun das steile Gebirge hinan, so aus Glimmer und Schiefer, in den seltsamsten Brüchen und Rissen, besteht. Es ist als wenn entästetes Gehölz, ganze Wälder über einander gestürzt liegen. Der Glimmer war so reich an Glanz im Strahl der unbewölkten Sonne, daß der Steig lange Strecken hindurch wie durch Silber und Gold zu führen schien, ein wahrer Zauberpfad; ich habe einen solchen in keinem Lande gesehen.

Schon hoch im Gebirge findet man das kleine Dorf Gargeseh. Dort beginnt Fichtenwald, der über den ganzen Rücken dieses Zweiges des Taurus gebreitet ist. Viermal traf ich auf Spuren einer römischen Straße, die Stützwände aus schönen Werkstücken hatte. Das erste Mal tief unten, an einem Laufbrunnen aus alten Trümmern; daneben sind auch Reste eines viereckigen Baues; — dann in den Einsenkungen der verschiedenen Stufen der Höhe. Die Straße ist an 30′ breit; der halsbrecherische Saumweg, den man jetzt benützt, führt ein paar Mal darüber.

Nachdem ich durch dritthalb Stunden fleißig aufwärts gestiegen war, bemerkte ich zwischen den Fichtenstämmen altes Gemäuer. Ich stieg vom Pferde, hieß mein Gefolge meiner warten, und ging durch das dichte Gebüsch von Mauer zu Mauer. Da vernahm ich plötlich den Schrey eines Knaben, und sah hinter demselben eine Heerde von Ziegen

und Lämmern auf der Flucht. »Ein Mann, ganz schwarz, ganz schwarz!« rief das Hirtenkind, und floh einem Turkomanenzelte zu, das ich, um einen Felsen biegend, in dieser Oede ansichtig ward. Daraus traten zwey bewaffnete Männer hervor, besahen mich aus der Ferne eine Weile; und da ich, der unbewaffnet und allein war, für das Klügste hielt, ihnen entgegen zu gehen, so thaten sie deßgleichen, das gespannte Gewehr vor sich hinhaltend. Wie ich in diese Gegend käme? fragten sie mich wild. »Zu Pferde,« antwortete ich. »Wir sehen keine Pferde,« sagten sie. Ich rief meinem Diener, von dem ich aber zu ferne war, als daß er mich hören konnte, und näherte mich daher, die Turkomanen wie an unsichtbarem Faden hinter mir nachziehend, langsam der Stelle, wo ich die Pferde gelassen hatte. Ich sah sie den Gedanken wiegen, ob sie losdrücken sollten oder nicht, aber ihre Furcht rettete mich, denn sie hielten mich für ein Gespenst. Meine Leute kamen, und die Sache erklärte sich.

Die Ruinen, die mir aus Römerzeit schienen, sind so verwachsen, daß es schwer wird, daraus klar zu werden. Zur äußersten Rechten war ein Tempel. Ein Portikus von zwölf Säulen steht noch aufrecht. Diese Säulen sind dünn, sehr angegriffen, ohne Knäufe und Gebälke. Eine große Menge von Gesimsetrümmern und Werkstücken liegt gehäuft dazwischen und daneben. In der Verlängerung dieses Säulenganges, der zur Rechten Absturz hat, folgt links eine mächtige Wand aus schön behauenen Blöcken ohne Mörtel, 134 Schritte lang, dann bricht sie rechtwinklich nach innen, und schließt sich noch 40 Schritte an eine ihr gleichlaufende Reihe von Gemächern, die nicht weniger als 200 Schritte Länge haben dürfte. Am Ende dieser Mauer, etwas höher, steht ein Thor, dem folgt ein viereckiges Gebäude zu drey Fenstern in der Vorder- und Hinterseite, — die eine Seitenwand ist geschlossen, durch die andere führt ein breites Thor. Im Raume dieser Gebäude steht eine der größten Reben, die ich jemals gesehen habe, sie steigt in vielen Windungen zu einem Baume außerhalb dem Gebäude auf — sie schwingt sich zum Fenster hinaus und hebt sich an der Mauer. — Jenseits dieses Baues ist wieder Abstufung. Die ganze Breite der Ruinen beträgt also nicht viel über 400 Schritte. Auch die Höhe ist geringe. Denn ober dem Gebäude, schon zwischen den Felsen, zieht nur noch eine Wand hin, und steht ein schmales Gemach. Darüber ist kein Raum mehr für Bauten. — War hier Labranda? Daran ist, wenn man Strabo vergleicht (XIV. 659), wohl kaum zu zweifeln. Die Reste weisen auf keine Stadt, sondern vielmehr auf einen Tempel, von Priestern umwohnt. Die römische Kunststraße endet an dieser Stelle. Viele alte Brunnen und Quellen sind da zu sehen, auch ganz sonderbare Gräber, in die Felsenblöcke, die da wie ungeheure Kuchen herumliegen, gehauen. Diese Kuchen sind nämlich ausgehölt, im Innern laufen Bänke längs den Wänden, die Sargstelle ist bey den einen in den Boden gesenkt, bey den andern nicht, — die Gewölbe sind nieder und roh; ich sah keine Inschrift.

Von dort braucht man noch $^1/_4$ Stunde, um das Gebirge zu ersteigen. Von Melasso ist man N. 30° S.; die See glänzt im Westen, Schneegebirge im Osten.

Nach $^3/_4$ Stunden abwärts, in der Richtung N., erreicht man eine Bergwiese und ein Wachhaus; geht dann über eine Waldebene, und, einem Bache, der aus einem Felsbrunnen entspringt, folgend, über schwindliche Wege wieder abwärts, immer durch Wald, und den Gebirgs-

zug zur Linken, durch drey Stunden, bis man die Ebene erreicht. Kurz vorher stürzt der Bach an 40′ tief durch das Kuchengestein, und füllt das Thal mit seinem Gebrause.

Ist man in die Ebene gekommen, so hat man links auf den Höhen eine Anlage für Bienen und weiter das Dorf Bogkö, nicht ferne davon ein zweytes, Jenideresse, gleichfalls auf die Höhe geflüchtet; zwey mächtige Bäume mit Brunnen und Grab unten am Wege — dann die Reste einer alten Stadt (vielleicht Badessus oder Alinda), hunderte von Särgen, wie zu Assos, auf Piedestale gestellt, — Reste von Ummauerung — Reste eines Stadiums, worin noch die Sitze zu sehen sind, viereckig umdämmte Teiche, viele Trümmer, selbst von Wohngebäuden, und auf der höchsten Bergspitze einen Thurm. Von dort bis an den Ort Kapußli ist noch eine Stunde Weges. Man reitet fortwährend Nord, und kömmt über einen Bach, der aus Westen nach Osten fließt. Kapußli liegt am jenseitigen Abhange. Es ist ein elendes Dorf, aber der Hauptort der Gegend, und der Aga desselben ließ sich Bey schelten. In seinem Hause brachte ich die Nacht in Ruhe und Sicherheit zu, und nahm dort Pferde nach Aidin, im Thale des Mäander.

Der Weg nach dieser Stadt führt östlich über Flachland und sanfte Abfälle des Gebirges, das man zur Linken läßt; rechts beugt sich die Ebene, die aus Süden gekommen war, gleichfalls nach Osten ein; sie ist bebaut zum kleinern Theile; der Rest Hutweide. Es mangelt an Wasser nicht; Teiche, Bäche, Quellen in Menge, alle zunächst einem schönen Seitenflusse, und durch diesen dem Mäander dienstbar.

Die Ebene sendet ein Thal nach Nord, und endet mit einem im Süden. Dahin drängen sich die Wasser, aber kaum hat man (eine Stunde) einen Hügel überstiegen, so sieht man sie gesammelt aus einem engen Thale kommen. Diesem folgt man O. und ONO., bis man, am Ende der zweyten Stunde, den Bach verläßt, der SO. in die Ebene hinauseilt. Dieselbe Ebene kreuzt man in der Richtung NO. bey N. etwas tiefer. Man läßt dabey zwey Dörfchen links am Gebirge, und rechts am Wege einen Brunnen, woran ein Fußgestelle aus Marmor steht. Der Anblick dieser Reste, dieser »Spuren bildender Menschenhand,« erfreut, wie oft man auch demselben begegnet. Ist doch kaum ein Brunnen in Asien oder in Griechenland, der nicht aus alten Stücken zusammengesetzt sey, nicht ein Becken habe, das seit einem Jahrtausend benützt wird, nicht einen Kranz, in dem tief eingeschnitten die Spur der Seile sich weise, an denen Geschlecht auf Geschlecht im kurzen Verweilen auf der Bühne des Lebens, an Bedürfnissen allen vorausgegangenen und allen kommenden ähnlich, sich die paar Tropfen Wassers geschöpft hat.

Am Ausgange des Thales in die Ebene steht ein Wachhaus (drey Stunden von Kapußli), und nahe daran reitet man durch ein Flüßchen, an hundert Schritte breit und andere hundert Schritte Raum mit seinem Sande überdeckend. Wo es am tiefsten, reichte es bis an die Brust der Pferde. Es windet sich aus Süden um einige Hügel herum. Hohes Gebirge bildet die östliche Wand, höheres der Hintergrund im S. und SO. Das Flüßchen läuft N. bey W.; man folgt demselben, setzt gleich darauf über einen Bach, der aus NO. ihm zueilt, und erreicht nach einer halben Stunde eine Schlucht, die sich zum Thal erweitert, zwischen N. bis W., NW., NW. bey N. und NNW. wendet, und dritthalb Stunden Länge hat. Die Gebirge zur Rechten und Linken sind mit Gestrippe bedeckt, — in den Schluchten sitzen Turkomanenzelte, mit spitzen Ecken und rußfarbig, wie Fledermäuse. Wir begegneten einer Karavane

aus Kamehlen, Eseln, Rossen, Rindern und Schafen, die nur von Weibern und Kindern geleitet und gefolgt war; die jüngsten schliefen auf die Kamehle gebunden; eine Schaar junges Vieh machte den Nachtrab, Mädchen und Hunde die Treiber. Es war die Uebersiedlung einer Turkomanenfamilie, wie ich aus dem Hausrathe und aus den Zeltladungen errieth. Eine Viertelstunde später folgten auf schön gesattelten Rossen das Haupt der Familie und seine Frau, auch einige Knechte auf Rossen mit der Auswahl der Kamehle und Rinder. So wanderten die Altväter von einem Brunnen der Weide zum anderen; so führte Jakob Rebekka heim.

Wo man dies Thal wieder verläßt, so wie in der Mitte desselben, steht abermals ein Wachhaus; ein Dörfchen mit sechzehn Häusern lehnt sich an den kahlen Abhang zur Rechten; Grabstätten greifen bis an den Weg herab: zwey Hügel scheinen den Ausgang zu sperren; blaues Gebirge hebt sich jenseits himmelhoch, es ist der Messogis; man tritt in die Ebene, es ist die des Mäanders.

Majestätisch steigen die Gipfel des Messogis empor. Ueber dem höchsten zeigt sich Aidin, auch Güselhissar (Schönburg) genannt, die Tralles der Alten; mit vielen Minarets liegt sie, im N. bey O., auf dem dunkeln Grunde — Man wendet NO., während das Flüßchen NW. eilt, und seine Vereinigung sucht. Nach einer halben Stunde kömmt man an den Mäander, der in großen Windungen aus Osten kömmt. Seine Ufer sind ganz flach, und man bemerkt den Fluß erst, wenn man daranstößt. Er hat nicht über vierzig Klafter Breite, denn der Stangen, welche an der Ueberfuhr das Seil vertreten, sind zwanzig, jede im Durchschnitt zu zwey Klafter. Es steht ein Häuschen und eine Wache an dieser Ueberfuhr. Ein paar Greise zogen uns hinüber.

Hat man ½ Stunde in der Ebene jenseits zwischen bebautem Grunde gemacht, so stößt man auf weit ausgedehnten Sumpf, durch welchen ein Damm, über eine halbe Stunde lang, türkischer Bau, also der schlechtesten Beschaffenheit, und überdieß häufig eingesunken, führt, für müde Pferde und Reiter ein halsbrecherischer Weg. Ueber solche Straßen oder Dämme zu gehen ist für den Reisenden zu Lande, was demjenigen zur See altes Meer bey Windstille ist, das Unangenehmste nämlich, was ihm begegnen kann. Am Anfange des Dammes steht ein alter Baum mitten im Sumpfe. Am Ende hat man Grabstätten voll antiker Trümmer zur Linken, kommt dann an eine Mühle, läßt einen Hügel mit Resten eines türkischen Schlosses zur Linken, folgt einer Wasserleitung, und erreicht nach einer halben Stunde die Stadt.

Ich stieg im großen Chan ab, und da ich vernahm, ein fränkischer Arzt wohne in der Stadt, so besuchte ich denselben. Ich fand einen bejahrten Mann, aus Rom, der einen schönen Garten hatte, reichbestelltes Haus und eine junge Frau aus Smyrna, schön wie Kypris und geschmückt wie eine Braut. Seit fünf und zwanzig Jahren trieb er in dieser Stadt sein Handwerk, wie Hermogenes in Lukillios Epigrammen, und sein Ansehen war bey Jung und Alt befestiget. Mit ihm besah ich die Reste von Tralles, das Diodor zu Jonien (XIV. 36) und auch wieder zu Karien zählt (XIX. 75), und das schon seine Lage auf der Höhe westlich der heutigen Stadt zum festen Platze machte.

Man geht über den Schlund des Messogis, woraus ein Bach kömmt, der die heutige Stadt bewässert und gefährdet, und steigt zu einer freyen Flachhöhe auf, von Trümmern übersäet, alle aus römischer Zeit, die wenigsten der Untersuchung werth. Inschriftsteine sind nicht

selten dort; auch Basreliefs und Statuen werden von Zeit zu Zeit aus dem Felde der Verwüstung emporgezogen, das nun von Oelgärten und Landhäusern bedeckt ist. Ich sah eine da gefundene Diva faustina aus weißem Marmor, Stücke einer kolossalen Minerva aus Erz u. s. w., auch eine Sammlung von römischen Gewichten, nun im Besitze meines gelehrten Freundes, des französischen Konsuls zu Athen, Herrn Fauvel. — Tralles gehörte unter die reichsten und bevölkertsten Städte Asiens. Sie hatte um Cäsarn das Verdienst, daß kurz vor der pharsalischen Schlacht an seiner Statue im Tempel der Siegesgöttin ein Wunder geschah (Bell. Civ. III. 105. — Plut. im Cäsar. — Valer. Max. I. 6). — Am westlichen Abfall steht ein Gebäude, welches ein Pallast gewesen zu seyn scheint. Es bildete ein Rechteck. Noch stehen drey mächtige Bogen an der Westseite, Mauerstücke und Pfeiler an der gegen Süden, Säulen an der gegen Ost. Eine Menge Stücke aus älteren Bauten wurden dazu verwendet, was, in den Provinzen wenigstens, römische Sitte war. So zeigt die Nordseite jener Bogen zwey verkehrt eingemauerte Inschriftsteine, die eine zu fünf, die andere zu sechzehn Zeilen; die Westseite zwey andere zu zwölf und sechzehn Zeilen, beyde als Mauerstücke benützt, beyde zu hoch, um mit bloßem Auge gelesen zu werden.

Wie reizend ist die Landschaft, eingerahmt von den mächtigen Bogen, — mit welchem Genuß schweift nicht der Blick hinab in die Tiefe, und bis wo der Mäander im fernen WNW. hinter die Berge sich verliert! — Das Schloß der alten Stadt, im Norden gelegen, ist dermalen kaum in seinen Umrissen noch sichtbar.

So luftig und gesund die alte Stadt angelegt war, so eingezwängt und ungesund die heutige. Man zählt dermalen in Aidin über 60,000 Einwohner; vier und zwanzig Straßen werden ausschließend von Türken bewohnt. An Juden sind gegen 300 Familien dort, an Griechen 500, an Armeniern 50. Die Ebene des Mäander, seit den ältesten Zeiten eine der reichsten in Asien, ist es auch jetzt noch. Aidin rühmt sich, sechzehn Erzeugnisse nach Smyrna auszuführen; die vorzüglichsten darunter sind Getreide, Wolle und Seide — Es führen zwey Straßen nach Smyrna, die untere über Aisaluck ist die kürzere (23 Stunden) — die obere über Tyra (24 Stunden) ist dermalen die Poststraße. — Außerdem ist ein Reitweg, der im Thale des Cayſtros oberhalb Ephesus herauskömmt, dieser ist wenig bekannt. Ich entschied mich für denselben.

Gleich außer der Stadt wurde mir das Teskerch abgefordert, eine Scene, die sich an jedem Wachhause wiederholte, und die nicht ohne komische Wirkung ist, wenn man die Kerls mit ihren Pumphosen und hohen Turbans in die Zettel gucken sieht, die nicht ein einziger lesen kann. Diese Einrichtung ist ein Schritt der Annäherung zu europäischen Gebräuchen. Man hat Gärten zur Seite, bis man nach zwanzig Minuten an einen Brunnen und über einen Waldbach kommt, der aus einer rothen Schlucht des Messogis hervorrauscht; dann gut bebauten, reichen Feldboden. Man war NW. geritten, und hält diese Richtung noch eine Stunde bis an eine Mühle. Dort wendet man NW. bey N., geht über einen Gießbach, der am Austritt aus der Schlucht eine gute Steinbrücke von vier Bogen hat, läßt das Dörfchen Omerbegli zur Rechten auf den nahen Bergen, findet nach vierzig Minuten einen andern Bach, und auf derselben Seite das Dorf Serkö. Nachdem man diese Richtung noch weitere anderthalb Stunden gehalten hat, und dabey über vier andere Bäche, sämmtlich aus dem Messogis fließend, und an einem Wachhause, so wie an mehreren Grabstätten, voll alter Trümmer, vorübergekommen ist, wendet man westwärts, nach einem hohen, zweyspitzigen

Berge, den ich für den Thorax halte, und tritt, von der Straße, die nach Magnesia führt, abweichend, nach weiteren zehn Minuten in ein Thal, von niederen, gebüschbewachsenen Hügeln gebildet, und durch eine Hügelreihe, die, vom Thorax ausgehend, weit in die Ebene des Mäander vorgreifen, auch nach dieser Seite fast geschlossen. Dort folgt man einem Bache NW., dann N., hat nach zwanzig Minuten das Dörfchen Tschirschakö auf einer der Spitzen der Hügelkette zu Linken, und setzt innerhalb einer kleinen Stunde siebenmal über den Bach, der ob seiner Krümmungen den ganzen Thalgrund einnimmt. Es versteht sich, daß der Anbau, seitdem man die Ebene des Mäander verlassen, aufgehört habe. Von nun an trifft man nur Hutweiden und hie und da ein Turkomanenzelt.

Man steigt sanfte Höhen im N. bey W. und NW. hinauf, wo ein zweytes Thal, aus Norden kommend, dem ersten sich verbindet. Die Ebene des Thorax zeigt sich von dieser Höhe weithin gebreitet und wohl bebaut.

Bald NNO., bald N. bey O. reist man 3/4 Stunden, dann kömmt man an eine Brücke über den Waldbach, der durch schwarzen Schiefer rauscht, und NO. bey N. wendend, folgt man einer Schlucht, die nach einer halben Stunde sich verzweigt. Die eine kommt aus NNO., die andere aus NW. Man wählt die letztere, und steigt das Gebirge (den Messogis) hinauf. Die Höhe erreicht man nach einer weiteren Stunde. Von dort zeigt sich die reichbewässerte Ebene des Caystros; Gipfel des Tmolus stiegen im N. 10°, 30°, 45°, 60° O. in die Wolken; hinter sich hat man den Eingang aus dem Thal des Mäander (die Stelle, wo ich aus der Ebene in das Thal Tschirschakö trat) gerade im S. Sparsamer Wald deckt das Gebirge, dichte Wälder habe ich in Vorderasien nur auf dem Ida und Taurus gesehen.

Diese Höhe ist die Wasserscheide zwischen dem Caystros und Mäander. Man eilt rasch hinab N. bey O., und bevor eine Stunde vergangen, ist man in der Ebene; dort wendeten wir NW. in die nächste Schlucht des Gebirges, wo wir in einem Dörfchen Halkabunar, bey gutem Brot und besserem Wasser, in Gesellschaft einer Schaar junger Leute, die für den Nizzam=Geddid zusammen geholt wurden, übernachteten.

Um fünf Uhr des nächsten Morgens war ich zu Pferde. Man reitet längs dem Gebirge N. bey W. und NW., und findet nach einer Viertelstunde eine Ruine aus sehr alter Zeit. Einen niederen Felsblock, am Fuße des Berges, wo die Hügel sich in die Ebene vorstrecken, sieht man nach allen Seiten senkrecht behauen und unzugänglich gemacht, darauf aber einen Bau aus schweren Werkstücken, ohne Mörtel, gesetzt, den ich für ein kleines Schloß zur Vertheidigung der Gegend oder für das Schatzgewölbe irgend eines Herrschers oder Statthalters aus den Jahrhunderten von der Eroberung des Landes durch die Perser bis auf diejenige durch die Römer halte. Auf der Seite zur Ebene zieht außerdem eine Mauer als Vorwehr, gleichfalls aus großen und ohne Mörtel verbundenen Blöcken. Auf der nächsten Hügelspitze NW. steht ein ummauerter Tumulus, denen des alten Smyrna ähnlich.

Man hat Sumpf zur Seite, der überhaupt große Strecken der Ebene des Caystros deckt, und oft die Gestalt eines Sees annimmt. Eine andere Viertelstunde von der Ruine sind zwey Gipfel der Höhen mit Warten gekrönt, Bau aus späterer Zeit, und mit dem Schlosse auf dem Felsen zur Rechten des Einganges ins Thal von Ephesus, von dem

ich an anderem Orte sprach, gewissermaßen ein und dasselbe Vertheidigungssystem bildend. Nach einer Stunde von Halkabunar fand ich in einer andern Schlucht das Dorf Beledy, und kam dann in das Thal von Ephesus, ging über den Caystros, gerade unter dem erwähnten Schlosse, wo eine Bogenbrücke steht, und erreichte nach einer halben Stunde von Beledy den Weg, der von Ephesus nach Smyrna führt. Abends nach acht Uhr langte ich ermüdet in dieser Stadt an.

III. Klazomenä und die Bay von Vurla.

April 1825.

Die Bay von Vurla steht an Reizen keinem anderen Theile des schönen Busens von Smyrna nach, besonders in der dermaligen Jahreszeit, wo von allen Bergen Opferduft zum Himmel aufsteigt, und alle Fluren mit Kränzen sich schmücken. Das Festland bildet von Ost über Süd bis Nord in leicht geschwungener Linie die Gränze derselben; von dort aber schließen sieben Inseln, die einige Klippen zwischen sich haben, den Umfang. Die größte dieser Inseln, l'isola lunga von den Lootsen genannt, tritt hinter dem nach Nord vorgreifenden Arm des Festlandes heraus, — dann folgen in der Reihe die Kanincheninsel und vier andere, die keinen besonderen Namen tragen, die Johannesinsel aber nähert sich im SO. wieder dem Festlande.

Zwischen den Inseln sind Fahrstraßen, durch welche der Busen mit seinen nördlichen Ufergebirgen von Mytilene bis zum Sipylus in eben so vielen verschiedenen Ansichten sich zeigt. Große Schiffe pflegen in der Mitte dieser vortrefflich umschlossenen Bay, kleinere an der Kanincheninsel zu ankern. Der Durchmesser von O. nach W. ist fast das Dreyfache desjenigen von N. nach S.; ich brauchte in einem Boote zu zehn Rudern zwey starke Stunden, um bey ganz ruhiger See die erste dieser beyden Linien zurückzulegen. In der heißen Jahreszeit lieben die auf der Rhede von Smyrna stehenden Kriegsschiffe nach Vurla zu gehen, wie man aus Städten in Landhäuser geht, um leichterer, schnellkräftigerer Luft, eines reineren Himmels und angenehmer Frische zu genießen. Zu jeder Epoche des Jahres aber ist die Bay wegen ihres guten und hart am Gestade fließenden Trinkwassers besucht, das an Leichtigkeit und Dauer von keiner der benützten Quellen im Archipel übertroffen wird. Der beste Ankergrund ist in zehn bis dreyzehn Faden. Das Gestade bietet auch viele Bequemlichkeit zum Baden der Mannschaft, nur darf sich dieselbe nicht zu weit davon entfernen, oder wenn sie am Schiffe schwimmt, so soll zuvor ein Kreis mit Booten gezogen werden, weil es in dieser Bay eine Menge Hayfische gibt. Diese abscheulichen Seehyänen folgen den Booten oft ohne Scheu, wie ein Hund, der hinter seinem Herrn läuft. Ein anderes unangenehmes Thier, zum Polypengeschlechte gehörig, ist häufig in Vurla und überhaupt im Busen von Smyrna. Dessen Name ist zu unanständig, als daß ich denselben niederschriebe. Dessen Berührung brennt wie Feuer. Da mich einmal während des Schwimmens eines am linken Arme gestreift hatte, fuhren alsogleich Schwülen auf, die bald darauf in rothe Streifen sich verwandelten. Die Glut des Armes fühlte sich durch die Kleider.

Während ich mit dem Linienschiffe Bellona, im April 1825, in der Bay von Vurla lag, bemühte ich mich, die Stelle von Klazomenä aufzufinden, was mir im Herbste des früheren Jahres mißlungen war. Ich ließ mich östlich der kleinen Halbinsel, worauf das Grab eines

Scheiks steht, ans Land setzen, und beschloß, längs dem Ufer in östlicher Richtung fortzuwandeln, bis ich an die Spuren des Dammes kommen würde, mit welchem Alexander der Große die Insel an das Festland geschlossen hatte (Paus. VII. 3). Zwey Dörfer blieben mir an der Bergwand zur Rechten; ein drittes wies sich etwas entfernter. Das Gestade ist mit Oelbäumen und Reben reich bepflanzt, ein ununterbrochener Garten. Nach einer Stunde überstieg ich einen niederen Fuß der Höhe, der nach Norden in die Bay vorspringt. Am Strande hin, an der Ostseite, zieht ein kleiner Damm; auch liegen viele Ziegel herum; auf der Höhe selbst ist die cyklopische Ummauerung eines Tumulus.

Die Bay sendet nun eine Bucht nach Süden ein, eine halbe Stunde tief. An dieser ist die Lände von Burla, mit ein paar Kaffehstuben, einem Mauthhaus und einer Moschee, von den Seeräubern verwüstet, die von Zeit zu Zeit selbst auf diesem Gestade Menschen und Vieh rauben, und sonst Unfug treiben; vor derselben sieht man einen Sarkophag mit einer Inschrift, die schon frühere Reisende bekannt machten. So viele diese Stelle gesehen haben, so wenige beachteten die kaum eine Viertelstunde östlicher liegende. Dort aber bindet ein Damm, nun ein paar Fuß hoch von der See überronnen, die Insel S. Giovanni an das Festland. Diese Insel aber trug die jonische Klazomenä, wie aus dem Folgenden sich ergeben wird.

Herodot erwähnt an mehreren Stellen der ältesten Klazomenä, die dem Enkel des Gyges, dem Lydier Alyattes, welcher über Perser, Meder und Kimmerier, über Milet und Smyrna gesiegt hatte, widerstand (I. 16); die an dem Hellenion zu Naukratis in Aegypten mit baute und an dem Tempel von Delphi (II. 178, 180); die in eben diesem Tempel abgesondert ihren Schatz aufstellte, in welchem, nach dem Brande, Krösus goldener Becher seine Stelle fand (I. 51); jener ältesten Klazomenä nämlich, deren Bürger Timesios in Thrazien die Stadt Abdera erbaut hatte, das in dem Kriege gegen Kyrus der fliehenden Teier Heimat wurde (I. 168). Stephan von Byzanz spricht von einer Ansiedlung der Klazomenier in Epirus (Ephor. apud Steph. B. v. Χυτὸν); Plinius von einer anderen am Tanais (VI. 7), wo, nach Strabo, ein Landstrich nach denselben genannt wurde (XI. 494). Diese im ältesten jonischen Bunde mächtige Stadt lag auf dem Festlande, und fiel in die Hände der Perser, vielleicht schon unter Kyrus, gewiß aber in jenem für die Hellenen in Asien unglücklichen Kriege, wo, in der Schlacht bey Lada, die gesammte Seemacht derselben erlag (V. 123).

Pausanias (VII. 3) erzählt die Gründung dieser Stadt, und behauptet, daß ihre ersten Einwohner nicht sowohl Jonier gewesen seyen, sondern Kleonäer und Phliusier, die ihr Vaterland bey Zurückkunft der Dorier in den Peloponnes verlassen hatten. Die parische Chronik führt Klazomenä unter den sechs Städten, welche Neleus gründete, auf. Ueber ihre Lage sagt Strabo nur die wenigen Worte: »Nach Apokremnus liegt ein Ort, genannt Chytrium, wo die alte Stadt Klazomenä stand, und nach diesem findet man die heutige, die acht anliegende bebaute Inseln hat« (XIV. 645). Ich denke sie mir an dem oben erwähnten Hügel, wo Reste eines Tumulus sich weisen, und stütze meine Meinung auch auf den Namen Chytrium, welches von χύτρα, Erdgeschirr, stammt; denn der Boden an jener Stelle ist Thon, zur Verfertigung solchen Geschirres geeignet.

Daß die Einwohner aus Furcht vor den Persern sich auf einer Insel anbauten, und gleichsam die Stadt auf dieselbe verlegten, sagt

unter andern auch Curtius (II. 7). Als Inselstadt erscheint sie in der Geschichte des peloponnesischen Krieges.

Noch ungewiß, ob die Insel, die ich vor mir hatte, und welche in die Ferne keine Spur alter Bauten sehen ließ (denn noch hatte ich den Damm nicht bemerkt), Klazomenä getragen habe, fuhr ich von der Lände von Burla auf dieselbe los, aber mit dem ersten Tritt ans Ufer sah ich mich auf dem Boden einer alten Stadt. Es lagen eine Menge Ziegel und behauene Steinblöcke umher; am Strande wies sich ein Rest von Umfangmauern; auch bemerkte ich viele Marmorstücke, und auf einem derselben einige Zeilen einer Inschrift, darin aber der Name, den ich suchte, Klazomenä. Die Bellona nahm diesen Stein mit sich fort, und wird ihn, wie ich vermuthe, nach Venedig gebracht haben.

Ich umging die Insel am Gestade, und überstieg sie in verschiedenen Richtungen. Ihre Länge ist nicht über eine Viertelstunde Weges, ihre Gestalt die eines eingefallenen Hügelrückens, der im Norden steil in die See bricht, nach den übrigen Seiten aber sanft dahin abläuft. Die Oberfläche der Insel ist mit Ziegelstückchen und mit solchen behauenen Steinen übersäet, übrigens die Zerstörung der Stadt so völlig ausgeführt, als nur immer seyn kann, ohne ihre Spur gänzlich wegzutilgen. Die ganze Insel war in eine Ummauerung eingefangen; noch sieht man sie stellenweise unter und auch über dem Wasserspiegel. Diese Reste haben 8 bis 10' Dicke, eine innere und äußere Verkleidung mit Granitblöcken und eine Füllung aus Mörtel, Stein und Ziegelstücken. Die Festigkeit des Mörtels übertrifft allen Glauben. Er ist unbeschädigt, während das Gestein durch die See zerfressen ist. Nur mit schweren Werkzeugen vermochten wir einige Stücke davon abzuschlagen. Im Nord der Insel, wo die Stürme am heftigsten wirken, war auch die Mauer am stärksten. In ungelöster Ordnung reihen sich da die mächtigen Werkstücke an einander, und die Grundmauern zwey Thürme, im reinen Halbkreise, heben sich einen Fuß hoch über den niederen Wasserstand. Vor diesen Mauern ist ein breiter Wurf von Granitblöcken, mit Mörtel übergossen, um den Andrang der Wellen zu brechen Schwächer wird die Ummauerung an der Ostseite; man kann ihre Spur bis an die Stelle begleiten, wo sie sich, im Süd, an den Damm schließt.

Auch war die Insel durch zwey starke Vertheidigungsmauern von O. nach W. quer durchschnitten, wie man an den inneren Abfällen beyder Hügel, die durch den Sattel geschieden sind, sieht. Wie kommt es also, daß Thucydides (VIII. 31) in seiner Erzählung von dem Angriffe der Lacedämonier unter Astyochus auf Klazomenä im zwanzigsten Jahre des peloponnesischen Krieges sagt, daß die Stadt nicht befestiget war? Die Uebersiedlung auf die Insel war für sich schon eine Herausforderung an die Perser, und der peloponnesische Krieg ein Grund mehr für die Stadt, sich sicher zu stellen: wie wäre sie ohne Ummauerung geblieben? Thucydides sagt auch, daß sich Astyochus dennoch der Stadt nicht bemächtigen konnte. Auch war sie von Bedeutung zur Zeit jenes Kampfes der Griechen gegen Griechen, welcher das gesammte Morgenland in Flammen setzte, was schon daraus hervorgeht, daß Alcibiades, da er seinem Vaterlande Feinde warb, auch Klazomenä selbst besuchte, und zum Abfall von Athen zu verleiten bestrebt war (Thucyd. VIII. 14). Indessen geht aus dieser Stelle des Geschichtschreibers hervor, daß die Bewohner von Klazomenä keine große Zuversicht in die Vertheidigung der Insel hatten, denn sie gingen auf das feste Land hinüber, und befestigten Polichna, als Zuflucht für den Fall, daß sie sich auf der Insel

nicht halten konnten. Es mag also die damalige Ummauerung von Klazomenä nur ein Werk der Eile gewesen seyn, diejenige aber, von der die Spuren dermalen noch sichtbar sind, in die letzten Jahre des peloponnesischen Krieges, oder spätestens in die Zeit Alexanders fallen; denn in den Kriegen zwischen den Erben dieses Eroberers sehen wir Klazomenä den Truppen des Lysimachus widerstehen (Diod. XX. 107).

Der Hafen der Stadt war im NNW., wie nicht allein die natürliche Einbucht, sondern auch die Mauer darthut, welche auf sechzig Schritte in gerader Linie vorgreift, und dann mit einem geräumigen Thurme endet, dessen Mauern noch ein paar Fuß über das Wasser ragen. Abends, wenn das Wasser am tiefsten steht, zeigt sich, nach hundert Schritten Abstand etwa, die Fortsetzung dieses Steindammes, und in großen, bearbeiteten Granitblocken die Verbindung mit dem Thurme.

Ganz nahe am Hafen bemerkt man Spuren eines sehr ausgedehnten Baues, und im Felsabsturz gegen Nord eine Badestelle. Weiter östlich kömmt man an Gewölben vorüber, und geht über eine Hausflur aus Mosaik mit schwarzen, weißen und rothen gewürfelten Steinchen ausgeführt, was auf irgend einen Bau, vielleicht ein Bad, aus römischer und selbst byzantinischer Zeit deutet. Weiter südlich sind wieder einige Bogen, aber aus später Zeit, da Stücke von römischen Säulenschäften als Mauersteine darin verwendet vorkommen. Das Theater, das Chandler gesehen haben will, fand ich nirgends.

An der Westseite der Insel, dem Hafen gegenüber, ist eine Grotte, von der Randolf (Etat des isles de l'Archipel, 1687), am frühesten aber Pausanias spricht. Neuere Mauern, aus denen ein Feigenbaum aufstrebt, umgeben den Eingang; sie ruhen auf älteren, die man an den geregelten Werkstücken erkennt. Ist man einige verfallene Stufen hinabgestiegen, so kommt man durch ein schmales Thor, dem zur Seite Opfernischen eingehauen sind, in die Grotte, ein Viereck zu 15', von zwey Pfeilern getragen, die, so wie der Raum selbst, aus dem Leben des Felsens gehauen sind. Im Hintergrunde steht ein Altar, zur Linken zwischen Pfeilern und Wand aber ist ein runder Brunnen abgetäuft. Das Wasser, das er enthält, ist frisch, schien uns aber etwas bitter, wenn dieß nicht dem mit Grünspan überzogenen kupfernen Schöpfer zuzuschreiben ist, der vor der Grotte lag, und dessen wir uns bedienten. In der Wand über dem Brunnen geht ein Loch, 2' ins Gevierte, so tief in den Felsen ein, daß ich hineinkriechen konnte, wobey ich fühlte, es zertheile sich in zwey Gänge. Auch an den andern Wänden sind Nischen, aber wenig tief. Unter den Scherben und Trümmern um diese Grotte bemerkte ich mehrere Mörtelstücke, denen die dünne Marmorplatte der Verkleidung noch anlag.

Heut zu Tage schläft kaum von Zeit zu Zeit ein Hirte auf dieser Insel; Niemand bewohnt dieselbe. Die Bewohner der nächsten Orte bringen ihr krankes Vieh dahin, und lassen es nach Gutdünken schalten und walten. Es findet Weide, Wasser und ein paar aus Trümmern zusammengetragene Hürden. Erholt es sich, desto besser; geht es zu Grunde, so bleibt es liegen, wo es fiel. Ein paar geringe Strecken des ebenen Gestades waren mit Dura bepflanzt, eine ägyptische Getreideart, die ich in Kleinasien nicht wieder sah. An Thieren bemerkten wir, bey einem anderen Besuche dieser Insel, den ich in Gesellschaft der Offiziere der englischen Fregatte Isis, Kapitän Sir Thomas Staines, machte, nur gewöhnliche Eidechsen, Gevogel und Schlangen, diese bis acht Fuß lang, aber unschädlich.

Das Wichtigste unter den so unscheinbaren Resten Klazomenä's ist der Damm, dem der Stempel des kühnen Geistes aufgedrückt ist, der den macedonischen Helden bis an die Enden der damals bekannten Welt führte. Curtius erzählt, Alexander habe Hand daran gelegt, die Enge zwischen Klazomenä und Teos, die nicht über sechzig Stadien beträgt, durchzuschneiden, um zwischen den Busen von Ephesus und Smyrna eine innere Verbindung herzustellen, wodurch das Gebiet von Erythrä nebst dem Berge Mimas zur Insel geworden wären. Dieser einzige Entwurf soll aber dem vom Glücke sonst so begünstigten König nicht gelungen seyn, denn die Vorurtheile des Volkes setzten sich dagegen. Darauf habe er Klazomenä durch einen zwey Stadien langen Damm an das Festland hängen lassen (II. 7).

Ich fand den Damm zu 220 Klafter Länge, was mit der Angabe des Curtius so ziemlich übereinstimmt. Die Breite beträgt an 10 Klafter. Ostwärts war ein Wall, der wieder an 10 Klafter Böschung haben mochte; westwärts aber stieg die Mauer frey aus der See. Jeder Zierde beraubt und bis an den Wasserspiegel niedergerissen, ist der Damm nun an den meisten Stellen von den Wellen überronnen; an anderen stehen die schwarzen, gewaltigen Werkstücke noch über dem Wasser, und trotzen den Elementen und den Menschen. Den Versuch, über diesen Damm zu gehen, führte ich zwar aus, mußte denselben aber, ob der spitzen Muscheln und des Seeschlamms, mit blutenden Füßen bezahlen. Das Wasser reichte an den tiefsten Stellen nicht viel über das Knie. Die Mauer zur Rechten, aus mächtigen Würfeln, zeigte sich in der ganzen Entwicklung bis an den Grund, der abwechselnd von einer bis drey Klafter tief liegen mochte.

Wo der Damm sich an die Insel bindet, zeigen sich Spuren eines Thores zu drey Durchgängen. Es liegt viel Gestein da herum, darunter bemerkte ich Trümmer von Granitschäften. Eben so zeigen sich am Gestade des Festlandes, wo es der Damm berührt, Spuren eines Baues, der wohl zur Vertheidigung des Dammes aufgeführt worden ist, ein großer Erdaufwurf nämlich, wie das Stück eines Walles. — Sollte nicht hier Polichna gestanden haben? — Das ist wenigstens wahrscheinlich. Wenn die Klazomenäer sich auf dem festen Lande einen Punkt gegen die Athenienser befestigten, so werden sie denselben wohl so gewählt haben, um die Insel nach Möglichkeit zu gleicher Zeit dadurch zu decken. Polichna fiel, kaum daß es gebaut war, in die Gewalt der Athenienser, welche die Klazomenäer wieder auf ihre Insel zurück versetzten (Thucyd. VIII. 23).

Tiefer im Lande sind keine Spuren von Alterthümern; übrigens ist der Boden auch seit Jahrhunderten fleißig benützt und bepflanzt, so daß die Oberfläche unzählige Veränderungen erfuhr.

Das Städtchen Vurla liegt, eine starke Stunde von der Lände, auf der schmalen Höhe, welche als Rücken die Erdenge zwischen Klazomenä und Teos durchzieht. Es krönt drey Hügel mit mehr als 2000 Häusern, die zu engen und schmutzigen Gassen vereinigt sind. Türken, Griechen und Juden wohnen dort. Als Aga befehligte ein Sprosse der in Kleinasien vor wenigen Jahren so mächtigen Familie Karasman-Oglu, die selbst dermalen noch, nachdem sie wie ein entästeter Baum dasteht, 12,000 Reiter ins Feld führen kann. Die nächsten Umgebungen von Vurla sind überaus blühend. Großer Handel wird da mit getrockneten Feigen und Rosinen getrieben; Tschesme, Vurla und Smyrna liefern die Menge dieser Früchte, womit ganz Europa versehen wird. Die

Trocknung und Einschachtelung derselben sind eben nicht lockend; aber ich will den Süßmäulern die Lust nicht verderben. Die Preise der Lebensmittel waren in diesem Städtchen, ungeachtet der Nähe von Smyrna, und obwohl in der Bay mehrere englische, französische, österreichische, holländische und amerikanische Kriegsschiffe lagen, gering, so z. B. bezahlten wir drey Ochsen zusammen mit zehn spanischen Thalern und das Maß guten Weines zu einem Groschen.

Was nun die Inseln um Klazomenä betrifft, die alle heut zu Tage unbebaut und verlassen liegen, so ist wohl nicht zu zweifeln, daß sie in der Zeit der Blüthe der Stadt mit Landhäusern und Anbau bedeckt gewesen waren. Thucydides erzählt, daß, im Winter des zwanzigsten Jahres des peloponnesischen Krieges, Astyochus die klazomenischen Inseln Marathusa, Pela und Drimissa durch acht Tage plünderte und verwüstete (VIII. 31). Einen dieser Namen dürfen wir der Isola lunga, den anderen der Kanincheninsel zutheilen; welcher von den vier übrigen der dritte noch zu vergebende gehöre, ist vielleicht weniger schwer als wichtig zu bestimmen. Am wahrscheinlichsten gebührt der Name Pela der nächsten an Klazomenä, eben weil sie die nächste und unter den vier kleineren auch die größte ist. Diese Insel ist oben flach, wirft sich beträchtlich gegen Nord auf, und mag eine halbe Stunde guten Schrittes Umfang haben. Zwischen derselben und Klazomenä sticht eine zerfressene Klippe aus der See, eine von den Möwen vorzüglich geliebte Stelle. Sie ist ein ausgehöhlter Felsblock, der zu oberst Spuren eines Baues zeigt, vielleicht einer Hafenleuchte. Noch ein paar Klippen liegen in der Nähe, die nur bey niederem Wasserstande sichtbar werden.

Die nächsten drey Inseln, von Ost nach Norden, sind so klein, daß man jede leicht in einer Viertelstunde umschreitet. Zwischen der letzten und der Kanincheninsel liegen zwey ansehnliche Klippen.

Die Kanincheninsel hat an drey Stunden Umfang. Sie besteht aus zwey beynahe im rechten Winkel sich vereinigenden Thalgründen von drey Hügelmassen umgeben. — Eichen= und Terebinthengestripp deckt Höhen und Thal, beyde unbewohnt und unbebaut, wie vortrefflich auch der Boden ist. An der Südwestseite steht die Ruine eines türkischen Landhauses, am nördlichen Thalausgange aber, nahe am Meere, ein ummauerter Brunnen guten Wassers. Ich bestieg jede Höhe und durchstrich jede Schlucht, fand aber nirgends eine Spur von Resten aus alter Zeit. Die Insel scheint durch Erdbeben gelitten zu haben, denn auf ihren Gipfeln finden sich viele Felsblöcke gespalten und losgerissen, andere sind in die Tiefe gerollt. Das Grundgestein ist Kalk, Sandstein, Hornschiefer und grober Granit. Es gibt eine unglaubliche Menge von Kaninchen dort, trotz dem, daß die Offiziere der Kriegsschiffe zu allen Zeiten des Jahres auf dieselben Jagd machen. Ich halte diese Insel für die Marathusa des Thucydides, benannt nach dem Kraute Marathron, von welchem Dioskorides (III. 81) und Plinius (XX. 23) sprechen, und das man auch Marathos zu schreiben pflegte. Nach demselben hieß sie die marathonische Ebene.

Für die lange Insel bleibt uns sonach der Name Drimyssa, der seinen Ursprung ebenfalls in der Benennung eines Krautes haben mag, nach δριμυς, herb, scharf, bitter; wahrscheinlicher aber von δρυμὸς, Eichengestrippe, in welchem Falle man Drymusa schreiben müßte. So schreibt sie auch wirklich Livius (XXXVIII. 39). Diese Insel, deren Umfang eine Tagreise beträgt, hat im Süd einen Hafen, an dem noch Reste eines Dammes sichtbar sind. Kaum hundert Schritte die Richtung

des schmalen Thales, das dort ausläuft, verfolgend, stößt man auf einen kleinen Wasserbehälter, dessen Gewölbe von acht Pfeilern getragen werden, diejenigen an den Wänden nicht eingerechnet, so daß der Länge nach drey, im Sinne der Breite aber fünf Gänge bestehen. Durch ein Loch stieg ich in diesen unterirdischen Bau, der noch mit Wasser angefüllt ist.

Zweyhundert Schritte weiter, an der westlichen Hügelwand, steht ein anderer Bau, der gleiche Bestimmung hatte, ein Rechteck zu 56 Klafter Länge und 12 Klafter Breite, von 120 freystehenden und 58 Wandpfeilern getragen. Die Pfeiler, sammt ihren einfachen Knäufen, sind 15′ hoch und aus gemeinem Stein; die Wände aus unbehauenen Steinen aufgemauert, die Decke gleichfalls aus Stein, mit einer Lage feinen Mörtels überdeckt, jetzt aber außen eine Wiese im vollen Schmuck von Mayblümchen und Anemonen. Der Grund, im Innern, ist morastig, und an den Gesimsen nach der Bergseite brechen Röhren durch, um das abfließende Wasser in den Behälter zu führen.

Dieser Bau ist byzantinisch, der früher erwähnte, weit zierlicher ausgeführt, dürfte einer früheren Zeit angehören.

Das Thal an diesen beyden Wasserbehältern ist mit alten Scherben und Ziegeltrümmern bedeckt; Grundmauern weisen sich in Menge, ragen aber kaum über den Boden. Kein Zweifel, daß an dieser Stelle ein ansehnlicher, aber offener Ort lag, denn weder auf der Land=, noch auf der Seeseite findet man die geringste Spur von Ummauerung Keine einzige Stimme, weder aus alter, noch aus neuer Zeit, erwähnt dieses Ortes, dessen Lage, der tiefeingehenden Bay, welche das Gebiet des rauhen Mimas von dem klazomenischen sondert, gegenüber, eine reizende war. Die Insel, so beträchtlichen Umfanges und so nahe dem Festlande, dabey des lohnendsten Anbaues fähig, konnte in der Zeit der Blüthe Joniens nicht unbevölkert geblieben seyn. Da sie die äußerste von den sieben ist, so war sie auch den feindlichen Angriffen der Chier, Lesbier, Athenienser, Lacedämonier u. a. m. am ersten ausgesetzt. In jener Zeit also, da sich die Völker Kleinasiens, Griechenlands und der Inseln feindlich da herumtrieben, — da bald Alcibiades, nächtlicher Weise aus der Gefangenschaft zu Sardes nach Klazomenä gerettet, dort die Schiffe sammelte, womit er seinen siegenden Arm nach dem Hellesponte und Propontis trug (Xenoph. gr. G. I. 1) — bald Lacedämonier und Perser, bald Chier und Syrakusaner um die jonische Klazomenä schweiften, über die endlich im antalkidischen Frieden das Wort erging: »Der König Artaxerxes erkennt für Recht, daß die Städte in Asien und von den Inseln Klazomenä und Kypern ihm unterthänig werden« (Xenoph. gr. G V. 1) — in jener Zeit mag wohl auch der Hafen von Drymusa von Wichtigkeit gewesen seyn. Unter den Römern wird die Insel Drymusa sammt der Steuerfreyheit den Klazomenäern geschenkt (Livius a. a. O.); diese mußten sie also an jene verloren haben. Es ist dieser Umstand, welcher mich den Namen Drymusa der langen Insel zutheilen macht, denn sie ist vermög ihrer Große und Lage die bedeutendste, und die Klazomenäer konnten wohl die Kanincheninsel ohne die lange, nicht aber diese ohne jene besessen haben. Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Römer und Byzantiner auf der langen Insel Posten hielten; die Verödung begann erst unter den Türken, da diese sich nicht befassen konnten, diesen ausgesetzten Punkt gegen Seeräuber zu vertheidigen.

Ich fand im Inneren der Insel, die ich mehrere Male ganz einsam in verschiedenen Richtungen durchzog, keine anderen Spuren von alten

Bauten, wohl aber viele von einstiger Bepflanzung. Jetzt ist sie mit Waldgebüsch dicht überwachsen, und wird, da sie abseits liegt, wenig besucht. Auf der Weide sah ich einen Esel dort, der, eine Mißgeburt, die Vorderklauen in der Gestalt eingekrümmter Bockshörner ausgewachsen hatte. Das arme Thier hinkte mühsam, war übrigens wohl genährt. Wie ich erfuhr, hatte ein Türke es dort ausgesetzt, damit es nach eigenem Triebe sich erhalte. Dieses Heimgeben an die Natur von Wesen, die aus ihren Händen kommen, und deren man sich nicht bedienen kann, ist bezeichnend im Charakter des Morgenländers; eben deßwegen überging ich dieß Beyspiel nicht.

Und somit will ich die paar Worte über Klazomenä schließen, die noch zu Römerzeit in Blüthe war, ja noch zur Zeit des Alexis Comnenus die Herrschaft im Golf von Smyrna führte, weßhalb Tzachas, der Mohamedaner, da er sich in Smyrna festsetzte, Klazomenä erobern mußte, und die heut zu Tage fast bis auf den Staub verschwunden ist, so zwar, daß die aufmerksamsten Reisenden der neueren Zeit nicht einmal deren Stelle aufzufinden wußten. Strabo nennt unter den berühmten Männern, die aus ihr stammen, Anaxagoras, den Schüler des Anaximenes von Milet und Lehrer des Dichters Euripides (XIV. 645) und des Sokrates (Diog. Laert. II. 16, 19). Ihre ältesten Münzen tragen das Bild eines geflügelten Seeschweines.

Phokäa.

Februar 1818.

Die Kauffahrer, welche von Smyrna nach Aegypten wollen, pflegen im Hafen von Phokäa den Nordwind abzuwarten. Die Lage dieses Hafens an der Einfahrt in den Busen von Smyrna und dessen Beschaffenheit machen denselben zu einer trefflichen Zufluchtstätte, besonders zur Winterszeit, für Schiffe jeder Größe. Die Stadt, ausschließend von Türken bewohnt, liegt in der Mitte einer Halbrunde von Bergen, auf ganz niederem Hügel als Zunge in den Hafen vorgestreckt. Die Berge sind kahl und rauh, Felsklumpen krönen die Spitzen, wie Ritterburgen die Höhen der Steyermark. Die Ummauerung der Stadt ist türkischer Bau mit Zinnen und Thürmen, das Innere enge, finster und schmutzig. Außer einem Marmorsarge und ein paar Votivnischen in den Felsen unter der Stadtmauer gehauen, bemerkte ich keine Spur des Alterthums. Der schmale Uferstrich ist mit Oliven, Cypressen und Wein bepflanzt und mit mehreren Wasserleitungen durchzogen. Ein Cypressenwäldchen deckt die Grabstätten, die nur eine Wegbreite von der Stadtmauer entfernt liegen. Dort ist in den Abendstunden der Zusammenfluß von Jung und Alt; die Knaben spielen, die Männer rauchen, und wie in diesen Stunden, so auch in den übrigen, windet sich diesen einfachen Menschen gleichförmig und ohne Stoß der Faden des Lebens ab. Fische gibt ihnen die See, Brot das Land; Anderen zur Schiffahrt bequem gelegen, haben sie selbst kaum ein paar Boote; sie scheinen mit Antipatros zu sagen:

»Nimmer verlocke zu trauriger Müh' das gefährliche Meer Euch;
»Nimmer vertraut der Fahrt, die mit Verderben bedroht. —
»So wie stets Stiefmütter an liebendem Sinne den Müttern
»Nachstehn, weichet auch dir, freundliche Erde, das Meer.«

Das Hafenschloß ist schlechter türkischer Bau auf dem äußersten Vorsprung an der Einfahrt. Fünf oder sechs brauchbare und ein Dutzend unbrauchbare Geschütze machen dessen Bewaffnung aus.

Von den acht Inseln, welche vor Phokäa liegen, ist nur so viel zu sagen, daß sie dermalen ganz verlassen sind. Auf ein paar derselben haben die Türken im Jahre 1824 Batterien angelegt, um den Seeräubern das Nisten zwischen diesen Inseln, an den Thoren des Hafens, zu erschweren; aber bevor die Geschütze eingeführt waren, wurden diese Werke von denen, gegen welche sie bestimmt waren, überrumpelt und zerstört.

Wenige Städte haben eine mehr heroische Geschichte, als die alte Phokäa, von der nur der Name lebt, sie selbst ist bis auf die Spur verschwunden. Einige wollen sie an der Stelle des heutigen Phokia, andere eine Stunde Weges näher am Golf von Sanderlik; dort und hier sind nicht zwey alte Steine an einander gefügt zu sehen.

Wenn man die Schilderung des Livius von der Einnahme dieser Stadt durch Aemilius Regillus in dem Kriege gegen Antiochus liest, so wird die Lage an ersterem Orte wahrscheinlicher. Der Geschichtschreiber sagt: »Die römische Flotte ging (nach dem Siege bey Myonnesus) von Chios nach Phokäa. Diese Stadt liegt tief in einer Bucht am Meere: sie dehnt sich in die Länge. Die Mauer hat einen Umfang von 2500 Schritten, dann zieht sie sich von beyden Seiten gleichsam in einen engern Keil zusammen, welcher dort die Leuchte heißt. Hier beträgt die Breite 1200 Schritte. Eine Landzunge, die von hier ab 1000 Schritte weit ins Meer auslauft, ist in den Meerbusen wie ein Strich gezogen. Wo sie mit der schmalen Landenge zusammenhängt, hat sie zwey sehr sichere, nach den beyden Himmelsgegenden stehende Häfen. Den gegen Mittag nennen sie dort von der Sache selbst den Schiffstand, weil er eine große Menge Schiffe faßt; der andere liegt dicht neben der Leuchte« (XXXVII. 31).

Diese Beschreibung paßt auf die Lage zwischen dem heutigen Phokäa und der südlichen Landspitze am Golf von Sanderlik.

Nach Pausanias (VII. 3) bestand Phokäa nicht vor Einwanderung der Jonier unter Kodrus Söhnen. Ein Volk, an den Füßen des Parnasses geboren, zog, etwa 1000 Jahre vor Christo, zugleich mit den Atheniensern Philogenes und Damon dahin, und erwarb das Land durch Vertrag mit den Bewohnern von Kumä. Die Stadt, die es baute, erhielt nach der Heimat Phokis den Namen Phokäa. Andere leiten den Namen von dem Seethiere Phokas ab, welches auf den ältesten Münzen von Phokäa abgebildet erscheint, und noch, eben nicht selten, an dessen Gestade gefunden wird. — Die Ansiedlung blühte, und zog bald Tochterstädte groß, denn nach Herodot haben die Phokäer zuerst von allen Hellenen weite Seefahrten gemacht (I. 163), und sie sind es, die auf Funfzigruderern Tyrrhenien, Iberien und Tartessos entdeckten. Von dem Gewinne dieser Reisen war um die Stadt eine schöne Mauer aus Werkstücken aufgeführt worden.

Unter die ältesten Tochterstädte von Phokäa gehört wohl Lampsakus, die, Gallipoli gegenüber, am Hellespont liegt. Nach Charon (Plutarch de virtute mulier. Lamps II.) führten die beyden Phokäer Phöbus und Blespus, aus dem königlichen Stamme des Kodrus, Volk in das Gebiet der Bebryker, und bauten mit Erlaubniß des Königs derselben, Mandron, dem sie Dienste erwiesen hatten, eine Stadt. Diese, von den Eingebornen der Gegend angefeindet, wurde durch Mandrons Tochter Lampsaka gerettet, weßhalb die Ansiedler die Stadt nach ihr hießen. So weit Charon. Polyän bestätigt diese Sage (Stratag. VIII. 37), und Mela wenigstens den Ursprung von

Lampsakus durch Phokäer (I. 19). Stephan von Byzanz aber gibt die Ehre der Gründung den Auswanderern aus der griechischen Phocis (Ephor. v. Αβαρνος). Diese und andere Ansiedlungen fallen wohl in die Zeiten vor der Herrschaft der Lyder, so leicht dieselbe auch auf die jonischen Städte gedrückt haben mag. Nachdem das Reich des Krösus gefallen war, sehen wir alle jonischen und äolischen Städte in Waffen gegen die Perser, und Phokäer insofern an der Spitze derselben, als es zu Sparta durch seinen Bürger Pythermos das Wort um Hülfe, obwohl vergeblich, führen ließ. Phokäa war auch die erste aus diesen Städten, welche die Perser angriffen.

Bedrängt von denselben auf das Aeußerste, brachten die Phokäer ihre Schätze und Heiligthümer, ihre Weiber und Kinder an Bord der Schiffe, und, dem Feinde die leeren Mauern überlassend, stachen sie, eine wandelnde Stadt, in die See.

Unter dem Schutze derselben hofften sie wenigstens im Angesichte des Heimatbodens sich anzusiedeln, aber vergeblich boten sie denen von Chios Geld für die wüsten Oenussen, kleine Inseln oder vielmehr Klippen, die vor der Straße von Chios liegen, heut zu Tage die Spalmadoren genannt, und welche in der Geschichte der Seeräuberey in den vier letzten Jahren eine bedeutende Rolle spielten. Die Chier fürchteten den Handelsgeist der Phokäar. Abgewiesen von diesen, ohne andere Heimat als ihre Funfzigruderer, beschlossen sie, in entlegene Meere zu steuern. Aber bevor sie auf immer aus dem Angesichte des heimatlichen Gestades schieden, fuhren sie noch einmal nach Phokäa zurück, überfielen die Feinde, erschlugen sie, setzten einen furchtbaren Fluch darauf, wenn irgend einer von dem Zuge sich lossagen würde, und, einen Klumpen Eisens in die See versenkend, schwuren sie, nicht eher zurückzukehren, als bis dieser Klumpen von selbst emporstiege. Dann segelten sie nach Kyrnos, das heutige Korsika. Dort faßte dennoch unüberwindliches Heimweh viele von ihnen; diese kehrten zurück, die andern trieben Seeraub. Angegriffen von den Tyrrhenern und Karthagern, erfochten die letzten einen kadmeischen Sieg, denn von sechzig Schiffen verloren sie dabey vierzig, und die übrigen waren völlig unbrauchbar gemacht. Die zweyte Heimat verließen sie sodann wie die erste, segelten nach Rhegion und weiter nach Oenotrien (Großgriechenland), wo sie Hyela bauten. In Kyrnos aber sühnten Jahrhunderte hindurch die Bewohner die erschlagenen Phokäar mit Todtenopfer und Kampfspiel (I. 165—176).

Die Gründung von Marseille durch die Phokäer dürfte vor die Zeit ihrer Flucht vor den Persern fallen, da Timäus (apud Segmn. Ch. 210. II. 13), Solin (II. 17) und Eusebius (Chron. II. 134) als Epoche derselben das Jahr 600 vor unserer Zeitrechnung angeben; aber es ist eben so wahrscheinlich, daß diese Flucht zur Erweiterung von Marseille entscheidend beytrug. Aristoteles (apud Athen. Deipnos XIII. 13) läßt keinen Zweifel hierüber.

Der ungebändigte Geist bewahrte sich in denen, die nach Phokäa zurückgekehrt waren. Als Jonien gegen Darius sich erhob, war diese Stadt unter den ersten, und Dionysius der Phokäer der einzige Mann, der vor und nach der Schlacht bey Lada bewies, daß in seiner Hand das Schicksal des Bundes geborgen gewesen wäre. Sieger und dennoch überwunden, überfiel er Phönizien, und segelte, reich an Beute, nach Sizilien, wo er sich ansiedelte (VI. 17). So wurde Phokäa aber-

mals von seinen Bürgern verlassen, um sich nicht unter das Joch der Fremden zu beugen.

In den Kriegen des Xerxes erscheint ihr Name, aber nur mit Kumä als Sammelplatz der Hunderte von Schiffen, welche am Athos, bey Artemisium und am Tage von Salamis zu Grunde gingen (Diod. XI. 2), eben so als Zufluchtsstätte der Flotten im peloponnesischen Kriege (Xenoph. gr. G. I. 6) Einer scheinbaren Unabhängigkeit zurückgegeben durch Alexander den Großen (VI. 3. Curt.), theilte sie das Schicksal der übrigen jonischen Städte unter den Königen von Asien und endlich unter den Römern, für deren Feindin sie galt, und gegen welche sie, im Kriege derselben gegen Antiochus, einen heldenmüthigen Widerstand leistete. Daß sie damals noch eine ansehnliche Stadt war, geht aus Livius Schilderung hervor. Ein Theil der Stadt hatte, zufolge derselben, nur einige Wohnhäuser, sondern die Göttertempel nahmen einen bedeutenden Raum ein. Eben diesen griffen die Römer zuerst an, wendeten sich aber, als sie dort nichts ausrichteten, mit den Mauerbrechern auch gegen den andern. Ueber die Trümmer der Mauern stürmten die Angreifer in die Stadt, und wurden von den Vertheidigern mit großem Verluste zurückgewiesen, so daß der Prätor Aemilius Regillus den Weg der Unterhandlungen wählte, und den Phokäern die günstigsten Bedingungen vorschlug. Auf die Anfrage bey Antiochus, ob sie Hülfe von ihm zu erwarten hätten, mit der Antwort auf sich gewiesen, keine, öffneten sie ihre Thore den Römern, die, was auch der Prätor dagegen that, die Versprechungen desselben nicht hielten, und die Stadt und Gegend plünderten (VII. 32).

Die römischen Flotten pflegten nicht selten in Phokäa zu überwintern. Die Stadt behielt ihre Gesetze (XXXVIII. 39). — Pausanias erwähnt eines alten Tempels der Minerva in Phokäa, der während der Eroberung durch die Perser niedergebrannt worden war (II. 31).

Unter den Byzantinern finden wir die Stadt noch, aber namenlos gleichsam, und nur in ihren ältesten Erinnerungen lebend. Was sie heut zu Tage ist, sagte ich oben; aber wenigstens wohnt seit drey Jahrhunderten der Friede dort.

Sojuti's Leben und Schriften.

(Fortsetzung.)

144. التعظيم و المنة في ان ابوى النبى صلعم في الجنة. Lobpreisung und Danksagung, enthaltend die Behauptung, daß die Aeltern des Propheten im Paradiese sind. — S. Nr. 380.

145. التعليقة المنيفة. Der hervorragende Anhang, ein Commentar zu der Traditionssammlung (مسند) des Abu Hanifa.

146. التعلل و الاطفا لنار لا تطفا. Ueberschüttung und Erstickung eines Feuers, das nicht auslöscht. — Traditionen über den Tod der Kinder, in Abschnitte eingetheilt. — Vom J. 873, d. i. 1468—69 Chr.

147. تفسير ابن ابى حاتم. Diese Koranserläuterung, von Abu Chàtim Abd-er-rahman Ben Mohammed aus Rei, kürzte Sojuti in einem Auszuge ab.

148. تفسير الجلالين. Koranscommentar der beyden Dschelale, von der ersten bis zu der siebzehnten Sure. — Dschelal-ed-din Mohammed Ben Ahmed el-Mahalli fing diesen Commentar an, und starb, ohne ihn vollendet zu haben, 864, d. i. 1459—60 Chr. Sojuti, der ebenfalls den Vornamen Dschelal-ed-din (Glaubensruhm) führt, setzte ihn im Geiste des Mahalli fort, und das Buch ward bey seiner geringen Stärke eine wahre Quintessenz aller Koranscommentare. — Sojuti interpretirte auch die von Mahalli unberührt gelassene erste Sure.

149. تفسير الفريابي. Aus diesem Koranscommentare von Mohammed Ben Jusuf el-Ferjâbi machte Sojuti einen Auszug.

150. تقريب الغريب Die Näherbringung des Fremden. — Eine Erklärung selten vorkommender Wörter in den Ueberlieferungen.

151. تقرير الاسناد في تفسير الاجتهاد. Begründung der Autorität. — Eine Erläuterung des Wortes Idschtihâd. Vgl. de Sacy Chrest. I. 169.

152. تمهيد الفرش في الخصال الموجبة لظل العرش. Ausbreitung des Teppichs über die Eigenschaften, die den Schatten des Thrones Gottes verursachen. — Er brachte die 70 aufgefundenen Eigenschaften in Verse. Hierauf verfaßte er über eben diesen Gegenstand das Werk: Den Teppich (الفرش), und den Auszug aus letztern: Aufgang des Neumondes (بزوغ الهلال). Vgl. Nr. 92.

153. تناسق الدرر في تناسب السور Zusammenhängende Perlenreihe über das Verhältniß der Suren zu einander. — Sojuti hat in seinem Buche: Die Geheimnisse der Offenbarung (اسرار التنزيل s. auch Nr. 430), erschöpfend hierüber gesprochen. Er behandelt hier jenes Verhältniß der Stellung und Ordnung der Suren und Verse zu einander, was den gelehrten Muslimen für ein wahres Geheimniß gilt, nochmals besonders. — Nur wenig Koransexegeten berühren diese Wissenschaft wegen ihrer zu großen Subtilität.

154. التنبيه بمن يبعثه الله على رأس كل مائة Aufmunterung durch den großen Mann, den Gott am Anfange jedes Jahrhunderts schickt. — Es ist ein allgemeiner, von den Muhammedanern in früherer und später Zeit festgehaltener Glaube, Gott schicke am Anfange jedes neuen Jahrhunderts einen ausgezeichneten Gelehrten, der für den Islam eine erhaltende und zugleich neue Stütze werde.

155. تنبيه الغبي في تنزيه ابن العربي Aufmunterung des Sorglosen, eine Apologie des Ibn el-Arabi. — Eine Widerlegung der harten Angriffe, die der Letztere wegen seines Werkes فصوص الحكم von mehreren frommen Muslimen erdulden mußte, indem er sogar des Unglaubens beschuldigt ward.

156. التنبيه في فروع الشافعية. Aufmunterung, ein juristisches, viel gebrauchtes Handbuch der Schafiiten, vom Scheich Abu Ishak Ibrahim Ben Ali, dem Rechtsgelehrten aus Schiras, welches Sojuti in einem gemischten Commentare (شرح ممزوج, d. h. in welchem die Worte des Textes mit denen des Commentars abwechseln) erläuterte, den er den Genügenden (الوافي) nannte, aber nicht vollendete. — Auch einen Auszug des Originals besorgte er.

157. تنزيه الاعتقاد عن الحلول و الاتحاد. Freyhaltung des Glaubens von der mystischen Verwandlung (Uebergang zweyer Körper in einen) und der Einigung.

158. تنزيه الانبياء عن تسفيه الاغبياء. Freysprechung der Propheten von den Thorheitsanschuldigungen der Einfältigen.

159. التنفيس في الاعتذار عن ترك الافتاء و التدريس. Die Erleichterung, enthaltend die Entschuldigung wegen Unterlassung der zu thuenden Rechtsaussprüche und abzuhaltenden Vorlesungen. Sojuti schrieb diesen Tractat, als er sich von dem Umgange der Menschen zurückgezogen hatte.

160. التنقيح في مسئلة التصبيح. Läuterung der im Tesbih behandelten Frage.

161. تنوير الحلك في امكان رؤية النبي و الملك. Erleuchtung der Finsterniß, über die Möglichkeit, daß der Prophet und der Engel Gott sieht. — Lugd. Bat. 573. — Vgl. oben Nr. 36.

162. توجيه العزم الى اختصاص الاسم بالجر و الفعل بالجزم. Richtung der Aufmerksamkeit auf den eigenthümlichen Gebrauch des Nomen im Genitiv und des Verbum mit dem Dsche'sm.

163. التوشيح على الجامع الصحيح. Die Umgürtung des wahrhaftigen Sammlers, Sojuti's Commentar zu der vor allen andern für canonisch geltenden bekannten Traditionssammlung des Bochari. — Auch schrieb er noch ein Werk, ترشيح betitelt, hierüber, ohne es zu vollenden.

164. توضيح المدرك في تصحيح المستدرك. Erläuterung der gewonnenen Begriffe, eine Berichtigung des Werkes Mostadrek. So hieß nämlich eine verbessernde kritische Uebersicht des Hakim aus Nisabur (gest. 405, 1014—15) zu den beyden, unter dem Titel der wahrhaftigen Traditionssammler allgemein bekannten Werke. — Sojuti verfertigte auch einen Auszug des Originals in einem Bande.

165. تهذيب الاسماء و اللغات. Geschickte Anordnung der Namen und Worte von Newawi, ein äußerst nützliches Glossarium zu mehreren der allgemein gebrauchten juristischen Handbücher in zwey Theilen, aus dem Sojuti einen Auszug machte, und فضل الشتاء betitelte.

166. التهذيب في اسماء الذيب. Gut geordnete Aufzählung der dem Schakal beygelegten Namen.

167. الثبوت في ضبط الفاظ القنوت. Die Feststellung der richtigen Aussprache der Worte, die göttliche Verehrung bedeuten.

168. الثغور الباسمة في مناقب السيّدة فاطمة. Die lächelnden Zähne, ein Panegyrikus auf die Saïda (Herrin, Heilige, gewöhnlich Sitt) Fatima.

169. ثلج الفؤاد في احاديث لبس السواد. Herzensschnee, eine Sammlung der Ueberlieferungen uber das Kleiden in Schwarz.

170. الجامع الصغير في حديث البشير النذير. Die kleine Sammlung der Ueberlieferungen des warnenden Gottgesandten. — Ein Auszug aus seinem Werke: Die Sammlung der Sammlungen (جمع الجوامع), nach den Anfangsbuchstaben geordnet. Sojuti beschränkte sich hier auf die kürzern Ueberlieferungen, und schloß alle aus, deren Aechtheit in Zweifel gezogen werden konnte. Ein Meisterwerk, das in dieser Beziehung alle seine Vorgänger übertrifft, vollendet 904 (1498—99 Chr), also sieben Jahre vor seinem Tode. — Nach dem Urtheile Hadschi Chalifa's hat er dennoch viele unzuläßige Traditionen aufgenommen. — Sojuti verfaßte selbst in einem Bande einen Anhang dazu, so stark wie das Original und in derselben Anordnung, unter dem Titel: Zusätze (زيادة) zu dem kleinen Sammler. — Viele Gelehrte commentirten diese Werke. — Cas. 1075. — Goth. 71.

171. جامع المسانيد. Sammlung der glaubwürdigen Autoritäten.

172. الجامع المصنف في شعب الايمان. Die geordnete Sammlung, die verschiedenen Glaubensartikel enthaltend, vom Schafiiten Abu Becr Ahmed Ben Hoscin el-Baihaki, gest. 458 (1066 Chr.), im Auszuge von Sojuti. Dieser suchte die Zusätze des Originals zu den sechs canonischen Traditionssammlungen heraus, schrieb jedoch nur ein Drittel des Ganzen nieder. — Vgl. Nr. 274.

173. الجامع في الفرائض. Der Sammler, enthaltend die Regeln zur Vertheilung der Erbschaften.

174. جبهة القريحة في تحرير النصيحة. Die Stirn der natürlichen Anlagen, ein Auszug des Werkes: Warnung für die Verständigen, enthaltend das Verbot, Christen in den Dienst zu nehmen (نصيحة اولى الالباب في منع استخدام النصاري). — Andere gaben letzterer Schrift auch den Titel: الانتصارات الاسلامية.

175. جر الذيل في علم الخيل. Das Ziehen der Schleppe, eine Abhandlung über die Pferde.

176. جز السلام من سيد الانام صلعم. Der Gewinn des Heils durch den Herrn der Menschen (Mohammed). — Andere schreiben richtiger:

177. جزء السلام من سيد الانام صلعم. Theil des Heils. — Sojuti sammelte hier die Traditionen, die durch die Autorität von zehn auf einander folgenden Ueberlieferern bis auf den Propheten zurückgeführt werden können, kurz mit dem Kunstausdruck العشاريات genannt. — Er fand deren 23. — Vollendet in seinem Todesjahr 911 (beginnt den 4. Juny 1505). — Vgl. Nr. 343.

178. جزيل المواهب في اختلاف المذاهب. Der an den göttlichen Gnaden Reiche, über die Verschiedenheit der vier orthodoxen Secten.

179. جمايل الزهر في فضايل السور. Die anmuthigen Blüthen, über die vortrefflichen Eigenschaften der Suren.

180. جمع الجوامع. Die Sammlung der Sammlungen, Ueberlieferungen. — Ein starker Band in zwey Abtheilungen, der nach der Absicht des Verfassers die Traditionen und ihre Geschichte erschöpfen sollte, und zugleich einen Beweis seiner umfassenden Belesenheit abgibt. — Ala-ed-din Ali Ben Hesam-ed-din el-Hindi, bekannt unter dem Namen el-Motteki, unternahm es, dieses Werk nach dem Muster des kleinen Sammlers (s. الجامع الصغير) zu ordnen, und nannte diese Redaction: Schatz für die Arbeiter, enthaltend die Ueberlieferungen von Mohammeds Aussprüchen und Handlungen (كنز العمال في سنن الاقوال والافعال). Doch war diese Anordnung schwierig, weil, wenn die Ueberlieferung einen Ausspruch betraf, man, um sie zu finden, die Anfangsworte desselben, wenn sie dagegen auf eine seiner Handlungen Bezug hatte, den Namen des Ueberlieferers wissen mußte. — El-Motteki gab sich auch noch für andere Schriften Sojuti's über die Traditionen dieselbe Mühe, machte Kapiteleintheilungen u. s. w., und wiewohl im Auszuge, faßte sein reichhaltiges Werk hierüber dennoch vier Bände.

181. جمع الجوامع. Sammlung der Sammlungen, ein grammatikalisches Compendium, mit mehreren Vorreden, das bey seiner geringen Stärke ungemein reichhaltig ist, und nach dem Urtheile der Bibliographen kaum seines Gleichen hat. Seinen eigenen Commentar dazu betitelte er: Die Quelle der Quellen (همع الهوامع).

182. الجمع و التفريق في انواع البديع. Die Vereinigung und die Trennung, über den Redeschmuck, ein Commentar zu der بديعية. S. oben Nr. 86.

183. جنى الجناس. Dichterische Blumenlese, wo in ausgewählten Beyspielen alle poetischen Redekünste, wie Wortversetzungen,

Paronomasien u. s. w. nachgewiesen und erörtert werden. S. Cas. 326. 5°. — 333. — 334. — vorzüglich 335.

184. الجواب الاشد في تنكير الاحد وتعريف الصمد. Die starke Antwort, über die Läugnung des Einigen und die Begriffsentwicklung des Ewigen.

185. جواب الحزم في حديث التكبير جزم. Die feste Antwort, betreffend die Ueberlieferung: Zu rufen »Gott ist groß« (الله اكبر) ist eine Pflicht.

186. الجواب الحاتم عن سؤال الخاتم. Die entscheidende Antwort auf die Frage über das Siegel.

187. الجواب الزكي عن قامة ابن الكركي. Die freymüthige Antwort auf das Kehricht des Ibn el-Kerki. — Vgl. 240 — 310.

188. الجواب المصيب عن اعتراض الخطيب. Die treffende Antwort auf die Einwürfe des Chatib.

189. الجواهر في علم التفسير. Edelsteine, betreffend die Wissenschaft der Koranexegese. — Eine poetische Bearbeitung dieses Werkes ist von Abd-el-a'si's Ben Abd-el-wehid aus Medina.

190. الجهر بمنع البروز على شاطئ النهر. Die Bekanntmachung des Verbots, sich an dem Ufer des Flusses zu zeigen. — Vgl. oben Nr. 49.

191. جياد المسلسلات. Die Renner der gleich einer Kette Verbundenen (eine bestimmte Gattung Traditionen).

192. حاطب ليل و جارف سيل. Der Holzsammler der Nacht und das Verderben des Waldstromes. — Ein starker Band, das alphabetische Verzeichniß der Lehren Sojuti's enthaltend. — Vgl. Nr. 500.

193. الحاوي للفتاوي. Die Sammlung der Fetwa's. — Zwey und achtzig schwierige Rechtsaussprüche, deren jeder eine Abhandlung bildet, in Kapitel geordnet

194. الحبائك في اخبار الملائك. Die Sandfurchen, enthaltend Nachrichten über die Engel. — Vollständige Aufzählung der hierüber vorhandenen Traditionen.

195. الحبل الوثيق في نصرة الصديق. Der feste Strick, den Sieg des Abu Becr betreffend. — Nachträgliche Bemerkungen zur Sure: Die Nacht (die 92ste).

196. الحجج المبينة في التفضيل بين مكة و المدينة. Die deutlichen Beweise, über den Vorzug zwischen den Städten Mekka und Medina.

197. الحديث المستطرف احكام دخول الحشفة. Die anmuthige Erzählung, Bestimmungen über den Anfang der geschlechtlichen Vermischung. — Eine Kasside von Ibn el-Asif, commentirt von Sojuti.

198. حديقة الاديب و طريقة الاريب Der Garten des Gebildeten und der Weg des Einsichtsvollen. — Gedichtsammlung Sojuti's, wovon er nachher unter dem Namen: Blumen des Gartens (نورة الحديقة), einen Auszug bekannt machte.

199. حرز الامانى و وجه التهانى فى القرآات لسبع المثانى. Der Talisman der Wünsche und die Art und Weise der gegenseitigen Beglückwünschung, das berühmte Gedicht, die Schatebiie betitelt, über die Lesarten der sieben Verse der ersten Sure, von Abu Mohammed esch-Schatebi, der 590 (1194) in Kahira starb, in 1173 Versen. — Von den vielen Commentaren desselben ist einer der vorzüglichsten der Sojutische, in welchem der Text mit den Noten abwechselt (شرح ممزوج).

200. حسن التسبيك فى حكم التشبيك. Schönheit des Schmelzens, über die Bestimmung des Flechtens (?). — Ein gerichtlicher Ausspruch.

201. حسن التصريف فى عدم التخليف. Schönheit der Umwandlung, ein Rechtsausspruch über den Mangel an der Nachfolge (Stellvertretung).

202. حسن التخليص التلخيص لتالى التلخيص. Die schöne Erläuterung für den Leser des Werkes Telchiss. — Er schrieb auch unter dem Titel الافصاح sehr tiefe Bemerkungen zum Telchiss.

203. حسن السمت فى الصمت. Schönheit der Richtung, ein Auszug aus dem Werke von Ibn Abi ed-Dunja, betitelt: Das Schweigen (الصمت).

204. حسن السير ما فى الفرس من اسماء الطير. Der schöne Spaziergang, was es in Persien für Namen der Vögel gibt. — Sojuti brachte 35 zusammen, die er in einer Ardschuset vereinigte.

205. حسن المحاضرة فى اخبار مصر و القاهرة. Die schöne Unterhaltung, bestehend in Nachrichten über Aegypten und Kahira. — Er benutzte zu diesem, auch von den Europäern schon vielfach zu Rathe gezogenen Buche 28 Geschichtswerke über Aegypten. — Vgl. Cas. 1758. — Lugd. Bat. 1777 und 1778. — Uri 660. — 780. — 813. — Nicoll. N. 141. — Par. 649. — 791. — Sparvenf. IX. u. s. w.

206. حسن المقصد فى عمل المولد. Die Schönheit des Endzwecks, eine Erzählung dessen, was bey der Geburt Mohammeds vorfiel, und wie sich bey seinem Auftreten als Propheten die Menschen um ihn versammelten.

207. الحصر و الاشاعة لاشراط الساعة. Die Beschränkung und die Erweiterung, Traditionen über die Bedingungen des jüngsten Gerichts.

208. حصول الرفق باصول الرزق Die Erlangung der Gnadenbezeugungen in den Grundgesetzen des Dankgebets. — Eine Sammlung der Ueberlieferungen über die Handlungen, welche das Dankgebet bey Tag und Nacht veranlassen.

209. حصول النوال في احاديث السؤال. Empfang des Geschenks, Traditionen über das Verhör (in den Gräbern durch die Engel Munkir und Nekir).

210. الحظ الوافر من المغنم في استدراك الكافر. Der reichliche Theil an der Beute, ein Rechtsausspruch über die Bekehrung des Ungläubigen.

211. حلية الابرار وشعار الاخيار Der Schmuck der Gerechten und die Auszeichnung der Guten, eine Erläuterung der Gebete und Lobeserhebungen Gottes in den Ueberlieferungen, von Newawi. Sojuti machte einen Auszug aus diesem Werke und nannte ihn: Die Erinnerung an die Anrufungen zum Lobe Gottes (اذكار الاذكار). Auch commentirte er ihn in dem Werke: Geschenk für die Frommen (تحفة الابرار بنكت الاذكار).

212. حلية الاولياء Schmuck der Heiligen, eine Sammlung Biographien derselben.

213. الحامة. Die Taube, eine Erläuterung oft gebrauchter Worte.

214. خادم النعل الشريف Der Diener des heiligen Schuhes (Mohammeds). — Ueberlieferungen.

215. الخبر الدال على وجود القطب والاوتاد و النجباء والابدال Kunde, die die Existenz der Oberhäupter, Vornehmen, Edeln und Mönche beweist. — Begriffsentwicklungen.

216. الخصائص النبوية. Die dem Propheten eigenthümlichen Vorzüge. — Eine zwanzigjährige Beschäftigung Sojuti's mit Aufsuchung derselben ließ ihn endlich bis zur Zahl 1000 gelangen. Den Auszug dieser Arbeit nannte er: Das Muster des Verständigen (انموذج اللبيب, s. Nr. 75). — Einer seiner Zeitgenossen legte das Werk sich bey, was den Sojuti bewog, die Mekama zu schreiben: Der Unterscheidende zwischen dem Verfasser und dem Diebe, s. Nr. 352. — Eine Menge andere Gelehrte nahmen noch Veranlassung, über diesen Vorfall ihr Urtheil schriftlich auszusprechen.

217. داعي الفلاح في اذكار المساء و الصباح Der Glücksprediger in den Anrufungen zum Lobe Gottes am Abend und am Morgen.

218. الدراري في اولاد السراري. Die funkelnden Sterne in den Kindern der Beyschläferinnen. — Eine andere Redaction hat: الدراري في ابناء السراري. Die Nachkommenschaft in den Söhnen der Beyschläferinnen.

219. در التاج في اعراب مشكل المنهاج. Die Perle der Krone, eine Auslegung der Schwierigkeiten in dem Werke Minhadsch von Newawi über die abgeleiteten Rechtsgrundsätze der Schafiiten.

220. در السحابة فيمن دخل مصر من الصحابة. Das Strömen der Wolke, eine Aufzählung der Gefährten des Propheten, die nach Aegypten kamen. — Sojuti führt deren 300 an. — Vollendet 888, d. i. 1483 Chr.

221. الدر المنثور في التفسير المأثور. Die angereihte Perle über die durch Ueberlieferung herabgekommene Erläuterung von Stellen aus dem Koran. Wenige konnten sich das große Werk Sojuti's hierüber: Der Dolmetsch des Koran (s. Nr. 129), anschaffen, und wünschten einen Auszug daraus, der die bloßen Texteswoꝛte der Ueberlieferungen enthielte. Sojuti schrieb deßhalb vorliegendes Werk, das sehr große Aufnahme fand.

222. الدر المنظم في الاسم الاعظم. Die gereihte Perle, eine Untersuchung über den großen Namen Gottes. — Er stellt hier alle Traditionen vom Propheten und sonstige canonische Ueberlieferungen darüber zusammen.

223. الدر النثير في قرأة ابن كثير. Die angereihte Perle über die Leseredaction des Korans von Ibn Kesir.

224. الدر النثير في نهاية ابن الاثير. Die angereihte Perle, ein Auszug aus des Ibn el-Asir's Werke »Der Endpunkt« über die seltener vorkommenden Worte in den Ueberlieferungen. — Sojuti schrieb auch noch eine Fortsetzung (تذييل) und einen Anhang (تذنيب) dazu.

225. الدرة التاجية على الاسئلة الناجية. Die Perle der Krone, eine Vertheidigungsschrift gegen die ausgegangene Frage. — Eine der Mekamen, in welcher er die Behauptungen seiner Schrift el-audsch (s. Nr. 77) nochmals in Schutz nimmt. — Traditionen.

226. الدرة الفاخرة. Die kostbare Perle. S. Nr. 67. — Traditionen.

227. درر البحار في الاحاديث القصار. Die Perlen der Meere, die kurzen Traditionen enthaltend.

228. الدرر الكافية في اعيان المائة الثامنة. Die genügenden Perlen, Biographien ausgezeichneter Männer des achten Jahr-

hunderts von Schehab-ed-din Abu'l-fadhl Ahmed Ben Ali Ben Hadscher el-Askelani, gest. 852 (1448 Chr). — Im Auszuge von Sojuti.

229. درر الكلم وغرر الحكم. Die Perlen der Aussprüche und die Glanzpunkte der Gedanken, eine Sammlung von Denksprüchen großer Dichter und Gelehrter nach dem Muster der كلم النوابغ von Samachschari.

230. الدرر المنتشرة في الاحاديث المشتهرة. Die zerstreuten Perlen, eine Sammlung der berühmteren Ueberlieferungen. — Ein Auszug des Telchiss von Serkeschi, nach den Buchstaben geordnet.

231. درج المعالي في نصرة الغزالي على المنكر المتعالي. Die Höhenstufen im Siege des Gesali über den stolzen Läugner.

232. الدرج المنيفة في الاباء الشريفة. Die hohen Stufen über die edlen Vorfahren.

233. دفع التشنيع في مسئلة التسبيع. Entfernung der Verläumdung (Apologie), betreffend die Frage über das Gebet Tesmia.

234. الدوران الفلكي على ابن الكركي. Der himmlische Kreislauf, Kritik und Vertheidigungsschrift gegen Ibn el-Kerki. — Findet sich in der Sammlung seiner Mekamen. — Vgl. Nr. 310. — 187.

235. الديباج على صحيح مسلم بن الحجاج. Die zierliche Einfassung, ein einleitender Commentar des Sojuti zu dem Traditionswerke des Moslim Ben el-Hedschdschadsch el-Koscheiri, betitelt: Der Wahrhaftige (الصحيح).

236. ديوان الحيوان. Der Diwan der Lebendigen, ein Auszug aus Demiri's Hajat elhaiwân. Sojuti verbesserte das Original 1) durch eine ausführlichere Angabe des von den Thieren zu gewinnenden Nutzens, und 2) durch eine vollständigere Aufzählung derselben. — Den zweyten Theil ordnete er nach den Buchstaben, und nannte ihn den Anhang (ذيل الحيوان). — Vgl. Nr. 347.

237. ديوان خطب. Sammlung von Kanzelvorträgen.

238. ديوان سيوطي. Des Sojuti Gedichtsammlung.

239. الذراري في ابناء السراري. S. oben Nr. 218.

240. ذم المكس. Mißbilligung der Abgaben des Zehnten.

241. ذم زيارة الامرا وذم القضا. Mißbilligung der Wallfahrten zu den Gräbern der Emire und des Richteramts.

242. ذو الوشاحين. Der Zweygegürtete. — Eine Unterhaltungsschrift.

243. الرحلة الفيوسية و المكية و الدمياطية. Die Reise nach Fajum, Mekka und Damiette.

244. الرد على من اخلد الى الارض وجهل ان الاجتهاد في كل عصر فرض. Widerlegung dessen, der der Welt sich hingibt, ohne zu wissen, daß das Streben nach mehrerer Erkenntniß zu jeder Zeit eine zu erfüllende göttliche Vorschrift ist.

245. رسالة في اسماء المدلسين. Tractat, die Namen lügenhafter Ueberlieferer enthaltend.

التدليس من الحديث قسمان احدها تدليس الاسناد وهو ان يروي عمن لقيه ولم يسمعه منه موهما انه سمعه منه او عمن عاصره ولم يلقه موهما انه لقيه او سمعه منه والاخر تدليس الشيوخ وهو ان يروي عن شيخ حديثا سمعه منه فيسميه او يكنيه او يصفه بما لم يعرف به كيلا يعرف

d. h.: Das Wort Tedlis wird in der Ueberlieferungskunde doppelt gebraucht, einmal von der falschen Angabe der Autorität, auf die man sich beruft, und diese besteht darin, daß man eine Ueberlieferung als von Jemandem erhalten berichtet, mit dem man zwar Umgang gehabt, aber sie nicht von ihm gehört hat, jedoch glauben machen will, sie von ihm gehört zu haben oder von einem der Zeitgenossen, ohne mit ihm Umgang gehabt zu haben, indem man vorgibt, mit ihm umgegangen zu seyn oder sie von ihm gehört zu haben. Das andere Mal ist es die unrichtige Angabe der Scheiche, welche darin besteht, daß man eine Ueberlieferung als von einem Scheiche erhalten berichtet, von dem man sie wirklich gehört hat, dem man aber einen Namen, Beynamen oder sonstige Eigenschaft beylegt, unter der er nicht bekannt ist, in der Absicht, damit er nicht bekannt werde.

Aus dem Buche der Definitionen.

246. رسالة في حق القهوة. Tractat, den Kaffeh betreffend, ob er zu trinken erlaubt sey oder nicht u. s. w. — Lugd. Bat. 828.

247. رسالة في الحمي و اقسامها. Tractat über das Fieber und die Arten desselben.

248. رسالة في الصلوة على النبي. Abhandlung über das Gebet für den Propheten.

249. رسالة في صلوة الضحى. Abhandlung über das Gebet des Morgens (de Sacy Chrest. I, 165). — رسالة فيمن عاش من الصحابة مائة وعشرين سنة. Abhandlung über die Gefährten Mohammeds, die 120 Jahre lebten. — Vgl. Nr. 267.

250. رسالة فيمن وافقت كنيته كنية زوجته. Abhandlung über diejenigen unter den Glaubensgenossen Mohammeds, deren Beynamen mit dem Beynamen ihrer Gemahlin übereinstimmt.

251. رشف الزلال من السحر الحلال. Das Schlürfen des reinen Wassers aus der erlaubten Magie. — Eine Mekame über 22 Gelehrte, die heirathen und jede Nacht mit der ihrer Wissenschaft eigenthümlichen Sprache beschreiben.

252. رصف اللآل في وصف الهلال. Anreihung der Perlen, eine Beschreibung des Neumonds. — Unterhaltungsschrift.

253. رفع الباس عن بني عباس. Apologie der Abbasiden.

254. رفع التعسف عن اخوة يوسف. Rechtfertigung der Brüder Josephs wegen der von ihnen begangenen Gewaltthat.

255. رفع الحذر عن قطع السدر. Entfernung der Furcht vom Abschneiden des Zürgelbaumes. — Traditionen.

256. رفع السنة في نصب الزنة. Aufhebung der Federspitze, über die Messung der Sylbenquantität.

257. رفع شان الحبشان. Erhebung des Werthes der Abyssinier. Vgl. Nr. 30.

258. رفع اللباس وكشف الالتباس في ضرب المثل من القران والاقتباس. Aufhebung der Bekleidung und Enthüllung des Zweifels, über den Gebrauch, Stellen des Korans sprichwörtlich anzuführen, und sie in das Gespräch oder schriftlich einzuflechten.

259. رفع منار الدين وهدم بناء المفسدين. Errichtung des Leuchtthurms der Religion und Umsturz des Baues der Verderber (al. المفسرين). — Juristisch.

260. الروض في احاديث الحوض. Die Lustgärten, Ueberlieferungen über das Wasserbehältniß in der anderen Welt.

261. الروض الاريض في طهر المحيض. Die angenehmen Lustgärten, das Erscheinen der monatlichen Reinigung betreffend.

262. الروض الانيق في سند الصديق. Die angenehmen Lustgärten, über die Glaubwürdigkeit des Abu Becr in seinen Ueberlieferungen.

263. الروض في مختصر الروضة. Die Lustgärten, Auszug des juristischen Werkes: Der Lustgarten, von Newawi. — Commentirt von Sojuti, der jedoch nur wenig davon niederschrieb.

264. الروض المكلل والورد المعلل. Die blumengeschmückten Gärten und die gepflückte Rose. — Abhandlung über die terminologischen Ausdrücke in der Ueberlieferungskunde.

265. الروضة في الفروع. Der Lustgarten, des Newawi berühmtes Werk über die abgeleiteten Rechtsartikel, welches Sojuti mannigfach bearbeitete. Zuerst schrieb er die großen Randglossen (الحاشية الكبرى), auch die Silberblüthen (ازهار الفضة s. Nr. 31) betitelt, aus denen er die kleine Sammlung Glossen (الحواشي الصغرى) veranstaltete. Eben so die Quelle des Lustgartens mit einem Nachtrag von abgeleiteten Rechtsartikeln, benannt الينبوع وما زاد على الروضة من الفروع, Ein Auszug des Lustgartens mit vielen Zusätzen von ihm ist: Der Reichthum (الغنية), aber unvollendet. — Ferner das Werk: Das ausgegossene süße Wasser, eine Berichtigung der im Lustgarten ohne gehörigen Grund erhobenen Einwürfe (العذب المسلسل في تصحيح الخلاف المرسل). — Ein Auszug des Originals mit Weglassung aller Polemik: Der Staub (الغبر), mit Zusätzen. — Eine poetische Bearbeitung des Lustgartens betitelte er: Die Auswahl des Besten (الخلاصة), doch verbreitete sich diese Arbeit nur über einige Kapitel, und sein Commentar dazu hieß: Verbannung der Armuth (رفع الخصاصة).

266. الرياض الانيقة في شرح اسماء خير الخليقة. Die anmuthigen Gärten, ein Commentar der Namen des Besten der Geschöpfe (Mohammed). — Eine andere Redaction dieses Werkes nannte er: [Die erhabene Schönheit (البهجة السنية). Vgl. Nr. 104.

267. ريح التشرين فيمن عاش من الصحابة مأية وعشرين. Der Herbstwind (al. التسرين, Geruch der Hundsnase, Cas. 1697 b), Aufzählung der Gefährten des Propheten, die 120 Jahre lebten. — Vgl. Nr. 249. Ein und dasselbe Werk.

268. زاد المسير في الفهرس الصغير. Zehrgeld zur Reise, den kleinen Catalog enthaltend. — Traditionen.

269. زبدة الليق. Das beste Schwarz der Augenschminke. — Unterhaltungsschrift.

270. الزبرجد. Der Chrysolith, ein kleines Handbuch der Geschichte.

271. الزجر بالهجر. Verbot, sich zu entfernen (oder Weissagung durch Vogelflug in Hadscher?).

272. الزند الوريّ في الجواب عن السوال الاسكندري. Das funkengebende Feuerzeug, Antwort auf die alexandrinische Frage.

273. زوائد الرجال على تهذيب الكمال. Nachträge, zur vollständigeren Aufzählung der in dem Werke Tahdib-el-kemal aufgeführten Ueberlieferer. S. Nr. 423.

274. زوائد شعب الايمان. S. Nr. 172.

275. زوائد نوادر الاصول. Zusätze zu dem Werke Newadir-el-osful von Termedi.

276. الزهر الباسم فيما يزوج فيه الحاكم. Die lächelnden Blüthen, eine Abhandlung über die Fälle, wo der Richter zur Heirat zwingt (?).

277. زهر الخايل على الشمايل Schmuck der Gürtel. Abhandlung über die vortrefflichen Eigenschaften des Propheten. — Erläuterungen zu dem Werke الشمايل von Fermedi.

278. ساجعة الحرم Die girrende Taube des Heiligthums. — Eine Mekame über Mekka und Medina.

279. سبل النجاة في والدي النبي. Die Wege des Heils, über die Aeltern des Propheten.

280. سبيل الهدي في السير Wege der Führung, Biographien enthaltend. »Das ist ein sechstes Werk,« sagt Sojuti, »was ich über diesen Gegenstand verfaßt habe.«

281. سدرة العرف لاثبات المعنى للحرف. Der Zürgelbaum des Geruchs, über die Begründung der Bedeutung der Partikel. (Die Lesart der ersten Worte ist unsicher.)

282. السلاف في التفضيل بين الصلوة والطواف. Der Weinsaft, über den Vorzug zwischen dem Gebet und dem Umgang um die Caaba.

283. السلالة في تحقيق المقر و الاستحالة Der Ausbruch, eine berichtigte Begriffsentwicklung des Bleibens und Veränderns. — Juristisch.

284. السلسلة الموشحة في علوم العربية. Die umgehangene Schmuckkette, uber die Wissenschaften der arabischen Sprache.

285. سلوة الفؤاد في موت الاولاد. Herzenstrost, über den Tod der Kinder.

286. السماح في اخبار الرماح Die Freygebigkeit in den Nachrichten über die Lanzen. — Traditionen.

287. السنن الكبير Die Traditionssammlung, unter dem Namen der Großen bekannt, von Nesaï, der 303, d. i. 915 — 916 Chr. starb, eines der sechs canonischen Werke, die die Sunna bilden, mit einem Anhange von Sojuti.

288. سهام الاصابة في الدعوات المجابة. Die treffenden Pfeile, eine Abhandlung über die Gebete, die erhört werden, in vier Abtheilungen über die Zeit, den Ort, die Größe des Gebets, das man erhört wissen will, über das Verhalten des Betenden u. s. w. nach den hier beygefügten Ueberlieferungen. — Cas. 1793. 2°.

289. السهم المصيب في نحر الخطيب Der treffende Pfeil, über die aufgerichtete Stellung des Kanzelredners beym Gebete.

290. السيف الصقيل في حواش ابن عقيل. Das geschliffene Schwert, enthaltend Randglossen zu dem Commentare des Ibn Akil.

291. السيف النظار في الفرق بين الثبوت و التكرار. Das spitze Schwert über den Unterschied zwischen dem Stehenbleiben und Wiederholen.

292. شافي العيّ على مسند الشافعي. Der Arzt, der die Schwierigkeiten im Masuad des Schafii hebt.

293. شد الاثواب في سد الابواب. Das Gürten der Kleider über das Verrammeln der Thore. — Abhandlung über das Bethaus des Propheten (المسجد النبوي):

294. شد المطية للفصل بين غياث وعطية. Das Gürten des Saumthieres, über den Unterschied zwischen Gijas und Atija (al. عيان وعطية).

295. شد الرحال في ضبط الرجال. Die Umgürtung des Reisenden, über die Rechtschreibung der als Autoritäten dienenden Ueberlieferer.

296. شرح الاستعاذة و البسملة. Erläuterung der Formeln: Ich fliehe zu Gottes Schutz (اعوذ بالله) und im Namen Gottes (بسم الله), das erste Tractätchen, welches Sojuti schrieb. — Vgl. seine Biographie.

297. شرح حديث الاربعين. Erläuterung der Tradition, die vierzig Ueberlieferungen betreffend.

298. شرح الحوقلة و الحيقلة. Erklärung der Worte Haukelet und Hikelet.

299. شرح الزبور على شرح الشذور. Erweiterung der

Bücher für den Commentar der Goldflimmer, die Glossen Sojuti's zu dem Commentare, welchen Bedr - ed - din Hasan el - Kodsi aus Haleb unter dem Titel: Erweiterung des Herzens (شرح الصدور بشرح زوائد الشذور), zu der Grammatik des Ibn Hescham: Die Goldflimmer (شذور الذهب), schrieb.

300. شرح الصدور بشرح حال الموتى والقبور. Erweiterung des Herzens durch Erläuterung des Zustandes und der Gräber. — Ueberlieferungen über den Zustand der Menschen nach dem Tode bis zur Stunde, wo die Posaune tönt. — Goth. 116. — Cas. 1538.

301. شرح الكلام علم اللغة. Goth. 471. — (Ein vermuthlich falsch substituirter Titel eines grammatikalischen Werkes von Sojuti).

302. شرف الاضافة في منصب الخلافة. Die Erhabenheit der Eigenschaft, Traditionen über die Chalifenwürde.

303. شعلة نار. Feuerflamme. — Wahrhafte Erläuterung des Ausdrucks: Ich habe in ihm das Gesetz und die Wahrheit vereinigt (جمعت له الشريعة والحقيقة).

304. شقايق الاترج في دقايق الغنج. Die Spalten der Zitronen, über die zarte Gesticulation beym Tanze. — Unterhaltungsschrift.

305. الشمارخ في علم التاريخ. Die Dattelkämme, über die Wissenschaft der Chronologie.

306. شوارد الفوايد في الضوابط و القواعد Die sich verbreitenden Belehrungen in den Regeln und Gesetzen.

307. الشمعة المضيئة في علم العربية. Die brennende Kerze. Eine seiner Jugendschriften in zwey Blättern.

308. الشهاب الثاقب في ذم الخليل و الصاحب. Die brennende Flamme, eine Schmähschrift gegen den Freund und Günstling, ein Auszug des Werkes: Die Heilung des Kranken (شفا العليل في ذم الصاحب و الخليل). — Unterhaltungen.

309. الشهد Die Honigscheibe, eine Kaßide in 70 Versen. — Grammatikalisch.

310. الصارم الهندكي في عنق ابن الكركي Das indische Schwert, geschwungen über den Nacken des Ibn el-Kerki. — Eine seiner Mekamen. — Vgl. Nr. 187.

311. الصواعق على النواعق. Die auf die Schreyenden niederrollenden Donner. — Sojuti spricht in dieser Mekame von dem Verderblichen des Geschreyes seiner Zeit, das Andern gern

tiefe Gelehrsamkeit und wahren regen Eifer absprechen möchte. — Viele von den Gefährten Mohammeds und ihren Jüngern hatten sich nämlich selbst gelobt, was man ihnen als Ruhmredigkeit vorwarf. Sojuti behauptet dagegen, es sey dieß bloß geschehen, um der Welt einige Nachrichten von sich zu hinterlassen, da ihr Zustand sonst völlig unbekannt geblieben seyn würde.

312. صون المنطق و الكلام عن فن المنطق و الكلام. Bewahrung des Vortrags und der Rede vor der Täuschung der Logik und Scholastik. — Juristisch. — Vgl. Nr. 370.

313. ضرب الاسل في جوازان يضرب في المواعظ والخطب من الكتاب والسنة المثل. Das Werfen des Spießes, über die Frage, ob es erlaubt sey, in religiösen Vorträgen und Predigten Stellen des Korans und der Sunna sprichwörtlich anzuführen. — Ein erschöpfendes Werk.

314. ضرورة الشعر. Die Nothwendigkeit der Dichtkunst, von Abu'labbas Mohammed Ben Jesid el-Mobarred, dem Grammatiker, mit einem sehr instructiven und deutlich geschriebenen Commentar Sojuti's.

315. ضوء البدر في احيا ليلة عرفة و العيدين ونصف شعبان وليلة القدر. Das Mondenlicht zur Belebung der Nacht auf dem Arafa, der beyden Beiramsfeste, der Nacht el-Berat und der Nacht el-Kadr. — Traditionen.

(Der Schluß folgt.)

Ueber die dermaligen Reformen im türkischen Reiche.

Ueberall ist vom Bauen die Rede, und wo man hinblickt, ist Zerstörung. Religion und Wahrheit gehen, wie Verbannte, in Hüllen und Dunkel. Die Grundsäulen der Gesellschaft, Sitte und Recht, brechen ein; Throne stürzen, und begraben unter ihren Trümmern die Völker. Wie die Perser in der tausendjährigen Thebä, so wüthen heut zu Tage Groß und Klein um die Wette im tausendjährigen Bau der Gesellschaft. Wird ihr Werk vollbracht, so wird Europa das Gleichniß dieser Thebä seyn, Wüste und unbewohnte Ruine.

Die Revolution ist bereits in den Gesetzen, sagt ein Held der neuesten Literatur, und sagt nicht genug, denn sie ist nicht selten bereits in den Herrschern. Sie sitzt auf dem Throne, den sie emsig zerreißt, und wirft die Fetzen davon den drängenden Haufen zu, auf daß diese sich ihrer als Fahnen bey ihren Verheerungszügen bedienen. Ein Beyspiel dieser Art gibt die heutige Türkey, die das Gift unserer Civilisation zu ihrem Verderben empfangen hat. Man hat sich dieses Geschenkes viel gerühmt, und dabey die edelsten Worte mißbraucht. Es sey erlaubt, der allgemeinen Meinung eine von ihr abweichende entgegen zu stellen, und zu diesem Behufe den Zustand des ottomanischen Reiches näher zu beleuchten.

Alle Staaten wurden durch Glauben begründet; keiner ist ohne Glauben groß geworden. Was der Mensch nicht an den Himmel hängt, hat kein Gedeihen auf Erden. Mit dem Glauben weicht aus den Völkern die Sitte, alle Teufel werden nach und nach losgelassen, und wie sehr auch das Wissen den Kopf bereichere, das Herz verarmt bis zu völliger Unkenntniß dessen, was Glück, was Zufriedenheit ist. Eine Reform, die mit Angriff gegen die Religion beginnt, kann ein Volk nur zur Verderbniß, einen Staat nur zum Untergange führen. Eine solche ist die Reform, die heut zu Tage von Konstantinopel über die herrlichen Länder von der Donau bis an den Tigris und Euphrat und über die gesunden Völker, die sie bewohnen, verhängt ist.

Civilisation? — Was heißt das? — Es gibt keine, oder sie ist in der geregelten, dem Lande, den Sitten und Gebräuchen und der Religion angepaßten Entwicklung des Volkes zu suchen. Was über dies Verhältniß hinausgeht, ist Verzerrung und Mißgriff, ist Kampf anmaßenden Schwindels gegen die Stützen des Lebens. Die eine und untheilbare Civilisation unserer Welteinrichter, die erst niederhaut und Salz über den Boden streuet, dann sich aber, mit ihrem Flitter behängt, frechen Auges und heißhungrig nach Beyfall darüber setzt, und sagt: da bin ich! — Diese absurde, zerstörende Civilisation kann mit wirklicher Liebe zu den Menschen niemals zusammenwohnen, niemals mit der strengen und mächtigen Vernunft, welche aufrichtigen Willens die Wege zur Verbesserung des Zustandes des Einzelnen in der Gesellschaft sucht. Einen Türken nach den Lehrsätzen der Chaussée d'Antin civilisiren wollen, heißt in der Welt das Bette des Prokrustes aufrichten, und, wohlverstanden, nach Maß der eigenen abgemagerten und lebensarmen Gestalt.

Diese Richtung hat bis jetzt die schon von Selim begonnene, von dem dermaligen Sultan wieder aufgefaßte Erziehung des Volkes genommen.

Dieser Gang ist um so beklagenswerther, als er den Ansichten des Souveräns schnurstracks entgegen steht. Man schildert den Sultan Mahmud gewöhnlich als einen Mann eisernen Willens, der ohne Begriff und Gefühl der Bildung von Unruhe zur Thätigkeit getrieben, sein Volk europäisch zuschneiden wolle, um es bequemer und ergiebiger für sich zu nützen. Man schildert ihn als einen Tyrannen in der heutigen Bedeutung des Wortes, oder man zeichnet ihn, lobpreisend, als ein Kind, das hinter dem Rauschgold der Verbildung herläuft, und die europäische Civilisation am verkehrten Ende, an ihren Lastern, anfaßt. Keine von diesen Schilderungen ist richtig. Sultan Mahmud ist ein edles Herz, tief ergriffen von den Pflichten seiner Stellung, lebhaft angeregt von dem Wunsche, sein Volk aus sich selbst zu entwickeln, muthvoll und fein wie ein arabisches Pferd. Er gab sein Ohr gerne europäischen Kenntnissen hin, und es schwebte seinem Geiste das schöne Bild vor, sein Volk damit zu bereichern. Aber an den Mitteln der Ausführung scheiterte bis jetzt seine lobenswerthe Absicht. Gezwungen in die Bahn des Krieges geworfen, lähmten außerordentliche Anstrengungen die Kraft des Landes für viele Jahre, und säeten den Haß gegen jede Neuerung aus, die an den Feind erinnerte. Viele Fäden rissen, andere wurden in Eile angeknüpft, die Klasse der Schmeichler endlich bemächtigte sich des segenvollen Bestrebens, und in der Ausführung entartete es zu Gift und Verderben. Kaum war der Wunsch der Neuerung vom Sultan ausgesprochen, so drängten sich die Projektanten an die Thore des Serails. Da ward geneuert, gebaut, wieder eingerissen, geebnet, gegraben, übereinander ge=

worfen, alles ohne Plan, ohne Kenntniß und klare Ansicht, und ohne jede Rücksicht für die Bedürfnisse des Landes, für die alten Gebräuche und für die Gesetze der Religion. Die Umtreibler, deren es überall eine große Zahl gibt, machten die Neuerungen zu ihrem Anker, und bearbeiteten die Liebe des Sultans für ihren Vortheil. Sie sahen in diesem Streben, in dieser Liebe nichts, als eine königliche Laune, ein Spiel, zufällig oder aus Langeweile in die Hand genommen, und nächstens verlassen. Europäer, die von ihrem Vaterlande ausgestoßen waren, fanden hier das Klima günstig für ihr altes Handwerk, das mit dem Zerstören beginnt, das Weltverbessern. Sie huldigten erst den Sklaven der Großen, und schlichen sich endlich bey diesen selbst ein, beschwätzten sie mit ihrer Marktschreyer-Weisheit, und regten ihr Mitleiden, ihre Eitelkeit und ihre Sucht, dem Sultan zu gefallen, an. Bald hatte jeder Große seinen Franken, wie bey uns vormals jeder Fürst seinen Zeichendeuter und Sternseher; jeder hatte sein Systemchen von Reform, seine eigenen Ansichten über diesen und jenen Zweig der Verwaltung, und stand er an der Spitze eines solchen, so schien ihm genug, die Sache anders zu treiben, als sie bis dahin getrieben worden war, um sich auf einer und derselben Höhe mit den Ansichten des Sultans zu finden, und sich als treueifrigen Diener, als eine Stütze der neuen Ordnung, als eine Hoffnung des Staates geltend zu machen.

Hieraus ergab sich, daß man trefflich den Wein vertragen, auf europäische Weise bey Tische zu sitzen und Karten zu spielen lernte; daß man aus einem Kleiderschnitt, aus einem Schnürstiefel, aus einer Sattelform eine Staatsangelegenheit machte; daß man das unersetzliche, das geheiligte Kapital der Sitten mit Leichtsinn antastete, daß man sich zu schämen begann, Muselmann zu seyn, und die starre Wüste der Irreligion betrat. Man spielte Soldaten, aber der Soldat blieb ohne Disciplin, ohne gehörige Fürsorge, ohne Mittel zu eigentlichem Unterricht. Man griff an alle Zweige der Verwaltung, aber bis jetzt ist kein anderer Erfolg daraus hervorgegangen, als daß alle Stützen des Baues der Gesellschaft erschüttert wurden, daß der Mörtel aus den Fügungen fiel, und das Gebäude den Einsturz droht. Die Diener der Religion häufen Beschwerden gegen den Thron, und ziehen das Mißtrauen und den Haß der Gläubigen groß. Der Handel, durch den Mangel an Erzeugniß, wird eine Quelle der Verarmung; die Gewerbe, der Landbau erliegen unter der Last der Forderungen eines Systems, das viermal mehr als das frühere kostet, und die Furien der Ehrsucht und des übermäßigen Gewinnes losgelassen hat. Auf den kranken Körper der Gesellschaft hat sich die Beule eines verderblichen Luxus gesetzt. Vierzig bis funfzig Verkäufer und Unterhändler laufen jeden Tag nach dem Serail und in die Vorzimmer der Großen mit Musterstücken neuen Geräthes, neuen Zieraths, neuen Spielereyen, und helfen dadurch den Ernst des Muselmanns vergiften, ihm die Zeit wegtändeln und sein Habe versplittern. Die jährliche Verschlechterung des Geldes, die nothwendige Folge des stets wachsenden öffentlichen Aufwandes, verjagt die Sicherheit des Besitzes, und bringt den Familienvater zur Verzweiflung.

Wie jede Revolution in bester Wirkung auf das Eigenthum gerichtet, und das System der Gleichmachung überall nur eine Beschönigung des Uebertragens des Eigenthums aus fremden Speichern in den eigenen ist, so auch in derjenigen, welche dermalen das türkische Reich zerfleischt. Auch da heben sich auf den Marktplätzen, in den Kasernen und in den Salons bereits Stimmen gegen die bevorrechtete Klasse der Ulema. Diese

Klasse will erhalten, sich und die andern, sie haßt die Neuerungen, sie widersetzt sich der Zerstörung, sie ist reich; das sind ihre Verbrechen. Die Regierung ist daran, sie zu demüthigen, und sieht nicht, daß sie die Grundfesten ihres eigenen Bestehens erschüttert; man macht ihr glauben, daß sie die Masse der Ulemas, die mit tausend Wurzeln in den edelsten Stellen der Gemüther wurzelt, wie ein Bataillon Soldaten ummodeln könne; und sie vergißt, daß überall die Sache der Priester diejenige des Volkes wird, so lange sie als Opfer der einen und selben Unterdrückung, als Märtyrer der geheiligten Sendung erscheinen, und das Volk die Vortheile, welche ihr die Regierung verspricht, nicht verstanden hat.

Die Angriffe auf den materiellen Besitz, die Verminderung der Quellen und der Sicherheit des Erwerbs, die Verletzung der Sitten, die Erkältung für die Religion, die Ueberhäufung mit unverständlichen, unpassenden oder überflüssigen Maßregeln haben die Nation in wenigen Jahren um ein Jahrhundert älter gemacht, haben sie herausgeschleudert aus dem Zustande des ruhigen Genusses, und in den des Zweifels und der Unzufriedenheit geworfen. Noch widerstrebt der lautere, gesunde Grundstoff, noch das mächtige Element der Wahrhaftigkeit und des Glaubens, noch ist das Haus ein unentweihtes Asyl. Bald werden aber auch in diesem Volke die Gesetze der Natur durch trostlose Künsteleyen beeinträchtigt werden, bald wird der gesellschaftliche Verkehr auf Lüge und für Lüge sich bauen, bald werden die Leidenschaften das Glück aus dem Herzen und die Ruhe aus den Zügen des Antlitzes treiben! Das Volk wird mehr wissen und unglücklicher seyn; es wird den Popanz des goldenen Kalbes herausputzen und an wirklichen Genüssen verlieren; es wird fremde Sprachen erlernen und die Sprache der Natur nicht mehr verstehen; es wird in Sprüngen dem Tode entgegen eilen — oder es wird sich erheben wie ein Riese, und die Götzen in Trümmer schlagen, und zu seinen Tempeln zurückkehren auf den Höhen.

Jedes Volk muß aus sich selbst emporwachsen. In der Ausbildung seiner Grundelemente liegt seine Zukunft. Das Grundelement der Gesellschaft im türkischen Reiche ist das Munizipalsystem, eine Stiftung der Römer, die der rohe Eroberer vorfand, und in welcher er seine eigene Erziehung zum Staatsbürger machte. Im Laufe der Jahrhunderte verlor diese Grundeinrichtung einen Theil ihrer Kraft. Die Militärgewalt dehnte sich nach und nach über das Steuerwesen, über Industrie und Handel aus; die Gemeinde wurde zum Werkzeug in der Hand des Aga, Mutselim oder Pascha, aber sie besteht; sie zurückzuführen zu ihrer ursprünglichen Wirksamkeit und auf diese Basis die übrige Verwaltung bauen, das wäre die größte Eroberung, welche die wahre Civilisation im türkischen Reiche machen könnte, und es würde sich in einem Menschenalter bewahrheiten, daß das türkische Volk reich an Zukunft ist. Auf diesem sanften Wege, ohne Stoß, würde die allerdings nöthige Reform ausführbar seyn, die auf dem heute gewählten zur Verarmung der Einzelnen und zum Aufstande der Massen führen muß.

Aus der Wiederbelebung des Munizipalsystems würde nothwendig diejenige der eigentlichen Lebensquelle des türkischen Reiches, des Landbaues, folgen. Mit der Zunahme der Produktion stiege die Einnahme für die Regierung; mit dem Wohlstande der innere und äußere Handel, und folglich abermals die Einnahme der Regierung. Bliebe die Steuereinnahme den Gemeinden, — würden die Abgaben, welcher Natur sie seyen, festgesetzt, klar geregelt, — gewänne die Regierung dadurch nach

und nach die sichere und zulängliche Einnahme, um ihr einfaches Beamtenwesen zu besolden, statt daß jetzt jedes Amt ein Pacht ist, und in Zeiten großen Geldbedarfs, wie die dermalige, die ganze Weisheit der Finanzverwaltung darin besteht, den Pächtern der Provinzen doppelten Pachtschilling abzufordern: welcher Segen ergöße sich nicht über diese herrlichen Länder! — Statt daß bey dem Beiramsfeste, wo ein neues Kleid der althergebrachte Gebrauch dieses so mäßigen Volkes ist, dießmal zwey Drittheile ein solches nicht erschwingen konnten, und Trauer in den Blicken aller lag; statt daß jeder Raja, der hundert Thaler zurücklegen kann, nach Odessa fährt, und mit dem dort gekauften Patente ausgerüstet, sich allen Abgaben entzieht, und den Abgang sonach auf die Türken und ärmern Rajas wälzt; statt daß der Handel mehr und mehr unter falschen Firmen geht, und der Schatz um eine bedeutende Quelle gebracht wird; statt daß, um diesen Nachtheil auszugleichen, der Pächter die schwankende Bestimmung der Abgaben als das einzige Mittel, seine Verpflichtung gegen den Schatz zu erfüllen, darzustellen weiß, und die Bedrückung auch im Handel bis zur Zerstörung desselben geduldet wird: statt dieser gräulichen Verschwendung der Lebenssäfte des Staates, welch ein Leben bey wirklich zweckdienlicher Reform!

Welch ein Grund von Rechtlichkeit, von Sitte, von Religion ist nicht heute noch in diesem Volke! Aber er wird dem dermaligen Systeme nicht widerstehen. In der Hauptstadt sowohl als in den Provinzen erscheint die Verläugnung jener Tugenden als sicheres Mittel, der Regierung den Hof zu machen. Die Franken nachäffen, in ihrer Gesellschaft die Nächte verschwelgen, das betrachtet der leichtsinnige Türke als sichere Belege seiner Anhänglichkeit für das neue System. Er stürzt sich in alle Laster der Franken, aus Furcht, noch nicht genug den Türken abgeschüttelt zu haben. Das Volk bleibt diesem Taumel fremd, und betrachtet denselben mit Kummer und Schmerz, und selbst diejenigen, die so tief sinken, haben in ihren Zügen noch etwas, das ihren Verfall verdammt. Die Religion führt sie noch von Zeit zu Zeit zu ihrem besseren Selbst zurück, zu jener Schätzung der Tugend, die ihrem Unschuldstande angehört. Aber dies Band muß nach und nach lockerer werden und reißen; dann aber wird die Welt das Beyspiel der traurigen Entartung sehen, die aus der Vermählung der Jugendkraft mit den Lastern abgelebter Jahre entspringt. A. P.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

Jahrbücher der Literatur.

Sechzigster Band.

1832.

I. R. A. a.

Oktober. November. Dezember.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.



Inhalt des sechzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LX.



Jahrbücher der Literatur.

Oktober, November, Dezember 1832.

Art. I. **Hesiodi carmina. Recensuit et commentariis instruxit Carolus Goettlingius. Gothae et Erfordiae sumtibus Guil. Hennings. 1831. XLIV** und 261 S. 8., nebst 2 Windtafeln. Auch unter dem Titel: **Bibliotheca Graeca etc., curantibus Fr. Jacobs et V. Chr. Fr. Rost. Poetarum vol. V.**

(Schluß.)

Wir kommen zu den von dem ganzen Alterthume für ächt anerkannten *Ἔργοις*, einem Gedichte, das in aller Rücksicht weit mehr Schwierigkeiten darbietet, als die beyden andern. Es ist bekannt, daß die zehn ersten Verse nicht zu dem Gedichte selbst gehören, und nicht auf den bleyernen Tafeln standen, auf welchen das Gedicht am Helikon aufbewahrt wurde. Sie sind eins der willkürlichen Proömien, die der Sänger dem Vortrage des Gedichts vorausschickte. Hr. G. meint, sie seyen aus einem Hymnus auf den Jupiter genommen. Zu dieser Hypothese ist man nicht berechtiget, da die kleinen Homerischen Hymnen deutlich zeigen, daß es die Gewohnheit der Dichter war, mit einer Anrede an einen Gott dem vorzutragenden Gedichte zu präludiren. Was die Behandlung dieser Verse betrifft, kann Rec. nicht umhin, in mehreren Stücken zu widersprechen. Die Verbindung von *Μοῦσαι Πιερίηθεν*, wie *Οἴηθεν*, *Ἀλωπεκῆθεν* gesagt wird, würde einem Griechen im höchsten Grade prosaisch geklungen haben, und nur ein Dichter, der die Musen hätte ins Lächerliche parodiren wollen, durfte sich dieser Redensart bedienen. Aber es ist *Πιερίηθεν* auch nicht, wie Spohn wollte, mit *δεῦτε* zu verbinden, sondern, wie es die einfache Stellung der Worte verlangt, mit *ἀοιδῆσιν κλείουσαι*. Das zeigt schon das Homerische *Ζεῦ πάτερ Ἴδηθεν μεδέων*.

V. 2 hätte für *δεῦτε Δί'* Eustathius p. 1809, 13 angeführt werden können, der ausdrücklich von dieser Lesart spricht.

V. 3, 4 hat Hr. G. so interpungirt:

ὅντε διὰ βροτοὶ ἄνδρες ὁμῶς ἄφατοί τε φατοί τε.
ῥητοί τ' ἄρρητοί τε Διὸς μεγάλοιο ἕκητι.

Er findet eine gewisse Kraft in dieser Wiederholung, und meint, wie *ῥητοί τ' ἄρρητοί τε* sich zu *ἄφατοί τε φατοί τε* verhalte, so sey *Διὸς μεγάλοιο ἕκητι* dem *ὅντε διὰ* entgegengesetzt. So künstlich und rhetorisch spricht die einfache epische Sprache nicht. In der Wiederholung, die nicht mit denselben Worten gemacht wird, liegt gar keine Kraft, sondern sie ist vielmehr nichts, als eine

recht gemächliche Ausführlichkeit, wodurch eine Sache noch mehr erläutert wird. S. was Ruhnkenius, sein früheres Urtheil über dergleichen Stellen berichtigend, in gereifterem Alter schrieb, Epist. crit. p. 56 (116).

V. 10 ist sehr mit Unrecht eingeklammert worden. Hr. G. hält ihn für einen Zusatz, den jemand gemacht habe, um das Proömium mit dem Gedichte in Verbindung zu bringen. Der Vers, meint er, sey abgeschmackt, indem es lächerlich sey, daß der Dichter sich dem Jupiter gegenüber stelle. Das ist allerdings richtig, wenn man τύνη, wie gewöhnlich geschehen ist, und es auch das Etym. M. p. 314, 43 thut, zu dem Vorhergehenden zieht. Aber das ist Fehler der Interpreten, nicht des Dichters. Denn das τύνη, Μουσάων ἀρχώμεθα in der Theogonie V. 36 hätte lehren können, daß τύνη bey dem Hesiodus ungefähr so viel sagen wolle, als ἀλλ' ἄγε. Folglich wenn man, wie der Dichter that, τύνη mit dem Folgenden verbindet: τύνη, ἐγὼ δέ κε Πέρσῃ ἐτήτυμα μυθησαίμην, fällt das Abgeschmackte weg. Auch ist der Vers ganz unentbehrlich, weil sonst das Proömium in gar keinem Zusammenhange mit dem Gedichte stände

V. 18, 19 hat Hr. G. mit einigen ältern und neuern Auslegern die Worte so verbunden: αἰθέρι ναίων γαίης τ' ἐν ῥίζῃσι καὶ ἀνδράσι. Dieser Gedanke, Jupiter wohne in dem Aether, in der Erde, in den Menschen, ist orphisch und christlich. Hesiodus hat an so etwas nicht gedacht, und die ganze Rede verlangt schon ihrer Natur nach, daß, wie gewöhnlich, Κρονίδης ὑψίζυγος, αἰθέρι ναίων die epitheta ornantia seyen, θῆκε δέ μιν aber mit γαίης τ' ἐν ῥίζῃσι καὶ ἀνδράσι verbunden werde. Wenn Hr. G. zu dieser Verbindung sagt: ita quid sibi velit θῆκέ μιν ἐν γαίης ῥίζῃσι καὶ ἀνδράσι non intelligo; nam de νείκει Empedoclis minime hic cogitare licet: so kann doch wenigstens ἐν ἀνδράσι nicht dunkel seyn, da eben von dem Wetteifer der Menschen die Rede ist. Γαίης τ' ἐν ῥίζῃσι aber, was dem Sprachgebrauch zu Folge nur die Tiefen der Erde bedeuten kann, bezieht sich wohl kaum auf etwas anderes, als auf die Zeugungskraft der Erde, die jedes Jahr mit sich selbst wetteifernd, neue Früchte hervorbringt. Was Hr. G. von V. 18, 19 sagt: mihi postea additi videntur, kann auf keine Weise gebilligt werden. Denn so würde ja nicht nur aller Zusammenhang aufgehoben, sondern es würde gar von der bösen ἔρις das ausgesagt, was nur von der guten gelten kann.

V. 25, 26 scheinen Herrn Twesten späterer Zusatz. Hr. G., der sie gern anders wohin gesetzt hätte, nimmt sie für ein Sprüchwort, eine Ansicht, mit der er sich oft in diesem Gedichte hilft, die jedoch keinen Grund hat. Sentenzen sind an sich nicht Sprüch-

wörter, obwohl sie manchmal dazu werden können. Warum aber werden sie das? Doch eben, weil sie, eine einleuchtende Wahrheit enthaltend, irgend einmal von einem Manne, dessen Ansehen etwas galt, geschickt ausgesprochen wurden. Wenn nun dergleichen Sentenzen in einem Lehrgedichte an der rechten Stelle angebracht sind, warum sollen sie als Sprüchwörter dastehen, und nicht vielmehr als durch die Sache, von welcher gesprochen wird, herbeygeführte Sentenzen, die nachher zum Theil Sprüchwörter wurden? Hier würde sich der Zweifel leicht erledigt haben, wenn bedacht worden wäre, daß die Worte *ἀγαθὴ δ' ἔρις ἥδε βροτοῖσι* nur Parenthese sind. Dann hängt mit *ζηλοῖ δέ τε γείτονα γείτων* ganz natürlich *καὶ κεραμεὺς κεραμεῖ κοτέει* zusammen. Eher könnte man vermuthen, der dazwischen gesetzte Vers, *εἰς ἄφενον σπεύδοντ'· ἀγαθὴ δ' ἔρις ἥδε βροτοῖσιν*, sey später hinzugesetzt worden.

V. 35 über die Auslegung des *αὖθι* ist oben auf Veranlassung der Vorrede gesprochen worden.

V. 39. *οἳ τήνδε δίκην ἐθέλουσι δικάσσαι* erklärt Hr. G. qui huiusmodi litem, de patrimonio, libenter diiudicare solent. Aber *δίκη* bedeutet in der alten Sprache nicht die Streitsache, den Prozeß, sondern das Recht. Der Sinn ist daher: »denen dieses Recht zu sprechen beliebt,« d. h. so ungerechtes. Eben so steht *τήνδε δίκην* V. 247, 267.

V. 41. Wenn Hr. G. sagt: Haec cohaerere cum sequentibus mihi non persuadet Welckerus Tril. Aesch. p. 73, so ist das zu kurz ausgedrückt, als daß man seine Ansicht errathen könnte. Herr Welcker sagt dort, der Sinn scheine zu seyn: »Thor, wer nicht weiß, sich zu begnügen, und nicht erkennt, wie viel im jetzigen harten Leben auch Malve und Asphodelos werth sind; denn die arbeitlose Zeit des Ueberflusses ist ja vorüber.« Hr. G. meint, V. 42 — 46 hänge eng zusammen mit V. 11 — 24, und hält alles, was dazwischen steht, für moralische Sprüchwörter. Hier vermißt man nun gar sehr eine bestimmte und feste Ansicht von dem ganzen Gedichte. Ließe sich nachweisen, daß dasselbe aus lauter Bruchstücken bestände, so möchte die Annahme solcher Sprüchwörter noch allenfalls gestattet werden können. Aber da sich das nicht erweisen läßt, so ist man zu einer solchen Hypothese nicht berechtigt, sondern muß zuerst als das Natürlichste annehmen, daß ein Zusammenhang der Gedanken, wie sie uns gegeben sind, Statt haben werde. Diesen Zusammenhang zu finden und richtig darzustellen, das ist gerade der schwerste Punkt in diesem Gedichte, dessen Rede, wie im familiären Gespräche, nicht an eine systematische Ordnung gebunden ist, sondern durch eine subjective Gedankenfolge bestimmt

wird. Nun aber hängt hier dem Inhalte nach alles vollkommen richtig zusammen. Hesiodus, der seinen arbeitscheuen und eigennützigen Bruder auf den rechten Weg führen will, sagt: »es gibt einen zwiefachen Streit, einen bösen und einen guten. Das beherzige, und bedenke, daß ich mich nicht zum zweyten Male, wie bey der Erbschaftstheilung, werde bevortheilen lassen: sondern wir wollen lieber die Sache gleich ausmachen, nicht durch Richter, die solches Recht zu sprechen für gut finden; die Thoren, die nicht wissen, daß auch die Hälfte, gut angewendet, besser ist als das Ganze. Denn die Götter haben den Menschen die Mittel zum Leben versteckt. Sonst könnte jemand in einem Tage den Bedarf des ganzen Jahres erwerben, und dann müßig gehen; sogleich könnte er das Ruder aufhängen, und die Arbeit der Stiere und Mäuler wäre unnütz.« Bloß in der Form könnte man etwas unzusammenhängendes finden, weil V. 45 keine Copula hat. Allein das αἶψα vertritt hier die Stelle der Verbindungspartikel. Dieses αἶψα haben die Bücher des Hesiodus und einige Schriftsteller, welche diese Verse anführen. Eben diese Kraft hat αὐτίκα, das statt αἶψά κε bey dem Scholiasten des Aristophanes zu den Vögeln V. 712 steht. Nicht übel ist die Verbindung durch ἔνθα κε bey demselben Scholiasten zu den Acharnern V. 258.

V. 44 steht zwar ohne Variante ὥστε σε κεἰς ἐνιαυτὸν ἔχειν. Doch ist das entweder ein Fehler der Abschreiber statt ὥστε κέ σ', wie es die Regel verlangt (s. V. 307, 340) oder eine durch Hinzufügung des unnöthigen Pronomens entstandene Verderbung einer der epischen Sprache angemessenen Schreibart ὥστε καὶ εἰς ἐνιαυτὸν ἔχειν καὶ ἀεργὸν ἐόντα.

V. 56 hat Hr. G. recht gethan, nicht σφὶν δ' αὐτοῖς μέγα πῆμα aufzunehmen, was auf Schäfers Empfehlung zum Gregor. Cor. p. 470 die Spohnische und Dindorfische Ausgabe haben. Die Worte des Apollonius von σφίν. ὑπὸ γὰρ Ἡσιόδου ἐν ἀρχῇ τεθεῖσα εὐλόγως ὠρθοτονήθη ἐν τρίτῳ, σφὶν δ' αὐτοῖς μέγα πῆμα, zeigen unzweydeutig, daß die Stelle aus dem dritten Buche der Eöen genommen ist. Denn was Hr. G. glaubt, ἐν τρίτῳ bedeute ἐν τρίτῳ προσώπῳ, ist unmöglich, da σφὶν nicht nur keiner andern als der dritten Person angehört, sondern auch, selbst wenn es von der ersten oder zweyten Person gebraucht werden könnte, auf die Person gar nichts ankam.

V. 63. Die vorhandene Lesart, die καλὸν mit kurzem α gegen die Regel der alten Epiker gibt, ist wohl bloß daher entstanden, daß ein Metriker den Vers corrigirte, nachdem in alter Zeit ein Abschreiber, wie so häufig geschehen, gleichbedeutende Worte

vertauscht, und anstatt παρθενικῆς εἶδος πολυήρατον zu schreiben, ἐπήρατον gesetzt hatte.

V. 64 hätte zu διδασκῆσαι die Bestätigung des Eustathius p. 1715, 53 angeführt werden können.

V. 72. Daß in der Erzählung von der Pandora einige der Verse wiederkehren, die sich auch in der Theogonie finden, hat nichts Anstößiges. Sind beyde Gedichte von einem Verfasser, so wiederholte er sich; sind sie von verschiedenen, so benutzte einer den andern. Man kann daher mit Recht nur das auswerfen, was, weil es unangemessen ist, sich als eine vergleichende Randanmerkung verräth. Das ist aber hier bloß V. 72, der entweder aus der Theogonie zu dem dasselbe sagenden 76sten Verse als Parallelstelle angemerkt, oder von einem andern Rhapsoden statt dieses Verses gesetzt wurde.

V 108. Sehr zu loben ist es, daß Hr. G. den Vers: ὡς ὁμόθεν γεγάασι θεοὶ θνητοί τ' ἄνθρωποι, nicht, wie die frühern Herausgeber, mit dem Folgenden verbunden hat. Er hätte noch hinzufügen können, daß das schon die Sprache verbietet, die in diesem Falle das Plusquamperfect verlangen würde. Die drey Verse 106 — 108 sind eingeklammert als Zusatz dessen, der das Stück von den Menschenaltern eingeflochten habe: nam ὁμόθεν γεγάασι, sagt Hr. G., pertinet ad cognationem, ut hymn. Hom. Ven. 135. Sed hanc non fuisse sententiam antiquioris poetae patet ex ποίησαν v. 110 quod est *efformarunt* (Effermare ist von den Römern nicht gebraucht worden). Ὁμόθεν γεγονέναι, εἶναι kommt häufig vor, und bedeutet allerdings von gleichem Ursprung seyn. Wie aber konnte auch ein neuerer Dichter sich dieser Redensart hier bedienen, wenn er nun die derselben widersprechenden Verse des Hesiodus folgen ließ? Selbst wenn kein Widerspruch Statt fände, würde der Vers sehr schleppend an die beyden vorhergehenden angehängt seyn: da er aber offenbar mit der gleich folgenden Erzählung im Widerspruch steht, kann er weder vom Hesiodus selbst, noch von einem Interpolator, wenn anders einem solchen, wozu kein zureichender Grund vorhanden ist, die beyden vorhergehenden Verse zugeschrieben werden, an dieser Stelle, die er einnimmt, gemacht seyn. Er muß folglich in jedem Falle hier weichen: wohin er gehöre, wird bald angegeben werden. Der Gedanke des Herausgebers, daß die Benennung der Menschenalter von Metallen darum gewählt sey, weil die aufgehende Sonne zuerst Kolchis, das Goldland, dann die Chalyber, ὅθι τ' ἀργύρου ἐστὶ γενέθλη, darauf Europa, das Land des Erzes, berühre; das eiserne Geschlecht aber nicht, wie die übrigen, von dem Metalle den Namen habe, sondern durch σιδήρεον bloß hart bezeichnet werde,

ist nicht nur in sich selbst inconsequent, sondern auch so weit hergeholt, so unnatürlich und spitzfindig, daß sicherlich Niemand dieser Meinung beytreten wird.

V. 111 ist in Klammern eingeschlossen, weil Hr. G. ihn nicht für ächt hält. Den Grund dieser Vermuthung hätte er um so mehr angeben sollen, da man ihn nicht nur nicht errathen kann, sondern auch Diodor V. 66 eben um dieses Verses willen die Stelle anführt.

Zur Bequemlichkeit der Leser möge hier bemerkt werden, daß Rec. in dem Folgenden überall der Verszahl des Hrn. G. folgt, dessen Ausgabe, weil V. 120 aus dem Diodor und V. 169 aus Handschriften aufgenommen ist, von V. 120 bis 169 einen, von 170 bis zu Ende zwey Verse mehr zählt, als die früheren Ausgaben.

V. 160. Bey dem Homer kommt *ἡμιθέων γένος ἀνδρῶν* nur ein einziges Mal vor, Iliad. XII. 23, wo die Scholiasten sagen: *οὐδέποτε τοὺς σὺν Ἀγαμέμνονι ἡμιθέους ὠνόμασεν· ἆρα οὖν τοὺς σὺν Ἡρακλεῖ φησίν; ἢ καὶ τοῦτο πρὸς αὔξησιν τοῦ πάθους.* Hierher gehört der oben nicht an der rechten Stelle stehende 108te Vers:

ἀνδρῶν ἡρώων θεῖον γένος, οἳ καλέονται
ἡμίθεοι προτερῇ γενεῇ κατ' ἀπείρονα γαῖαν,
ὡς ὁμόθεν γεγάασι, θεοὶ θνητοί τ' ἄνθρωποι.

Ὁμόθεν ist zu verstehen *τοῖς θεοῖς καὶ τοῖς ἀνθρώποις*: so wie sie mit ihnen (den Göttern und Menschen) gemeinsamen Ursprung haben, sind sie auch zugleich Götter und sterbliche Menschen.

V. 161 ff. ist nichts über die unwahrscheinliche und der epischen Rede wenig angemessene Kürze und Härte in folgenden Versen gesagt:

καὶ τοὺς μὲν πόλεμός τε κακὸς καὶ φύλοπις αἰνὴ,
τοὺς μὲν ἐφ' ἑπταπύλῳ Θήβῃ, Καδμηΐδι γαίῃ,
ὤλεσε μαρναμένους μήλων ἕνεκ' Οἰδιπόδαο,
τοὺς δὲ καὶ ἐν νήεσσιν ὑπὲρ μέγα λαῖτμα θαλάσσης
ἐς Τροίην ἀγαγὼν Ἑλένης ἕνεκ' ἠϋκόμοιο.

Ὤλεσε kann zwar zu dem letztern Satze leicht aus dem Vorhergehenden hinzugedacht werden: aber sollte auch von dem Kriege *ἐς Τροίην ἀγαγὼν* gesagt worden seyn? Das ist höchst unwahrscheinlich, und man würde doch eher erwarten müssen: *ἐς Τροίην ἀγαγὼν Ἑλένης πόσις ἠϋκόμοιο.* Dann könnte, obwohl immer noch mit einiger Härte, das zu verstehende ὤλεσε durch den Vers, welcher folgt, ergänzt seyn:

ἔνθ' ἤτοι τοὺς μὲν θανάτου τέλος ἀμφεκάλυψεν.

Indessen müßte doch ein alter Epiker ziemlich ungeschickt gewesen seyn, der nicht gefühlt hätte, daß der Rede zur Abrundung noch

ein Vers fehle, den ja die Sache selbst sehr leicht darbot: τοὺς δὲ καὶ ἐν νήεσσιν ὑπὲρ μέγα λαῖτμα θαλάσσης ἐς Τροίην ἀγαγὼν Ἑλένης ἕνεκ' ἠϋκόμοιο Ἑλλάδι κῦδος ἔθηκεν ἄναξ ἀνδρῶν Ἀγαμέμνων. ἔνθ' ἤτοι τοὺς μὲν θανάτου τέλος ἀμφεκάλυψεν.

179. Die Worte ἀλλ' ἔμπης καὶ τοῖσι μεμίξεται ἐσθλὰ κακοῖσι können schon an sich nicht bedeuten, was Hr. G. will, magna fiet confusio, summa imis miscebuntur, mala bonis, noch weniger aber wegen des dieser Erklärung widersprechenden ἀλλ' ἔμπης. Vielmehr will Hesiodus nicht gerade alles Gute diesem Geschlechte, zu dem er ja selbst gehört, absprechen. Das leuchtet noch mehr ein, wenn man bedenkt, daß sowohl der Analogie nach, als weil in den folgenden Versen durchaus das Futurum gebraucht ist, die Beschreibung des eisernen Geschlechtes mit dem Verse εὖτ' ἂν γενόμενοι πολιοκρόταφοι τελέθωσιν, über dessen Sinn oben zu Theog. V. 280 gesprochen worden, beschlossen werden muß. Daraus erhellt, daß nach diesem Verse etwas ausgefallen seyn muß, indem nun offenbar für die Zukunft eine noch schlechtere Zeit, und ein grundlos verdorbenes Geschlecht prophezeyt wird.

V. 191 wünschte Rec. nicht seine Anmerkung zum Viger p. 895 zu Vertheidigung der Behauptung, daß ὕβριν von ῥεκτῆρα regiert werde, angeführt zu sehen, indem ihm diese Stelle so zu erklären nicht beygekommen seyn würde. Für den Hesiodus ist diese Construction, zumal in Verbindung mit dem Genitiv, κακῶν ῥεκτῆρα καὶ ὕβριν ἀνέρα, viel zu gekünstelt. Auf eine bequemere Weise deutet Lobeck zum Ajax S. 284 an, daß ὕβριν für ὕβριν ὄντα genommen werden könne. Hierzu hätten die Anmerkungen zum Viger p. 932 f. angeführt werden können.

V. 198, 199 kann an φαρέεσσι, da die Epiker sonst φᾶρος mit langem α sagen, und an ἴτον, da viele Codices und einige der diese Stelle anführenden Grammatiker ἴτην haben, die Dualformen aber sehr schwankend sind, gezweifelt werden.

V. 202. νῦν δ' αἶνον βασιλεῦσιν ἐρέω φρονέουσι καὶ αὐτοῖς, und V. 210, 211 ἄφρων δ', ὅς κ' ἐθέλῃ πρὸς κρείσσονας ἀντιφερίζειν. νίκης τε στέρεται πρός τ' αἴσχεσιν ἄλγεα πάσχει, hat Hr. G. eingeklammert, den ersteren, weil er später zur Verbindung der Theile hinzugesetzt sey; die anderen beyden, die Aristarch obelisirte, den Tzetzes gut widerlegt hat, weil sie zu der gnomischen Poesie, wie V. 25, 26 gehören; δ' sey eingeschoben, und die Verse gehören nicht an diese Stelle. Diese Urtheile sind nicht begründet, und beruhen auf einer willkürlichen, nicht nur nicht erwiesenen oder erörterten, sondern auch überhaupt höchst unglaublichen Ansicht, nach welcher das Hesiodische Gedicht entweder aus lauter nach und nach zusammengetragenen

Bruchstücken, oder aus einzelnen, unverbundenen Sentenzen bestehen müßte. Aber selbst in dieser Ansicht findet man keine Consequenz beobachtet; sonst müßte z. B. auch V. 265, 266 eingeklammert seyn. Nichts berechtigt zu diesen Behauptungen.

V. 213. Ueber ἄϊε ist Bachmann nachzusehen zu Lykophron V. 461.

V. 256. ἡ δέ τε παρθένος ἐστὶ Δίκη kann nicht bedeuten, atque praeter hos est etiam Iustitia, sondern, wie schon die Wortstellung zeigt, ist der Sinn ἡ δὲ, Δίκη, παρθένος ἐστί: »sie aber, die Gerechtigkeit, ist keusch und rein.«

V. 287 wird von den Worten τὴν μέν τοι κακότητα καὶ ἰλαδὸν ἔστιν ἑλέσθαι folgende Erklärung geben: si vitio potiri vis, facilis est aditus neque opus est ut solus vitii viam ineas, sed multos habebis socios comissationum amantes, weil ἶλαι comissationum antiquae sodalitates seyen, was Pindars εὔφρονες ἶλαι beweisen sollen. Aber diese Bedeutung ist geradezu von Hrn. G. erfunden, und das Wort hat weder bey Pindar, noch irgendwo diese Bedeutung. Hesiodus hat eben so wenig an comissationes gedacht oder denken können, als Homer, indem er Iliad. II 93 sagte: ἐστιχόωντο ἰλαδὸν εἰς ἀγορήν. Das Wort bedeutet haufenweise, und es ist kaum begreiflich, wie Hr. G. den so ganz klaren und von jedermann richtig aufgefaßten Sinn der Stelle so verdrehen konnte.

V. 314 hat Hr. G. so interpungirt, δαίμονι δ', οἷος ἔησθα, τὸ ἐργάζεσθαι ἄμεινον, und nimmt, seiner Neigung zu sonderbaren Etymologien nachgebend, δαίμονι in der von Plato und anderen gefabelten Bedeutung für δαήμονι, so daß der Sinn der Stelle sey: quapropter satius est homini prudenti, qualis olim tu fuisti, antequam alienarum rerum cupidus eras (antequam lite metum agebas), laborare atque ita divitias, iustas tibi parare. Das ist geradezu unmöglich. In der Spohnischen und Dindorfischen Ausgabe ist Schäfers Emendation aufgenommen, δαίμονι δ' ἶσος ἔησθα· τῷ ἐργάζεσθαι ἄμεινον. Diese Emendation hat auf den ersten Anblick einen sehr günstigen Schein, der sich jedoch bey näherer Betrachtung verliert. Erstens können die Worte nicht bedeuten deo similis es, wie Spohn angibt. Denn wenn auch wohl eine Aeolische Form εἶσθα gerechtfertigt werden könnte, so kann es doch ἔεισθα nicht; noch weniger aber kann ἔησθα Präsens seyn, ungerechnet, daß hier gar das Futurum stehen sollte. Zweytens ist es sehr problematisch, ob δαίμονι ἶσος vom Glücke gesagt werden könne, wie V. 112 ὥστε θεοὶ ἔζωον. Homer wenigstens gebraucht die Vergleichung δαίμονι ἶσος nie anders, als von einem stürmischen Anlaufe. Drittens ist zweymal auf das Digamma keine Rücksicht genommen, und,

wenn auch δ' ἶσος sich vertheidigen ließe, würde doch das kurze τῷ vor ἐργάζεσθαι sehr anstößig seyn, obwohl dieses τῷ an sich richtig zu seyn scheint. Wollte man daher ja diese Conjectur vertheidigen, so müßte man, weil die Lesart der Aldine V. 312 τάχα σε ζηλώσει κἀεργός auf τάχα κε ζηλῶσαι· ἀεργός zu schließen erlaubt, dieses annehmen, und dann lesen δαίμονι δ' ἶσος ἔοις, welcher Optativ Iliad. IX. 142, 284 vorkommt. Die Scholiasten haben die gewöhnliche Lesart den Worten nach richtig erklärt: »wie du auch immer an Glücksumständen beschaffen seyn magst, so ist Arbeiten das Bessere.« Dem Zusammenhange und der ganzen Absicht des Dichters nach scheint das doch aber nicht das Rechte zu seyn, sondern vielmehr:

> δαίμων δ', οἷος ἔῃς· τῷ ἐργάζεσθαι ἄμεινον,
> εἴ κεν ἀπ' ἀλλοτρίων κτεάνων ἀεσίφρονα θυμὸν
> εἰς ἔργον τρέψας μελετᾷς βίον, ὥς σε κελεύω.

d. i. δαίμων τοῖός ἐστιν, οἷος ἔῃς.

V. 317 wird bey den Worten αἰδὼς δ' οὐκ ἀγαθὴ κεχρημένον ἄνδρα κομίζει Spohn getadelt, der ἀγαθὴ statt Adverbium nahm, da hingegen Hr. G. die nicht gute Schaam genannt wissen will. Allein V. 500 heißt es: ἐλπὶς δ' οὐκ ἀγαθὴ κεχρημένον ἄνδρα κομίζει, wo man diese Erklärung nicht anwenden kann. Folglich hatte entweder Spohn recht, oder es ist an beyden Stellen κομίζειν zu lesen, was das Natürlichste wäre. Doch geben das weder die Handschriften, noch in der ersten Stelle Suidas, in der zweyten Stobäus.

V. 320. χρήματα δ' οὐχ ἁρπακτά· θεόσδοτα πολλὸν ἀμείνω. non sunt rapiendae. Dieß müßte ἁρπακτέα heißen. Es ist nach ἁρπακτὰ nur ein Komma zu setzen: denn anstatt zu sagen: χρήματα δ' οὐχ' ἁρπακτά, ἀλλὰ θεόσδοτα ἀγαθά ἐστι, ist bloß der letzte Satz etwas abgeändert, aber der Begriff, der darin enthalten ist, bezieht sich auf das οὐχ. »Nicht geraubte Güter, von Gott geschenkte sind viel besser.«

V. 325 sollte ῥεῖά τέ μιν der andern Lesart ῥεῖα δέ μιν vorgezogen seyn.

V. 329 in den Versen:

> ὅς τε κασιγνήτοιο ἑοῦ ἀνὰ δέμνια βαίνῃ
> κρυπταδίης εὐνῆς ἀλόχου, παρακαίρια ῥέζων,

versteht Hr. G. nach Art der heiligen Schrift unter dem Bruder den Nächsten. Daran ist nicht zu denken. Hesiodus hat es überall mit seinem Bruder zu thun, und wahrscheinlich treffen alle hier aufgehäuften Vorwürfe ganz besonders diesen Perses. Ferner soll ἕνεκα zu κρυπταδίης εὐνῆς verstanden werden, quod admodum familiare est epicorum poetarum supplementum.

In solcher Construction möchte sich dazu nicht wohl ein Beyspiel finden lassen. Warum sollte man nicht ganz natürlich construiren ἀνὰ δέμνια κρυπταδίης εὐνῆς ἀλόχου κασιγνήτοιο ἑοῦ? Nach V. 332 sollte übrigens ein Punkt stehen. Denn alles hängt von ἶσον V. 327 ab, und mit τῷ δ' ἤτοι V. 333 fängt ein neuer Satz an.

V. 338 sähe man lieber die den Epikern gewöhnliche Form σπονδῇς θυέεσσί τε, als die andere Lesart σπονδῇσι θύεσσί τε aufgenommen, wogegen, wie oben bemerkt wurde, V. 198 φάρεσσι wohl besser als φαρέεσσι wäre. Ein Versehen ist; Pro δὲ Dind. δή. Umgekehrt, nicht δή, sondern δὲ hat die Dindorfische Ausgabe, was das Richtige ist.

V. 341. Gut ist die Vermuthung, daß dieser hier unpassende Vers nach βιότου δὲ τεὴν πιμπλῆσι καλιὴν V. 301 zu setzen sey.

V. 347. ἔμμορέ τοι τιμῆς, ὅστ' ἔμμορε γείτονος ἐσθλοῦ. Τιμὴ est praemium a diis honoris causa datum. Keineswegs, sondern Werth. Dazu paßt, was Hr. G. aus dem Proklus anführt, daß Themistokles bey dem Feilbieten eines Grundstücks habe ausrufen lassen, es habe einen guten Nachbar.

V. 351 wird mit Unrecht Buttmanns Erklärung ἄρκιον als zu künstlich getadelt, da sie vielmehr ganz natürlich, nothwendig, und durch den Gebrauch bestätigt ist. Der Sinn der Stelle ist: »gib dem Nachbar das Geborgte richtig und reichlich wieder, damit dir das Borgen auch für die Zukunft, wenn du etwas nöthig hast, gesichert ist.«

V. 357 war δώῃ aufzunehmen. Denn die beybehaltene Vulgata, so, wie Hr. G. mit der Spohnischen und Dindorfischen Ausgabe interpungirt hat: ὃς μὲν γάρ κεν ἀνὴρ ἐθέλων, ὅγε κἂν μέγα δοίη.: χαίρει τῷ δώρῳ καὶ τέρπεται ὃν κατὰ θυμόν, gibt den Sinn: »wer gern gibt, der gibt Großes: er freut sich dieses Geschenkes.« So nimmt es auch Hr. G., aber dann sollte ὃ δὲ geschrieben seyn. Und so mag wohl auch derjenige Dichter, der den folgenden Vers nicht setzte, geschrieben haben, dafern überhaupt angenommen werden kann, daß ein Dichter ihn nicht setzte, und δοίη schrieb. Wird aber dieser Vers gesetzt, so fehlt die Verbindungspartikel. Daher schrieb der Dichter, der ihn hinzufügte:

ὃς μὲν γάρ κεν ἀνὴρ ἐθέλων, ἔτι καὶ μέγα δώῃ,
χαίρει τῷ δώρῳ καὶ τέρπεται ὃν κατὰ θυμόν·
ὃς δέ κεν αὐτὸς ἕληται ἀναιδείηφι πιθήσας,
καί τε σμικρὸν ἐόν, τὸ δ' ἐπάχνωσεν φίλον ἦτορ.

Zu ὃς μὲν γάρ κεν ἀνὴρ ἐθέλων ist aus dem folgenden δώῃ zu verstehen: »wer gern gibt, freut sich, auch wenn er Großes gibt,

dieses Geschenkes: wer aber unverschämter Weise selbst nimmt, wenn es auch eine Wenigkeit ist, dem macht es böses Gewissen.« So erklärte diese Stelle mit andern Interpreten ganz richtig auch Spohn. Daher mußte die alte Interpunction beybehalten, das ungeschickte ὄγε mit der vorhandenen richtigen Lesart (s. Stobäus X. 16) vertauscht, das nicht epische κἂν in καὶ verwandelt, und in dem letzten dieser Verse das unrichtige τότ' nicht mit ein Paar Büchern in τογ', sondern in τὸ δ' verändert werden.

V. 361. Hier sollte statt der Optative geschrieben seyn:

εἰ γάρ κεν καὶ σμικρὸν ἐπὶ σμικρῷ κατάθηαι,
καὶ θάμα τοῦτ' ἔρδῃς, τάχα κεν μέγα καὶ τὸ γένοιτο·

dafern nicht der Dichter εἰ γὰρ καὶ σμικρόν περ schrieb, in welchem Falle die Optative καταθεῖο und ἔρδοις richtig sind.

V. 363. Ueber die hier zusammengestellten Lebensregeln scheint Hr. G. nicht richtig zu urtheilen: insbesondere kann nicht zugegeben werden, daß der Vers:

οἴκοι βέλτερον εἶναι, ἐπεὶ βλαβερὸν τὸ θύρηφι,

sich auf die Frauen beziehe. Nicht nur ist von diesen hier gar keine Andeutung zu finden, sondern das von Hrn. G. selbst angeführte Sprüchwort: οἴκοι μένειν δεῖ τὸν καλῶς εὐδαίμονα, zeigt ja, daß der Sinn sey: »es ist besser zu Hause für das Seinige zu sorgen: denn das Umherschweifen außer dem Hause bringt Schaden.«

V. 370. μισθὸς δ' ἀνδρὶ φίλῳ εἰρημένος ἄρκιος ἔστω. Auch hier widerspricht Hr. G. der Behauptung Buttmanns im Lexilogus II. p. 36 ganz mit Unrecht. Es ist unmöglich, daß dieser Vers bedeuten könne, was er angibt: Amicus contentus esto cum capite, de quo convenit, nolit praeterea etiam usurás flagitare. Denn μισθὸς εἰρημένος kann nichts anderes heißen, als der festgesetzte Lohn. Nur scheint Buttmann ἄρκιος von dem Festmachen zu verstehen: aber der Sinn ist vielmehr: »der ausgemachte Lohn werde sicher ausgezahlt.«

V. 383. In diesem Verse, in dem so viele Schriftsteller, die ihn anführen, die hergebrachte Form Ἀτλαγενέων bestätigen, hat Hr. G. aus einem einzigen Ambrosianischen Codex, nicht, wie er angibt, aus Med. 5, welches die älteste Handschrift ist, Ἀτλαγγενέων aufgenommen, und hält diese Schreibart für so begründet, daß er überall diesen Namen so schreibt. Nam flexisse Graecos Ἄτλας, Ἄτλα, sagt er, quod Tzetza voluit, non potest demonstrari nisi vocativo Ἄτλα. Atque ita exspectasses Ἀτληγενέων. Nun Ἀτληγενέων konnte er bey dem Scholiasten zu Iliad. XVIII. 486 finden; was aber Ἄτλας Ἄτλα anlangt, war ihm entgangen, was Chöroboskus in Bekkers

Anecd. p. 1182 anführt, daß die Dichter auch τοῦ Αἴα, τοῦ Δρύα sagen, wozu dieser Grammatiker Belege aus dem Alcäus, Αἴαν τὸν ἄριστον, und sogar aus dem Hesiodus selbst, ἣ δὲ Θόαν τέκεν υἱόν, beybringt, was in Hrn. Göttlings Ausgabe das 79ste Fragment ist. Daraus folgt, daß, wenn auch gewiß Aeschylus im Prometheus V. 428 nicht Ἄτλαν, was man in einer neuern Ausgabe liest, geschrieben hat, doch diese Form hinreichend begründet ist, um Ἀτλαγενὴς nicht in eine neue, dem Alterthume unbekannte Form umzuwandeln.

V. 398. Warum soll bey den Worten ἔργα, τά τ' ἀνθρώποισι θεοὶ διετεκμήραντο an die Ceres zu denken seyn, die den Triptolemus den Ackerbau gelehrt habe, da es weit natürlicher ist, in den Worten nur das zu finden, was sie sagen: »Die Werke, welche die Götter den Menschen bestimmt haben?«

V. 412 war in μελέτη δέ τοι ἔργον ὀφέλλει entweder δὲ mit Gaisford aus dem Scholiasten des Pindar zu streichen, oder richtiger wohl mit Bentley δέ τε hier und V. 409 zu schreiben. Ueberhaupt ist auf das Digamma viel zu wenig Rücksicht genommen.

V. 420. Aus der Andeutung in den Varianten ist ersichtlich, daß Hr. G. V. 420, 421 als Parenthese nahm. Allein τῆμος macht hier den Nachsatz, und das folgende τῆμος ἄρ' zieht nur eine Folgerung aus diesem Nachsatze.

V. 422. τῆμος ἄρ' ὑλοτομεῖν μεμνημένος ὥριον ἔργον. Mit Unrecht wird hier Spohn getadelt, daß er μεμνημένος durch bene memor praecepti nostri ausdrückte, was, wenn auch nicht völlig richtig, doch besser ist, als was Hr. G. verlangt, daß man dieses Participium mit ὥριον ἔργον verbinden solle. So würde der Grieche nicht geredet, sondern gesagt haben: μεμνημένος ὥριον εἶναι. Spohn folgte der im Ganzen richtigen Erklärung des Tzetzes: τότε ἄρα ὑλοτόμει τὸ ὥριον ἔργον μεμνημένος τῆς ἐμῆς δηλονότι παραινέσεως. Doch ist das Letztere nicht ganz richtig, indem das Participium zu dem Imperativ oder befehlenden Infinitiv gesetzt, so viel bedeutet, als μέμνησο ὑλοτομεῖν. Daß übrigens Tzetzes ὥριον ἔργον richtig von dem schlagbaren Holze verstanden hat, bestätigt sich durch die von Hrn. G. gar nicht erwähnte ächte Lesart ὥρια ἔργα, die sich in einigen Handschriften, auch in der Wittenberger, befindet.

V. 427. Befremdlich ist es, daß Hr. G. an den Worten πόλλ' ἔπι (so hat er statt ἐπὶ accentuirt) καμπύλα κᾶλα keinen Anstoß nahm, und ἔπι durch praeterea übersetzt. Erstens kann ἔπι, so gestellt, das gar nicht bedeuten; zweytens taugt der ganze Begriff des praeterea nichts, und verrückt den Sinn des Verses, welcher offenbar der ist: »vieles Holz ist krumm,

aber selten taugt eines zum Krümmel am Pfluge.« Daher ist πόλλ' ἐπικαμπύλα κᾶλα zu schreiben. Dieses Wort findet sich im Homerischen Hymnus des Merkur V. 90.

V. 428 Ἄρουρα hic est vallis. Das kann nicht zugegeben werden. Dem Berge kann man ja auch die Ebene entgegensetzen, und in der Ebene wachsen ja ebenfalls Bäume.

V. 431. Von dem Krümmel des Pflugs sagt der Dichter:

> πρίνινον· ὃς γὰρ βουσὶν ἀροῦν ὀχυρώτατός ἐστιν,
> εὖτ' ἂν Ἀθηναίης δμῶος, ἐν ἐλύματι πήξας,
> γόμφοισιν πελάσας προσαρήρεται ἱστοβοῆϊ.

Wenn hier Hr. G. das ἐν ελύματι πήξας nicht vom Einfügen des Krümmels in den Scharbaum, sondern von dem Befestigen des Pflugschars an den Scharbaum verstanden wissen will, so verlangt er etwas geradezu Unmögliches. Was nicht genannt. noch angedeutet ist, daran kann auch nicht gedacht werden. Ja was sogleich folgt, man soll zwey Pflüge haben, einen αὐτόγυον und einen πηκτόν, zeigt deutlich, daß das πήξας von dem Zusammenfügen der zwey Hölzer zu verstehen sey. Folglich ist auch irrig, und selbst den Worten des Dichters widersprechend, daß das αὐτόγυον V. 427 γύης genannt sey. Vielmehr ist ganz bestimmt und in eigentlicher Bedeutung mit γύης, wie eben aus den darauf folgenden Worten erhellt, der Krümmel allein gemeint, der in das ἔλυμα, den Scharbaum, eingefügt werden soll. Mithin vernichtet sich auch die aufgestellte Vermuthung, daß der Dichter statt δρυὸς ἔλυμα, γύης πρίνυ geschrieben habe: πρίνου ἔλυμα, δρυὸς δὲ γύην. Denn auf diese Weise würde er hier das Gegentheil des so eben Gesagten lehren. Das Argument, das Hr. G. von ἔνδρυον hernimmt, hält ebenfalls nicht Stand, indem es auf einer erdachten Bedeutung beruht, nach welcher dieses Wort eine Deichsel bezeichnen soll, da es doch nur einen Pflock bedeutet.

V. 438. Diesen Vers hat Hr. G eingeklammert, unstreitig weil er ihm eben dasselbe, was der vorhergehende Vers, zu sagen schien. Er bemerkt, daß er bey Suidas in ζυγομαχεῖν fehle. Er fehlt auch im Etym. Gud. p. 232, 45. Dagegen führt die ersten Worte der Scholiast zu Iliad. XIII. 484 an. Wegbleiben konnte er zwar: keineswegs aber ist er deßhalb für unächt zu halten. Denn was in den Büchern geschrieben ist, τῶ ἐργάζεσθαι ἀρίστω, konnte offenbar nicht von Hesiodus kommen: s. oben zu V. 314. Indessen bedarf es nur einiger Aufmerksamkeit, um einzusehen, daß die Stelle so lautete:

> βόε δ' ἐνναετήρω
> ἄρσενε κεκτῆσθαι, τῶν γὰρ σθένος οὐκ ἀλαπαδνόν,
> ἥβης μέτρον ἔχοντε, τὸ ἐργάζεσθαι ἄριστον.

V. 439, 443. Es dürfte nicht überflüssig gewesen seyn, wenn bey der Variante ἐρίσαντε ἐν αὔλακι in dem erstern dieser Verse, und bey dem vielleicht Manchem anstößigen Trochäus ἰθεῖαν αὔλακ' ἐλαύνοι in dem letztern, angemerkt worden wäre, daß αὖλαξ in der alten Sprache digammirt gewesen sey: woher auch κατὰ ὦλκα und εἰ ὦλκα bey Homer. Daraus läßt sich abnehmen, daß es eines Stammes mit βῶλος, und ἐριβῶλαξ so viel als ἐριαῦλαξ ist. Folglich sollte V. 439 ἐρίσαντ' ἐν αὔλακι stehen.

V. 448 ist nicht bemerkt, daß bey dem Scholiasten des Aratus zu V. 1010 γεράνων φωνῆς, und bald darauf ὀμβρινοῦ steht.

V. 456 sollte οὐδὲ τὸ οἶδε auch gegen alle Codices statt οὐδὲ τόγ' οἶδ' geschrieben seyn. Die Elision ist in der epischen Sprache hier selbst nach dem Verlöschen des Digamma anstößig.

V. 458 ist εὖτ' ἂν φανείη ein Solöcismus. Richtig setzte Spohn den Conjunctiv: ob dieser φανείῃ oder φανήῃ zu schreiben sey, mag gestritten werden. Hrn. G. findet man in diesem Punkte ungenau und inconsequent. Er hat θείῃ V. 556 gegeben, hier aber und V. 680 an φανείη, so wie V. 693 an ἀμαυρωθείη keinen Anstoß genommen (s. oben zu V. 361), eben so wenig, wie an εἴη V. 501, 577, 606.

V. 463 ist nichts über ἔτι κουφίζουσαν ἄρουραν bemerkt, das die Ausleger in neutraler Bedeutung nehmen. Κουφίζειν kommt bey dem Homer gar nicht, bey dem Hesiodus bloß hier vor: höchst unwahrscheinlich aber ist die neutrale Bedeutung, da sonst überall nur die active gefunden wird. Sollte daher nicht der Dichter gesagt haben:

νειὸν δὲ σπείρειν ἐπικουφίζουσαν ἄρουραν·

wobey die active Bedeutung bleibt, und der Sache nach dasselbe gesagt wird, indem der Accusativ τὸ σπείρειν zu verstehen ist.

V. 476 ist mit Andern auf Bruncks Vorgang βιότου αἰρεύμενον aus dem Etym. M. p. 38, 12 aufgenommen, eine Lesart, die, wenn sie überhaupt vertheidigt werden kann, doch an dem Etymologicum eine sehr unsichere Stütze hat, und einen erbärmlich matten Sinn gibt. Allerdings gibt die Vulgata βιότοιο ἐρεύμενον ein ganz unbekanntes Wort: indessen die Glosse ἐρευγόμενον, und die Lesart einiger Handschriften βιότου hätte auf ἠρευγμένον führen sollen. Der Glossator las ἐρεύγμενον, und so auch Tzetzes, dessen Anmerkung in dem Münchner Codex so lautet: ἐ ρ ε ύ μ ε ν ο ν. ἀντὶ τοῦ ἐρευγόμενον. ἀπὸ τῆς ἐρυγῆς τὴν ἀφθονίαν (der Codex hat ἀφωνίαν) τοῦ πλούτου ἐδήλωσε κατὰ μεταφορὰν ἀπὸ τοῦ στομάχου, ὃς ὅταν πολλῶν βρωμάτων πλησθῇ τὰς ἐρυγὰς ἐργάζεται.

V. 479. Die Form ἀρόης ist anstößig. Richtig würde ἀρό-

σῃς seyn, wie V. 485. Bemerkenswerth ist die Lesart des Wittenberger Codex ἀρόωs mit darüber geschriebenem η. Sie enthält das Wahre, den Optativ ἀρόῳς, der hier richtig gesetzt ist, weil nicht vorausgesetzt wird, daß jemand zu der angegebenen Zeit ackern werde.

V. 480. Was heißt ὀλίγον περὶ χειρὸς ἐέργων? Hr. G. schweigt, wie alle Ausleger, außer Tzetzes, dessen einfältige Erklärung περὶ χειρός· διὰ χειρός, das Fehlerhafte nur erst recht hervorhebt. Eben so was er in der Gaisfordischen Ausgabe sagt: μικρὸν χειρόβολον τῶν σταχύων τῇ σῇ χειρὶ κρατῶν. Wenn nicht ein anderer Fehler verborgen liegt, muß πέρι χειρὶ (oder χερσὶν) ἐέργων gelesen werden.

V. 491. Es wäre seltsam, wenn die Dichter des Verses wegen als Wunsch hätten ausdrücken müssen, was Vorschrift ist. Der Optativ μηδέ σε λήθοι scheint hier sehr unschicklich. Der Wittenberger Codex vereinigt ihn mit dem Conjunctiv so λήθηοι. Der Conjunctiv des Präsens scheint richtig zu seyn, da von einer stets Statt habenden Sache die Rede ist. Nicht gut würde den vermeintlichen Solöcismus wegbringen, wer μηδὲ λάθῃ σε schreiben wollte. Der Optativ läßt sich nicht mit ἐκ δ' ἀγγέων ἐλάσειας ἀράχνια V. 475 vertheidigen, was vielleicht Hr. G. zu thun geneigt scheinen könnte, da er dort vor diesen Worten die volle Interpunction gesetzt hat. Aber ἐλάσειας gehört zu ὧδε κεν νεύοιεν als Fortsetzung dieser Construction.

V. 493 hat Hr. G. accentuirt: πὰρ δ' ἴθι χάλκειον θῶκον· καὶ ἔπ' ἀλέα λέσχην. Er sagt: ἔπι hic est *praeterea, insuper, praeceteris.* Ἔπι, so gestellt, ist in dieser Bedeutung gänzlich ungriechisch, und selbst, wenn es das bedeuten könnte, würde es ein ganz matter und lästiger Zusatz seyn. Folglich, wenn auch die meisten Handschriften ἐπ' ἀλέα haben, und so auch bey dem Aristides steht, und gar ἐπ' ἀλέᾳ bey dem Eustathius p. 1849, 3, muß doch ἐπαλέα die richtige Lesart seyn, dafern nicht eine andere nachgewiesen werden kann. So würde z. B. dem Sinne πάρα δ' ἀλέα λέσχην angemessen seyn.

V. 484 ist ἀνέρα statt ἀνέρας zu schreiben, eine Lesart des Leidner Etym. M., die aus Gaisfords Anmerkung zum Scholiasten zu entnehmen war.

V. 495 sagt Hr. G.: Pro ὀφέλλῃ A., Med. 5, Vat. G. ὀφέλλει. Stribliginem non habet Ven. c. al. Aber ἔνθα κ' ἄοκνος ἀνὴρ μέγα οἶκον ὀφέλλῃ, wie er mit den Handschriften liest, ist ja auch eine striblіgo. Mit Recht nahm Gaisford von Brunck den Optativ an.

V. 519—521. Haec omnia digniora sunt sophistico aliquo poeta quam Hesiodo. Da in diesen Versen durchaus

nichts Witziges liegt, und sie vielmehr auch ganz besonders in den Worten καὶ διὰ παρθενικῆς ἁπαλόχροος οὐ διάησιν u. s. w., die nicht von einer erwachsenen Jungfrau, sondern von einem Mädchen, das noch Kind ist, zu verstehen sind, eine große Naivetät verrathen: so scheinen sie vielmehr ein Zeichen sehr hohen Alterthums zu seyn. Ueberhaupt trägt diese höchst malerische Beschreibung der Winterkälte dieses Gepräge. Betrachtet man, wie überall die treffendsten Merkmale herausgehoben sind, so fällt das νυχίη καταλέξεται ἔνδοθι οἴκου ἤματι χειμερίῳ auf, weniger wegen der Verbindung von νυχιή und ἤματι, die sich rechtfertigen ließe, als weil ἔνδοθι οἴκου ziemlich müßiger Zusatz ist, da schon δόμων ἔντοσθε vorausgeschickt worden. Daher ist nicht zu zweifeln, daß die andere Lesart, μυχίη, die richtige ist, wodurch sich nicht nur beyde Anstöße von selbst heben, sondern auch die Sicherheit vor der Kälte noch charakteristischer bezeichnet wird. Uebrigens zeigt καταλέξεται, was Conjunctiv ist, daß, wenn diese Verse und V. 520 von demselben Dichter sind, dort μίμνῃ zu schreiben ist, dafern überhaupt das Verbum gesetzt worden. Denn da der Wittenberger Codex ἤτε δόμων ἔντοσθεν μίμνει παρὰ μητέρι κεδνῇ gibt, so hat es vielleicht ohne Verbum geheißen: ἥτε δόμων ἔντοσθε φίλῃ παρὰ μητέρι κεδνῇ.

V. 522 ist im Texte εὖ τε statt εὗτε gesetzt, hoffentlich ein Druckfehler, da nichts darüber gesagt worden, obgleich einige Interpreten es beneque übersetzt haben, wodurch Spohn veranlaßt wurde, davor zu warnen.

V. 526. Correpte γὰρ syllaba ante οἱ, quod habet digamma, indicium est serioris aetatis; v. Herm. Orph. p. 780. Das ist nie des Rec.'n Meinung gewesen: vielmehr hat er dort erinnert, daß οὐδέ οἱ zu lesen, und die Worte mit den vorhergehenden zu verbinden sind, wodurch zugleich gewonnen wird, daß δείκνυ von ὅτε abhängt, und man nicht nöthig hat, dieses mit Hrn. G. als Präsens anzunehmen, was eine ganz ungebräuchliche Form seyn würde.

V. 527. κυανέων ἀνδρῶν δῆμόν τε πόλιν τε. Meroen innuit, Aethiopum metropolin, v. Herodot. II. 29, de qua nihil apud Homerum. Hesiodus wußte wohl eben so wenig von Meroe etwas, als Homer. Die Griechen tragen ihre Einrichtungen auch auf fremde Völker über, und die hier gebrauchte Formel gehört zu den stehenden Redensarten. Kann jemand sagen, wie die Stadt der Cimmerier beym Homer geheißen habe, von der er sagt: Κιμμερίων δῆμός τε πόλις τε?

V. 532. Brunck hatte Recht, wenn er an καὶ πᾶσιν ἐνὶ φρεσὶ τοῦτο μέμηλεν, οἳ σκέπα μαιόμενοι πυκινοὺς κευθμῶνας ἔχουσιν Anstoß nahm: aber er hätte sich begnügen sollen, οἳ

vorzuschlagen, und nicht ἔλωσιν hinzuzufügen. Mit bekannter Attraction ist οἶ gesagt für ἐκεῖσε, οὗ κευθμῶνας ἔχουσιν.

V. 533, 535. Nicht bloß Spohn, den Hr. G. nennt, sondern auch die alten Erklärer haben φοιτῶσιν auf die Thiere bezogen: und wenn die hergebrachte Lesart beybehalten wird, so ist das auch schlechterdings nothwendig. Nun aber hat allerdings Hr. G. Recht, wenn er die Vergleichung τρίποδι βροτῷ ἶσοι abgeschmackt findet. Aber entweder mußte er diese Abgeschmacktheit dem Dichter lassen, oder den Text corrigiren, wenn er wollte, daß von den Menschen die Rede wäre. Vossens Uebersetzung: Gleich sind auch die Menschen dem Dreyfuß, dem sich der Rücken verbog und das Haupt zum Boden herabschaut, hat er mißverstanden, wenn er glaubte, Voß hätte an einen leblosen Dreyfuß gedacht. Wahrscheinlich las Voß βροτοί, und nahm τρίποδι für eine Benennung des am Stabe sich forthelfenden Greises, was Hrn G. theils wegen der Bemerkungen, die er hier über diese, besonders in Böotien einheimische Metapher macht, theils wegen anderer, ähnlicher Bilder, die er in der Vorrede S. 15 zusammenstellt, am wenigsten hätte befremden sollen. Nun aber ist Vossens Emendation, wenn er, wie zu vermuthen ist, βροτοὶ gelesen hat, ganz richtig, genügt aber noch nicht. Denn es leuchtet ein, daß die Menschen hier nicht bloß genannt, sondern auch den Thieren entgegengesetzt werden müssen. Daher ist zu schreiben τοὶ δὲ τρίποδι βροτοὶ ἶσοι u. s. w.

V. 547. Βορέαο πεσόντος, i. e. ἐμπεσόντος, non: *cessante Borea*, quod voluit Spohnius. Spohn hatte Recht: denn πίπτειν kann nicht ἐμπίπτειν bedeuten, sondern πίπτει ὁ ἄνεμος heißt, der Wind legt sich: s. Odyss. XIX. 202. Die ganze Stelle hat den alten und neuen Erklärern viel Noth gemacht. Hr. G. scheint die Schwierigkeiten gar nicht bemerkt zu haben, und wenn er ἀὴρ πυροφόρος nubes fecunda, quae triticum procreat übersetzt, so hätte ihn diese ganz ungewöhnliche Metapher bedenklich machen sollen; wenn er aber hinzufügt: Ἀὴρ hic pro αὔρα, so widerspricht es, daß dasselbe Wort zugleich eine Wolke und auch Luft bedeuten soll. Die Unrichtigkeiten der Stelle sind folgende. Erstens, da Βορέαο πεσόντος nur heißen kann: wenn der Nordwind sich legt, so ist der Satz falsch, daß da der Morgen kalt sey: vielmehr ist er weniger kalt. Zweytens kann der Nebel (denn das ist ἀήρ) nicht πυροφόρος heißen. Drittens ist auch ἄλλοτε μὲν ὕει, ἄλλοτ' ἄησι falsch: denn der Nebel kann sich wohl in Regen ergießen, aber er wehet nicht. Viertens endlich ist die Rede am Ende mangelhaft, weil dem ὕει ποτὶ ἕσπερον der Gegensatz fehlt, was am Morgen ge-

schehe. Dieser Gegensatz ist aber vorhanden, wiewohl nicht an der rechten Stelle, V. 548. Aus allem diesen folgt, daß dieser Vers an den gehörigen Ort gestellt, und das Ganze so gelesen werden müsse:

ψυχρὴ γάρ τ' ἠὼς πέλεται. Βορέω δὲ πεσόντος
ἀὴρ πυροφόροις τέταται μακάρων ἐπὶ ἔργοις
ὅστε ἀρυσσάμενος ποταμῶν ἀπὸ αἰεναόντων,
ὑψοῦ ὑπὲρ γαίης ἀρθεὶς ἀνέμοιο θυέλλῃ,
ἄλλοτε μέν θ' ὕει ποτὶ ἕσπερον, ἄλλοτε δ' εἶσιν
ἠῶος γ' ἐπὶ γαῖαν ἀπ' οὐρανοῦ ἀστερόεντος.

»Wenn der Nordwind sich legt, verbreitet sich Nebel über die fruchttragenden Felder der Wohlhabenden, der aus den Flüssen schöpfend und vom Sturme emporgetragen bald am Abend sich in Regen auflöst, bald wenigstens gegen Morgen auf die Erde vom Himmel niedersteigt« Der nicht hierher gehörige 553ste Vers ist wohl eine Variation des 547sten Verses, der, in Verbindung mit diesem gesetzt, etwa so gelautet haben mag: ψυχρὴ γάρ τ' ἠὼς πέλεται δειλοῖσι βροτοῖσιν πυκνὰ Θρηϊκίου Βορέω νέφεα κλονέοντος.

V. 559 bedarf die rhythmisch harte, dem Sinne nicht angemessene, und noch überdieß unsichere Lesart einer Verbesserung. Es ist zu lesen:

τῆμος τὤμισυ βουσίν, ἐπ' ἀνέρι δὲ πλέον εἴη
ἁρμαλιῆς.

V. 561 — 563 sind, wie in andern Ausgaben, nach Plutarchs Urtheil als unächt eingeklammert. Ein zureichender Grund für dieses Urtheil scheint nicht vorhanden zu seyn. Denn an dem Sinne ist nichts auszusetzen, wenn der Dichter, nachdem er im Winter das Futter zu beschränken gerathen, hinzusetzt: »so wirst du die Tage des ganzen Jahres ausgleichen,« d. h. so kommt im Ganzen auf einen Tag des Jahres so viel Fütterung, als auf den andern. Ja wer die Verse noch mehr sichern wollte, könnte vermuthen, sie hätten ehemals mit den vorhergehenden eng zusammengehangen, wozu es nur der Hinzufügung eines einzigen Buchstabens bedürfte: μακραὶ γὰρ ἐπίῤῥοθοι εὐφρόναι εἰσὶ ταῦτα φυλασσομένοις, — ἰσοῦσθαι νύκτας τε καὶ ἤματα.

V. 590 ist in der Note aus Versehen μᾶζάν γε μεμαχότος statt μεμαχὼς aus Suidas angegeben. Es kann kein Zweifel seyn, daß das α kurz ist.

V. 591 — 595 hält Hr. G. für Verse eines andern Dichters. Aber da bloß die Worte ἔπι δ' αἴθοπα πινέμεν οἶνον ἐν σκιῇ ἑζόμενον, weil sie das schon Gesagte enthalten, zu Vermuthung einer Interpolation Anlaß geben können, so hätte Hr. G. seine Verdächtigung bloß auf diese Worte beschränken sollen. Denn

läßt man sie weg, und setzt in den folgenden Versen die Dative κεκορημένῳ und τρέψαντι statt der Accusative, so ist nichts dagegen, daß die ganze Stelle vom Hesiodus sey. Der Rhapsode aber, welcher die angegebenen Worte einschob, fand wahrscheinlich das harte πετραίη τε σκιῇ anstößig, und setzte daher V. 588 ἀλλὰ τότ' εἴη, schaltete den Gedanken des weggelassenen 589sten Verses nach ἐρίφων ein, und verwandelte die Dative und Accusative.

V. 596 hat Hr. G. zwar mit Recht das δ' weggelassen: er hätte noch bemerken können, daß es auch in den Handschriften und bey den Schriftstellern, die diesen Vers anführen, fehlt: aber befangen in seiner Meinung von einzelnen Sprüchwörtern und Lebensregeln, die in dem Hesiodischen Werke zusammengehäuft seyen, benutzte er diese Lesart nicht richtig. Der vorhergehende Vers:

κρήνης τ' αἰνάου καὶ ἀποῤῥύτου, ἥτ' ἀθόλωτος,

würde sehr Ueberflüssiges enthalten, wenn er bloß auf das Anschauen des Quelles bezogen würde. Vielmehr bezieht er sich auf den Gebrauch des Wassers, das rein seyn soll der Gesundheit wegen; und so verstanden die Worte Plutarch, Porphyrius, Athenäus. Der letztere XI. p. 782 A. führt sogar diesen Vers in Verbindung mit dem folgenden an, und Casaubonus las hier richtig, so wie die Vulgata in einer andern Stelle des Athenäus ist, τρεῖς, wodurch zugleich die metrische Unrichtigkeit beseitigt wird. Τρεῖς, nämlich μοίρας. Das τρὶς ist ein alter Irrthum, der sich auch in die Schriftsteller, welche den Vers citiren, verbreitet hat. Nun ist der Sinn richtig, und von εἴη hängen die verbundenen Verse ab:

κρήνης τ' αἰνάου καὶ ἀποῤῥύτου, ἥτ' ἀθόλωτος,
τρεῖς ὕδατος προχέειν, τὸ δὲ τέτρατον ἱέμεν οἴνου.

Ὕδατος ist wegen οἴνου hinzugesetzt: »aus einem reinen Quell drey Theile Wasser und den vierten Theil Wein«

V. 600. Die Anmerkung zu ἐν ἄγγεσιν, De ἐν pro εἰς apud Aeoles v. animadvers. ad Theog. 487, paßt nicht. Dort ist von dem Aeolischen ἐν mit dem Accusativ die Rede: wo aber ist hier ein Accusativ? wo überhaupt etwas Aeolisches?

V. 607. Hier konnte bemerkt seyn, daß ἐκηετανὸς viersylbig auch in dem Homerischen Hymnus des Merkur V. 113 vorkommt: bey dem Hesiodus es aber auch könne ursprünglich ἐκηετάν' geheißen haben.

V. 617 möchte schwerlich zu verdammen seyn. Wenn κλειὼν von den Alexandrinern öfters gebraucht worden, so beweist das

nicht, daß das Wort neu, sondern nur, daß es ein bey den Alten selten vorkommendes Wort ist.

V. 623. Auch diesen Vers für untergeschoben zu halten, damit er als Verbindung diene, ist nicht der mindeste Grund vorhanden. Ja er dient nicht einmal zu irgend einer Verbindung, so daß man fast vermuthen möchte, die ganze Anmerkung solle nicht zu diesem, sondern zu V. 618 gehören: εἰ δέ σε ναυτιλίης δυσπεμφέλου ἵμερος αἱρεῖ.

V. 624 hat sich Hr. G. sehr geirrt, wenn er zu λίθοισι sagt: εὐναῖς apud Homerum dictis. Homer nennt ja εὐνὰς Ankersteine, die statt des Ankers dienen, wenn das Schiff in See steht; Hesiodus aber spricht von Steinen, die um das auf das Trockene gezogene Schiff ringsher gelegt werden sollen, damit es vom Winde nicht umgerissen werde. Es ist zu verwundern, wie Hr. G. die klaren Worte νῆα δ' ἐπ' ἠπείρου ἐρύσαι übersehen konnte. Auch Herrn Wachsmuth geschieht in dieser Note Unrecht, der nicht sagte, noch sagen wollte, daß Homer das Wort ἄγκυρα, sondern nur, daß er die Sache, die bey ihm εὐναὶ heiße, gekannt habe.

V. 640. Hier spricht Hr. G. von Hesiodus als sicherem Verfasser dieser Stelle: gleichwohl hält er zu V. 633 von dort an alles bis V. 642, auf Herrn Twesten sich berufend, für untergeschoben. Warum sollen aber diese Verse von einem Böotier seyn, der den Hesiodus zu einem Askräer machen wollte? Da müßte man doch ganz gewiß wissen, daß Hesiodus nicht in Böotien geboren wäre. Und gleichwohl hält Hr. G. selbst in der Vorrede den Hesiodus für einen in Askra geborenen Böotier.

V. 646 — 662, welche Herr Twesten mit Ausnahme der beyden ersten für unächt erklärte, verwirft auch Hr. G. Wenn er aber sagt: Non esse Hesiodi persuasum erat Pausan. IX. 31. 3, ut ex eius verbis patet: so folgt das aus den Worten des Pausanias keineswegs, welche so lauten: ἐν δὲ τῷ Ἑλικῶνι καὶ ἄλλοι τρίποδες κεῖνται, καὶ ἀρχαιότατος, ὃν ἐν Χαλκίδι λαβεῖν τῇ ἐπ' Εὐρίπῳ λέγουσιν Ἡσίοδον νικήσαντα ᾠδῇ. Daraus kann doch nur geschlossen werden, daß Pausanias den alten Dreyfuß, den man vorzeigte, nicht ausgemacht für den von Hesiodus geschenkten hielt; nicht aber, daß ihm die jener Sage zum Grunde liegenden Verse, in denen der Dichter einen Dreyfuß geweihet zu haben versichert, unächt geschienen haben. Damit soll jedoch nicht behauptet werden, daß diese Stelle, und namentlich, was von der Schenkung des Dreyfußes gesagt wird, von Hesiodus sey. Ferner kann nicht zugegeben werden, daß die Worte V. 683 οὐ γὰρ ἐμῷ θυμῷ κεχαρισμένον ἐςίν mit V. 650 f. in Widerspruch stehen, weil sie beweisen, daß der Verfasser mehrmals das Meer

befahren habe. Sie beweisen das gar nicht. Denn erstens kann auch einer, der nur einmal zur See gewesen ist, besonders auf dem stürmischen Euripus, dadurch einen Widerwillen gegen Seefahrten bekommen; und zweytens sagt ja die Stelle etwas ganz anderes: sie sagt: »mir gefällt das zur See Gehen im Frühjahre nicht: es ist eine gefährliche Sache«

V. 647. Wenn δὲ, weil es durch die Bücher gesichert ist, beybehalten wurde, so hätte doch entweder angemerkt werden sollen, man müßte in den Worten *βούλῃαι δὲ χρέα τε προφυγεῖν* das *βούλῃαι* in zwey Sylben zusammenziehen; oder es war *τε* wegzustreichen, was das Bessere war.

V. 656. *παῖδες μεγαλήτορες*. V praefat. In der Vorrede kann Rec. nichts finden, was hierher gehörte. Man erwartet etwas über dieses nackte *παῖδες μεγαλήτορες*, was sehr den Verdacht der Interpolation anregt. Hesiodus sagte wohl *παῖδες μεγαλήτορος Ἀμφιδάμαντος*. Ein späterer Dichter mag das geändert, und die Sage von dem Siege hineingeflochten haben.

V 682 muß man sich wundern, daß auch Hr. G., wie andere Erklärer, die höchst anstößige Stelle mit Stillschweigen übergeht. Man liest hier:

> εἰαρινὸς δ' οὗτος πέλεται πλόος· οὔ μιν ἔγωγε
> αἴνημ'· οὐ γὰρ ἐμῷ θυμῷ κεχαρισμένος ἐστίν,
> ἁρπακτός· χαλεπῶς κε φύγοις κακόν· ἀλλά νυ καὶ τὰ
> ἄνθρωποι ῥέζουσιν ἀϊδρείῃσι νόοιο.
> χρήματα γὰρ ψυχὴ πέλεται δειλοῖσι βροτοῖσι

Erst V. 678 hatte der Dichter gesagt: *ἄλλος δ' εἰαρινὸς πέλεται πλόος ἀνθρώποισιν*. Wie abgeschmackt ist es daher, daß er nun hinzufügt: *εἰαρινὸς δ' οὗτος πέλεται πλόος*. Auch die folgenden abgebrochenen Sätze, und das allein dastehende, unklare *ἁρπακτὸς* geben keine gehörig zusammenhängende und verständliche Rede. Nun muß aber sogleich einleuchten, daß V. 682, 683 nur Variation von V. 678 sind, in welchen ein Ordner, der die Verse nicht weglassen wollte, das einfältige *οὗτος* setzte, weil er, da *ἄλλος* schon V. 678 stand, nicht *εἰαρινὸς δ' ἄλλος πέλεται πλόος* beybehalten konnte. Eben so ist V. 687 *δεινὸν δ' ἐστὶ θανεῖν μετὰ κύμασιν* Variation von V 691: *δεινὸν γὰρ πόντου μετὰ κύμασι πήματι κῦρσαι*, und man kann nicht zweifeln, daß hier Verse verschiedener Dichter in anderer Ordnung zusammengefügt sind, als sie stehen würden, wenn wir jedes dieser Gedichte besonders besäßen. So mögen V. 687, 688 wohl nach V. 677 gestanden haben. Es lassen sich aber der Möglichkeiten mehrere denken, und es dürfte schwerlich je mit voller Sicherheit das Zusammengehörige ausgemittelt werden können. Es lassen sich z. B. V. 674 — 677, wie sie dastehen, wohl vertheidigen:

dennoch aber kann die in ihnen enthaltene Wiederholung auf die Vermuthung führen, einer der Dichter habe die Worte νέον καὶ ὀπωρινὸν ὄμβρον καὶ χειμῶν' ἐπιόντα, ein anderer den 677sten oder auch zugleich den 676sten Vers weggelassen. Das aber scheint klar, daß V. 684 zu lesen sey: ἀρπακτὸν χαλεπῶς κε φύγοις κακόν. »Muthwillig zugezogenem Uebel wirst du schwer entkommen.«

V. 709 ist zu schreiben εἰ δέ σ' ὄγ' ἄρχῃ oder εἰ δέ κέ σ' ἄρχῃ.

V. 714. σὲ δὲ μή τι νόον κατελεγχέτω εἶδος. Sensus: *noli tamen externam hominum speciem maioris habere quam animum et pectus.* Diesen Sinn können die Worte nicht haben. Alle Erklärer hatten längst die Stelle richtig verstanden.

V. 727 werden folgende Vorschriften gegeben:

μηδ' ἀντ' ἠελίου τετραμμένος ὀρθὸς ὀμιχεῖν·
αὐτὰρ ἐπεί κε δύῃ, μεμνημένος, ἔς τ' ἀνιόντα.
Μήτ' ἐν ὁδῷ μήτ' ἐκτὸς ὁδοῦ προβάδην οὐρήσῃς,
μηδ' ἀπογυμνωθείς· μακάρων τοι νύκτες ἔασιν·
ἑζόμενος δ' ὅγε θεῖος ἀνὴρ, πεπνυμένα εἰδώς,
ἢ ὅγε πρὸς τοῖχον πελάσας εὐερκέος αὐλῆς.

Wie die Interpunction zeigt, nahm Hr. G. wohl an, was Gugetus sagt: ab occasu ad ortum rectum meiere licet. Aber abgesehen, daß das Stehen hier nur Nebensache ist, und der ganze Vers, so erklärt, einen unnöthigen und fast lächerlichen Satz enthält, konnte auch gar nicht so geredet werden, weil αὐτὰρ nicht so viel ist, wie ἀλλά. Die Hälfte der Handschriften hat ἀνιόντος. Der Wittenberger Codex: αὐτὰρ ἐπῆν κε σὺ μεμνημένος ὅτ' ἀνυόντος. Proklus schreibt: μήτ' οὖν ἀπεναντίας ἡλίου μήτ' ἀνιόντος, ὅ ἐστι πρὸ μεσημβρίας, μήτε εἰς δύσιν ἰόντος, ὅ ἐστι μετὰ μεσημβρίαν οὐρεῖν. Er scheint also gelesen zu haben: εἴτ' ἄρ' ἐπὴν κε δύῃ μεμνημένος, εἴ τ' ἀνιόντος. Aber auch das ist nicht nur ein ganz überflüssiger, sondern auch nicht richtig ausgedrückter Gedanke, indem es vielmehr ὅταν δύῃ heißen sollte. Hierzu kommt, daß dann ganz unbegreiflich ist, was das μακάρων τοι νύκτες ἔασιν solle. Grävius verstand die Stelle richtig, indem er die Interpunction nach ἀνιόντα aufhob, und den Sinn so ausdrückte: sed etiam postquam occidit, memor eius rei, adversus orientem neque in via, neque inter eundum extra viam meias. Hieraus folgt, daß in zwey verschiedenen Recensionen, in einer ἀντ' ἀνιόντος, in der andern εἰς ἀνιόντα stand, beydes richtig, und eines davon aufzunehmen. Ferner wundert sich Hr. G. mit andern Erklärern, daß die Männer niedergekauert ihr Wasser abschlagen sollen, was dem Herodot als eine seltsame Gewohnheit der Aegypter aufgefallen war. Hesiodus hat wohl nicht darau gedacht, eine solche Vorschrift zu geben. Denn er-

stens war es ja natürlich, ja sogar nothwendig, auch die Entäußerung der festen Excremente zu erwähnen: wie denn dieß auch bey einer andern Gelegenheit V. 759 geschieht; und zweytens sind die Worte offenbar verdorben: denn was soll das erste ὄγε? und θεῖος ἀνὴρ ist hier geradezu lächerlich: das zweyte ὄγε aber weist auf einen Gegensatz von πρὸς τοῖχον hin, dergleichen hier doch nicht zu finden ist. Da die unsaubere Sache doch nicht mit den gemeinen Ausdrücken genannt werden konnte, sondern auf eine anständige Weise angedeutet werden mußte: so ist leicht zu erachten, daß erstens die andere Lesart, μηδ' ἀπογυμνωθῇς, vorzuziehen, und in dieser Beziehung zu verstehen sey; ferner aber muß auch der erforderliche Gegensatz zu πρὸς τοῖχον gefunden und hergestellt werden, indem zugleich der θεῖος ἀνὴρ beseitiget wird. Das scheint am leichtesten so geschehen zu können:

> ἑζόμενος δ' ὄνθειος, ἀνὴρ πεπνυμένα εἰδώς.
> ἢ ὄγε πρὸς τοῖχον πελάσας εὐερκέος αὐλῆς.

»sondern wer sich auf den Misthaufen oder an die Wand des Hofes setzt, ist ein verständiger Mensch.«

V. 746, 748. Hr. G. sucht hier zu beweisen, daß V. 746 ἀνεπίῤῥεκτον, wie nach Versicherung der Scholiasten Einige gelesen haben, das Richtige sey; V. 748 hingegen ἀνεπιξέστων statt ἀνεπιῤῥέκτων geschrieben werden sollte, und χυτρόποδες die Füße des Kessels, nicht den Kessel selbst bedeuten. Die Gründe, die er dafür anführt, sind, daß es nicht wohl erklärlich sey, warum man ein Haus nicht unabgeputzt lassen solle, damit nicht eine Krähe darauf ihre Stimme hören lasse; ferner, das Pythagoras vorgeschrieben habe, die Spur des Kessels in der Asche zu vertilgen: denn aus der Asche habe man geweissagt: V. Soph. O. R. 21 (ein höchst seltsamer Beweis aus den ganz etwas anderes sagenden Worten ἐπ' Ἰσμηνοῦ τε μαντείᾳ σποδῷ), und der Sinn der Regel sey, was in der Küche, d. h. im Innern des Hauses, vorgehe, sey nicht Anderen zu verrathen. Man kann nun zwar allenfalls die Möglichkeit der Vertauschung jener beyden Wörter zugeben: gegen alles andere aber lassen sich sehr gegründete Einwendungen machen. Erstens hätte doch bemerkt werden sollen, daß χυτροπόδων ἀνεπιῤῥέκτων durch Pollux X. 99 und Plutarch Q. Sympos. p. 703, D. geschützt wird. Sodann ist χυτρόπους, ganz wie τρίπους, ein Wort, das den mit Füßen versehenen Kessel bedeutet. Ferner ist an die symbolische Auslegung, die Hr. G. gibt, ganz und gar nicht zu denken, indem die hier gegebenen Regeln offenbar auf allerley Aberglauben, den die Griechen hatten, gegründet sind. Endlich läßt sich auch die hergebrachte Lesart in beyden Versen sehr leicht erklären.

Das Haus soll man nicht unabgeputzt lassen, weil, wenn eine Krähe sich darauf setzt, und ihr Gekrächz hören läßt, dieß eine der Vollendung der Geschäfte ungünstige Vorbedeutung sey. Was den Kessel anlangt, so ist zu bedenken, daß ἀνεπιῤῥεκτοι χυτρόποδες Kessel sind, die noch nicht zu einem heiligen Gebrauche genommen, und dadurch geweihet sind. In solchen Kesseln soll man nicht nur keine Speisen kochen, sondern, was Hrn. G. umsonst in Verlegenheit gesetzt hat, auch kein Badewasser warm machen: natürlich weil aus einem ungeweiheten Geschirr beydes dem Menschen nicht bekommen werde. Bemerkenswerth ist die Lesart des Wittenberger Codex: εὔειν μηδὲ λόεσθαι.

V. 750, 753. Sehr befremdlich ist, daß Hr. G. glauben konnte, das Verbot, einen zwölftägigen Knaben auf ἀκίνητα zu setzen, weil das ihm die Mannskraft entziehe (ὅ τ' ἀνέρ' ἀνήνορα ποιεῖ) bedeute, man solle für die nöthige Bewegung der Kinder sorgen. Das bedurfte bey einem alten Griechen nicht erst einer Vorschrift. Aber mit dem zwölften Tage nach der Geburt kann man doch nicht schon an Gymnastik denken. Die Kälte steinerner Denkmäler mag wohl zu der Meinung von Lähmung der Zeugungskraft Veranlassung gewesen, und der Aberglaube durch die unheilvolle Vorstellung, die das Wort ἀκίνητα mit sich führt, noch verstärkt worden seyn. Der folgende Vers, der dieses Verbot auf einen Knaben von zwölf Monden anwendet, bedarf wegen des kurzen ι in ἴσον keiner Emendation, sondern verräth sich dadurch als neuern Zusatz. Daß Hr. G. γυναικεῖον λουτρὸν von warmen Bädern versteht, kann auch nicht gebilligt werden. Daß warme Bäder nicht für schwächend gehalten wurden, und keineswegs den Männern untersagt waren, ist sattsam schon aus Homer und Pindar bekannt

V. 764 hätte unbedenklich das durch Handschriften gesicherte φημίζωσι dem Futurum vorgezogen werden sollen.

V. 768. εὖτ' ἂν ἀληθείην λαοὶ κρίνοντες ἄγωσιν. Hr. G. drückt den Sinn dieser Worte so aus: eo die quo populi lites diiudicantes festa agunt. Aber ἄγειν für sich allein kann nicht festa agere bedeuten, und ἀληθείην κρίνειν heißt nicht lites diiudicare, sondern dieß würde ein Grieche δίκας κρίνειν genannt haben. Auch müßte ἄγειν den Worten nach auf ἀληθείην bezogen werden, und man könnte nicht etwa τριηκάδα aus dem Vorhergehenden dazu verstehen Mit Unrecht werden Lanzi und Ideler getadelt, welche den Sinn so faßten: »wenn der wirkliche dreyßigste Tag (nicht der neun und zwanzigste, der mehrere Monate beschließt) begangen wird.« So haben es schon die Scholiasten verstanden, aus denen Hr. G. deutlich hätte sehen können, daß sie ἀληθείη lasen. Dieses ist augenscheinlich das Rich-

tige, und dadurch wird die Beziehung von ἄγειν und κρίνοντες auf τριηκάδα möglich. Jene Erklärung von τριηκὰς bestätigt sich auch durch V. 770: πρῶτον ἔνη τετράς τε καὶ ἑβδόμη ἱερὸν ἦμαρ. Hr. G. will ἔνη hier von dem letzten Tage des Monats, nicht, wie Scaliger, von dem ersten Tage des neuen Monats verstanden wissen. Aber es ist nicht nur unnatürlich, daß der Dichter hier, wo eigentlich die Beschreibung der Tage anhebt, mit dem letzten Tage des Monats anfangen sollte, sondern er würde auch ungeschickt reden, wenn er, nachdem er so eben von dem letzten Tage des abgelaufenen Monats gesprochen hatte, mit πρῶτον ἔνη fortführe, und so die τριηκὰς mit einem andern Namen bezeichnete. Vielmehr ist ἔνη hier so viel, wie bey den Komikern und Prosaikern ἔνη καὶ νέα, also auch der auf einen Monat von 29 Tagen folgende erste Tag des neuen Monats, der eben deßwegen ἔνη genannt wird, weil er nicht lediglich der auf den dreyßigsten folgende erste ist. Hr. G. gründet seine Behauptung auf die zu V. 410 gegebene, zwar in der Hauptsache wahre, aber in der Ausführung zu sehr gekünstelte Erklärung von ἔνος. Er leitet dieß von ἐν her, und vergleicht es mit imus, das aus inimus entstanden sey, welches den Innersten oder Untersten in einer verticalen Abstufung bedeute, folglich den dritten, da die Reihe aus Anfang, Mittel und Ende bestehe. So sey denn auch ἔνη qui dies est in tribus ternionibus novissimus, i. e. tricesimus. So werden nun auch ferner die andern Bedeutungen von ἔνος entwickelt. Die Ableitung von ἐν nun ist wohl richtig: alles übrige aber scheint zu weit hergeholt. Ursprünglich sind ἔνον und νέον (von νέομαι) einander entgegengesetzt, und bedeuten eigentlich, was innen in einer Sache ist, und was noch hinzukommt: alt und neu, vorjährig und heurig, gestrig und heutig. Daraus läßt sich nun einsehen, wie ἔνη auch den übermorgenden Tag bezeichnen kann. Denn εἰς ἔνην wird in Beziehung auf εἰς αὔριον gesagt, und stellt also den morgenden Tag als schon abgelaufen dar. So ist auch ἔνη καὶ νέα σελήνη der eben abgelaufene und der jetzt angehende Mond; und so bezeichnet Hesiodus durch das bloße ἔνη den mit dem ablaufenden Monde anfangenden ersten Tag des neuen Monats. Was Hr. G. sagt, daß ἔνος a medio posterior sey, darüber solle man Ruhnkenius zum Timäus p. 103 nachsehen, ist irrig. Davon steht bey Ruhnkenius nichts.

V. 772. Hier ist stillschweigend der herkömmliche Mangel der Interpunction beybehalten, und ὀγδοάτη τ' ἐνάτη τε δύω γε μὲν ἤματα μηνὸς ἔξοχ u. s. w. laufen in einem Zuge fort. Aber das nachgestellte γε μὲν ist doch gar sehr befremdlich, hier und eben so V. 774. Denn die Worte sollten so stehen: δύω γε μὲν

ἤματα μηνός, ὀγδοάτη τ' ἐνάτη τε. Daher ist es auch gekommen, daß Zonaras p. 433 und Favorinus die Glosse haben: γέμεν· ἐγένοντο. Ἡσίοδος, ὀγδοάτη τ' ἐνάτη τε δύω γέμεν ἤματα μηνός. Denn dafern nicht eine andere Lesart anzunehmen ist, was wohl γέγον' seyn müßte, sieht man, daß die Grammatiker γεμεν in dieser Stellung gar nicht glaubten für die Partikeln ansehen zu können, sondern ein Verbum darin erblickten. Es scheint aber in dieser ganzen Stelle keiner andern Verbesserung, als einer richtigen Interpunction zu bedürfen:

> πρῶτον ἔνη τετράς τε καὶ ἑβδόμη ἱερὸν ἦμαρ,
> τῇ γὰρ Ἀπόλλωνα χρυσάορα γείνατο Λητώ,
> ὀγδοάτη τ' ἐνάτη τε· δύω γε μὲν ἤματα μηνὸς
> ἔξοχ' ἀεξομένοιο βροτήσια ἔργα πένεσθαι,
> ἑνδεκάτη τε δυωδεκάτη τ'· ἄμφω γε μὲν ἐσθλαί,
> ἡ μὲν ὄϊς πείκειν, ἡ δ' εὔφρονα καρπὸν ἀμᾶσθαι·
> ἡ δὲ δυωδεκάτη τῆς ἑνδεκάτης μέγ' ἀμείνων.

V. 780. Die Bemerkung, daß μὴν ἱστάμενος eigentlich die erste Dekas des Monats sey, was hier ungewöhnlicher Weise auch die zweyte mit begreife, ist, wenigstens in Beziehung auf den Hesiodus, nicht gegründet. Dieser nennt, wie Homer, bloß den ἱστάμενον μῆνα und den φθίνοντα, und theilt also den Monat in zwey Hälften, ohne den μεσοῦντα, den Hr. G. zu V. 765 hinzugedichtet hat. Denn daß der Dichter mehrmals μέσση gebraucht, geschieht bloß in Beziehung auf eine dreymal vorkommende Zahl, wie z. B. μέσση τετρὰς 14 ist, weil die erste 4, die dritte 24 ist.

V. 792. εἰκάδι δ' ἐν μεγάλῃ, πλέῳ ἤματι, ἵστορα φῶτα γείνασθαι. Der Sinn dieser Worte ist nicht: eo die catum virum decet progignere pueros, sondern, »an diesem Tage erzeugt man einen verständigen Mann.« Das zeigt nicht nur der ganze Zusammenhang der Stelle, sondern auch was folgt: ἐσθλὴ δ' ἀνδρογόνος δεκάτη, und noch mehr das μάλα γάρ τε νόον πεπυκασμένος ἐστίν, das offenbar auf den an diesem Tage Erzeugten geht. Vergl. V. 788.

V. 797. Die verzweifelte und lästige Construction: πεφύλαξο δὲ θυμῷ τετράδ' ἀλεύασθαι φθίνοντός θ' ἱσταμένου τε ἄλγεα θυμοβορεῖν, wird sehr gut durch die, in dem Wittenberger Codex erhaltene ächte Lesart beseitigt: πεφύλαξο δὲ θυμόν. Diese Worte gehören zu den vorhergehenden, und warnen, daß man sich bey dem Zähmen der Thiere vor ihrem Zorne hüte. So wird in dem Folgenden θυμοβορεῖν von ἀλεύασθαι abhängig. Vergl. V. 780.

V. 808, 809 stehen in dem Wittenberger Codex in umgekehrter Ordnung.

V. 815. καὶ ἐπὶ ζυγὸν αὐχένα θεῖναι. Diese Redensart ist zwar grammatikalisch nicht falsch: gleichwohl fällt sie als nicht episch auf, so daß, wenn der Dichter αὐχένα setzte, es ἐπίζυγον heißen sollte. Sicher aber zog er vor: καὶ ἐπι ζυγὸν αὐχένι θεῖναι. S V. 581. Uebrigens hat Hr. G. zwar richtig die Lesarten zweyer Recensionen unterschieden, deren die eine V. 814—816, die andere V. 814, 817, 818 gehabt habe. Aber er hätte weiter gehen sollen. Denn so bleiben die Worte: παῦροι δέ τ' ἀληθέα κικλήσκουσιν, völlig unverständlich, an denen daher auch Gugetus anstieß; und zu παῦροι δ' αὖτε μετ' εἰκάδα μηνὸς ἀρίστην V. 820 (zu diesem Verse gehört die aus Versehen zu dem 824sten gesetzte Anmerkung) kann man, da V. 819 dazwischen steht, unmöglich κικλήσκουσιν in Gedanken wiederholen. Die richtige Lesart ist μέσσην, das nicht, wie in der Lösnerischen Ausgabe gesagt wird, in der Trincavellischen steht, sondern diese hat μεσσήην, das jedoch, so wie μεσσήη der Wittenberger und anderer Handschriften, auf μέσσην hinweist. Die Verse hingen so zusammen:

παῦροι δέ τ' ἀληθέα κικλήσκουσιν
μέσσην· παῦροι δ' αὖτε μετ' εἰκάδα μηνὸς ἀρίστην.

Daß der 819te Vers nicht hierher gehört, zeigt auch der Wittenberger Codex, in welchem er, obwohl mit derselben Hand, an das Ende des vorhergehenden Verses angehängt, nur die Worte τετράδι δ' οἶγε πίθον enthält, über welche geschrieben ist περισσῶς ἐστίν.

Wir kommen zu den Fragmenten. Schwerlich möchte es irgend einen Vorwand geben, mit dem sich die Flüchtigkeit und Unachtsamkeit entschuldigen ließe, durch die Hr. G., statt eine brauchbare Sammlung zu geben, vielmehr das Gegentheil bewirkt hat. Da unbedingte Vollständigkeit einer Fragmentensammlung etwas ganz Unmögliches ist: so muß, wer zweckmäßig verfahren will, er mag die Bruchstücke ordnen oder nicht, dafür sorgen, daß man sogleich übersehen könne, welche Fragmente die Sammlung enthalte, und welche ihr fehlen. Das haben auch mehrere Gelehrte erkannt, und daher ihren Sammlungen entweder ein vollständiges Wortregister, oder ein Verzeichniß der Schriftsteller, aus denen die Fragmente entnommen sind, beygegeben. Keines von beyden findet man hier. Ferner, wenn bereits eine Fragmentensammlung vorhanden ist, und man dieselbe nicht durch eine neue völlig überflüssig machen kann oder will, muß man entweder die Ordnung der ersten Sammlung beybehalten und die gefundenen Vermehrungen am Ende anhängen, oder, wenn man die Ordnung ändert, muß man zwey

vergleichende Verzeichnisse zum Behuf des Auffindens in der einen oder der andern Sammlung beyfügen, oder doch allerwenigstens in seiner Sammlung bey jedem Fragmente die Zahl oder den Ort, den es in der andern Sammlung hat, angeben. Auch davon hat Hr. G. nichts gethan. Doch möchte auch das noch hingehen, wenn er es nicht noch schlimmer gemacht hätte. Er wollte die Fragmente nach einem Plane ordnen, und so finden wir sie durch die Ueberschriften abgesondert in *Αἰγίμιος*, *'Αστρονομία*, *Κατάλογοι ἢ 'Ηοῖαι*, *Μελαμποδία*, *Χείρωνος ὑποθῆκαι*, und Fragmenta incertae sedis. Wäre aber dabey doch nur ein Princip oder eine Regel befolgt: aber alles ist bunt durch einander geworfen; was zusammengehört, weit getrennt; Fragmente, die keine sind, als solche ausgegeben; die bey mehreren Schriftstellern vorkommen, nicht aus allen, sondern nur aus einem oder dem andern angeführt; bald nach dieser, bald nach jener Ausgabe, ohne sie zu nennen, citirt, z. B. Eustathius bald nach der Basler, bald nach der römischen; abgeschrieben, was in der Gaisfordischen oder Dindorfischen Ausgabe steht, ohne es nachgeschlagen zu haben; bald vollständig abgeschrieben, bald mit Weglassungen, auch des Wichtigen und Nothwendigen. Selbst die Vermehrungen sind zum Theil nur scheinbar, indem oft, was in der Gaisfordischen und Dindorfischen Ausgabe unter eine Nummer gebracht ist, in mehrere, oft weit von einander entfernte Nummern gesondert worden. Daher darf man nicht glauben, daß, wenn Gaisford nur 88 Nummern, Dindorf 101, Hr. G. aber 165 zählt, seine Sammlung 77 Fragmente mehr, als die Gaisfordische, und 64 mehr als die Dindorfische enthalte. Endlich, wenn jede bedachtsam eingerichtete Fragmentensammluug eine besondere Rubrik für die unsichern und die dem Schriftsteller fälschlich beygelegten Fragmente haben sollte, ist auch darauf keine Rücksicht genommen worden, sondern, was Ruhnkenius mit Recht oder Unrecht dem Hesiodus absprach, stillschweigend weggelassen, das Uebrige aber mitten unter die ächten Bruchstücke gestellt. Wir wollen nun zuvörderst diese Sammlung mit einigen Anmerkungen begleiten.

III. Da eben *τὴν πρὶν 'Αβαντίδα κίκλησκον θεοὶ* vorausgegangen, kann nicht gleich wieder *τὴν* in dem auch übrigens unrhythmischen Verse *τὴν τότ' ἐπώνυμον Εὔβοιαν βοὸς ὠνόμασεν Ζεὺς* folgen, sondern der Vers wird wohl so gelautet haben:

Εὔβοιαν δὲ βοὸς τότ' ἐπώνυμον ὠνόμασε Ζεύς.

IV. Dieses Fragment steht auch bey Tzetzes Exeg. Iliad. p. 153, 21.

V. Hierher gehört Fr. CXLII und zu dem Verfolg die in

allen drey Sammlungen fehlenden Verse des Hesiodus selbst, bey dem Scholiasten zu Platos Gastmahl S. 45 (374 Bekker):

ἐκ τοῦ δ' ὅρκον ἔθηκεν ἀμείνονα ἀνθρώποισιν
νοσφιδίων ἔργων περὶ Κύπριδος.

Das Wort, welches folgt, ἀφροδισίων, hat Bekker mit Recht als eine Erklärung weggelassen. Sehr verunglückt war die Conjectur eines Recensenten in der Jenaischen A. L. Z. 1820, Nr. 35, S. 276. Aber statt ἀμείνονα ist ἀπήμονα zu lesen. Noch gehört hierher Hesychius in Ἀφροδίσιος ὅρκος: πρῶτος δὲ Ἡσίοδος ἔπλασε τοὺς περὶ τὸν Δία καὶ τὴν Ἰὼ ὀμόσαι.

X. Zwar steht auch bey dem Athenäus τάσδε βροτοὶ καλέουσι Πελειάδας: aber das Richtige ist τὰς δὲ.

XII. Daß die monströsen Conjecturen des Herrn Graßhof in der Schulzeitung 1831, II. Nr. 69, S. 548 ff. nicht erwähnt sind, ist gut: aber die von Fabricius Bibl. Gr. vol. I. p. 612 angeführten Conjecturen, und Herrn Ritschls Versuch in den Schedis criticis p. 35 sollten bemerkt seyn. Das Richtige hat wohl Hr. Jacobs aus dem Gothaischen Codex herausgefunden, woraus zu erhellen scheint, daß, wenn anders das Fragment vom Hesiodus ist, der Herameter halb in Prosa verwandelt worden: καλῶς wenigstens rührt gewiß nicht vom Hesiodus her. Hr. G. aber hätte, ehe er εὐλάκτων vorbrachte, doch fragen sollen, ob das auch ein griechisches Wort wäre. Προῖτος soll nach Fulgentius pamphylisch seyn, und sordidus bedeuten. Auch das sieht nicht sehr wahrscheinlich aus.

XVIII. Hier war μύλης ἔπι zu schreiben.

XXIII. Hier fehlt Tzetzes Exeg. p. 63, 5. 13.

XXV. Hier ist nicht angegeben, daß Gemistus Pletho Δευκαλίωνι hat, was andere Gelehrte, wie natürlich, von selbst als das Wahre erkannten. Ἐκ γαίης Δευκαλίωνος zu verbinden, hätte Hrn. G. gar nicht einfallen sollen.

XXVII. Es fehlt Etym. M. p. 523, 8.

XXVIII. Es fehlt Eustathius p. 1337, 34.

XXX. Das lege δείξασα muß der Leser für eine Emendation des Herausgebers halten: es ist aber, wie das Uebrige, aus Ruhnkenius abgeschrieben, und dabey wieder Anderes weggelassen, das nicht hätte wegbleiben sollen, namentlich Eustathius p. 1685, 61. Schol. min. ad Odyss. III. 68 und XI. 285. Eudocia p. 333.

XXXII. Dieß wird auch vom Eustathius zum Dionysius V. 927 berührt.

XXXVI. und XLV sind keine Fragmente, sondern beyde Stellen beziehen sich auf den Anfang vom Scutum Herculis.

XXXIX. Dieß hätte zuversichtlicher können dem Stesichorus beygelegt werden, und gehört daher wohl zu den fälschlich dem Hesiodus beygelegten Fragmenten.

XL. Hier sollte die dazu gehörige verdorbene Stelle des Eustathius p. 1623, 45 angeführt und verbessert seyn.

XLIV. Hier sind die Stellen des Strabo I. p. 43. VII. p. 299. D. Casaub. unbemerkt geblieben; die erstere aber Nr. CXXVI als ein besonderes Fragment gesetzt, bey dem jedoch hierher verwiesen wird.

XLVI. Eben dasselbe erzählt der Scholiast des Aratus zu V. 322, aus welchem der Scholiast des Nikander zu verbessern ist.

XLIX. *Τοῖς δ'* ist wohl Druckfehler statt *τοῖσδ'*.

L. Hier fehlt Strabo XIV. p 647=958 und Stephanus Byz. in *Ἄμυρος*.

LI. Hier fehlen Eustathius p. 101, 19. 277, 2. 650, 48. 1018, 59. Der Scholiast zu Iliad. I. 264. Der Scholiast des Pindar zu Ol. IX. 167. Das Etym. M. p. 346, 41. Tzetzes Exeg. p. 126 f.

LII. Hier fehlt Eustathius p. 265, 5.

LIV. *Τὴν δὲ Ζεὺς ἐφίλησε καὶ ὃν χρηστήριον εἶναι τίμιον ἀνθρώποις, ναῖον δ' ἐν πυθμένι φηγοῦ.* Was Hr. G. verlangt, daß *ναῖον* Participium seyn, und auf *χρηστήριον* gehen solle, kann nicht Statt finden. Es ist offenbar ein Vers, wo nicht mehr als einer, ausgefallen. *Ναῖον* muß auf die Dodonischen Tauben gehen, die in dem, was fehlt, genannt waren.

LXVII. Die wichtige Variante des Göttinger Codex, *ἐπὶ* statt *νεὼς*, ist nicht erwähnt; eben so auch nicht Herrn Böckhs vier Conjecturen, von denen freylich die zweyte und dritte gar nicht hätten gemacht werden sollen: aber auch die beyden andern, die an sich nicht zu tadeln sind, dürften das Wahre nicht getroffen haben, das wohl eher Folgendes seyn möchte:

πρῶτοι δ' ἱστία θέσσαν ἔπι πτερὰ ποντοπορούσαις,

oder auch *ποντοπορῆσαι.*

LXX. Hier konnte Niebuhrs Andeutung bemerkt seyn in der Römischen Geschichte, I. Band, dritte Ausgabe, S. 50 in der Note.

LXX. Hierzu gehören noch der Scholiast zu Iliad. XI. 749. Eustathius p. 882, 27. 1321, 22. Apollonius Lex. Hom. in *Μολίονε*; Plutarch *περὶ τῶν κοινῶν ἐννοιῶν* p. 1083 C.

LXXX. Hierzu gehörte Eustathius p. 21, 14.

LXXXI. Entweder hätte geradezu *Ἀθηνάων* geschrieben, oder doch *Ἀθηναίων* als fehlerhaft bemerkt seyn sollen, damit man es nicht für einen Druckfehler ansähe.

XC. Hr. G. scheint den Scholiasten des Pindar zu Pyth. III. 14, aus dem dieses Fragment ist, gar nicht nachgesehen zu haben: sonst hätte er finden müssen, daß nach Herrn Böckhs Vermuthung auch folgende, von dem Asklepiades bey dem Scholiasten angeführte Verse vom Hesiodus sind:

ἡ δ' ἔτεκ' ἐν μεγάροις Ἀσκληπιὸν, ὄρχαμον ἀνδρῶν,
Φοίβῳ ὑποδμηθεῖσα, ἐϋπλόκαμόν τ' Ἐριῶπιν.

Ja man kann mit Zuversicht noch weiter gehen, und, was bey dem Scholiasten unmittelbar auf diese Verse folgt: καὶ Ἀρσινόης ὁμοίως, worin Hr. Böckh den Namen eines Dichters verborgen glaubte, so corrigiren: καὶ περὶ Ἀρσινόης ὁμοίως:

Ἀρσινόη δὲ μιγεῖσα Διὸς καὶ Λητοῦς υἱῷ
τίκτ' Ἀσκληπιὸν υἱὸν ἀμύμονά τε κρατερόν τε.

So erhalten wir vier Verse des Hesiodus, die jedoch in offenbarem Widerspruche mit dem, von eben diesem Scholiasten dort angeführten Fragmente stehen, das Hr. G., wie seine Vorgänger, allein aus jener Stelle aufnahm. Aber dieser Widerspruch würde längst völlig gehoben, und zugleich Herrn Böckhs Vermuthung vollkommen bestätigt worden seyn, wenn man nicht die für dieses Fragment höchst wichtige Stelle des Pausanias übersehen hätte, der die ἐν τοῖς εἰς Ἡσίοδον ἀναφερομένοις ἔπεσι stehenden Verse, in welchen Koronis für die Mutter des Aesculap ausgegeben wird, gar nicht als Hesiodisch, sondern vielmehr jene anderen Verse als dem Hesiodus beygelegt kannte. Er sagt II. 26, 7, nachdem er die Messenische Sage, welche die Arsinoe zur Mutter des Aesculap machte, und ein Orakel, das auf die Frage nach der wahren Mutter die Koronis nennt, angeführt hat: οὗτος ὁ χρησμὸς δηλοῖ μάλιστα οὐκ ὄντα Ἀσκληπιὸν Ἀρσινόης, ἀλλὰ Ἡσίοδον ἢ τῶν τινὰ ἐμπεποιηκότων ἐς τὰ Ἡσιόδου τὰ ἔπη συνθέντα ἐς τὴν Μεσσηνίων χάριν.

XCI. Wer kann errathen, daß mit vide infra das 149ste Fragment gemeint ist, zumal da dort aus einer andern Ausgabe des Strabo eine andere Seitenzahl als hier angegeben ist?

XCII. Es wäre eine leichte Mühe gewesen, auf Veranlassung des Scholiasten den Eustathius nachzuschlagen, der p. 1324, 16 gerade die von dem Scholiasten nicht berührte Hauptsache enthält, daß von dem Ringen des Hippomenes mit der Atalanta die Rede war: woraus sich würde ergeben haben, daß das Bruchstück wohl näher mit dem 75sten zu verbinden gewesen wäre.

XCVII. Hier ist nicht angegeben, daß diese Verse auch Eudocia p. 278 und Eustathius p. 1163, 61 haben.

XCVIII. Hier ist παντοίης σοφίης δεδαηκότα zu schreiben.

XCIX. Anstatt τέκε τῇ Μελιβοίᾳ möchte wohl τέκετο κλειτὴ Μελίβοια Hesiodischer seyn, als was Hr. G., ohne den Sinn der Worte zu bedenken, vermuthete: τέκε τηλεκλυτῇ Μελιβοίῃ.

CIV. Wenn man mit Hrn. G. ἠ καὶ Παιήων, ὃς πάντα τε φάρμακα οἶδεν schreibt, muß man annehmen, daß das durch τε angekündigte folgende Glied des Satzes weggelassen sey; und das ist sehr wahrscheinlich, da dieses Glied gewiß auch sein eigenes Verbum gehabt hat. Indessen bleibt doch einiger Zweifel übrig, da man auch πάντων statt πάντα τε geschrieben findet. Hr. G. setzt nun alles her, was Hr. Dindorf gibt, der mit allzu lakonischer Kürze den Leser in einige Verlegenheit setzt. Denn weder ist angegeben, woher die Note von Hemsterhuys sey (sie ist eine von Gaisford in den Addendis mitgetheilte handschriftliche Anmerkung in einem Exemplare der Lösnerischen Ausgabe), noch erfährt man, wie Barnes lese, dessen Conjectur wenigstens weit besser, als die Hemsterhuysische sey (Barnes liest, schlecht genug, ἢ αὐτὸς Παίων, ὃς ἀπάντων φάρμακα οἶδεν); noch läßt sich endlich erkennen, was Hr. Dindorf selbst billige, wenn er sagt: sed omnium optima haud dubie est librorum scriptura, modo οἶδεν ex Eustathio recipiatur. Denn es gibt hier mehr als eine librorum scriptura, und keine taugt etwas. Selbst wenn jemand ἢ καὶ Παιήων, πάντοι' ὃς φάρμακα οἶδεν lesen wollte, würde das nicht eben sehr zu loben seyn.

CVI. Hier hat Hr. G. alles, was Gaisford aus Ruhnkenius gab, und den Zusatz von Herrn Dindorf weggelassen, so daß der Leser weder von Ausonius Idyll. XVIII, Plinius H. N. VII. 48, dem Etym. M. p. 13, 36, dem Scholiasten zu Aristophanes Vögeln 610, dem Tzetzes Exeg. p. 149, noch von der Verschiedenheit der Lesart etwas erfährt. Aber nicht einmal die Stelle des Plutarch, aus der er das Fragment gibt, scheint er nachgeschlagen zu haben: sonst hätte er doch wohl angeführt, was dort über die Verschiedenheit der Lesart, ἡβώντων und γηρώντων gesagt ist, wovon das letztere durch den Ausonius, das Etymologicum, den Tzetzes bestätigt wird. Uebrigens gehört zu diesem Fragmente noch Plutarch im Gryllus p. 989 A. und Tzetzes zum Lykophron V. 794.

CXI. Die von Müller zum Tzetzes angeführten Varianten scheint Hr. G. ebenfalls nicht nachgesehen zu haben: sonst hätte er wohl eine andere Conjectur gemacht, als εἴθε μοι εἴθ' ἥσσω αἰῶνα βιοιο. Die ersten Verse sind so zu verbessern:

Ζεῦ πάτερ, εἴθ' ἥσσω μοι ἔχειν αἰῶνα βίοιο
ὤφειλες δοῦναι καὶ μήδεα ἴδμεναι ἶσα
θνητοῖς ἀνθρώποις.

Was Hr. G. von dem letzten Verse sagt: pro ἑπτά μ' scribe ἑπτὰ δ', ist der Sprache zuwider. Ἑπά μ' ist ganz richtig: aber was soll ἔτι, das zwar einige Handschriften, aber eben so unpassend, als die andere Lesart ἔτη geben? Es ist zu schreiben: ἑπτά μ' ἐπὶ ζώειν γενεάς.

CXIII. Den zweyten Vers führt auch Eustathius an p. 900, 17. 1775, 17.

CXV. Hier steht am Ende GAISF. statt DIND.

CXIX. Dieß wird auch vom Scholiasten des Aratus zu V. 102 angeführt, wo ξυνοὶ δ' αὖ θῶκοι steht.

CXXII. Es ist kein Grund vorhanden, lieber τ' ἠδὲ als τε ἰδὲ zu schreiben.

CXXX. Dieß ist, wie Hr. G. selbst gesteht, ein Fragment des Empedokles. Warum steht es also mitten unter den Hesiodischen?

CXXXII. Bey dem Strabo steht nicht, wie Hr. G., der Gaisfordischen oder Dindorfischen Ausgabe folgend, angibt, καί τε, sondern καὶ δὲ. Dieß hätte er sehr gut zu seiner Conjectur ὅς παρὰ μὲν Πανοπῆα ῥέει brauchen können, einer Conjectur, die allerdings manches für sich hat. Da jedoch bey dem Strabo bloß Πανοπίδα ohne ῥέει steht; ferner da die Rede von Cephissus ist, von welchem Hesiodus (Fr. CLIII) sagte: ὅστε Λιλαιῆθεν προχέει καλλίῤῥοον ὕδωρ; endlich da Strabo eben erst von dem Ursprunge dieses Flusses bey Licäa gesprochen hat: ist es höchst wahrscheinlich, daß er das ὅς aus dem eben genannten Verse nahm, und nur das Epitheton zu Πανοπίδα wegließ; mithin die beyden Fragmente so zusammenhingen:

> ὅστε Λιλαίηθεν προχέει καλλίῤῥοον ὕδωρ
> καὶ παρὰ Πανοπίδα... Γλήχωνά τ' ἐρυμνήν,
> καί τε δι' Ὀρχομενοῦ εἰλιγμένος εἶσι δράκων ὥς.

Ebenfalls ist unbemerkt geblieben, daß der mediceische Codex nicht Γλήκωνα, sondern, was wohl das Richtige ist, Γλήχωνα hat. Uebrigens kann gefragt werden, ob nicht zu diesem Fragmente gehöre, was als Fr. CXXXIII davon gesondert ist, bey dem Scholiasten des Pindar zu Ol. XIV. org. ταύταις γὰρ Ἐτέοκλος ὁ Κηφισσοῦ τοῦ ποταμοῦ πρῶτος ἔθυσεν, ὥς φησιν Ἡσίοδος· διὰ δὲ τοῦ Ὀρχομενοῦ ὁ Κηφισσὸς ῥεῖ. Denn es scheint, daß die Worte ὥς φησιν Ἡσίοδος nicht an der rechten Stelle stehen; mithin nicht was vom Eteoklus erzählt wird, sondern daß der Cephissus durch Orchomenus fließe, mit dem Zeugnisse des Hesiodus bewiesen ist. Ein ähnlicher Irrthum der Abschreiber findet sich Fr. CXXXVIII, welches auch zu den fälschlich dem Hesiodus beygelegten Fragmenten gehört.

CXL. Hierzu gehören die Scholien zu Iliad. XII. 292, wovon das zweyte ausführlichere Auskunft gibt.

CXLV. Hier hätte die unbedachtsame Emendation von Ruhnkenius nicht ohne Rüge wiederholt werden sollen.

CXLVI. Hier war leicht zu sehen, daß, was von den Harpyien gesagt wird, ἢ εἰς τὰς πνοὰς ἔτρεχον, ὡς Ἡσίοδός φησιν, so zu verbessern ist: ἢ ἴσα ταῖς πνοαῖς ἔτρεχον: woraus sich ergibt, daß die Stelle nicht unter die Fragmente zu setzen war, indem sie sich auf Theogon. 268 bezieht:

αἵ ῥ' ἀνέμων πνοιῇσι καὶ οἰωνοῖσιν ἕπονται
ὠκείῃς πτερύγεσσι.

CLI. Bey den Worten des Scholiasten zu Iliad. XXI. 528: ὅθεν ἄφυζαν τὸν λέοντα Ἡσίοδός φησιν, hätte noch das andere Scholion, wodurch dieses Citat zweifelhaft wird, hinzugefügt werden sollen: ὅθεν ἄφυζαν Ἴωνες ἐκάλουν τὸν λέοντα. Uebrigens fehlt dieses Wort in dem an Unnützem überreichen Londoner Thesaurus des Stephanus.

CXLIX. Hierzu gehört noch Eustathius p. 882, 64.

CLII. Hier ist Buttmanns von dem neuen Herausgeber des Clemens aufgenommene Emendation in der Grammatik I. S. 335 übersehen: ἀθανάτων τέ οἱ οὔτις ἐρήρισται κράτος ἄλλος.

CLIII. S. oben zu CXXXII. Unverzeihlich ist es, daß Hr. G. hier den Hesiodischen Vers bloß aus dem Scholiasten des Homer mit der Lesart Λιλαίησι προϊεῖ (προΐει steht dort) anführte, und sagte, in dem Homerischen Hymnus des Apollo, wo derselbe Vers vorkomme, sey Λιλαίηθεν προχέει geschrieben; nicht aber hinzusetzte, was er doch in der Gaisfordischen und Dindorfischen Ausgabe vor Augen hatte, daß Eustathius p. 275, 16 diesen Vers ganz so, wie er in dem Hymnus steht, aus dem Hesiodus anführt.

CLV. Dieses Fragment wird von dem Eustathius auch noch p. 126, 10 und 797, 45 erwähnt. Vermuthlich hingen die Worte zusammen: Φυλῆα φίλον μακάρεσσι θεοῖσιν.

CLVI. Auch hier sind die bereits von Ruhnkenius angeführten Stellen des Eustathius p. 1206, 8. 1689, 2 und des Schol. min. zu Odyss. XI. 325 nicht bemerkt. Hinzuzusetzen ist der Scholiast zu Iliad. XX. 227 und der des Apollonius zu I. 45.

CLVII. Die Stelle des Nikolaus und die Verse des Hesiodus sind hier aus der Gaisfordischen oder Dindorfischen Ausgabe mit dem zweymaligen alten Schreibfehler Ἀμαθαονιδῶν und Ἀμιθαονίδαις wiederholt, und, weil Gaisford bloß sagt: Kustero citatus ad Suidam v. Ἀλκή, ist Suidas, den Hr. G. gewiß nicht nachschlug, nicht einmal erwähnt, bey dem doch das Frag-

ment ebenfalls steht, und zwar richtig geschrieben, bis auf δέπερ, wofür pro περ lege πόρ' cum Reizio den Gebrüdern Dindorf nachgeschrieben ist. Reiz emendirte den Sinn, nicht auch den Rhythmus, der δ' ἔπορ' verlangt.

CLVIII. Auch dieses Fragment findet sich noch bey dem Suidas in δαῖτας.

CLIX. Dieß gehört, wie aus dem Clemens geschlossen werden kann, zu einer andern Recension der Ἡμέραι, als die ist, welche wir besitzen.

CLX. Hier oder oben zu Fr. LV sollte doch der, wenn auch unvorsichtigen Conjectur von Ruhnkenius Erwähnung gethan seyn, daß Χαρίτων ἀμαρύγματ' ἔχουσα dort statt Χαρίτων ἄπο κάλλος ἔχουσα zu setzen sey.

CLXI. Dieß Fragment, das, wie Hr. G. selbst bemerkt, Worte des Pindar enthält, sollte auch nicht mitten unter den Hesiodischen stehen.

CLXIII. Hier ist Eustathius p. 6, 14 nicht angegeben.

CLXIV. Hierzu gehört noch Eustathius p. 1710, 39: ἐνταῦθα δὲ φασιν οἱ παλαιοί ὡς ἐντεῦθεν λαβὼν Ἡσίοδος ἐμυθεύσατο ὑπὸ Σειρήνων καὶ τοὺς ἀνέμους θέλγεσθαι. Uebrigens sollte dieses Fragment mit CXXVIII, in welchem von den Sirenen die Rede ist, zusammengestellt seyn. Auch ist der Scholiast zu Odyss. XII. 169 statt 168 citirt.

Wir wollen nun diese Sammlung mit einer Nachlese unbemerkt gebliebener Fragmente in fortlaufender Zählung bereichern.

CLXVI. Athenäus XIII. p. 609 E.: Ἡσίοδος δ' ἐν τρίτῳ Μελαμποδίας τὴν ἐν Εὐβοίᾳ Χαλκίδα καλλιγύναικα εἶπεν. Dieß wiederholt Eustathius p. 875, 52.

CLXVII. Etym. M. p. 60, 41. Es wird gezeigt, daß die Mutter des Tityus nicht Ἀλέρα, sondern Ἐλάρα geheißen habe: πίστις τούτου ἐκ τοῦ παρ' Ἡσιόδῳ μετὰ προσθήκης τοῦ ι λέγεσθαι τὸ πατρωνυμικόν· Εἰλαριάδην γάρ φησι Τιτυόν. Es ist Εἰλαρίδην zu schreiben, nicht, wie Hr. Böckh zum Pindar. Fragm. 138 will, Εἰλαράδην. Auch Chiron heißt ja Φιλυρίδης, nicht Φιλυράδης.

CLXVIII. Etym. M. p. 133, 34. 183, 24. ἀπτερέως. Schwerlich möchte Ruhnkenius mit Recht behauptet haben, dieses Wort gehöre nicht dem Hesiodus, sondern dem Apollonius. Doch haben es die Fragmentensammler, ihm folgend, weggelassen.

CLXIX. Etym. M. p. 215, 37. Βροτός. — ὁ δὲ Ἡσίοδος ἀπὸ Βροτοῦ τοῦ Αἰθέρος καὶ Ἡμέρας.

CLXX. Etym. M. p. 430, 56. Ἠμύω· ἐκ τοῦ μύω, πλεονασμῷ τοῦ η. ὁ δὲ Ἡσίοδος ἀμύοντα χαμάζε εἶπε διὰ τοῦ α.

CLXXI. Etym. M. p. 796, 57. *Φοῖβος.* — *ἢ ἀπὸ Φοίβης μαμμωνυμικῶς* (so hat man verbessert) *ὡς Ἡσίοδος.* Der Scholiast zu Iliad. I. 43. *ἢ ἀπὸ Φοίβης μαμμωνυμικόν, ὡς καὶ Ἡσίοδος.*

CLXXII. Harpokration in *Μελίτῃ· κεκλῆσθαι δέ φησι τὸν δῆμον Φιλόχορος ἐν τρίτῃ ἀπὸ Μελίτης θυγατρὸς κατὰ μὲν Ἡσίοδον Μύρμηκος, κατὰ δὲ Μουσαῖον Δίου τοῦ Ἀπόλλωνος.* Eben dasselbe erzählt Suidas in *Μελίτῃ.*

CLXXIII. Harpokration und Suidas: *Ὑπὸ γῆν οἰκοῦντας λέγοι ἂν τοὺς ὑπὸ Σκύλακος ἐν τῷ Περίπλῳ λεγομένους Τρωγλοδύτας, καὶ τοὺς ὑπὸ Ἡσιόδου ἐν τρίτῳ Καταλόγου Κατουδαίους ὀνομαζομένους.* Vielleicht hat eben daher auch Hesychius *Κατουδαῖοι.*

CLXXIV. Apollonius Lex. Hom. *Αἰπύτιον.* — *ἔστι δὲ οὗτος τῶν Ἀρκαδικῶν ἡρώων, περὶ οὗ φησὶν Ἡσίοδος·*

Αἴπυτος αὖ τέκετο Τλησήνορα Πειρίθοόν τε.

CLXXV. Suidas in *ἀγάλματα: καὶ Ἡσίοδος τὸν ὅρμον ἄγαλμα καλεῖ.*

CLXXVI. Diodor von Sicilien IV. 85: *Ἡσίοδος δὲ ὁ ποιητὴς φησὶ τοὐναντίον ἀναπεπταμένου τοῦ πελάγους Ὠρίωνα προσχῶσαι τὸ κατὰ τὴν Πελωρίδα κείμενον ἀκρωτήριον, καὶ τὸ τέμενος τοῦ Ποσειδῶνος κατασκευάσαι, τιμώμενον ὑπὸ τῶν ἐγχωρίων διαφερόντως· ταῦτα δὲ διαπραξάμενον εἰς Εὔβοιαν μεταστῆναι κἀκεῖ κατοικῆσαι· διὰ δὲ τὴν δόξαν ἐν τοῖς κατ' οὐρανὸν ἄστροις καταριθμηθέντα τυχεῖν ἀθανάτου μνήμης.*

CLXXVII. Der Scholiast zu Iliad. IV. 195: *Μαχάων δὲ οὗτος υἱὸς Ἀσκληπιοῦ καὶ Ἀρσινόης ἢ Κορωνίδος, κατὰ δὲ τινὰς Ἠπιόνης τῆς Μέροπος, κατὰ δὲ Ἡσίοδον Ξάνθης.* Der Scholiastes minor hat *Ξανθινόης.*

CLXXVIII. Der Scholiast zu Iliad. XI. 155 über *ἄξυλον: οἱ μὲν τὴν δρυώδη ἀποδεδώκασιν, οἱ δὲ τὴν πολύξυλον· βέλτιον δέ, ἀφ' ἧς οὐδεὶς ἐξυλίσατο, ὡς Ἡσίοδος.*

τῆλε γὰρ ἀξυλίῃ κατεπύθετο χείλεα νηῶν.

So ist zu corrigiren. Was geschrieben steht, *κήλεα*, das von Schneider und Passow für eine andere Form von *κῆλα* ausgegeben wird, ist barbarisch. Auch *τῆλε* ist vielleicht nicht richtig, sondern könnte wohl *τῇδε* geheißen haben, was jedoch nicht mit *ἀξυλίῃ* zu construiren, sondern für dort zu nehmen seyn würde.

CLXXIX. Die Scholiasten zu Odyss. XII. 68. *Αἴσονος δὲ καὶ Πολυμήλας καθ' Ἡσίοδον γίνεται Ἰάσων.* Es ist kein überzeugender Grund vorhanden, mit Ruhnkenius *Πολυφήμης* und *Ἡρόδωρος* zu schreiben, weil der Scholiast des Apollonius zu I. 46 sagt: *Ἡρόδωρος δὲ Πολυφήμην φησὶν εἶναι τὴν Ἰάσονος μητέρα.* Noch hatte *Αἴσονος* vielleicht Stephanus Byz. in *Αἴσων* im Sinne.

CLXXX. Athenäus II. p. 49 B. ὅτι Ἡσίοδος ἐν Κήϋκος γάμῳ, κἂν γὰρ γραμματικῶν παῖδες ἀποξενῶσι τοῦ ποιητοῦ τὰ ἔπη ταῦτα, ἀλλ' ἐμοὶ δοκεῖ ἀρχαῖα εἶναι, τρίποδας τὰς τραπέζας φησί. Pollux VI. 83. ἦσαν δέ τινες πρῶται τράπεζαι, καὶ δεύτεραι, καὶ τρίται. καὶ τρίποδες μέν, ἐφ' ὧν ἔκειντο. καὶ ἔστι τοὔνομα παρ' Ἡσιόδῳ καὶ ἐν Τελμησσεῦσιν Ἀριστοφάνους.

CLXXXI. Strabo VIII. p. 364. Casaub. 560. Alm. Ἡσιόδου δέ, ὅτι τὸ βριθὺ καὶ τὸ βριαρὸν βρῖ λέγει. Wiederholt von Eustathius p. 295, 4.

CLXXXII. Strabo VIII. p. 370 = 568. Ἡσίοδον μέντοι καὶ Ἀρχίλοχον ἤδη εἰδέναι καὶ Ἕλληνας λεγομένους τοὺς σύμπαντας καὶ Πανέλληνας· τὸν μὲν περὶ τῶν Προιτίδων λέγοντα ὡς Πανέλληνες ἐμνήστευον αὐτάς, τὸν δὲ ὡς Πανελλήνων ὀϊζὺς ἐς Θάσον συνέδραμεν.

CLXXXIII. Strabo XIII. p. 588 = 879. οὐδὲ γὰρ Ἡσίοδος οἶδε Πρίαπον.

CLXXXIV. Strabo XIV. p. 676 = 994. Ἡσίοδος δ' ἐν Σόλοις ὑπὸ Ἀπόλλωνος ἀναιρεθῆναι τὸν Ἀμφίλοχον φησίν.

CLXXXV. Der Scholiast zu Sophokles Oed. Tyr. arg. οὔτε γὰρ Ὅμηρος οὔτε Ἡσίοδος οὔτε ἄλλος οὐδεὶς τῶν παλαιῶν τύραννον ἐν τοῖς ποιήμασιν ὀνομάζει.

CLXXXVI. Eustathius p. 112 am Ende: ἰστέον δὲ ὅτι τὸν Πάτροκλον ἡ παλαιὰ ἱστορία καὶ συγγενῆ τῷ Ἀχιλλεῖ παραδίδωσι, λέγουσα ὅτι Ἡσίοδός φησι Μενοίτιον τὸν Πατρόκλου πατέρα Πηλέως εἶναι ἀδελφόν, ὡς εἶναι αὐτανεψιοὺς οὕτως ἀμφοτέρους ἀλλήλοις.

CLXXXVII. Den ganzen Inhalt der Melampodie erzählt der Scholiast des Apollonius zu I. 118: ἐν δὲ ταῖς καλουμέναις μεγάλαις Ἠοίαις λέγεται u. s. w.

CLXXXVIII. Der Scholiast des Theokrit zu XVI. 49 vom Cycnus, dem Sohne des Neptun und der Calyce: Ἡσίοδος δέ φησιν αὐτὸν τὴν κεφαλὴν ἔχειν λευκήν· διὸ καὶ ταύτης τῆς κλήσεως ἔτυχεν.

CLXXXIX. Pausanias I. 43, 1. ἐγὼ δὲ ἤκουσα μὲν καὶ ἄλλον ἐς Ἰφιγένειαν λόγον ὑπὸ Ἀρκάδων λεγόμενον, οἶδα δὲ Ἡσίοδον ποιήσαντα ἐν Καταλόγῳ γυναικῶν Ἰφιγένειαν οὐκ ἀποθανεῖν, γνώμῃ δὲ Ἀρτέμιδος Ἑκάτην εἶναι.

CXC. Antoninus Liberalis in der Ueberschrift des 23sten Kapitels, das vom Battus handelt: ἱστορεῖ Νίκανδρος Ἑτεροιουμένων α', καὶ Ἡσίοδος ἐν μεγάλαις Ἠοίαις u. s. w.

CXCI. Die Geschichte der Helice, der Tochter Lykaons, erzählt weitläufig aus dem Hesiodus der Scholiast des Aratus zu V. 27.

CXCII. Wahrscheinlich gehört dem Hesiodus Folgendes bey dem Eustathius p. 272, 18. *Ὀρχομενοῦ γάρ φασιν υἱοί*:

Ἀσπληδὼν Κλύμενός τε καὶ Ἀμφίδοκος θεοειδής.

CXCIII. Eustathius p. 1318, 8. *ὑπερβασία, ἧς καὶ παρ' Ἡσιόδῳ χρῆσις ἐν τῷ*

ὑπερβασίαι δ' ἀλεγειναί.

Dieß war schon von Gaisford zu dem letzten Verse der *Ἔργα* bemerkt.

CXCIV. Eustathius p. 1424, 6. *ὅτι δ' ἐντεῦθεν λαβὼν Ἡσίοδος καὶ τὰ Μέγαρα τὴν χώραν σκιόεντα ἔφη, ὁ Πορφύριος δηλοῖ.*

CXCV. Porphyrius de abstin. II. 18. p. 134. *καὶ τὸν Ἡσίοδον οὖν εἰκότως τὸν τῶν ἀρχαίων θυσιῶν νόμον ἐπαινοῦντα εἰπεῖν*:

ὥς κε πόλις ῥέζῃσι· νόμος δ' ἀρχαῖος ἄριστος.

Dieses Fragment war schon in den Sammlungen von Gaisford, in der Lösnerischen Ausgabe B. 189 aber irrig aus der Schrift de antro nympharum citirt.

CXCVI. Der Victorianische Scholiast zu Iliad. XVI. 174. *Ζηνόδοτος δὲ Κλεόδωρην φησίν, Ἡσιόδου καὶ τῶν ἄλλων Πολυδώρην αὐτὴν καλούντων.* Gaisford zu dem 78sten Fragmente seiner Sammlung meint, es sey *Ἡλιοδώρου* zu schreiben.

CXCVII. Pollux X. 85. *τὰ δὲ κάναστρα τοῦ ποιήσαντος τοὺς Κεραμέας, οὕς τινες* (so ist statt *οὕστινας* zu lesen) *Ἡσιόδῳ προσνέμουσι· λέγει γοῦν.*

εὖ δὲ περανθεῖεν κότυλοι καὶ πάντα κάναστρα.

Dieß ist der dritte Vers dieses unter den kleinern Homerischen befindlichen Gedichtes.

CXCVIII. Suidas: *κομιδή, ἡ ἀνάσωσις. Ἡρόδοτος· λέγεται δὲ καὶ ἡ ἄφιξις. Ἡσίοδος. Πολύβιος.* Küster hat *Ἡσίοδος* weggelassen. Auch ist dieses Citat allerdings verdächtig.

Hierzu mögen nun nachfolgende, irrig dem Hesiodus beygelegte Stellen kommen.

CXCIX. Hesychius in *ἀμφουδις*: wo *Ἡρωδιανὸς* zu lesen. Die Glosse gehört zu Odyss. XVII. 237.

CC. Etym. M. p 300, 2. *ἄνεμος δὲ φλόγ' εἰλυφάζων*, was wahrscheinlich aus dem Gedächtniß statt *ἄνεμος φλόγα εἰλυφάζει* citirt ist, das sich Iliad. XX. 492 findet.

CCI. Eustathius führt die Homerische Sentenz, daß wenige Söhne ihren Vätern gleichen, p. 124, 37. 447, 27 als Worte des Hesiodus an, hat aber wohl nachher den Irrthum erkannt, da er p. 1035, 43 dieselben Worte, ohne den Hesiodus zu nennen, berührt. Die Verse stehen Odyss. II. 276 f.

CCII. Der Scholiast zu den Flügeln des Simmias: s. Jacobs zu der Anthologie I. P. II. p. 8. Ἀκμονίδαν δὲ τὸν οὐρανόν. Ἡσίοδος· Γαῖα μὲν Ἄκμονα ἔτικτεν· ἀπὸ δ' Ἄκμονος Οὐρανός. Dieses weicht so sehr von der überall im Alterthume als Hesiodisch anerkannten Meinung ab, daß man es nicht einmal einem spätern Umarbeiter der Theogonie zutrauen kann. Betrachtet man aber, was Eustathius p. 1154, 25 sagt: ὡς δὲ Ἄκμονος ὁ Οὐρανός, ὁ Ἀλκμὰν φασὶν ἱστορεῖ, so kann man wohl mit ziemlicher Sicherheit vermuthen, daß jene Worte aus daktylischen Versen des Alkman sind:

Γαῖα μὲν Ἄκμον' ἔτικτ'· ἀπὸ δ' Ἄκμονος
Οὐρανός.

Wir wollen nun, damit Herrn Göttlings Fragmentensammlung doch brauchbar werde, ein Verzeichniß der Schriftsteller geben, aus welchen diese Fragmente genommen sind. Die Zahl der Fragmente geben wir doppelt an, zuerst nach der Gaisfordischen und Dindorfischen, sodann, durch einen Strich getrennt, nach der Göttlingischen Zählung. Ein beygesetztes Sternchen bedeutet, daß die Angabe eines Schriftstellers von Hrn. G. unterlassen, und in unsern Bemerkungen nachgetragen ist.

Achilles Tat. Isag. in Arat. p. 169		— 130
Aelian. V. H. XII. 20	82	— 139
Ammonius ὄρθρος	45	— 82
Apollodorus I. 8, 4, 1.	30	— 91
II. 1, 1, 7.	83	— 100
1, 3, 1. 2.	5. 83	— 5
2, 2, 2.	83	— 29
III. 5, 6, 2.	83	— 47
6, 7, 7.	56	— 112
9, 2, 8.	70	— 76
14, 4, 2.	83	
Apollonius Dysc. de pronom.	66	— 134
Apollonius Lex. Hom. Αἰκύτιον		— 174*
Μολίονε		— 74*
Φοῖβος	78	
Aristoteles Eth. Nic. III. 3.	43	— 69
V. 5.	69	— 150
Aspasius ad Eth. N. p. 43.	43	— 69
Athenaeus II. p. 40 F.	46	— 109
49 B.		— 180*
VIII. p. 364 B.	43	— 68
X. p. 428 C.	43	— 68
XI. p. 491 C.	44	— 10

Athenaeus XI. p. 498 A.	42 — 113
503 D.	47 — 6
XIII. p. 557 A.	51 — 89
609 E.	— 166*
Athenagoras Legat. p. 134.	59 — 34. 35
Ausonius Idyll. XVIII.	50 — 106*
Choeroboscus in Bekk. Anecd. p. 1183.	99 — 79
Clemens Alex. Coh. p. 63. Pott.	53 — 152
Strom. I. p. 330.	1 — 98
337	54 — 141
V. (p. 438. Sylb.)	— 159
716.	53 — 152
727.	52 — 114
VI. p. 751.	55 — 110
Constantin. Porphyrog. de Themat. p 82.	88 — 26
Diodorus Sic. IV. 85.	— 176*
Diogenes Laert. VIII. 1, 26.	— 120
Etymol. M. p. 13, 36.	50 — 106*
21, 26.	61 — 71
60, 41.	— 167*
77, 31.	35 — 160
133, 34.	— 168*
183, 24.	— 168*
215, 37.	— 169*
300, 2.	— 200*
346, 41.	3 — 51*
430, 56.	— 170*
523, 8.	5 — 27*
557, 8.	26 — 145
768, 25.	68 — 7
796, 57.	— 171*
Etymolog. Ms. *Γλεῦς.*	3 — 51
Eudocia p. 278.	1 — 97*
333.	22 — 30*
Eustathius p. 6.	34 — 163*
21.	— 80*
101.	3 — 51*
112.	— 186*
124.	— 201*
125.	8 — 155
126.	8 — 155*
231.	22 — 31
265.	4 — 92*
272.	— 192

Hesychius ἐκ Εὐρυγύῃ ἀγών.	45	—	81
κατουδαῖοι.		—	172 *
Hyginus Fab. 154.		—	107
Poet. A. p. 419. ed. Slav.		—	102
c. 20.		—	58
25.		—	11
34.		—	46
Laurentius Lydus de mens. c. 4.		—	20
Mich. Ephes. ad Arist. Eth. N. p. 67. 6.	69	—	150
Nicol. Damasc. in Exc. Vales. p. 445.	48	—	157
Origenes c. Cels. IV. 216.	67	—	119
Pausanias I. 43.		—	189 *
II. 6.		—	165
26.	29	—	90 *
IX. 36.	20	—	56
40.	21	—	57
Philemon εὐφυής.	98	—	78
Plato Rep. III. p. 390.	87	—	117
Plinius H. N. VII. 16.		—	148
48.	50	—	106 *
XV. 1.		—	13
XXI. 17.		—	14
20.		—	15
XXII. 22.		—	162
XXV. 2.		—	16
Plutarchus Thes. c. 16.		—	87
20.	51	—	88
T. II. p. 415. C.	50	—	106
505. D.	62	—	118
747. F.	28	—	23
989. A.		—	106 *
1083. C.		—	74 *
Pollux VI. 83.		—	180 *
X. 85.		—	197 *
Polybius V. 2.	49	—	158
Porphyrius de abst. II. 18. p. 134.		—	195 *
in schol. ad U. XIV. 200.	73	—	41
Scholiastes Aeschyli Prom. 351.		—	161
793.		—	123
Schol. Apollonii Rhodii I. 45.	2	—	156 *
118.		—	187 *
156.	22	—	30
456.	26	—	145
482.		—	63

Schol. Apollonii Rhodii I. 787.	25	— 144
824.	23	— 9
II. 178.		— 61
181.		— 62
276.		— 146
296.		— 147
297.	24	— 143
1123.		— 65
III. 587.		— 1
1086.		— 21
IV. 57.	66	— 64. 134
259.		— 60
266.		— 24
284.		— 59
816.		— 2
828.		— 66
892.	27	— 128
1396.		— 137
Schol. Arati, v. 27.		— 191 *
45.	15	— 132
102.	67	— 119 *
172.	60	— 70
322.		— 46 *
Schol. Aristoph. Av. 610.	50	— 106 *
Schol. Eurip. Orest. 249.	64	— 136
Phoen. 1123.	47	— 4
Alcest. 1.	80	— 84
Rhes. 28	101	— 140
Schol. Hesiodi Theog. 142.	95	— 33
Scut.	96	— 36. 45
Schol. Hom. minor ad Iliad. II. 336.	22	— 30
XI. 135.		— 178 *
Odyss. III. 68.	22	— 30 *
IV. 231.	89	— 104
XI. 285.	22	— 30 *
XII. 68.		— 179 *
Ven. ad Iliad. I. 264.	3	— 51 *
II. 496 (Cat. 3).	4	— 52
522 (Cat. 29).	6	— 153
IV. 195.		— 177 *
XI. 155.		— 178 *
749.		— 74 *
XII. 292.		— 140 *
XIV. 119.	72	— 154

Tzetzes ad Lyc. v.	344.	61 — 71
	682.	56 — 111. 112
	794.	— 106*
	1396.	81 — 138
Chiliad. XII. 171.		60 — 70
Exeg. Iliad. p. 63.		— 23*
	68.	100 — 80
	126.	3 — 51*
	149.	— 111
	149.	50 — 106*
	153.	— 4*
Zonaras ἐπιάλτην.		79 — 83

Es folgt das letzte Stück des Buches, das sogenannte Certamen Hesiodi et Homeri. Auch diese Schrift, die freylich nicht viel werth ist, hätte doch, wenn sie einmal wieder abgedruckt werden sollte, eine weniger flüchtige Behandlung verdient. Gleich nicht weit vom Anfang ist die alte Lesart stehen geblieben: Ὅμηρον δὲ πᾶσαι ὡς εἰπεῖν αἱ πόλεις καὶ οἱ ἔποικαι αὐτῶν παρ' ἑαυτοῖς γεγενῆσθαι λέγουσι. Wem aber springt nicht in die Augen, daß das καὶ οἱ ἄποικοι heißen muß? — V. 244, 31 ist χορέσθην beybehalten, was entweder χόρεσθεν zu schreiben, oder, wenn das möglich ist, zu vertheidigen war. Das Homerische μιάνθην würde jedoch dazu nicht viel helfen, da auch μίανθεν, obgleich es einen scheinbaren Trochäen gibt, das Wahre seyn kann. — Unter diesen Versen, mit denen Hesiodus den Homer auf die Probe stellt, indem er ihm immer einen angefangenen Satz zu vollenden gibt, las man S. 245, 1. 2 vorher so:

ΗΣ. καὶ Φρύγες, οἳ πάντων ἀνδρῶν ἐπὶ νηυσὶν ἄριστοι
ΟΜ. ἀνδράσι ληϊστῆρσιν ἐπ' ἀκτῆς δόρπον ἑλέσθαι.

Hr. G. hat, ohne einen Grund anzugeben, beyde Verse dem Hesiodus beygelegt, und läßt die Antwort des Homer, die er durch Striche bezeichnet hat, ausgefallen seyn. Es scheint aber nichts zu fehlen, und die alte Vertheilung richtig zu seyn. Die Aufgabe, die Hesiodus gibt, besteht darin, den paradoxen Satz, daß die Phrygier sich zu Schiffe vor allen Menschen auszeichnen, auf eine passende Weise zu ergänzen. Da nun ihre merkwürdigste That die Entführung der Helena war, ergänzt Homer den Satz so: »durch Räuber am Strande ein Mahl einzunehmen.« Denn das ist ein Zeichen, daß ihre Tapferkeit nicht groß ist, indem sie bey dieser Maßregel sogleich wieder in See stechen können. — Auf derselben Seite 3. 8 liest man:

ΗΣ. οὔτ' ἄρα σοί γε πατὴρ ἐμίγη καὶ πότνια μήτηρ
ΟΜ. σῶμα τεὸν ἐσπείραντο διὰ χρυσέην Ἀφροδίτην.

Die alte Lesart ist οὔτ᾽ ἄρ. Hr. G. sagt: Fortasse Εὖτ᾽ ἄρα σοί γε, ita ut σοι sit nominativus pluralis ad πατὴρ et μήτηρ pertinens. Zu dem zweyten Verse führt er die Conjectur von Boissonade an, σῶμα τόγε σπείραντε. Eben so corrigirte ein alter Besitzer eines Exemplars der Heinsiusischen Ausgabe, das jetzt dem Recensenten gehört, und in dem vorhergehenden Verse σός, was Herrn Göttlings sehr gesuchter Erklärung des σοὶ bey weitem vorzuziehen seyn würde, wenn überhaupt die Verse den Sinn haben könnten, der in ihnen vermuthet worden ist. Aber πατὴρ ἐμίγη καὶ μήτηρ statt ἐμίγησαν ist so seltsam geredet, daß man das auch dem schlechtesten Scribenten kaum zutrauen kann. Wollte man aber auch Herrn Göttlings Conjectur und Erklärung gelten lassen, so wäre doch wieder das Medium ἐσπείραντο höchst auffallend, und überdieß müßte man noch auf jeden Fall σῶμα τόδε schreiben. Der Fehler liegt in der Negation und in dem elenden τόγε. Die Sentenz schließt sich gewissermaßen an die vorhergehenden Verse an, in denen von dem Sohne eines kräftigen Mannes und einer schwachen Frau die Rede ist Sie sind daher wohl so zu lesen:

ΗΣ. ἦ τ᾽ ἄρα σοί γε πατὴρ ἐμίγη καὶ πότνια μήτηρ,
ΟΜ. σῶμα τότε σπείραντε διὰ χρυσέην Ἀφροδίτην.

»Wahrlich in dir ist Vater und Mutter vermischt:« d. h. du bist kräftig, wie dein Vater, und feig, wie deine Mutter. — S. 246, 13 ff. sind so vertheilt:

ΗΣ. τοῖσιν δ᾽ Ἀτρείδης μεγάλ᾽ εὔχετο πᾶσιν ὀλέσθαι
ΟΜ. μηδέποτ᾽ ἐν πόντῳ. καὶ φωνήσας ἔπος ηὔδα·
ΗΣ. ἐσθίετ᾽, ὦ ξεῖνοι, καὶ πίνετε. μηδέ τις ὑμέων
οἴκαδε νοστήσειε φίλην ἐς πατρίδα γαῖαν
ΟΜ. πημανθείς· ἀλλ᾽ αὖτις ἀπήμονες οἴκαδ᾽ ἵκοισθε.

Wären die beyden ersten Verse nicht da, so wäre gegen die drey letzten nichts einzuwenden. Falsch ist, was in der Anmerkung gesagt wird, der dritte und vierte dieser Verse werde vulgo dem Homer beygelegt. Das trifft bloß den dritten. Aber Homer kann nicht καὶ φωνήσας ἔπος ηὔδα sagen, weil er dann auch seinerseits den Hesiodus auf die Probe stellen würde, was sowohl der Absicht des ganzen Gesprächs, als den bald darauf folgenden Worten des Erzählers widerspricht: πρὸς ταῦτα δὲ πάντα τοῦ Ὁμήρου καλῶς ἀπαντήσαντος. Folglich tritt hier ein, was der Verfasser der Schrift oben gesagt hatte, bisweilen frage Hesiodus auch mit zwey Versen. Es sind daher die beyden ersten Verse dem Hesiodus, die drey letzten dem Homer beyzulegen. — S. 247, 16 hätte τετρακόσιοι καὶ πεντήκοντα, was in den alten Ausgaben mit den Zahlzeichen υν geschrieben ist, eingeklammert werden sollen, wie von andern Herausgebern geschehen ist. Denn

bis zu dieser Zahl ist die Berechnung richtig, und weiter scheint der Schriftsteller nicht multiplicirt zu haben. Hätte er es aber gethan, und auch die letzte Zahl noch angegeben, welche 112,500,000, oder nach griechischer Abtheilung 1,1250,0000 ist: so würde es statt jener Worte oder Zeichen heißen müssen: ἀνδρῶν δὲ διπλῆ μυριὰς μία, καὶ ἄπλαῖ χίλιαι διακόσιαι πεντήκοντα. — S. 247, 25. εἶναι Barn. Vulgo εἰναι, Das hat Hr. G. aus der Angabe in der Lösnerischen Ausgabe γρ. εἶναι geschlossen, ohne andere Ausgaben nachzusehen: sonst hätte er εἶναι schon in der ersten von Stephanus 1573 und in der von Heinsius 1603 gefunden. — Auf derselben Seite Z. 28 ist τῷ θυμῷ statt σῷ θυμῷ ein sehr störender Druckfehler. — S. 248, 2 — 4. Auf die Frage, wie man am Besten in einem Staate lebe, antwortet Homer:

εἰ μὴ κερδαίνειν ἀπὸ τῶν αἰσχρῶν ἐθέλοιεν.
οἱ δ' ἀγαθοὶ τιμῶντο, δίκη δ' ἀδίκοισιν ἐπείη·
εὔχεσθαι δὲ θεοῖς ὅ τι πάντων ἐστὶν ἄριστον.

Der letzte dieser Verse hängt weder in der Construction mit den vorhergehenden zusammen, noch gibt er an sich einen passenden Sinn. Es ist aber leicht einzusehen, daß vor diesem Verse ein Vers ausgefallen ist, in welchem ein Optativ stand, von dem εὔχεσθαι abhing. Der Gedanke mußte seyn: »und wenn sie nicht vorziehen, auf sich selbst zu vertrauen, sondern zu den Göttern zu beten, was von allem das Beste ist. Der letzte Vers ist daher so zu lesen:

εὔχεσθαι δὲ θεοισι· τὸ πάντων ἐστὶν ἄριστον.

— S. 251, 16 und 18 sollte nicht ζ', sondern ͵ζ geschrieben seyn, da nicht 7, sondern 7000 Verse gemeint sind. Oder sollte sich Hr. G, wie Herr K. W. Müller de Cyclo Graecorum epico, p. 68, durch die lateinische Uebersetzung haben täuschen lassen, die aus ἔπη ζ septem libros gemacht hat? Doch das läßt sich nicht glauben, da er S. 252, 3. 4 bey der Angabe der Länge der Ilias und Odyssee die Zählung nach Versen beybehielt, die vorher aus Unwissenheit in κδ' abgeändert worden war. Ueberhaupt geben die Alten die Länge eines Gedichts nach der Verszahl an: z. B. Suidas in Πανύασις, und Marmortafel bey Heeren in der Bibliothek der alten Kunst und Literatur, viertes Stück, S. 43 ff. — S. 251, 29 ist stillschweigend λαμπρῇ statt λαμπρὰ gesetzt. S. oben zu Theog. 18. — S. 252 ist das sinnlose νῆσόν τ' Αἰγινάντε Μάσητάτε beybehalten. Aber nach Iliad. II. 562, woher der Vers genommen ist, hätte das zweyte τε entfernt werden sollen. — S. 252, 8 — 10 ist ebenfalls die fehlerhafte Lesart beybehalten worden. ἐψηφίσαντο θυσίαν ἐπιτελεῖν Ὁμήρῳ καθ'

ἡμέραν καὶ κατὰ μῆνα καὶ κατ' ἐνιαυτόν, ἄλλην θυσίαν πενταετηρίδα ἐς Χίον ἀποστέλλειν. Offenbar fehlt zu dem letzten Satze καὶ oder δέ. — S. 253, 16 war κοινὴν von Barnes anzunehmen. — S. 254, 1 ist die Conjectur ὅσα δ' unnöthig.

Es kann den Lesern unserer Bemerkungen nicht entgangen seyn, wie der größte Theil derselben nur durch die unverkennbare Eilfertigkeit und Flüchtigkeit veranlaßt worden ist, die sich in Herrn Göttlings Arbeit zeigt. Wenn man daher kaum zweifeln kann, er habe, mit andern Arbeiten beschäftigt, nur Nebenstunden auf die Herausgabe dieses Buches verwenden können: so hat man freylich Ursache, das zu bedauern, und muß wünschen, daß er den Kallimachus, den er, wie sich aus einigen Andeutungen schließen läßt, ebenfalls herausgeben wird, nicht auf ähnliche Weise beeile, besonders da sich hier leicht zwey vom Kopf bis zum Fuße geharnischte Mitbewerber um den Preis finden dürften. Herrn Göttling, der ein gelehrter, scharfsinniger, geistreicher und überhaupt kräftiger Mann ist, kann es nicht schwer werden, sobald er nur will, etwas Ausgezeichnetes ins Werk zu richten. Möge er sich dazu die nöthige Zeit und Muße nehmen, und eingedenk der Kraft, die er besitzt, den Kranz, der den Starken gebührt, nicht andern überlassen.

Gottfried Hermann.

Art. II. Die Bayern im Morgenlande. — Gedächtnißrede zum drey und siebenzigsten Stiftungstage der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften. — Gelesen am 28. März 1832 durch Joseph Freyherrn von Hormayr, k. bayerischem Kämmerer, wirklichen geheimen Rath und Ministerialrath im Departement des Innern, jetzt Minister-Residenten am hannövrischen Hofe.

Auch diese dritte akademische Gedächtnißrede Hormayrs ist, wie jene über den Herzog Luitpold (LVII. 227), ein Bruchstück aus der, von ihm an den fast unermeßlichen Urquellen des Münchner Reichsarchives begonnenen, großen Geschichte Bayerns, von welcher auch einzelne, durchaus urkundliche nicht bereits bekannten Quellen nachgebildete Fragmente, zum Beyspiele: Die Ampfinger Schlacht und das römische Reich zwischen Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Bayern, die Allinger Schlacht zwischen den Herzogen von München und den beyden Ludwigen von Ingolstadt, das Treffen von Gingen zwischen dem Reichsheer und Albrecht Achilles von Brandenburg und zwischen seinem Jugendfreund, dem Landshuter Herzog Ludwig dem Reichen, die in den historischen Taschenbüchern zu fin-

den sind. — Die gegenwärtige Abhandlung stellt den Antheil der Bayern an den Kreuzzügen (1096—1291), überhaupt an allen Heerfahrten gegen den Islam, dar, welcher einst den schönsten, den wärmsten und fruchtbarsten Theil des Erdbodens inne hatte, und mehr als einmal Glauben und Sitte des ganzen mittleren Europa bedrohte. — Es war eine schreckliche Zeit die des großen Investiturstreites zwischen Kaiser und Papst. — »Der achtzehnjährige Welf wurde der alternden hohen Mathilde vermählt, und durch sie wider den Kaiser sein eigener Sohn Conrad gewaffnet. — Aber kein Heer war dem alten Heinrich so furchtbar gewesen, als drey Schulfreunde aus Paris, gelehrte Kirchenfürsten, strenge Vollstrecker der gegen Simonie, Priesterehe und Investitur ergangenen Donnersprüche, — Gebhard von Salzburg, ein Graf aus Schwaben, der edle Sachse Altmann von Paßau, Vertrauter der Kaiserin Mutter, Adalbero von Würzburg, der letzte Sprosse des schon unter den Agilolfingern blühenden Grafengeschlechtes von Wels und von Lambach. — Alle drey aßen, von ihren Stühlen verjagt, das bittere Brot der Verbannung. — In Salzburg, in Paßau wütheten Heinrichs Kriegsknechte vandalisch gegen Kunst und Alterthum. — In Paßau und anderwärts wurden die neuen Regelmänner mit Ruthen ausgepeitscht, die verehlichten Priester überall wieder eingesetzt. Ekberten von Farmbach brach der Kaiser seine Burg, züchtigte das unschuldige Land zwischen Inn und Enns; jenseits der Enns ward die Ostmark durch die Böhmen eine Wüste. Auch Regensburg, Freysing und Würzburg litten. Allein nichts bewog Adalbero, den obsiegenden Kaiser anzuschauen oder anzureden, denn er lag im Bann. Dreymal verlor, dreymal gewann Graf Berthold von Mosburg den Sitz St. Ruperts. Kaum fanden die drey Freunde ein Grab in den jüngst von ihnen gestifteten Klöstern, Gebhard in Admont, in Lambach Adalbero, Altmann in Göttweih. — Schon vor zwey Jahrzehenden hatte Mathildis ihr herrliches Erbgut dem heiligen Stuhle vermacht. Das blieb dem ersten Gatten, dem Lothringer Herzoge, eben so verborgen, wie dem jungen Welf. Als aber der alte Kaiser in Italien und Deutschland gänzlich verloren schien, glaubte sich Mathilde jeder Schonung entbunden. Das Vermächtniß ward kund, und alsbald empfahl sich der junge Gemahl. Ueberlistete List kennt kein Ziel und kein Maß. — So schlug auch jetzt der alte Welf wieder um zum verrathenen Kaiser. — Aber wohin der trübe Blick fiel, von Gau zu Gau, von Burg zu Burg, überall ein tolles Wüthen der losgelassenen Zwietracht, der Vater päpstisch, der Sohn kaiserlich, die Neffen für keinen von beyden; blutgedüngte Schlachtfelder, Brand und Raub ringsum,

Jammer um theure Todte, Liebesrasen um zerrissene Ehen, Unsicherheit der nächsten Stunde, zertrümmerte Altäre, einbrechende Fürstensitze, Doppelbischöfe, Doppeläbte, ja selbst der Christenheit geistliches und weltliches Haupt einander bannend und verfluchend, dumpfe Verzweiflung des Volks, plötzliches Aufstreben des dritten Standes, und — mitten hinein, wie Wetterleuchten in finsterer Sturmesnacht, der tausendstimmige Schrey: »Gott wills! Gott wills! Wer nicht mein Kreuz nimmt und mir nachfolgt, der ist meiner nicht werth!« — ein Ruf, plötzlich den Pfad zeigend, die schwerste Schuld zu büßen, den abenteuerlichsten Thatendurst in einer völlig neuen Welt zu kühlen, die Habsucht ganz anders zu stillen, als durch das ungewisse Wegelagern von den hohen Raubnestern herab, dem Ehrgeize Länder und Kronen zu bieten, auf mährchenhaften Zauberinseln zu schwelgen, und der zwischen Blut und Flammen entmenschten Kühnheit ein hohes und heiliges Ziel zu setzen.« — Seit der Wiedererfindung des heiligen Kreuzes geschahen häufige Pilgerzüge ins heilige Land, — genannt werden: Ritter Imer, — der Riese Haymo, der seinen Bruder Thyrsus erschlagen, alsdann das Kloster Wiltau zur Sühne gestiftet, und den Lindwurm, der den Bau störte, getödtet. — Der unter den Herzogsbrüdern Arnulf und Berthold zuerst den gefürchteten Magyaren am Inn, an der Traun, an der Drau obgesiegt, dem sich das Mauerkirchner Reiterbild weihte, der riesige Held Ratbod, im Volksmunde Graf Rath, pilgert mit Judith, der Herzogin, der Tochter Arnulfs, nach Jerusalem, heimkehrend an die Gruft der Apostelfürsten in Rom, wahrt seinen Reliquienschatz in anmuthsvoller Oede des Ammersees, stirbt in demselben Klösterlein als demuthsvoller Laienbruder. — Ein Gesippter der chiemtraungauischen Aribonen und Ottokare, Otwin, des görzischen Hauses Ahnherr, einer der letzten Ungerhelden, hängt gleichfalls Helm und Harnisch an St. Georgens Altar, statt deren mit Muschelhut und Stab nach Palästina und auf der Rückkehr nach Rom wallend, gründet aus der reichen Habe der wehrlosen weiblichen Jugend zwey reiche Klöster, lebt noch siebzehn Jahre als Klausner in der Höhle des weitausschauenden Ortweinberges am carentanischen Bergsee. — Der Pilgerzug von 1065, auf welches Jahr alles das jüngste Gericht erwartete, — über 7000 Mann, die Bischöfe von Bamberg, Regensburg, Utrecht, Mainz, zwey Andechser, Friedrich von Diessen und Ortolf von Hohenwart; aus den Schyren Graf Eckard, der, als einst im ungleichen, treulosen Kampf das Banner verschwand, den ungläubigen Prahlern zum Trotz die Schuhe von den Füßen riß, mit dem rothen Gurt zusammenband, hoch auf dem Speer als neues

Feldzeichen aufwarf, und davon der Bundschuh hieß. — Die Schotten, wie in der Merovingenzeit, die unternehmendsten Missionäre, so jetzt die eifrigsten Freunde der Pilger und Kreuzfahrer. — Die Schotten in Regensburg, in Wien, in Erfurt, Memmingen und Nürnberg. — Die Wallfahrten zu St. Jakobs Grab in Compostell. — Den ersten Kreuzzug Gottfrieds unternahmen fast nur Franzosen und Normannen, wenige Deutsche. — Aus Bayern einige Wasserburger, welches Städtlein schon in Ungerns Vorwelt einen glänzenden Namen erwarb. — Wencelin von Wasserburg (mit den schwäbischen Grafen Hunt und Pezmann, auf der Reise ins heilige Land mit ihren tapfern Gefährten in Gran festgehalten), ein Taufzeuge König Stephans, entschied in der heißen Veszprimerschlacht für Glauben und Sitte wider das alte Heiden- und Nomadenleben, schlug und erschlug mit eigener Hand den schrecklichen Kupa, den Fürsten des Aufruhrs. Diesem Wasserburgerblute entstammte eine lange Reihe magyarischer Helden, Wenzelins Sohn, Rado, der Pfalzgraf und sein Urenkel Vator Opus, der fast mährchenhafte Held der Kämpfe mit Byssenen und Cumanen, Griechen, Bulgaren und Mährern, wie der Schlachten des Bürgerkrieges und Thronstreites bey Kemese und Magyorod, zwischen Geysa und Salomo, der Schlachten, wo der Adler ob dem Haupte und das schneeweiße Eichhörnchen auf der Lanze St. Ladislaus den Sieg weissagten, der Hirsch mit brennendem Geweih aber des Sieges Dank begehrte. — Dieß Wasserburger Blut streitet auch in der großen Kreuzfahrt Andreas des Hierosolymitaners. Es glänzt in späten Jahren unter den Türkenhelden. Es gibt nach dem Verderben von Mohacs Ungern an Habsburg, besteigt den Fürstenstuhl Siebenbürgens und den Königsthron Polens, und erlischt erst im jüngern Rakoczy. In seiner starken Mutter Sophia Batori war noch der Geist von Wenzelin und Opus zu spüren. — Jene Wasserburger Jahrzahl — und Stechlanze und Schild des reichen Rehm von Augsburg, sind wohl die einzigen, Bayern angehörigen Denkmale aus dem ersten Kreuzzuge, welchem Jerusalem fiel (15. July 1099).

Zwey Jahre darauf, Anfangs Sommers 1101, drey Kreuzheere in Capadozien untergegangen, eines von Lombarden, eines von Franzosen, das dritte des Bayerherzogs Welf, aus welchem die Markgräfin Ida von Oesterreich in die Hände der Ungläubigen fiel, der Salzburger Erzbischof Thiemo den Martertod litt, — Ulrich von Paßau und Giselbert, Abt zu Admont, mit unzähligen Andern den Drangsalen des Zuges erlagen. — Die Markgräfin, Leopolds des Schönen Witwe, des

heiligen Leopolds Mutter, war begleitet von den tapferen Kämpen von Berg, vom Wolkensteiner, des Hauses Saurau, dem Merkensteiner, dem freysamen Hadmar, seit Kurzem von Kuenring genannt (weil die Enkel des Befreyers Ago auf offenem Felde bey Eggenburg, über den Namen der neuen Burg rathschlagend, auf einmal alle schreyen: Kuenring, Kuenring! die Kühnen des Landes alle sind ja hier an einem Ring!).

Die nächsten unzuberechnenden Wirkungen der Kreuzfahrten scheinen in folgender Stelle lebendig geschildert: — »Ueber das ganze Land, von Warte zu Warte und von Söller zu Söller Ein romantisches Netz, in jedem Haus das Mährchen eine Wahrheit — überall ein einsames Brüten, ein unaufhörliches Erwarten und Sehnen über alle die fernen Dörfer und Städte hinaus, viel weiter, als der sehnsuchtsvolle Laut der Abendglocke des fernen Münsters vernommen werden konnte, weiter noch, als wo der breit und langsam durch die Heimat ziehende Strom in das große Bett der Wasser geht, bis endlich der Trauer oder der Freude Boten vorauskeuchen, bis die längst Ersehnten selber mit ihren Waffen Wald und Au durchblitzen, bis die Glöcklein von Silber und Gold an Mann und Roß immer heller läuten, das herrliche Gefieder unbekannter Vögel von den Helmen weht, hoch bepackte Maulthiere und Kamehle, von Türken und Mohren geführt, manchmal ein schwerfälliger Elephant, ein Thürmlein voll Geharnischter auf dem Rücken, den steilen Burgweg heraufschreitet, und des Aufganges unwillkommenstes Geschenk nachfolgt, schöne Frauen, deren Gazellenaugen kein Schleyer verhüllt, Sclavinnen zwar, aber nicht ohne Sclaven; — namenloses Wiedersehen verloren Geglaubter, — schauderhafter Lohn der Untreue, wie der Burgfrau von Buchheim auf Kirchschlag, wie im Stachelfaß auf der Rosenburg, oder des Marelrainers an der schönen Ameley am Schliersee, — Gottesurtheil in den Schranken, wo hier der vom Kreuzzuge heimkehrende Geliebte fällt, und die Braut lieber in die finstere Stromschlucht, als in des Aufgedrungenen Arme stürzt, oder wie auf dem Kapfenberger Rennfelde der rechte, der Wülfing, obsiegt, und der schönen Agnes Locken in den Schild seines uralten Hauses setzt. — Auf Schielleiten des Bruders Habgier den Bruder in den Sudkessel stürzend, — die ihren Frauen allzufrüh heimkehrenden mürrischen Burgherren von Stein, von Landeck und Schwangau, — die friedlichste aller Ausgleichungen, die Ernst von Gleichen im Doppelbett und Doppelgrab mit der Deutschen und mit der Türkin vereinigte, — der Arnsteiner, den die Mutter, über den hundeähnlichen Kopf entsetzt, gleich nach der Geburt ins Wasser werfen will, der immer mit geschlossenem Helmsturz stritt, aber

noch auf dem Grabstein die häßlichen Züge weiset, — Walter von Merkenstein, der, um die reiche Erbin Hulda von Rauchen-eck über seine Nebenbuhler zu erringen, »das Nützlichste mitbringen soll,« den Safran bringt, aber die Dame seines Herzens todt findet, und Templer wird. — Wie wenige Züge aus unzähligen? Beyder Welten, beyder Gefühle Königin, die Dichtkunst, verräth noch in den spätern Nachklängen des Brennbergers und Schwangau, des Hausners Friedrich, des Reinach und Steinach, des Johannesdorfers und Ruck, Hartmanns von der Au und Walters von der Vogelweide nnd so vieler Lieder des Kreuzes und am heiligen Grabe, ja selbst die Mähre von Herzog Ernst, die der Andechser Berthold vom Abt Rupert von Tegernsee als ein Kleinod erbat, — wie überraschend jene neue Thier- und Pflanzenwelt, die Gefahren des Meeres und die Reize der Küsten gewirkt, und den ganzen Gesichtskreis der Kreuzfahrer umgestaltet haben! — Die fremden Thiere, Gewächse und Waffen kamen schnell in die Schilde der Ritter. Die Nothwendigkeit, aus dem zuchtlos brausenden Haufen die Einzelnen zu erkennen und bleibend zu sondern, brachte, so wie die Ruhmsucht, Farben auf Rüstungen und Feldzeichen in Schwung, Wappen, auf Tartschen und Rossesdecken — und förderte die Geschlechtsnamen. — So wie nur ein Sinn und ein Wille, so war Anfangs auch nur ein Zeichen, das Kreuz. — Erst auf der dritten Heerfahrt unterscheiden sich die Nationen nach den Farben. — Die Sonderung ging immer weiter nach Landsmannschaften, nach Verbrüderungen, nach Familien. Die blaue Farbe der Bayern mag wohl bis über die Kreuzfahrt des Barbarossa hinaufreichen? Man glaubt sie auf den ältesten Schilden der Schyren und Vohburger, der Bogen und der Hadmarsberge zu erkennen. — Vorbereitung der Kreuzzüge waren die Turniere, — in Deutschland viel zu hoch hinauf gefabelt, nirgends schimmernder, als in Frankreich: in England sogar noch von den schwer geprüften Geliebten Rosamundens nicht geduldet, aber die Bahn aller Macht und Ehre unter seinem Sohne, dem Löwenherzen. — Viel später wurden von dem Freyer und Ritter an den Turnierschranken über Abkunft und Wappen Proben gefordert — Die alte Freyheit und Ritterwürde ging immer mehr in Ministerialität und Vasallenschaft unter. Neben jenem wahren, alten Adel schoß in jenen Wettern allmälich der Briefadel aus dem Boden, und es erstand eine geschlossene Genossenschaft in starreren Formen. — Eine eigene, dem großen Adel ungeahnte Riesengeburt richtete sich als Zwittergeburt von Demuth und Heldenmuth, Mönchthum und Ritterthum, in den Kreuzfahrten empor, zum Schirm der Pilger, zur Pflege der Kran-

ken und Dürftigen, zum ewigen Kampfe gegen den Islam, die **geistlichen Ritterorden vom Tempel, von St. Johannes-Spital in Jerusalem, die deutschen Herren** vom Spital U. L. F., — spät erst des Adels Stütze, als Versorgung jüngerer, kriegslustiger Söhne, spät erst an Proben gebunden, ganz außer dem Geiste der Gründung. — Aber sie waren nicht ohne Erhabenheit in ihrer anfänglichen Stellung, allein als Kämpfer Gottes, unabhängig von aller Fürstenmacht, von aller nationalen Zu- und Abneigung, unabhängig von allem, an irdischem Besitze oder Hoffnung haftenden Lebensbande. — Zwischen dem zweyten und dritten Kreuzzuge sind die **Templer** und die **Johanniter** längst heimisch im heutigen Bayern, die **Templer** in Verhandlung um Grund und Boden mit den Schyren unter welfischer Zeugschaft, die **Johanniter** noch vor Heinrichs des Löwen Aechtung in Franken seßhaft, und **die deutschen Herren** in Regensburg und Nürnberg, als noch Otto der Welfe mit dem apulischen Knäblein Friedrich von Stauffen um die Krone streitet.

Wer blättert in den Mautregistern des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts, und fände darin nicht, Blatt für Blatt, die Wechselgaben des Morgenlandes in Färbestoffen und Spezereyen, in Zucker und Seide, in dem in Süddeutschland sogleich häufig gebauten Safran? Wer fände nicht in manchen Taufsteinen und Portalen, Spitzbogen und Thürmchen, Bildern und gnostischen Zeichen, in den vermehrten naturgeschichtlichen und geographischen Kenntnissen, den hellen Wiederschein des Orients und jener zwischen zwey Meeren gelegenen Achse der Kreuzzüge und Hauptstadt des Welthandels, und das Eingreifen jener Heerfahrten in alle Verhältnisse des Lebens? Wer verkennt in der umfassenderen Behandlung der Heilkunde, in der Vergötterung des Aristoteles, in Ziffern und algebraischen Formeln, in so vielen Worten und Redeweisen und in dem beyspiellos geduldigen Papier, den Einfluß der einst drey große Continente zusammenhaltenden Araber? — Wie der Druck nie ohne Gegendruck, so war durch die Theilungspolitik der Kaiser **Amt** und **Lehen** gleichwohl in **Besitz** und **Erbe** ausgewachsen. — Tausende der Kreuzfahrer hatten Seuchen und Wellen, Tausende hatten Hunger und Noth, Tausende das Schwert der Ungläubigen verzehrt, so daß **sieben** Weiber stritten um **einen** Mann! Schon **vor** dem Ende der Kreuzzüge waren viele Stammburgen in den Händen fremder Geschlechter. Fünf bis sechs gesunkene Familien bewohnen oft mit einander ein wenig bequemes Herrenhaus. Annoch leben im alemanischen Hochwald und an den burgundischen Seen, wie in den rhätischen Alpen Sagen und

Schwänke von öden Burgen, die durch Trommetengeschmetter und Heroldsruf lange vergebens aufgefordert, zuletzt ohne Widerstand erstiegen wurden, weil der Letzte darin vor ein paar Jahren gestorben war; — von einem Schlosse, besetzt durch sieben verarmte Rittergeschlechter, deren Nachkommenschaft so zahlreich war, daß der Jüngste oben das Burgthor schloß, wenn der Aeltervater unten am Fuße des Berges in die Kirche trat; oder von einem andern, seit der Lechfeldsschlacht berühmten Hause, wo für sieben Brüder nur eine ritterliche Feyertagshose vorhanden war, und alle neun Schwestern in demselben Mantel zur Trauung gingen. — Jung oder Alt, Mann oder Weib, Arm oder Reich, Priester oder Laie, Freyer oder Leibeigener, Niemand ließ sich hindern, das Kreuz zu nehmen, und wer es eben nahm, war frey. Die kleinen Tyrannen mußten froh seyn, wenn ihre Hörigen sich loskauften. Bald lernten diese im heiligen Kriege, wozu dem Wolf die Zähne, wozu dem Stiere die Hörner gut sind. Der ungewohnte Boden und die morgenländische Kriegsweise zwang durch Niederlagen zum Nachsinnen über die Natur des neuen Kampfes, über die Schattenseite der damaligen Bewaffnung und Streitesart. — Kaum waren seit dem Verluste des letzten Waffenplatzes im heiligen Lande dritthalb Jahrzehende verflossen, und eine Handvoll nackter Eidgenossen schlug die Blüthe des Adels, so oft sie sie sah, sich eine Hauptrolle nehmend in allen mitteleuropäischen Kriegen, bis durch das spanische Fußvolk auch sie wieder aus der Mode kam. — Aus jener Schwächung der Großen, aus jener mehreren Vertheilung des Eigenthums (gelegenheitlich der Rüstungen zum Kreuzzuge) wuchs allmälich (obgleich noch im Schatten) die Volksfreyheit. Viele Hemmungen hat Bayern erlitten, vieles hat es nicht erlangt, vieles verloren: — in Einem gleichwohl glücklicher, als manches norddeutsche Land. Es entging den bösen Folgen der Eroberung und Colonisation der Slavenländer an der Nordsee und ostwärts der Elbe gegen Oder und Weichsel. In das halbe Jahrhundert zwischen dem ersten und zweyten heiligen Zuge fallen viele bayerische Christianisirungs- und Culturversuche bey den sächsischen und Lausitzer Wenden und bis nach Pommern, insonderheit durch den großen und guten Otto von Bamberg. — Aber statt daß dort die Vermischung mit Deutschen bloß das Mittel wurde, von den überwundenen Slaven desto mehr Vortheil zu ziehen und die Einen gleich den Andern als Eroberungsloos zu behandeln, ging hier deutsche Art und deutscher Rechtszustand allmälich und großentheils auch auf die Slaven über. So heißt es im Bamberger Sprengel, dessen Bevölke-

rung meist keine deutsche war, in vielen Schenkungen: »ein freyer Mann, ein freyes Weib, wie denn hier die Slaven pflegen frey zu seyn.« — Hat das Christenthum schon durch seine ursprünglichen Gleichheits-Ideen zuerst die schweiß- und blutbefleckten Bande der Dienstes- und Leibeigenschaft gelockert, und nach und nach sprengen geholfen, — hat sich unter den Bojoariern ein Stand freyer, sich gegen mäßigen Dienst oder Gabe verdingender Bauern am längsten erhalten, oder aus der Bleygrube der Knechtschaft am frühesten wieder aufgetaucht; schon unter den Agilolfingern finden wir nicht bloß auf Gewalt, sondern auf Vertrag beruhende, mäßige Naturaldienste oder Reichnisse des Ackerbaues. — Hochstifter und Klöster finden nicht Leibeigene, nicht Kriegsgefangene, nicht deportirte Slaven genug. Sie geben also die weitgedehnten Gründe mitunter an Freye. — So ward die Kirche, doch nur mittelbar und theilweise, ein Hort volksthümlicher Freyheit und hiedurch der Landeskultur. Als das Kreuz so mächtig nach Osten zog, konnten die Klöster kaum Geld genug auftreiben für die ihnen von allen Seiten zu Pfand und Kauf angebotenen Schlösser und Güter. — Der älteste Adel zwischen Inn und Lech, besonders aber zwischen der Isar und dem bayerischen und schwäbischen Lechrain verblutete sich. Je dichter im sogenannten »Pfaffenwinkel« die Abteyen standen, desto dünner ward es mit den Burgen. Der Bauer war es nicht, der (wenigstens damals) bey diesem Tausche verlor. Hatte er auch noch bey weitem keine Freyheit des Eigenthums, schwang sich auch der Gewerbfleiß noch nicht über die eherne Mauer der allverkehrtesten Monopole; das Uebel selber, das ein größeres mindert, gilt für ein Gut. — Ein ganz anderes Recht entwickelte sich aus dem durch die Kreuzzüge mächtig geförderten Aufschwunge der Communen oder des Munizipalwesens. — So vortheilhaft damals der Bauer Bayerns im Vergleich mit jenem des nordöstlichen Deutschlands da steht, so sehr tritt hinsichtlich der Städte unser Herzogsland zurück. — Alle seine auf römischer Unterlage neu erstandenen Stromstädte waren königlich oder bischöflich. In seinem mit kaiserlicher Machtvollkommenheit beherrschten Nordseereiche schuf Heinrich der Löwe in Lübeck, in Bardewyk, was er in Italien bekämpft hatte. — Anders in Bayern: sein einziger Versuch an München scheitert am Widerspruch Freysings, und wird als Ursache seiner Absetzung von Bayerns Herzogsstuhle genannt. — Dagegen in der alten Carlowinger Pfalz Regensburg ein Wimmeln und ein Drängen sorgenfrey geschäftigen, einheimischen Volkes und zahlloser Fremdlinge, ein in Hülle und Fülle jugendlich kräftig emportrei-

bendes Walten, — von hier Caravanen nordwärts bis über Kiow und Nowgorod, von hier unmittelbarer Verkehr stromaufwärts und abwärts über das nicht minder aufstrebende Wien, durch das an Allem reiche Ungern bis nach Byzanz, — von Regensburg die Schiff- und Frachtleute der Kreuzfahrer, — die Regensburger und ihr Hansgraf in Oesterreich und Ungern in derselben vorherrschenden Stellung, wie Venedig in der Levante und am Throne der lateinischen Kaiser, — durch die Regensburger die ältesten Handelssatzungen in der Steyrer- und Ostmark. — Eben erfüllt sich das siebente Jahrhundert vom Bestande jenes Wunderwerks der steinernen Regensburger Brücke. — Das Alter und die Menge der bayerischen Brücken bildet einen seltsamen Gegensatz mit dem sonst reicheren und blühenderen Ostland. — Die uralte, Franken, Schwaben und Bayern verbindende Brücke Donauwörds war ein stauffisches Denkmal, die Kehlheimer war ein altwittelsbachisches. Ueberhaupt auf Heerwegen und auf Flüssen (auf deren letzteren mehrere nicht mehr, wie einst, floß- und schiffbar sind) ein ganz anderes Leben als heute. — So viele klösterliche, hochstiftische und zwingherrliche Lichtungen und Siedelungen im unermessenen, finsteren Nordwald, des fürstlichen Einsiedlers Günther goldenen Steig, die Brücke, die Bischof Reginbert im Jahre vor der zweyten großen Kreuzfahrt in Paßau erhoben; die Jahrmärkte, die Bischof Konrad (1164) dort gefreyt, die auf die Amberger und Bamberger ausgedehnte Regensburger Freyheit, verbanden den Nordgau dem gesammten Norden, stützten den großen, unmittelbaren Verkehr Bayerns durch Böhmen und dessen Nebenreiche bis zu den Polen und Russen, wie die Donau hinunter bis ins schwarze Meer und westwärts durch die, aus der welfschen Verwüstung langsam entstehende Augustusburg und bis in Frankreich durch das welfische Memmingen mit seinen Schotten und Rittermönchen, und das erst unter den Saliern nnd Waiblingern allmälich hervortretende Nürnberg, — und eben so die Erhebung von Wien, Krems und Enns und vieler anderer geschlossener Orte auf des Jasomirgott Heimkehr aus Palästina; — nur wenig später, als jene folgenreiche Einwanderung niederdeutscher Ansiedler in Oberungern, in die Zips und in Siebenbürgen, — das Aufblühen Münchens gleichzeitig den Heerfahrten Heinrichs des Löwen, — die Handelssatzungen von Enns, den Kreuzfahrten Konrads, des Barbarossa, Philipp Augusts und Richards Löwenherz, eben so die großen Freyheiten der Regensburger, — das Stadtrecht für Enns und die Briefe für die Flandrenser oder Flämminger; Leopolds Heereszüge wider die Albigenser und wider die Mauren in Spanien, — Wiens ver-

mehrte bürgerliche, polizeyliche und Handelsgesetzgebung, der Heimkehr Leopolds aus Aegypten; — im Scheiden und Kommen der Fürsten letzter und erster Gedanke, im Heranbilden eines dritten und vierten Standes keime ihre wahre Macht, und nur dadurch gewännen sie — ein Volk.«

Der zweyte durch den heiligen Bernard, wie der erste durch Peter den Einsiedler angefachte Kreuzzug, — von Regensburg nach dem Freysingischen Ardaker und nach Wien herunterziehend, der König Konrad, ihm zur Seite seine beyden Stiefbrüder Otto von Freysing und der Bayernherzog und Markgraf in Oesterreich, Jasomirgott, der unruhige Regensburger Bischof Heinrich, ein Andechser von Wolfertshausen, Reginbert von Paßau, Altmann von Trient, Ortlieb von Basel und viele Aebte, der junge Friedrich mit dem rothen Barte, des Königs Neffe und Nachfolger, der trotzige Welf, und Böhmens Herzog und nachmaliger König Wladislav, Ottokar, Markgraf in Steyer, und der Sponheimer Bernard, Graf in Kärnten, Konrad von Dachau, Otto, ein junger Wittelsbacher, Berthold von Andechs, die Vohburg und Sulzbach, Poppo von Andechs, der in Byzanz, der Regensburger Domvogt, Friedrich von Bogen, der bey den Templern in Jerusalem sein Grab gefunden, des Fußvolkes und des Trosses, gleich Sand am Meeresufer, ungezählt, 70,000 Ritter in schimmerndem Harnisch, Ziemir und Wappenröcke mit Gold und Silber reich geschmückt, ein Lanzenwald, Banner und Fähnlein im Winde tobend, die Erde bebend unter dem Tritte ihrer Rosse, — sehr viele vornehme und muthvolle Frauen in Mannestracht, aber auch der angeblich bekehrten Räuber und Mörder mehr als zu viel, keine Straße breit genug, den Zug dieses Heeres, kein Strom, ihre Schiffe zu fassen.

Der unglückliche Ausbruch dieses Kreuzzuges, auf dessen Rückkehr die deutschen Fürsten in Salonichi den falschen Kaiser Manuel sahen, Konrads Schwager, denn auf dem deutschen, wie auf dem griechischen Throne saßen zwey Schwestern aus Bayern von Sulzbach. — Der Jasomirgott brachte die comnenische Prinzessin Theodora mit nach Hause, — Friedrich zog durch Bulgarien und Ungern in sein Schwabenland, Konrad mit den bayerischen Großen durchmaß die adriatische See, landete in Pola, von dort über Aquileja und den Clamaunpaß zur Pfingstfeyer und zum Wiedersehen des geliebten Sohnes Heinrich nach Salzburg eilend, von dort nach der Stätte, die ihn ganz anders gehen, als jetzo wiederkehren, sah, nach Regensburg.«

Gleichzeitige Kreuzfahrt in Mecklenburg und Pommern und Eroberung von Lissabon (1147—1149).

»Bayern, wie der Löwe es zurück erhielt, nördlich und ost-

wärts eingeengt und verkürzt, bot seinem Ehrgeiz weniger Spielraum. Im Norden dem Barbarossa besser aus den Augen, gedachte er als Kern welfischer Hausmacht dort ein unabhängiges Reich zu begründen. — Vergeblich war die hartnäckige Gegenwehr der slavischen Stämme an der Ostsee. — Der Leu von Erz mit aufgesperrtem Rachen vor der Braunschweiger Burg bedeutete den gegen Heinrich verbündeten Bischöfen und Fürsten: hindern würden sie ihn doch nie! Wie der Urahn Welf die schöne Ethelinde, verstieß er sein liebendes Weib, die Zähringerin Clementia, sich aus England eine Tochter der Lienor holend. — Sein Geiz wendete den Oheim Welf den Stauffen zu. Plötzlich entsteht der Entschluß einer Pilgerfahrt in dem harten Fürsten, welcher Tausende von Slaven zur Taufe in den Schwerinersee getrieben. Er führte ihn aus, obgleich Bayern noch immer durch die Kirchenspaltung erschüttert, Sachsen durch die Slavenfehde bewegt, manche Vasallen in offener Widersetzlichkeit, und fast überall verdächtige Freunde waren. Ob bey manchem unerwarteten Mißlingen, bey manchem häuslichen Unglück ihn ein Lichtstrahl von jenseits, ob ihm das Bedürfniß neuen, reineren Glanzes getroffen? ob es einem Bunde mit dem Kaiser des Aufganges, oder den Verhältnissen des Normannenreiches, Italiens, Ungerns gegen den Barbarossa, und dem großen Kampf um Kirchenherrschaft, Freyheit und Bürgerleben gegolten? wer weiß es! Nicht umsonst war eine Botschaft Manuels an Heinrich vom Hellespont an die Niederelbe gezogen. — Ein Kreuzzug ward es nicht, auch keine Pilgerfahrt; denn er ließ ungern gefährliche Männer zurück. Er wußte, daß berühmte Namen den berühmtesten heben, und daß mit gewaltigen Dienern der gefürchtete Herr um so größer erscheine. So zog denn mit ihm der Slavenfürst Pribislav, der lange feindliche Lübecker Bischof Konrad, die Aebte von Lüneburg und St. Egid, Graf Hoyer von Mannsfeld (ein noch aus der Wölfesholzer Schlacht gefürchteter Klang), die Grafen von Schwerin und Lüneburg. Mathilden ließ er schwanger zurück, ging nach Regensburg, in dessen Dom vor St. Peters Altar er das Gelübde gethan. Den Wittelsbacher Friedrich zog es noch einmal ins Morgenland. An zweytausend Ritter fuhren die Donau hinunter. Im Wormser Bischof Konrad gab der Kaiser einen klugen Beobachter mit. Bey Enns begrüßte sie der steyrische Ottokar, bey Klosterneuburg am Grabe der Mutter Gertrud der Stiefvater Jasomirgott, prunkvoll in sein reiches Wien einführend. Er geleitete mit vielen Schiffen bis Gran, wo ein überraschender Unfall sie trennte — Eben war in der Nacht König Stephan, des Jasomirgott Schwiegersohn, verschieden. Es hieß durch Gift des

ehrgeizigen Bruders Bela, den der Löwe bald darauf zu Sardika traf, bey Ungerns Erbfeind, dem griechischen Kaiser. — An den Scheren der Donau, unter Serben und Bulgaren, fehlte es an Abenteuern nicht. Die Osterfeyer in Constantins Stadt war mährchenhaft glänzend.

In Akkon zeigten die Ritter des Tempels und Spitals, daß des Leuen Name auch in den Orient gedrungen. Sie zogen mit nach Jerusalem. — Im Innersten erschüttert, königlich freygebig, bewies sich Heinrich an den heiligen Stätten. Die Pforten der Kreuzkirche erglänzten vom Silber des Harzes und ihre Wände von kunstreicher welscher Mosaik. Auf der Heimkehr empfing ihn in Antiochien Boemund würdig. — Vor Mitos des Christen Verrath schirmte der Sultan, geleitete sorglich durch die Wüste. Prächtige Geschenke und die Loslassung aller gefangenen Christen feyerten den Abschied. — Der Löwe ließ sich dabey mit dem Sultan, wie früher mit dem griechischen Kaiser, in einen Religionsdisput nnd Bekehrungsversuch ein. — Ikonium schien den Deutschen schöner als Köln. Wo Kaiser Konrad Verrath und Noth erfahren, wo Walther Habenichts mit seinem Heere den Untergang gefunden, drang der Herzog glücklich hindurch, nochmals von Manuel mit Ehre und Gaben überhäuft. Nicht minder that der ungrische Bela. In Jahresfrist war die Fahrt vollendet. — Heinrich überraschte den Kaiser, den Oheim Welf und die Fürsten auf dem, zwischen den böhmischen Prinzen schiedsprechenden Tage zu Augsburg. — »Er hätte in Palästina Großes vollbracht, ohne den Widerspruch des Königs und der Templer,« sagt ein unterrichtetes Zeitbuch. Ob wieder aus Selbstsucht und Neid, ob eine der Schwäche des Reiches willkommene Waffenruhe nicht zu stören? meldet es nicht. — Und nur funfzehn Jahre, nachdem der Löwe an heiliger Stätte dem Höchsten gehuldiget, erschallt in den Kirchen des Abendmahles, der Auferstehung, und auf dem Calvarienberge das siegtrunkene »Allah Akbar.« — Von Salomonis Tempel ist das goldene Kreuz gerissen und in den Koth geschleift! So wenig vor 88 Jahren dem Edelsten der Gläubigen, Gottfried, so wenig widerstand Jerusalem jetzt dem Edelsten der Ungläubigen, Saladin. — Am Berge von Hittin, im Angesichte Tiberias und des wundervollen Sees Genesareth traf (5. July 1187) die göttliche Strafruthe das volle Lastermaß der morgenländischen Christen. Ihr Heer ward zerstäubt, das heilige Kreuz verloren. Jerusalems König, des Tempels Großmeister, der Connetable, der Seneschall, alle Blüthen des Ritterthums Gefangene des Sultans. — Jerusalems Fall erweckte die Kreuzfahrt des Barbarossa. — Während in Frankreich diejenigen gegen einander

selber wütheten, die sich zu Kämpfern Gottes geweiht, nahm Kaiser Friedrich (1188 in der Fasten) zu Mainz das Kreuz aus den Händen des Kardinals Heinrich und des Würzburger Bischofs Gottfried. Zu Nürnberg wurde der Landfrieden verkündet, Regensburg wieder als Ort, S. Georgens Tag als die Zeit des Aufbruchs bestimmt. Nach Nürnberg kamen des Kaisers Isaak Gesandte und die des Sultans von Iconium. Wie der große Tag nahte, wehte allenthalben die Kreuzfahne. An Häusern und Feldern der Wallbrüder warnte allerwärts das Kreuz, sie ständen unter Gottes Wehr und S. Peters Schirm. Die Bischöfe Gottfried von Würzburg, Konrad von Regensburg, Diepold von Paßau, Konrad von Trient, Otto der Andechser von Bamberg, Otto von Freysing und die von Münster, Osnabrück, Lüttich, Basel und Meissen, Ortolf der Propst von Innichen, einst des Kaisers vertrauter Kapellan, Eisenreich, Abt in Admont, Herzog Friedrich von Schwaben, Berthold von Andechs, Herzog von Kroatien, Dalmatien und Meran, Markgraf Hermann von Baden und Berthold von Vohburg, Konrad Graf zu Oettingen, der schon einen Oheim in Jerusalem begraben, der Mangold von Donauwörd und Dillingen, die Grafen von Abenberg, Liebenau, Henneberg, Bogen, Peilstein, Velburg, Lechsgemünde, Falkenstein, Dornberg, Tellenstein, Nassau, Salm, der Marschall Heinrich Calentin, aus dem allgefürchteten Ritter- und Reiterblut der Pappenheim, die von Rechberg und Lengenbach, Chem und Hals, Aheim, Tengling und Maxlrain, Graf Burkhard von Maidburg und Rabenswald, die von Hausen, Lutzelhard und Berg, unzähliger Adel aus Bayern, Franken und Schwaben fuhr mit dem Kaiser von Paßau nach Wien.«

Mauthausen, das von den Pilgern Zoll gefordert, sank in Asche. Stattlich empfing zu Wien Herzog Leopold das Heer. Dort und noch einmal auf der alten Bojerwüste musterte der Barbarossa die Scharen, trieb alles Gesindel aus, gab über innern Frieden und Mannszucht unerbittliche Satzung. — In Gran Verlobung mit einer Tochter Belas, reiche Geschenke byzantinischer Kunst, — als Vorspiel der nahen Fehde, stürmische Jagd und vor Belgrad angestauntes Ritterspiel, aber schon im Durchzuge durch Serben und Bulgaren derselbe kleine Krieg, der in Asien so verderblich geworden. Auf griechischem Boden Haft der Gesandten, Mißhandlung der Gefangenen, Ausödung der Städte, vergiftete Brunnen, verfälschte Lebensmittel, öffentliche Lossprechung von zehn Raubmördern für die Ermordung von hundert Kreuzfahrern, Angst und Trotz, Ohnmacht und Uebermuth, — Friedrich nur »der Deutschen vornehm-

ster Fürst« genannt, Isaak aber, der heilige, der glänzendste, der großmächtigste, der von Gott gesetzte römische Kaiser und Herr aller Herren, des großen Constantin Erbe und der Engel des Weltalls.«

Der alte Kaiser ertrinkt, und sein heldenmüthiger Sohn, der Schwabenherzog Friedrich, und die Edelsten des Heeres fallen der Seuche zum Opfer. — Richard Löwenherz und seine Gefangenschaft in Wien und auf dem kuenringischen Dürrenstein. Der junge Friedrich der Katholische von Oesterreich, früher in Spanien, zog mit stattlicher Ritterschaft über Messina nach Ptolemais, wo des Vaters Feindschaft mit Richard entsprungen, das Gelübde zu lösen, das der wegen Richards Haft gebannte Vater in angstvoller Todesstunde gethan. Der Sieg von Sidon, der Fall von Berytus blieb folgenlos, Krönungs- und Hochzeitsgepränge fraß den unwiederbringlichen Augenblick. Heinrichs des VI. plötzlicher Tod wendete alle Blicke nach der Heimat. Der junge Oesterreicher (ob seines Gluteifers der Katholische genannt) starb in den Armen seines Freundes, Bischofs Wolfker von Paßau. Die tapfern Streiter, Graf Mainhard von Görz, Ulrich von Eppan und Eberhard von Dornberg umstanden weinend sein Lager.«

Allgemeine Bemerkungen. — »Alles, was aus dem Herzen quillt, zeugt von dem ursprünglichen Götterfunken, obgleich allzuoft den Leidenschaften, noch öfter der Gemeinheit erliegend. Bald zogen statt der einfältigen Gottesstreiter voll Glauben und Ehre, voll Liebe und Reue, Könige und Fürsten heran, voll Hochmuth, voll Eifersucht, — in ihren Helfern Ehr- und Habgier und rohe Unruhe; aber noch immer Riesenkraft und Heldenmuth; — allmälich jedoch Erkalten im Besitz, — argwöhnischer Zank um denselben, die syrischen Christen wider ihre abendländischen Retter mit Griechen und Sarazenen im heimlichen Bund, gekrönte Helden des Abendlandes von geistlichen Rittern den Ungläubigen verrathen! Italiens Handelstädte (um so unentbehrlicher, als der Krieg nicht ohne Basis, ohne Subsistenz- und Communikationslinie geschah) machten aus dem heiligen Kampf ein schmutziges Rechenexempel wechselseitiger Uebervortheilung. — So endet jedes Unternehmen, dessen ursprünglicher Geist entartet, verlischt. — Demuth und Liebe hieß das auf jenem heiligen Boden durch den erhabensten Opfertod besiegelte Gesetz — und im Kampf um denselben heiligen Boden eine Unversöhnlichkeit, eine Unduldsamkeit, eine Härte des Herzens, wie sie selbst der Koran verdammt, — unter dem Banner des Kreuzes kämpfen ultra-mohammedanische Scheinchristen.«

Oftmals hießen die Kreuzzüge »die jüngste Völker-

wanderung. — Wären sie nur eine solche gewesen! — Aber nebst der Uneinigkeit und Eifersucht der Nationen und Heeresfürsten mangelte der wahrhaft colonisirende Geist. Ein die dortigen Meere beschreitendes starkes Reich im europäischen Südost — und wie hätten die Türken (erst ein Hülfsvolk, dann der Schrecken der Griechen) die Bulgaren und Serben bezwingen, Adrianopel und neunzig Jahre darauf Konstantinopel erobern, Apulien, Krain und Salzburg und Hispaniens Küsten zugleich bedrohen, den schönsten Theil Ungerns durch anderthalb Jahrhunderte unterjochen, wie hätten sie Deutschlands Kaiserstadt zweymal aufs Aeußerste bringen können? — Aber einerseits war der Byzantiner Treulosigkeit eine Hauptursache des Mißlingens der Kreuzzüge; andererseits schauderten im ersten Jahrhunderte derselben die Edleren alle vor dem Gedanken, wider Christen zu streiten. — Viel zu spät, erst nach Jerusalems Fall, wie eine Handelsspekulation an Venedigs und als des alten, blinden Dandolo großartige Rache, erhob sich in Konstantinopel das Reich der Lateiner. — Noch später ward erkannt, Syriens Schlüssel lägen in Aegypten.«

»Das der Wiedereroberung Jerusalems geweihte Heer stürmte statt dessen Konstantinopel. Die Griechen hielten sich in Nicäa, in Akarnanien, in Trapezunt. Französische Barone würfelten um die alte Hellas. Venedig nahm die Inseln, gebot auf dem Meere und in der Hauptstadt, nicht ohne Eifersucht Genuas. Der Donauhandel war jetzt am lebendigsten. Aber als nach kaum sechzig Jahren Konstantinopel ohne Belagerung, ohne Verschwörung, ja ohne Wissen des nicäischen Kaisers, durch das Verständniß eines seiner Hauptleute mit einem Lastträger in einer Nacht fiel, blühte der Handel Venedigs aus der Levante und aus Aegypten mit Süddeutschland über die Alpen. Die Regensburger und die Wiener haben das deutsche Kaufhaus in Venedig — wenige Jahrzehende — und Augsburg und Nürnberg werden reiche Stapelplätze nach dem Norden, verkehren mit der Hanse, genießen eigene Freyheiten in Brügge und in Antwerpen.«

»Des Hauses Andechs Markgrafschaft Istrien, sein ansehnlicher, aus Kärnten und Krain bis an den flanatischen Meerbusen hinabstreifender Besitz (wovon ihm der Herzogstitel von Kroatien, Dalmatien und Meran geworden), seine Verschwägerung mit Ungerns König Andreas, mit dem Großzupan Serbiens und mit dem Ban der kroatisch-slavonischen Mark, stellte dieses Haus, das zugleich westwärts in Burgund, nordwärts in Ostfranken vorherrschte, mit auf die Achse der großen Bewegungen ins Morgenland. — Die Königin Ger-

trud, mit Mannessinn den weibischen Gatten beherrschend, die Templer in die Karpathen, die deutschen Ritter nach Siebenbürgen, die Johanniter an die adriatische Küste berufend, dachte durch diese, von ihr allein abhängige Gränzmiliz der ungewissen und unruhvollen Adelshülfe zu entbehren, und ward ermordet. Der Witwer Andreas nahm das Kreuz. Mit ihm Gertrudens Brüder, Otto, der große Herzog von Meran, und Ekbert, Bischof von Bamberg. Der dritte Bruder, Heinrich, Markgraf in Istrien, mit Ekbert einiger Mitschuld an Kaiser Philipps Ermordung durch Otto von Wittelsbach (22. Juny 1208) bezüchtiget, und darob in der Acht, in der auch die Stammburgen Andechs und Wittelsbach untergingen, war schon wieder aus Rom und dem heiligen Lande zurück. Mit König Andreas zog auch der, den Andechsern vielfach verwandte, treueste Gibelline, Graf Albrecht von Tyrol, Friedrich, Bischof in Trient, und Alle überstrahlend Leopold der Glorreiche, zu Steyer und Oesterreich Herzog (gleich Ludwig von Bayern längst mit dem Kreuze bezeichnet, und seines Gelübdes zum Theil schon ledig durch tapfere Thaten in Spanien). Mit Leopold zogen die Grafen von Bogen, von Wasserburg und Pleyen, gelehrte Aebte, ein zahlreicher Adel, nach dem seinem Vater und Bruder verhängnißvollen Ptolomais; Andreas von Spalatro nach Cypern (1217). — Getäuscht in seiner Hoffnung auf die griechische Kaiserkrone ging Andreas, nach einigen folgenlosen und nach einem sehr unglücklichen Streifzug an den Jordan, auf den Tabor und in des Libanon waldige Thäler, trotz des Bannfluchs nach Hause (1218). Das übrige Kreuzheer wendete sich, wie es längst gesollt, nach Aegypten, und gewann durch Wunder der Standhaftigkeit das wichtige Damiate (5. Nov. 1219).

Der Bayerherzog Ludwig, der König Johann von Jerusalem, die Ordensgroßmeister eben so, wie dreyßig Jahre später Ludwig der Heilige durch griechisches Feuer, Hunger und Wassernoth, der Freyheit beraubt und zur Räumung genöthiget. — Kaiser Friedrich II. erhält vom Sultan Kamel Jerusalem zurück. Der Kaiser war gebannt, weil er, von großen Geschicken des Staats und des Hauses gedrängt, die Wallfahrt nicht früher angetreten — und jetzt ward der Bannstrahl erneuert, weil er sie angetreten. — Während Friedrich die heiligen Orte befreyte, fielen die päpstlichen Schlüsselsoldaten in sein apulisches Erbland, Templer und Johanniter verriethen ihn. Der Patriarch warf den Fluch über ihn, über Stadt und Land. Der große Fürst ertrug es. Doch trat er im Kaiserschmuck an das heilige Grab, setzte sich selber Jerusalems Krone aufs Haupt. Der Deutschmeister Hermann von Salza las hier allem Volke seine Verthei-

digung. — Nach dem Ablaufe dieses zehnjährigen Friedens zog David, der Sohn des Sultans von Damaskus, wider Jerusalem, brach die Burgen, warf die kaum wieder hergestellten Mauern in Schutt. — Den Schein nochmaliger Rettung durch Richard von Cornwall verfinsterte bald die Heuschreckenwolke der Chowaresmier (17. Sept. 1244). Fünf Wochen darauf gab des ägyptischen Sultans Sieg bey Gaza über die, den Franken verbündeten Sultane von Damaskus und Emesa dem morgenländischen Christenreiche den stärksten Stoß. — Tod oder Knechtschaft war das Loos der Bischöfe, der Barone, der Großmeister der Ritterschaft.«

»Als 1291 auf Ptolemais die letzte christliche Besitzung im Orient verloren ward, als Papst Nikolaus allerwärts Augustinermönche aussendete, die neue Heerfahrt zu predigen, und Johannes 1293 zum Aufbruch, »den »allerchristlichsten König Eduard von England« als Fürsten des Zuges zu verkünden, rathschlagte auch Bayerns Clerus und Adel in Salzburg über Mittel und Wege der Wiedereroberung. Aber die heilige Flamme flackerte nur noch einmal, um völlig zu erlöschen, und Europa wüthete durch zwey Jahrhunderte meist in dem eigenen Busen, bis die Entdeckungen der Portugiesen und Spanier dem Auswuchs seiner Bevölkerung eine westwärtige Ableitung gaben.

»Und der letzte Kreuzfahrer aus Bayern ins heilige Land welcher Mann! Wiens Bürgermeister, der Freund seines Königs Ottokar, den er mit Geld und Gut, mit Waffen und Männern zur großen Preußenfahrt, wie zum Sieg über Bela unterstützt, und bis in den Tod bey ihm ausgehalten, Paltram, der, als Ottokar von Neuem zu den Waffen griff (1268), Anhang für ihn geworben, und Rudolphen von Habsburg vor der Ankunft seiner Bundesfreunde erdrückt haben würde, wäre der König noch der er war gewesen, — Paltram, nach der Weise der mächtigsten Wiener Bürger, von seiner Wohnung der »Paltram am Stephansfreythof« geheißen, Ritter, Vater sechs rüstiger Söhne und sieben lieblicher Töchter. Als Ottokar auf der alten Bühne seines Ruhmes, im Marchfeld, Sieg, Krone und Leben verlor, kehrte Paltram den Blick nach Bayern zu Herzog Heinrich in Landshut. — Ludwig der Strenge hatte dem neuen Kaiser die erste Stimme gegeben, sich seiner Tochter vermählt, war vor dem Sieg über Ottokar zum Reichsvikar, zum künftigen Herrn des Ostlandes bestimmt, doch nach dem Sieg übergangen. Minder geduldig trug Herzog Heinrich den Schaden und die Schmach. Drum meinte Paltram, dieser sey sein Mann. Die neue Herrschaft fliehend, zog er mit seinen Schätzen

und Söhnen auf den Carlstein bey Reichenhall, dem Salzburger Erzbischof gar ungelegen. — Paltram, ohne Wiederherstellung, ohne Rache, des Lebens satt und müde, zog ins heilige Land, starb in dem bald darauf für immer verlornen Ptolomais, noch in der letzten Stunde dem Herzog Heinrich die Schuld liebevollen Dankes mit dem lange verehrten Insiegel bekräftigend, das nach seinem Tode zerbrochen ward.«

»Das Abendland hoffte nichts mehr im Morgenlande. Desto häufiger zogen thatendurstige Ritter und Knappen nach Spanien und wider die heidnischen Preußen, zwischen Memel und Weichsel. Der Masuren Herzog hatte dort die deutschen Ritter hingerufen. Albrecht von Bogen half ihre Herrschaft begründen. — Hund und Katze, Ritterthum und Bürgerleben hauseten hier so friedlich neben einander, daß Culmer Recht weit und breit Munizipalsatzung wurde. Manche Bayern zogen in die Preußenfahrt des letzten Babenbergers Friedrich und Ottokars, welcher Königsberg, so wie sein großer Bruno von Olmütz, Braunsberg gegründet.«

»Aus des süddeutschen Volkes Herzen ist das heilige Land nie gewichen. Seit der ersten Meerfahrt haben die Kirchberg, Stifter von Mallersdorf, jedes Ordens Gewand getragen. — In Jerusalem, in Akkon, auf Kandien, in Rom ruhen Kirchberge, Hubert auf dem Wahlplatze von Gaza. — Herzog Christoph, der wilde Vorfechter der Zerstücklung und des Patrimonialunwesens, ließ endlich seine Sünden und Thorheiten bey den Franziskanern am heiligen Grabe, starb auf Rhodus in den Armen des Meisters Rudolph von Werdenberg. Seiner Schwester hatte Christoph den geliebten Gatten, den letzten Abensberg, am Anger vor Freysing erschlagen, daß sie der Gram in wenigen Wochen getödtet. Bald nach ihm pilgerte der Pfalzgraf Alexander von Zweybrücken-Veldenz. — Rudolph von Frauenberg, im Todesjahr Kaiser Ludwigs wallend, mißt Alexandrien nach Regensburg und den Berg Sinai nach dem Bogenberg. — Es zieht Stephan von Gumpenberg mit Frankenrittern und Würzburger Bürgern. — Graf Albrecht von Löwenstein mit seinem Freunde, dem Marschall von Pappenheim, gab den Türken noch ein frisches Bild der alten Kreuzritter. — Nürnberg allein hat ein kleines Heer von Wallern dahin gesendet, an den Kötzel, Heller, Tucher, Kreß, Muffel, Harsdorf, Pfinzing, Löffelholz, Furer, Paumgartner. — Ein andermal vom großen Martin Behaim aus Nürnberg, ein andermal von Ulrich Schmidl von Straubing, von seinen Zügen durch Südamerika und wie er Buenos Ayres gründen geholfen, — wie die Wimpel der Fugger auf allen Meeren geweht, und wie die Welser

5*

das unermeßliche Venezuela beherrscht. Das heutige Wort gilt nur den Bayern im Morgenlande. — Dieß zu befreyen, schlossen sich an Burgund und Artois und an den Helden von Boucicault zu Regensburg der Pfalzgraf Rupert, der Burggraf von Nürnberg, die Frauenberger von Thalkirchen, der Otto Greif, Stein, Kugler, Törring, Sandizell, Pienzenauer, Reichartinger, Nothaft mit vielen Andern. Gar wenigen gönnte der Unglückstag von Nikopolis (26. September 1396) die Heimat wieder zu schauen. Des Reichartingers Diener, Hanns Schiltberger von München, beschrieb sein Sclavenloos unter Bajazeth und Tamerlan. — Manche edle Bayern, durch Capistran, wie einst ihre Ahnen durch Bernard begeistert, halfen mit ihm Belgrad unter dem großen Gubernator Huniady wider Muhamed, den Eroberer Konstantinopels, erretten. — Den alten Ruhm nahmen sich die Bayern in Carls V. Fahrten gegen Tunis und Algier. Der Sandizell stürzte sich unter dem feindlichen Kreuzfeuer, den Degen zwischen den Zähnen, ins Wasser, die Landung zu ordnen, — der Imsland, dessen Geschlecht auf ewig der Johanniter Ordensfahne führt, schlug sich mit fünf feindlichen Galeeren, — Jörg Hegnenberg, Herzog Wilhelms natürlicher Sohn, der Franz I. bey Pavia fangen geholfen, fing nun auch den Gegenkönig von Tunis mit eigener Hand. Drob gab ihm der Kaiser den Reichsadler in den Schild, mit der Umschrift: Barbaria. Der Lösch zu Stein empfing von Kaisers Hals, aus Kaisers Hand, die eigene goldene Kette, als Alba ihn in jenem Aufruhr der Elemente unter den Tapfersten genannt.«

Es fallen nunmehr einige Blicke darauf, wie die Waffenschule des bayerischen Adels eben sowohl in Ungern, als in den Niederlanden gewesen, wie ein Graf Wolf von Oettingen unter den Vertheidigern Wiens in seiner ersten Belagerung, und wie es ein anderer Graf Wolf von Oettingen gewesen, der in Carlowitz der Pforte als europäischer Großmacht ihr Todesurtheil schrieb. — Bey St. Gotthard fochten wiederum Bayern und Franzosen neben einander, wie einst im heiligen Lande und später bey Nikopolis. — Dann spricht die Rede von dem sogenannten letzten Kreuzzuge (1683 — 1689) von Wiens Entsatz bis zur Wiedereroberung Ofens und Belgrads, und zur Rache des Verderbens von Mohacs und zur vollendeten Erlösung Ungerns, wozu Max Emanuel mit Gut und Blut mächtig mitgewirkt.

Durch die Gegenwart des hoffnungsvollen Prinzen Otto von Bayern bey der akademischen Gedächtnißfeyer erregte nach-

folgende Stelle aus der Tagesgeschichte das erhöhte Augenmerk der Versammlung.

»Fremd und ferne den unedlen Nebenzwecken, die das Bild der Kreuzzüge verdüstern, aus rein menschlichem Erbarmen, aus Christensinn, aus Gefühl unserer alten Schuld gegen das Land der ewigen Jugend und Schönheit, lenkte König Ludwig durch Beyspiel und Gabe, durch Schwert und Harfe die allgemeine Theilnahme wieder auf jene weltgeschichtliche Stätte. Wiederum haben Bayern am Brückenkopf Asiens und Europas gewirkt, und wie einst nach Konstantinopels Fall das medicäische Florenz, ist heute München die Schule der verwaisten hellenischen Jugend, und viele Stimmen riefen einen hoffnungsreichen jungen Wittelsbacher nach der Akropolis, wie vor 134 Jahren Armeniens Krone dem Churfürsten Johann Wilhelm geboten war«

Der Schluß der Rede feyert den Waffenruhm der Bayern, -- wie das Heer das Palladium dieses Staates, — der Soldatenstand der erste, und der Verein des höchsten Waffenruhmes mit der edelsten Bildung unüberwindlich sey!

Auch dießmal, wie bey der Rede über Herzog Luitpold und bey jener über die Monumenta boica, legen die Beylagen und Anmerkungen der vorliegenden Abhandlung ihren eigenthümlichsten Werth bey — Die ersten zwey Beylagen sind die Schilderungen der Kreuzfahrt des Barbarossa, aus der Feder zweyer bayerischer Geschichtschreiber, des Paßauer Domdekans und Chorherrn Tageno's, Erzpriester zu Enns und St. Andrä in der Ostmark, welchen Aventin entdeckt und Freher herausgegeben, und jene Ansberts, gleichfalls eines Paßauer Clerikers, und als solcher wahrscheinlich in Enns und Wien, — letzterer neu entdeckt durch den großen Slavisten Dobrowsky, und in diesen Jahrbüchern 1828 hinsichtlich der vorkommenden geographischen Bezeichnungen von Wien bis Konstantinopel vortrefflich erläutert durch den Professor Schaffarik in Neusatz, und hier auszugsweise abgedruckt.

Aus den eigentlichen Noten zeigt uns die erste vielfältige urkundliche Spuren der Priesterehe vom zehnten bis ins zwölfte Jahrhundert in Bayern und in dessen Nebenlanden, — die zweyte ruft das von dem böhmischen Prinzen und Bischof Cosma erzählte, viel später von dem Domherrn Hajeck wiederholte Histörchen von dem unerbaulichen Abschiede zwischen dem jungen Welf und Mathilden, — einem Ereignisse, das jedenfalls ungemeine Folgen gehabt, und man kann sagen, die ganze nachfolgende Geschichte der Welfen und Stauffen recht eigentlich gemacht hat; — die Note 3 erlautert die große Pilgerfahrt von

1064, insonderheit aus der von zwey Göttweiher Mönchen geschriebenen, für Oesterreich unter der Enns höchst lehrreichen Legende Bischof Altmanns von Paßau, des Stifters jener Abtey, so wie der von St. Nikola und des Wiederherstellers und Reformators von St. Florian, St. Pölten, Garsten, Lambach rc. rc. — Interessante Notizen über die Schlacht bey Mauerberg (12. May 1082) zwischen Leopold dem Schönen und dem Böhmerherzog Wratislav.

Die Ankunft der Schotten in Regensburg um die nämliche Zeit. — Note 4, Pilger zu St. Jakobs Grab in Compostella, Richard, Grafen Seyfrieds von Sponheim Witwe, und mehrere vom Hause Freundsberg. Note 7 umfaßt erhebliche Beyträge zur Geschichte der Juden und ihrer Verfolgungen in jener Epoche. — Die eilfte Note widerlegt das Mährchen, »die österreichische Markgräfin Itha, Leopolds des Schönen Witwe, Leopolds des Heiligen Mutter, sey auf Herzog Welfs unglücklicher Kreuzfahrt in die Gewalt der Ungläubigen gerathen, und die Mutter Atabek Zenkis geworden. — Unrichtig ist, daß Heinrich der Löwe auf seiner Kreuzfahrt von dem edlen Sultan Kilidsch Arslan, von jener Itha her als Blutsfreund eben so sehr, wie als Gastfreund geehrt worden sey. Heinrich mußte eine so nahe Begebenheit doch besser wissen, um, wie er that, den Sultan um Aufklärung dieses Stammbaumes zu befragen. Aber dieser berief sich auf eine vornehme, dem König der Reussen vermählte Deutsche, deren Tochter dann in sein Land gekommen sey, und von der er abstamme. Eccard hat in der welfischen Stammgeschichte und in der Genealogie der Fürsten Obersachsens die undankbare Mühe einer Erklärung auf sich genommen. — Ithas trauriger Ausgang scheint auch mit mehreren ähnlichen Abenteuern verwechselt worden zu seyn. — Nicht ungern wird man auch das vollständigste Verzeichniß der plastischen Kunstwerke des Salzburger Erzbischofs Thiemo lesen. — Die Note 15 stellt die ältesten in Bayern vorkommenden Wappenbilder der Fürsten und Edelherrn des Landes zusammen, die jedoch über 1074 und 1125 nicht hinaufreichen. — Oesterreich berühren die Wappen der Grafen von Peilstein, Tyrol und Hirschberg, von Eschenloh, Hertenberg und Lichteneck, der Andechser Herzoge von Dalmatien, Kroatien und Meran. — Note 18 gibt aus dem wichtigen Rationarium Austriae et Styriae 1265 — 1267 unter Ottokar verfaßt und unter Rudolph von Habsburg fortgesetzt, einen Ueberblick der Ein- und Ausfuhr-Artikel auf der Donau nach dem Morgenlande. — Die neunzehnte Note ist für die Geschichte des süddeutschen Bauernstandes unstreitig wichtig durch die Menge von urkundlichen Beyspielen, die sie hierüber

anführen. Mit Recht fragt diese Note, sind die schon unter den Agilolfingern vorkommenden Parmannen, Parschalken, Parweiber, Parlingen, Pargilden, freyen oder halbfreyen Bauern, Enkel der in die alte Bojenheimat zurückströmenden Bojuvarier, dürftigerer Klasse? — Die Kirchen und Klöster vermochten es nicht, ihre sehr ausgedehnten Besitzungen durch Leibeigene oder Gefangene zu bebauen, so zahlreich auch, zumal im südöstlichen Bayern, die slavischen Ansiedlungen waren. — Sie übertrugen daher die Kultur so ausgedehnter Strecken an Freye unter gewissen Bedingungen: »ingenui, qui ex inopia servorum in locis ecclesiastici patrimonii constituantur coloni.« — Außer Bayern erinnern wir uns nicht, den Namen der Parschalken gefunden zu haben, der hier von der merovingischen Epoche bis auf den letzten hohenstauffischen Friedrich hinaufreicht, und den Benediktbeuerns letzter Abt Carl Klocker eine gekrönte akademische Preisschrift gewidmet hat. — Scharfes Augenmerk verdienen die hier über die Volksfreyheit und über das mehr oder weniger gefesselte Eigenthum der Bauern aus der ganzen langen Reihe der Monumenta boica aufgeführten, unendlich mannigfaltigen Beyspiele, — jene über die Rechte und Obliegenheiten der bambergischen Ministerialen aus dem mit Recht berühmten Codex Udalrici Babenberg. — Die nach Ober- und Innerösterreich hinüberspielenden Fälle aus den Saalbüchern von Seckau, S. Paul, Obernburg und Garsten und die höchst merkwürdigen Anführungen in Hormayrs kritischen Beyträgen aus den Archiven der aufgelösten tyrolischen Frauen-Abtey Sonnenburg. — Zum Schlusse heißt es:

»Die Milderung alter, schwerer Frohn-, Beest- und Gelddienste, der härtesten Hörigkeit von Leib und Gut in ein mildes Laudemial-Verhältniß und gleichsam zur Ironie des alten Druckes in seltsame und lächerliche Dienste ist von Mehreren gleichfalls den Kreuzzügen beygemessen worden, und den großen Conzessionen, die den Unterthanen für ihre außergewöhnlichen Anstrengungen eingeräumt wurden. So hatten deutsche und niederländische Bauern die Obliegenheit, den Schloßteich mit Baumzweigen in gewissen Nächten zu peitschen, Frösche und Unken dadurch zum Schweigen zu bringen, — um Weihnachten oder Dreykönige Reisig auf den Herd des Schlosses zu tragen, vor dem Lehensherrn zu tanzen, zu singen, die Backen gewaltig aufzublasen, und einen mächtigen Wind von sich zu lassen, — eine Lerche auf einen Ochsenwagen gebunden, nebst drey Eyern und einem weißen Handschuh mit vier Pferden auf das Schloß zu führen, — alljährlich einen Zaunkönig, auch wohl einen

Falken, einen wilden Schweinskopf, einen Rosenzweig dem Herrn zu bringen, — eine Schüssel voll Trauben an den Hof des Grundherrn zu senden, oder gar in feudis ligiis Wache zu halten in gewissen, als nicht geheuer und gespenstisch verrufenen Zimmern und Räumen der lehensherrlichen Veste. — Wie einst Neapel, gab der Bischof von Bamberg einen weißen Zelter nach Rom als Tribut, — Ludwig XII. dem Kaiser Max für das Herzogthum Mayland alle Neujahr ein Paar goldene Sporen. — Die Dymerode erhielten den Schlüsselholzerwald bey Frankenhausen gegen dem, daß sie, so oft ein römischer Kaiser oder König im Lande zu Thüringen sey, einen ganzen Heerwagen mit Schüsseln zinsen und liefern sollen, worüber noch K. Sigmund ddto Ulm 7. Nov. 1430 ein von dem Grafen Ludwig von Oettingen und Kaspar Schlick kontrasignirtes Diplom ausstellte. — Die Schwarzburger mußten für ein Lehen zu Nordhausen ein Lagel Malvasier geben. Auf das Schloß Falkenstein in Oesterreich mußten zwey Metzen voll Mücken als Grundzins geliefert werden, nach Rabensburg ein Rabe, ein Ziegenbock und ein Kalb mit einem weißen Stabe. — Das Recht der ersten Nacht bey den Töchtern der Leib- oder Diensteigenen (Ius primae noctis, connagii, luxandae coxae) wurde in Deutschland schon früh in eine Geldgabe verwandelt. Es galt stets als unerträgliche Tyranney, wenn ein Burgherr diese seine Herrlichkeit »an Haut und Haar« ausübte. Die Zwingherren von Person, von Rabenstein, von Klatz erweckten dadurch den Aufruhr, der sie vertrieb. An mehreren Orten Deutschlands mochten die leibeigenen Töchter dem Grund- und Lehensherrn ihre Jungfrauschaft abkaufen mit so viel Käse und Butter, als dick und schwer ihr Hintertheil war; an andern Orten mit einem zierlichen Corduansessel, den sie just damit ausfüllen konnten. In Frankreich hielt die barbarische Sitte länger. Selbst alte Parlamentsbeschlüsse verfällen strafend Bischöfe und Aebte, Geld dafür anzunehmen. Auch am Rheinstrom leben Sagen und Lieder von Klostervögten und deren argem Mißbrauch. An manchen Orten hatte der Schloßvogt mit Leit- und Vorstehhunden den Ehrenplatz, den ersten Trunk und das erste Lied auf allen Hochzeiten eigener Leute.«

»Auch war ihm jedes, den Burgfrieden passirende Freudenmädchen verfallen zu vier Pfennigen, oder er mochte ihr den rechten Aermel nehmen, oder mit ihr auf offener Straße seines Willens pflegen, jedoch öfter nicht als einmal. — Die Ritter von Wurm hatten die Vehmstätte oder den Galgen zu Lehen, und mußten dafür zweyfachen Roßdienst thun, die Herren von Hasperg ihren Lehensherrn mit einer schönen Frau

bedienen, der Abt von Hayna den Grafen Wittgenstein alljährlich ein Eberschwein, einen Hahn und einen braunen Hund auf das Schloß führen. — Graf Gottfried von Hohenloh verlieh 1246 dem Augsburger Bürger Otto Bogner das sogenannte Leutfriedgesäß bey Augsburg gegen zwey Hosen von Saget und auf Michaelis zwey Auerhahnen ec. ec. (Weber de investituris et servitiis feudorum ludicris. — Anmerkung zum Fost von Stromberg. — Fischer von den Brautnächten der deutschen Bauernmädchen). Bey der durch geraume Zeit als erstes Jagdschloß und als Staatsgefängniß gleich berühmten böhmischen Veste Burgliz besaß ein Bauer das ansehnliche Erblehen des Brenners, ohne andere Pflicht, als auf einem magern Schimmel dem anrückenden Königsheer mit seinen Söhnen, Vettern und Knechten vorauszureiten, und Dörfer und Märkte in Brand zu stecken. — Eben so waren in Kärnten drey Edelgeschlechter, die Gradenecker, die Kauber, die Portendorfer (und nach ihrem Erlöschen die Mordaxe) mit dem Vorrechte belehnt, alles abzumähen, alles auszurauben, alles auszubrennen, so lange der Fürst, dem der Herzogsbauer die Stelle geräumt hat, auf dem kärntnerischen Herzogsstuhl im Zollfelde saß.

Weit romantischer waren andere Bauernlehen der obgedachten Burg Bürgliz, mit der Obliegenheit, wenn eine böhmische Königin auf dem vielbesuchten Schlosse ihr Wochenbett hielte, alle Nachtigallen auf zwölf Meilen in der Runde zusammenzufangen, und in den Auen und Wäldchen zunächst der Burg wieder auszulassen. — Hund im bayerischen Stammbuch I. 342 und II. 209 erwähnt: »die Innhaber des siz Pühel (die Stumpfen von Stumpfsberg) hatten zu Lehen in Schrobenhausen; von allem allda gemezgeten Vieh das Zagelbein und Brustrecht — und von den Messerschmiden empfangt der eltist meister vom inhaber, Kirn (bey Regensburg), der soll und muß im Laden ein gar grossen wezstein aufhenken, und jedem sein messer umsonst wezen, der es in des Burgherrn, des Peulstorfers, Nament begehrt.«

Sehr merkwürdig ist über den großen Zuwachs der Klöster an Grundeigenthum durch die Kreuzzüge eine Stelle (Mon. boic. III. 540) in den Denkmalen vor S. Zeno: »Lis quae inter fratres *Berchtesgadenses* atque *Hallenses* exorta est, qualiter ceperit, vel qualiter a nobis decisa sit ad notitiam posterorum scripto transmittere necessarium duximus. *Tempore quo expeditio Jerosolymitana fervore quodam miro et inaudito a seculis totum commovit fere occidentem*, ceperunt singuli tamquam ultra non redituri vendere possessiones suas, quas Ecclesiae secundum facultates suas

suis prospicientes utilitatibus emerunt. Exemplo universorum fratres quoque Berchtesgadenses Ecclesie sue utilitati consulere volentus *necessariam pecuniam colligere* ceperunt. Quam cum sufficientem invenire non possent, jussu Prepositi ipsorum Hallensem Prepositum convenerunt, eo quod inter eos specialis et magna esset familiaritas, scientes apud illum in simile opus aliquantulam conservatam pecuniam; ceperuntque cum eis agere, ut vineam que ipsis placeret, quorum abundantiam habebant, ab ipsis emerent, melius ac certius dicentes eos secum quam cum secularibus forum facturos. Placuit res oblata, ex utraque parte jussu Prepositorum fratres descendunt in orientem, per quos hoc, quod dictum est, adimplerent. Quod et factum est.« — In Gegenwart des Salzburger Domherrn, der Aebte von St. Peter, Admont, Seon, Michelbeuern, Au, Baumburg ꝛc. ꝛc, des jüngeren Grafen von Plain Luitold, der Burghauptleute von Salzburg, von Werfen, Gottfrieds von Haunsberg ꝛc. ꝛc.

Es folgt hierauf eine Reihe der ausgezeichnetsten Beyspiele von ituris Jerosolymam, transituris mare, procinctis in expeditione Jerosolymitana, — cum in illa expeditione totus jam romanus orbis conjurasset, — cum Christianorum militia per universam terram destinata erat in expeditionem catholicae defensionis in regiones transmarinas cum signo fidei. — Die merkwürdige Einweihung der Werder-Kirche, Paßauer Sprengels, in Gegenwart des französischen Königs Ludwig, seiner Gemahlin, der heißen Lienor und seiner Helden. — Der Marsch der Franzosen von Metz nach Worms, Würzburg, Regensburg, Paßau, Klosterneuburg nach Ungern. Aus dem unglücklichen Kreuzzuge gewann doch etwas des Königs Konrad tapferer Stiefbruder, der Jasomirgott. Henricus dux ferocissime gentis Bawarie adveniens filiam illustrissimi Ducis fratris regis Grecorum nomine Theodoram, uxorem acceptam secum adduxit sic ingenti gloria terre norice insperate salutis de exilio dona referens. — Die Einweihung von St. Stephans Münster in Wien geschah 1147 durch den Diöcesan Reginbert von Paßau, in Gegenwart aller Fürsten und des unzählbaren Kreuzheeres — Folgenreich für die Geschichte Südbayerns, Tyrols und Carentaniens sind die noch unbekannten Stellen der Saalbücher, des Hochstiftes Brixen, der Canonien Innichen, Neustift und Klosterneuburg über die frommen Schenkungen der Kreuzfahrer, Grafen Arnold von Dachau, Heinrich von Andechs-Wolfratshausen, der Grafen von Frankenhausen, Lechsgemünde und Matrey und Arnolds von

Mareith und Greiffenstein, jenes berühmten Schirmvogts und Klosterstifters. — 1172 die Heerfahrt Heinrichs des Löwen und seiner Gefährten mit der gegründeten Bemerkung: die Specialgeschichten deutscher Länder und Geschlechter liefern viele romantische Züge einzelner Pilger, ja vieler edler Frauen, welche die Mühen und Gefahren der weiten Reise nicht gescheut. — Ulrich von Trasp hatte seinen Bruder, der seiner Gemahlin Utha und ihrem Kindlein nachgestellt, überfallen und erschlagen. Er wurde späterhin Mönch. Frau Utha unternahm die Reise mit Berntrud, ihrer treuen Magd, zum heiligen Grabe. Dort starb sie. Berntrud brachte alle Schätze der geliebten Herrin treulich wieder mit. Aber Ulrich zürnte, daß Uthas irdische Reste jenseits des Meeres geblieben. Er machte sich selbst auf, holte die theure Leiche zurück, und gewährte Berntrudens dringende Bitte, am Sarge Uthas in geweihter Zelle verschlossen und eingemauert ausharren zu dürfen, bis an ihr letztes Stündlein. — Helm und Harnisch und alle Ritterzeichen, darunter auch seine großen beyden Heerschilde, den einen mit dem Zeichen der Kreuzfahrt, den andern mit dem Bilde des jüngsten Gerichtes, hing Ulrich an Uthas Grabmahl auf.

Die Noten 30 und 31 stellen gewichtige Urkundenauszüge von Schenkungen und Vermächtnissen aus den großen Kreuzzügen von 1147 und 1190, mit mehreren für die bayerische, fränkische und vorzüglich auch für die österreichische Geschichte bedeutenden Namen — und mehrere zum ersten Male ans Licht tretende Denkmale jener romantischen Zeit. — 32 und 33 zeigen uns als Kreuzfahrer die Grafen Albert und Berthold von Tyrol, die von Eschenlohe und Bogen, Bernarden von Lengenmoos auf dem Ritten, Friedrichen von Wangen, Bischof zu Trient, Grafen Hugo von Montfort, der die deutschen Herren in Feldkirch einführt, und Rudolphen von Greiffenstein, der zur Sühne für den Mord des Bischofs Rudolph von Chur verurtheilt wird, zum heiligen Grabe zu ziehen, so wie noch 1308 Clemens den mächtigen Ulrich von Metsch, der am 26. August 1304 den Abt Hermann von Marienberg beraubt und getödtet hatte, verpflichtet, daß er, nachdem er bereits nach Rom und Avignon gepilgert, baarfuß und einen Strick um den Hals, eine Ruthe in den Händen heimkehre, und an jeder Kirchenthüre sich von dem Priester geißeln lasse, et deberet transfretare in subsidium *terre sancte in primo passagio generali.*

Die früheren Noten 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27 und 28 beleuchten die damalige große Wichtigkeit Regensburgs und Wiens für den nordischen und für den Donauhandel. — Die ungemeine Begünstigung der Regensburger durch

die babenbergischen Herzoge Oesterreichs, — das Alter der Donauwörder, Kelheimer, Regensburger, Paßauer und der besonders merkwürdigen Welser Brücke — dagegen die um so viel jüngeren in Wien, Krems, Enns und Linz. — Das welfische Memmingen und das salisch-waiblingische Nürnberg, — Augustusburg, Ougistburg, Augsburg, in einem der allerältesten Denkmale hochdeutscher Mundart — Das Augsburger Stadtrecht Heinrichs IV. von 1104, bestätigt 1156 durch den Barbarossa, beleuchtet in Hormayrs Rede über die Monumenta boica, hingegen in der Rede über Herzog Luitpold die Verbindungen zwischen den Donau-, Moldau- und Elbethälern durch den ungeheuren Böhmerwald, Günthers goldener Steig und die übrigen Durchhaue, Schläge und Ansiedlungen von Paßau bis gegen den Manhardsberg, bis über das österreichische Clairvaux (lichte Thal, swietla), Zwettl. — Wahr und folgenreich scheint für die frühe Blüthe des babenbergischen Oesterreich die Bemerkung der 28sten Note. — »Außer dem divide et impera der kaiserlichen Staatskunst bewirkten es vorzüglich zwey Ursachen, daß an keinem andern Flecke Deutschlands die nach späteren staatsrechtlichen Begriffen so benannte »Schließung des Gebietes« faktisch so schnell und so weit vorgerückt war, als in der Ostmark der Babenberger unter der Enns, in auffallendem Gegensatze mit den doch so nahen bayerischen Gauen ob der Enns: die frühere Vereinigung fast aller hochstiftischen und Klostervogteyen in ihrer Hand und die planmäßige und beharrliche Förderung des Communal- und Munizipalwesens. Die leichtere Verbindung nach dem ganzen Norden, als durch den lange undurchdringlichen bayerischen und Böhmerwald, der Donauhandel und vorzüglich die Kreuzzüge trugen auch das Ihrige bey, welche allerdings forderten, daß die pilgernden Fürsten, Ritter und Volk »aptiora hospitia invenirent.« — Von Römerstraßen und Römertrümmern war zwischen dem Inn und dem Neusiedlersee Vieles übrig zu neuem Anbau und Verkehr, so sehr auch gerade der neue Ueberbau uns die Trümmer der Römerwelt entzogen hat. — Enns, der Denkstein Luitpolds, erhob sich rasch wieder; Wieselburg an der Erlaf, ohnferne des römischen Pechlarn und der Herlungenburg, war regensburgische, Ardacker und Enzersdorf freysingische, St. Pölten die paßauische Grenzveste, der Bischof Konrad eigenes Recht gab, — Krems, dem römischen Brückenkopfe Mautern gegenüber, schon unter den Carolingern fest, und der Markt mit den Marhanen, tauschten die Ottone von Freysing an sich. — Später gedieh es an die Markgrafen, denen Melk und das oft damit verwechselte

Mödling, Tuln und Herzogenburg Ursitze waren, bis Leopold der Heilige auf das Kahlenbergerschloß hinauf, der Jasomirgott nach Wien herunterzog. Von Wels war schon bey den Brücken die Rede. Sein Munizipalwesen ist auch wieder eine Krummstabs-Schöpfung aus dem fernen Würzburg. — Wie der Jasomirgott 1149 — 1150 mit der griechischen Gemahlin aus dem Morgenlande heimgekehrt war, traten er, Henricus dei gratia dux Boariae et carissimus dominus et frater noster Cunradus Pataviensis episcopus und der steyerische Markgraf Ottokar *in conventu celebri in loco Anesi* zusammen, praesentibus utriusque nostrorum fidelibus et religiosis viris. Den Erpressungen der Schirmvögte ward ein Ziel gesetzt, und mehrere mächtige und selbst herzogliche Anverwandte entfernt. Von diesem Tag riesenartiges Fortschreiten der Communen. — Die Handelssatzungen von Enns reichen bis über die Kreuzfahrt von 1147 hinauf. Die Regensburger Freyheiten auf der dortigen Messe zur Kreuzfahrt Ottokars V., auf der er 1164 zu Fünfkirchen starb, wie sein Urahn Ottokar II., welcher Enns erhielt, und sich der Erbtochter von Lambach, Wels und Pütten vermählte, 1038 zu Rom. — Als Leopold der Glorreiche wider die Araber in Spanien und wider die Albigenser in Südfrankreich auszog, gab er (22. April 1212) in villa sua Anasi das Stadtrecht von Enns. Als Zeugen und seines Zuges Gefährten traten auf die von Krems, Lichtenstein, Pütten, Kranichberg, Krumbach, Steyer, Gratz, Stubenberg, Emerberg, Pekau, Wildon, Wolkersdorf rc. Vor dem Zuge nach Palästina und Aegypten (1217) gab er die Handvesten von Aspang und Neustadt, nach seiner Rückkehr (18. Oktober 1221) das merkwürdige große Statutarrecht für Wien, mit der merkwürdigen Bezeichnung, es stamme aus den Tagen, quando populi cruce signatorum Damiatam expugnaverunt et plusquam per duos annos possederant — obsessi et ex inundatione Nili mirabiliter constricti eam Soldano restituerunt. Bedeutend sind auch hier die Zeugen. Leopolds Oheim, Herzog Heinrich von Mödling, Heinrich von Andechs, Markgraf in Istrien, die Grafen von Playn, Herrandstein, Hardeck, der Rechberger Otto, Vogt von Lengenbach, die Schaumberge, Konrad von Altaich rc.

In Note 34 die rührenden letztwilligen Urkunden des großen Wiener Bürgermeisters Paltram, d. d. Karlstein bey Reichenhall 25. May 1287 und 20. Nov. desselben Jahres zu Akkon. Zu der nach dem Verluste dieses letzten Platzes im heiligen Lande gepredigten Kreuzfahrt unter dem englischen König Eduard thaten sich in Süddeutschland einzelne Schwärme von Kreuzfahrern zusammen, plündernd und bettelnd, aber bald aus

einander gejagt. — 1308 zog noch ein starker Haufe Kreuzfahrer im Land ob der Enns, zum Theil auch ob dem Wienerwalde, herum, Almosen heischend, und wo man ihnen keines reichte, es mit den Waffen in der Hand ertrotzend, ihren »Meßpfaffen« bewaffnet am Altar bedienend, meist in düsterm Schweigen den Blick zur Erde senkend. — Ein fanatischer Prediger, Berthold von Regensburg, wollte bey der Veste Blasenstein (jetzt St. Thomas im untern Mühlviertel) den Pfarrer am Altare morden lassen, aber dieser rettete sich durch schleunige Flucht. — Auch traten einige Geistliche, darunter einer aus dem hohen Adel, auf, erwarben sich Zulauf, und nährten sich reichlich von den Wundern, die sie wirkten. — Von diesem meldet die Chronik, er sey so redlich gewesen, als er sich reich genug gesehen, seine Wunderbude zu schließen. — Mit den aus dem gelobten Lande heimgebrachten Reliquien geschah auch vielfältiger Betrug. Fast bey jeder bildete sich eine eigene, den Wirthen und Kaufleuten der Umgegend willkommene Wallfahrt, und der Fall kehrte oft wieder, welchen Ried Cod. dipl. Ratisb. I. 132 aufführt, wo das Regensburger Kapitel den Langenerlinger Dechant warnt wegen der Wallfahrt in Höhenberg, wo eine ungeheure Menge zusammenströme, diversis votis, quidam orandi, quidam insolescendi, quidam offerendi, quidam aufferendi, quidam etiam caupones tabernas suas in curia pauperum collocantes, occasione quorum plerique ad rixas et ad pugnas prosiliunt.

Heiligenkreuz, Heiligenkreuzthal deutet fast immer auf eine aus dem gelobten Lande mitgebrachte Kreuzpartikel, z. B. das österreichische heilige Kreuz am Kattelbach, 1036 vom heiligen Leopold, vorzüglich auf den Betrieb seines Sohnes, Otto von Freysing, gegründet, der in Morimond selbst den Cisterzienser-Habit angenommen hatte. — Heiligkreuz in Donauwörd, wo der alte Mangold des Kyburgisch-Dillingischen Hauses; ihn verzehrte in Ptolomais die Seuche, wie den edlen Friedrich von Schwaben und viele bayerische und schwäbische Große. — Auch die in eine Benediktiner-Abtey verwandelte Stammburg des bayerischen Königshauses Scheyern besaß eine Kreuzpartikel vom Grafen Konrad von Dachau, einem Wittelsbacher, dessen auf der Kreuzfahrt und in Italien erworbener Kriegsruhm ihm den Herzogstitel von Kroatien, Dalmatien und Meran zuwegebrachte, die aber der Patriarch Heraklius von seinem gleichnamigen Sohne Konrad zurückforderte. — Zum Schlusse werden noch zwey, in diesen Jahrbüchern bereits citirte, höchst merkwürdige Aktenstücke aus der neuen Sammlung der Monumenta boica angeführt, das Send-

schreiben Friedrichs II. an den Bischof Ulrich von Paßau über **seine Kreuzfahrt 1228 und über seinen Frieden mit dem Sultan, aus der heiligen Stadt selbst datirt — und ein Bericht Bruder Gwido's von Baseneville, überseeischen Visitators, an alle Häuser des Tempels, des Spitals und der deutschen Ritter über den tremendum atque terribilem, praecedentibus annis incognitum adventum Tartarorum (der Mongolen).**

Art. III. **Bayerns Gauen nach den drey Volksstämmen der Alemannen, Franken und Bojaren.** Aus den Urkunden nachgewiesen von Karl von Spruner, kgl. bayr. Lieutenant. Gegen Herrn Ritter von Lang's Bayerns Gauen ꝛc. aus den alten Bisthums-Sprengeln nachgewiesen. — Bamberg, bey J. C. Dresch, 1831.

Der verdienstvollen, auch allen Nachbarslanden vielseitig und mächtig zu Gute kommenden Forschungen des Ritters von Lang haben diese Jahrbücher oftmals erwähnt. — Seine in den Denkschriften der Münchner Akademie niedergelegte »Vereinigung des bayerischen Staates« und der darüber mit dem Archivar von Pallhausen entstandene Streit war fruchtbringend für die mittelalterliche Geographie des gesammten Süddeutschlandes. — Der Hauptsatz, durch den Ritter von Lang endlich auch auf Bayern in volle, vielleicht nur zu peremtorische Anwendung gebracht:

»daß aus den alten Bisthums- und Decanats-Ein»theilungen der Umfang der alten Provinzen und »Gauen am leichtesten zu erspüren sey,«

hat erstlich zwey Dinge für sich, die der uns allzufrüh entrissene große Niebuhr aussprach: — »innere Consequenz stelle auch einen Beweis her« — und — »die Dunkelheit der ganz alten Zeit gebiete entweder Kühnheit oder aber gänzliche Vernachlässigung!« — In der auf erfreuliche Weise fort und fort zunehmenden kritischen und quellengemäßen Durchforschung des deutschen Mittelalters trat die Nothwendigkeit genauer Localorientirung immer unausweichlicher hervor. — Die neuesten Arbeiten aus den Spezialgeschichten deutscher Lande sind zahlreich. — Ihre bewundernswerthe Uebereinstimmung hierin ist fürwahr kein geringes Belege für jenen Schlüssel der alten Geographie. — Es kann dieser Einklang nicht bloß der willkommenen größeren Leichtigkeit beygemessen werden, sich eines mühevollen, tieferen Eindringens durch einen plausiblen Gemeinplatz zu überheben. — Von Wersebes Schrift über die altdeutschen Völkerbündnisse und niederdeutsche Colonisirung bis auf Lützows Mecklenburg, bis

auf Ledeburs Brukterer, zieht dieser Faden, gleich dem rothen Faden in der brittischen Marine, überall durch. — Ja Letztgenannter ging noch weiter, als alle seine Vorgänger, nämlich von den Bisthümern zurück auf die Gauen, und mit den auffallendsten, gelungensten Ergebnissen von den Gauen noch weiter zurück, bis auf die von Tacitus angedeuteten Völkerschaften.

Nur in Altbayern fand dieses System keinen Anklang, vorzüglich wegen der, noch vor drey Jahrzehenden (wie es schien, unausreutbar) eingewurzelten Stabilität, vermöge welcher es nicht gut aufgenommen wurde, wenn nicht Einer sagte was der Andere, wenn irgend ein lichter, kühner Kopf eine neue Bahn im Einzelnen oder im Ganzen zu brechen versuchte.

Die vielseitige Wichtigkeit der Aufgabe entging der älteren, unter Lori's, Pfeffels, Sterzingers, Kennedy's und Scholliners Bannern streitenden Akademie keineswegs, und zwey gelehrte Benediktiner, Appel von Niederalteich und Zirngibl von St. Emmeran, leisteten Treffliches. — Aber je verdienstreicher eine solche Arbeit damals war, desto früher und entschiedener ging sie beym Troß in Verknöcherung und Versteinerung über, und Neuheit der Ansichten (wenn auch auf zahlreiche neue Entdeckungen gestützt) führte weniger zu dankbarer Anerkennung, als zu empfindlicher Beschuldigung des Irrsals, der Neuerungssucht und überkluger Besserwisserey.

Auch Hormayr ist bey seinen vielfältigen Untersuchungen über die Gauen, Grafschaften und Subpagos, über die Spuren des herzoglichen und markgräflichen, großentheils frühe schon in geistliche Hand gefallenen Ambachts im deutschen und wälschen Tyrol, in Steyer, Kärnten und Krain, in Oesterreich ob und unter der Enns nur von Urkunden ausgegangen. Doch war ihm auch einigemale unter dem comagenischen Gebirge und an der Drau die Sprengelscheide zwischen Salzburg, Aquileja und Paßau ein wichtiger Leitstern.

Daß das Festhalten an dem Diöcesansystem unerwartete Aufschlüsse und weitleitende Lichtblitze in das Alterthum verschafft habe, mußten selbst die erbitterten Widersacher offen eingestehen, oder doch in stillschweigender Annahme einzelner folgenreicher Thatsachen anerkennen. — Stoße man auf noch so viele Ausnahmen von der Regel, habe der Zeitverlauf noch so viel geändert oder weggeschwemmt, seyen auch die Archidiakonatsrollen immerhin jünger als die Gauen, — das System ist deßhalb nicht umgestoßen, und welche Bekräftigung gibt ihm nicht schon des Papstes Auftrag für die Gründung der bayerischen Hierarchie: juxta gubernationem uniuscuiusque ducis episcopia disponant?

Das Vorhaben der Gauen-Eintheilung und Begränzung durchaus urkundlich zu begründen, ist an sich untadelhaft und löblich. — Dennoch hat in der Wirklichkeit die Möglichkeit immerdar die erste Stimme, und welcher ausnehmende Glücksstern gehörte wohl dazu, eine solche Aufgabe durchaus auf Urkunden gründen zu können??

Es ist gewiß nicht wenig angenommen: das ganze Königreich Bayern besitze etwa 200 besonderer Gauen ausdrücklich erwähnende Originalurkunden, und noch weniger solche, die zugleich Bestimmungen über die Lage und über die Gränzen der Gauen enthalten. — Wie soll man nun aus so wenigen actis probantibus etwa 60 Gauen orientiren und umgränzen können? zumal man häufig nicht einmal die damaligen Namen mehr aufzufinden und zu deuten vermag? wo vielleicht von einer ganz andern Gegend die Rede ist? Hiezu vielleicht noch ein paar Hundert heillos verstümmelter, willkürlich ergänzter oder gar verfälschter Abschriften nach der Art der viel bestrittenen Kempter und Lindauer Diplome oder Abschriften aus Lünig, die nicht selten die aus echten Urkunden geschöpften Kenntnisse wieder umstoßen. — Es liegt hiemit die Unmöglichkeit, die Gauen und ihre Marken lediglich aus Urkunden zu bestimmen, eben so am Tage, wie die Nothwendigkeit, sich um eine andere Grundlage umzusehen. — Spruner fühlt und gesteht dieß mehrmals selbst im Verlauf seines sauern Unternehmens, z. B. S. 108: »Daß, wo die Urkunden keine Auskunft geben (und diese Auskunft ist meistens sehr gering), man sich an die Dekanatsregister halten müsse. — Spruners meiste Widersprüche, Berichtigungen und eigene Hypothesen gehen daher wirklich von den Bisthums-, Erzdiakonats- und Dekanatssprengeln aus. Wozu also der Angriff auf das Prinzip, bey welchem allerdings viele Aenderungen im Zeitverlaufe geschehen, zahlreiche Ausnahmen von der Regel Statt finden mögen.

Die hochstiftischen und Kloster-Saalbücher, Codices traditionum, können übrigens nicht anders als bedingt für Urkunden im strengeren Sinn gelten. Wäre denn etwa selbst in dem unübertroffenen Archivsschatze Bayerns ein Ueberfluß an solchen ursprünglichen, ächten und vollständigen Traditionsbüchern, die mit den willkürlichen, später gedruckten Abschriften und Auszügen stimmten? — Häufig findet man einzelne Pergamentstücke und Abschnitzel aus älteren Saalbüchern, aus Missalen und Psalterien, aus Bücherdeckeln herausgeschnitten, nicht selten mit Messer und Hobel, meistens in Quartform zusammengeraspelt, alten Scheines wegen in Holz eingebunden, manchmal auch in purpurfarbene Decken und mit Zinnober auf dem Rücken

geschrieben: liber traditionum. — An den Orts- und Personennamen haben sich nicht selten mehrere Mönchshände eingeübt, noch einen Grafen- oder Edelmannstitel darüber gesetzt, die Lage des Orts, den einen so, den andern so, je nachdem man es wußte, und da oder dort zu Hause war, angegeben, bis endlich ein neuer Abschreiber die ganze Bescherung, Text und Glossen, in einander schob: sub abbate Ascanio oder Ruperto darüber schrieb, und endlich seit 60 — 70 Jahren der Druck mit noch größerer Entstellung der Orte und der Personen geschah, wovon z. B. aus den alten Monumentis boicis, aus Oefele, Lünig, Frölich, Petz rc. Hormayr und Lang auffallende Beyspiele gegeben haben.

Der von Spruner so hoch gestellte Schannat ist auch nicht viel besser. — Der Mönch Eberhard hat noch in ziemlich später Zeit manche Verwirrung angerichtet, die eine neue kritische Recension nöthig macht.

Das wissenschaftliche Gebiet ist allerdings ein Freystaat, der den Autoritäten-Servilism ausschließt und Gleichheit der Rechte gewährt. — Hingegen scheint uns aber der Ritter von Lang öfters mit Fug und Recht Klage erheben zu können. — Jeder Druckfehler, jeder dunklere Ausdruck wird mit einer, nur den Anfänger kleidenden Wichtigkeit herausgehoben. — Nicht selten widerspricht Spruner notorische Dinge, oder verlangt unmögliche, negative Beweise, z. B. S. 28: »welcher diplomatische Beweis existire, daß Schwabach nie fuldaisch gewesen? Aller Logik und auch dem Rechte nach muß der Affirmirende beweisen. — Hat der Ritter von Lang in seiner ersten, vor zwanzig Jahren erschienenen Abhandlung etwas bezweifelt, was er jetzt zugibt, oder damals etwas noch nicht widersprochen, was er jetzt läugnet, so ist dieses als arger Widerspruch gerügt, gleich als änderte man gar nichts in einer so langen Zeit, bey täglich tieferem Eindringen und täglich vermehrten urkundlichen Entdeckungen? Um geschichtliche Wahrheit handelt es sich, nicht um jenes Rechtbehalten, das Wallenstein dem Terzky und Illo vorwirft, »daß sie immer, wie die Weiber, wiederkehrten auf ihr erstes Wort, wenn man Vernunft gesprochen stundenlang.« — Auch in dem Freystaate der Wissenschaften gibt es Seniores, Optimates, Proceres, denen sich die Juniores sonst gerne und achtungsvoll anschlossen. Leider reißt jetzt auch in der Literatur ein leidenschaftlich widerstrebender Ton ein. Spruner beginnt zwar mild und bescheiden, ist aber allzubald aus dieser Haltung herausgefallen, und nie mehr hineingekommen. Auch sollte das beständige Absprechen durch Autoritäten aus so ernsten Erörterungen hinwegbleiben. So heißt es z. B.: Luden gilt doch

wohl vor ganz Deutschland als ein größerer Historiker, als der Ritter von Lang? — Uns ist nicht bewußt, daß Lang eine Geschichte des deutschen Volkes zu schreiben unternommen, daß somit ein passender Vergleich Platz greifen könne? — Das ist aber gewiß, daß im meisterhaften Anlegen deutscher Spezialgeschichten, in der Kritik, in der Kenntniß der alten Sprache, in Rechts- und Verfassungskunde, in Archivswissenschaft und Diplomatik Niemand den geistreichen Luden dem Ritter von Lang voransetzen wird? Zudem erschien auch aufrichtigen und gelehrten Deutschen Ludens Plan allzu weitschweifig, die unbedingte Apotheosirung alles Altgermanischen und die Verwandlung desselben in einen Grandisonischen Tugendroman, dagegen die Entwürdigung der großen Alten, wie Cäsar und Tacitus, unziemlich und ungeschichtlich.

S. 5 und 6 würde sich allerdings (auch nach den scharfsinnigen Andeutungen Pfister's, Rudhart's und Söltl's) ein Mittelweg ausfinden lassen, in den Bajuariern des sechsten Jahrhunderts allenfalls auch noch die Trümmer der alten, gallischen, theils von germanischen Stämmen ausgetriebenen Bojen wieder zu finden, oder selbst im Namen Bajuvarier (der höchsten Wahrscheinlichkeit nach ein Bundesname) eine Rückkehr oder das zweytmalige Erscheinen in der alten Heimat zu erblicken?? Darüber ist das Wichtigste zusammengestellt in der zweyten Anmerkung der akademischen Rede Hormayrs über den Herzog Luitpold. — Hormayr und Muchar folgten bereits früher einer ähnlichen Fährte, und recht verstanden schon Brunner Lib. III. p. 349. — Die strengsten Nachforschungen haben bewährt, daß jene angebliche von Pallhausen (der zur Behauptung seiner patriotischen Theorien manchmal einen frommen Betrug nicht scheute) citirte »älteste Paßauer Chronik,« entweder nie als solche existirt habe, oder aber nicht älter sey, als der Kremsmünsterer Mönch Bernardus Noricus und als Arenpeckh.

Spruners Kenntniß des Celtischen steht ohngefähr auf gleicher Höhe mit jener Pallhausens, der manchmal celtisch oder griechisch für identisch nimmt! — Der Ostgothen Herrschaft über das heutige Gebirg und Flachland und bis gegen die Donau, den alten limes imperii, ist in der obgedachten Rede über Luitpold gegen Mannerts hartnäckigen, obgleich nur auf Gemeinplätze gestützten Widerspruch erwiesen. — Aus den in verschiedenen Epochen ergänzten legibus Bajuariorum unbedingte Schlüsse zu ziehen, ist gefährlich, da die Verschiedenheit der Zeiten und das wechselnde Verhältniß der Macht, des Einflusses und der östlichen Richtung des großen Frankenreiches allein zur rechten Unterscheidung führt. — S. 9 heißt es, Herr von Lang

habe seiner Erzählung von dem Bulgarenmorde eine sehr menschenfreundliche Nulle angehängt? — Nicht Herr von Lang allein, auch Gemeiner und Andere haben so gezählt. Fredegar spricht von 9000 wehrhaften Männern, ohne die Greise, Weiber und Kinder. Das kömmt wohl ziemlich auf eines heraus. — Luden gefällt sich darin, die ganze Thatsache in Abrede zu stellen. Wie viel würde uns aus der merovingisch-agilolfingischen Epoche übrig bleiben, verwürfe man alles, »was bloß auf fränkischen Annalisten beruht?« — Die Genealogien jener Zeit durch Tauf- und Copulationsscheine zu belegen, gehört zu den Wunderdingen, welche dem Recensenten von Hormayrs sämmtlichen Werken in der oberdeutschen Literaturzeitung (Mannert) vorbehalten war, der sich, was in jenen dunkeln Tagen ein Leichtes ist, darin gefällt, alles anzustreiten oder zu verwerfen, der aber seinerseits eben so wenig etwas Bewiesenes oder auch nur Wahrscheinlicheres an die Stelle setzt! Für streng erwiesen verlangt die merovingische Abkunft der Agilolfinger Niemand auszugeben. Aber wenige Herleitungen regierender Häuser beruhen auf so vielen Wahrscheinlichkeitsgründen, wie sie zum Theil bey Mederer und Gemeiner (am vollständigsten in jener Rede über Luitpold) zusammengestellt sind. Das Gleiche gilt von der, durch Hormayr zuerst angeregten und theils auf die Identität des Besitzes, theils auf urkundliche Stellen gegründeten, welfischen Abstammung der Grafen von Eppan, S. 12, 13 und 108. — Ohne in die (manchmal vielleicht zu sehr verkleinernden) Urtheile des Ritters von Lang einzustimmen, ist gleichwohl jenes über den letzten Thassilo leider weit übereinstimmender mit der Wirklichkeit, als jenes wiederum Grandisonische Bild Ludens. — Was soll man davon denken, wenn Luden von diesem Thassilo, der die Avaren zweymal herbeygerufen, sagt: er habe ihren wilden Horden nachdrücklich widerstanden? er habe Deutschland vor ihrer räuberischen Wuth geschirmt? Wer möchte läugnen, daß der unglückliche Herzog weder verstand, den Krieg wider Karls Uebermacht zu führen, noch auch mit ihm Frieden zu halten, und die schwere Zeit hindurch zu laviren? — Daß seine Versuche, durch Bündnisse zu ersetzen, was der eigenen Kraft gebrach, immer zu früh oder zu spät gewesen? daß sie mehrmals nur dem überaus verzeihlichen, aber immer zu unglücklicher Stunde hervorbrechenden Rachedurst der schwer gekränkten Tochter und Schwester Luitbirg gedient? — Daß auch in Thassilo's letztem, jammervollen Schicksal und in dessen mehrfältigen, rührenden und liebenswürdigen Zügen gleichwohl keine Größe liegt, daß selbes nicht einmal von seinen Altbayern beklagt, ja vielmehr der unglückliche Fürst von ihnen auf Tod und Leben angeklagt

worden sey? — Auch der edelkühne, für seines Volkes, für seines Landes Ehre glühende Aventin mußte dieß bekräftigen. — Heinrich VI. bleibt doch ein shakespearisches Bild, — Ludens Bild von Thassilo aber eitel Hirngespinst. — Karls Vorgang wider Thassilo wurde schon oft mit Bonapartes Walten in Bayonne verglichen, obgleich auch da die Vergleichung der Zeiten, der Sitten und der vermeintlichen Rechtsverhältnisse, keineswegs zum Nachtheile Karls ausfällt. — Betrübend sind darüber die Stellen der Chroniken, z.B. der nazarianischen Annalen: »Post haec ergo transmisit jam praefatus Rex legatos suos in Baiwarium post uxorem ac liberos jam praefati Ducis; qui studiose atque efficaciter jussionem Regis implentes adduxerunt haec omnia, cum thesauris ac familia eorum copiosa.« — »Tunc Thassilo videns, quod *omnes* Bojoarii plus essent fideles Domno Regi Carolo, quam ei« etc. *Eginhard.* — »et coeperunt fideles Bojoarii dicere, quod Thassilo fidem suam salvam non haberet, quod et Thassilo denegare non potuit.« Annal. Lauresh. Pertz. 172. — »ceperunt autem eum Bojoarii accusare.« Regino apud Pertz. — Weiters: »Quem proprius Populus criminibus magnis accusans« — — »et haec comprobatum Franci et Bojoarii, Longobardi et Saxones, ex omnibus provinciis congregati, reminiscentes priorum malorum eius, visi sunt iudicare eundem ad Mortem. — Omnes una voce acclamabant, capitalem in eum ferire sententiam« *Eginhard.* ad an. 788. — »et *pauci* Bojoarii, qui in adversitate perdurare voluerunt, missi sunt in exilium.« — Aventin, der sich mehrmals auf die Nachrichten des herzoglichen Kanzlers Cranz beruft, sagt: — »Aber der meist Theil der Baierischen Herren, geistlich und welt»lich, hatten nit Lust zu schlagen, waren besser Fränkisch, denn »Bairisch.« — — »Der Hintersassen einige flohen zum K Karl, »die anderen schickten heimliche Bottschaft; sie haben sich heimlich »abrichten lassen.« — Daran können Luden und Spruner genug haben «

S. 19 — 20. Wie sehr Pallhausen, bey übrigens ausgebreiteten Kenntnissen, sich vom philisterhaften Patriotism verbienden ließ, und doch wieder einerseits in grellem Widerspruche mit demselben, gleich Westenrieder, den Eichstädter, Salzburger, Regensburger als Neubayern ansah, während er andererseits Altbayerns Gränzen nicht genug ausdehnen konnte, das empfand Spruner wohl selbst, wie er Pallhausens vermeintliches bayerisches Westreich jenseits des Lech, der besonnenen und gründlichen Auseinandersetzung des ehrwürdigen Akademikers Placidus Braun, ehehin Benediktiners von St. Ulrich und Afra in Augs-

burg entgegen stellte. Braun sucht unbefangen und ruhig die Wahrheit, und nichts als die Wahrheit. Pallhausen suchte sie nebenher wohl auch, verschloß ihr aber die Augen, wenn sie nicht im Einklange stand mit seinen Lieblingsträumen. Nur für diese kehrt er aus allen Winkeln wahre und Scheingründe zusammen. — Pallhausens, Steins und Winters agilolfingisches Bisthum Neuburg und die durchaus verdächtigen Quellen darüber, die Gränzen des Augsburger Sprengels in Alemannien und im ehemaligen Norikum, hat Braun eben so gründlich nachgewiesen, als daß Carl der Große weder das angebliche Neuburg mit Augsburg vereinigt, noch auch die letztere Diöcese über den Lech ausgedehnt habe.

S. 20 und 26. Churrhätien, Herzogthum und Grafschaft, und die südöstliche Spitze von Schwaben sind hier sehr oberflächlich und dürftig behandelt. — Hormayr, Salis und Müllinen haben diesen Gegenstand in geographisch-publizistischer Rücksicht sowohl, als in genealogischer, weit erschöpfender erörtert. Auch in der Hinsicht, wann Churrhätien dem alemannischen Herzogthum beygezählt? wann die geistliche Hoheit dort vorherrschend geworden? wohin sich in verschiedenen Rücksichten das Veltlin mit Chiavenna und den dortigen großen Communen gehalten? wann das Vintschgau zu Bayern, wann und wie weit es zu Churrhätien gezählt worden? hat Hormayr urkundlich entwickelt. — Das durch den Paßauer Bischof Ulrich und durch die Stauffen bekannt gewordene Merdingen erhielt durch den gründlichen Kenner und unermüdlichen Forscher, Director Raiser in Augsburg, in den Merkwürdigkeiten des Oberdonaukreises, seine feste Bestimmung. — S. 25 heißt es: »was hindert denn, Herrieden ins Sualafeld zu setzen? Nichts, gar nichts; es steht ja darin, S. 106, als notorischer Bestandtheil des Kapitels Eschenbach. — Die Rede war nur davon, daß ein anderes Hasarica, welches Bessel auf die Autorität Schannat's ins Ries versetzt, auf keinen Fall das Hasarica oder Herrieden an der Altmühl, sondern (wie auch schon Zinkernagel vermuthet) Hefenried bey Kaisersheim seyn möchte.

In den fränkischen Gauen, besonders in den ostfränkischen, ist Spruner im Ganzen trefflich orientirt, und liefert viele dankenswerthe Bemerkungen und Berichtigungen, insonderheit über Sualafeld, über muthmaßliche Entstehung des für die so hart angefochtene nördliche Begränzung Bayerns überaus wichtigen Bisthums Eichstädt aus regensburgischen und augsburgischen Bestandtheilen. Doch ist das Meiste aus Pallhausen, und dieser gab hier wieder ein neues, merkwürdiges Beyspiel der Vermengung alter und neuer, ebenbürtiger und unebenbürtiger Quel-

len, je nachdem die einen oder die andern besser in seinen Kram taugen. — Denkwürdige Verbindung zwischen Pappenheim und St. Gallen, — Weissenburg noch im Nordgau.

In dem alten und heftigen Streit über den Nordgau, dessen Angehörung und dessen Gränzen dürfte wohl dadurch die größte Verwirrung entstanden seyn, daß die Verschiedenheit der Zeiten, der agilolfingischen, der karolingischen, der Sachsenkaiser und der Salier, dann auch die bloß geographische Bedeutung des Nordgaues von der politisch-publicistischen nicht genugsam ausgeschieden wurde? Der Agilolfinger ansehnlicher Besitz im Nordgau, namentlich auch ihnen gehörige Slaven-Colonien auf demselben, sind nicht zu bestreiten. In der Folge hatte eben bald das fränkische, bald das bayerische Prinzip nach den Machtverhältnissen des Augenblickes die Oberhand. — In der Karolingenzeit, wo Alles auf Schwächung der Nationalität hinausging, wo Bayern die Hauptprovinz war, und selbst Mainz »eine bayerische Stadt« heißt, unter den Sachsen und Saliern, wo es recht planvoll auf die alten, großen Nationalherzogthümer angelegt war, mag man es mit den Gränzen beyder Länder, die ohnehin durch wechselseitige Colonisation manche Vermischung erfahren hatten, und deren große Besitzer (um dieser und jener Comitie, Lehenherrschaft oder Burg willen) zu Bayern, zu Franken und zu Schwaben sich zählten, eben so wenig nach der allerdoktrinärsten Strenge genommen haben, als doch ein Reich und ein oberster Herr und Kaiser über Allen war, dem die Frage fast eben so gleichgültig schien, als z. B. heute dem Kaiser von Oesterreich, ob die Gegend am Sömmering, ob Stadt Steyer zu Oesterreich oder zu Steyermark gehöre?? Rebdorf in pago Bavariae (wobey offenbar eine Auslassung unterlief) verdient strengere Untersuchung, da die Urkunden-Abdrücke Falkensteins häufig noch entsetzlicher sind, als die bey Oefele, Frölich und Petz. — Der Brief Friedrichs I. von 1163 mit der Stelle: »in pago Bavariae, quod Suntergau dicitur,« konnten wir weder in Hund's Metropolis III. 281, noch anderwärts finden. — Des Ptolemäus bekannte Stelle von der Begränzung des Norikums kann allerdings nicht wohl als Demarkation für die merowingisch-agilolfingische Periode gelten. — Eben so scheinen auch die beym Fredegar und in andern fränkischen Jahrbüchern erwähnten Kämpfe der Franken und Thüringer nicht auf den Nordgau, sondern nördlich an der Unstrut, Saale und am Main vorgefallen zu seyn. — Eine revidirte Ausgabe des Jornandes nach Vergleichung aller Codices und besonders der Personen-, Orts- und Flußnamen, wie der unvergleichliche Dobrowsky sie vor hatte,

zeigt sich immer mehr als Bedürfniß.— Daß Jornandes Zeugniß, westlich dem Suevenlande seyen die Franken, südlich die Burgunder, ostwärts die Bayern, nördlich die Thüringer, — nicht des Ritters von Lang Meinung begünstige, daß die Thüringer damals noch sich sehr südlich bis gegen die Donau hin ausgebreitet haben, vermögen wir nicht einzusehen.— Wären die meisten dieser Angaben nicht vielmehr in Massen, als im Detail, wären sie dazu gemacht, unsere nach so vielen Jahrhunderten entstandenen Zweifel zu belehren und aufzulösen, so würde freylich von Nordost, nicht von Norden die Rede gewesen seyn. — Auch lagen ja damals große Strecken wüste, und wurden daher, wie noch heute viele Steppen nur sehr oberflächlich bezeichnet, nicht mit jener individuellen Genauigkeit, die ein cultivirter und bewohnter Landstrich von selbst erhält. Super Thuringos Suevi et Alemanni kann allerdings eben sowohl über den Sueven und Alemannen heißen, wie Herr von Lang übersetzt, als südlich, als unter denselben. Es kömmt eben auf die Stellung an, oder darauf, welcher Nation der Schreibende angehörte?

Gegen die ernste Würde wissenschaftlicher Erörterung laufen unstreitig rechthaberische Ausflüchte solcher Art, wie: Theres, jetzt am rechten Mainufer, könne ja doch früher auf dem linken gelegen haben!! oder die Frage: »Liegt denn der Nordgau nördlich von Eichstädt?« (allerdings, man ziehe doch eine Linie von Eichstädt nach Nürnberg). Eben so widrig die Ausdrücke: »verdrehen, interpoliren,« wo es sich doch nur von verschiedener, beyderseits gar wohl zu vertheidigender Auslegung handelt. — »Wer in aller Welt behauptet denn, daß die Völkerstämme am Main und jenseits des Lechs zum Nordgau, daß sie zu Bayern gehörten?« Wer? Pfeffel, Pallhausen, Westenrieder und mitunter Bayerns neueste, lederne Geschichte von Buchner, kurz Alle, welche Bayerns Gränzmarken im Spessart und weit über dem Lech gesucht haben. — »Wo in aller Welt steht, daß die Slaven frey waren, zehentfrey, sie, die man den Hunden gleich hielt, deren bloßer Name hinreichte, die tiefste Unterwürfigkeit auszudrücken?« — »Durch welche urkundliche, quellengemäße Stelle läßt sich die Erklärung rechtfertigen: Bavaricis legibus subditi: »nach bayerischem Oekonomiesystem angesiedelt, hörig und zehentpflichtig?« — Hormayr hat in diesen Jahrbüchern, er hat in seinen akademischen Gedächtnißreden den Rechtszustand der Slaven aus zahlreichen Urkunden erläutert. Er hat hiebey die ungemein große Verschiedenheit gezeigt, wie die deportirten, die colonisirten, die freywillig angesiedelten und die durch Kriegsgefangenschaft oder Vertrag um ihre Frey-

heit gekommenen Slaven in Altbayern, in der Ostmark, in den carentanischen Marken und in Ostfranken behandelt wurden. — Da fehlt keine Schattirung von servis sive Slavis, mancipiis sive Slavis, qui eiusdem districtus jurisdictione subjaceant — aut exterminentur — bis zu den proprietates liberorum Slavorum, zu geschlossenen, freyen Niederlassungen unter selbst gewählten Obrigkeiten. — Die bekannte Stelle Helmolds aus dem Norden findet eben so wenig unbedingte Anwendung auf den Süden, als Heinrich des Löwen Verfahren in seinem mit kaiserlicher Machtvollkommenheit beherrschten Slavenreiche an der Nordküste, auf Ostfranken und Altbayern. Gotelindis *libera*, sicut Slavi solent esse (Regesta I. 145). Slavi sunt, *nullum beneficium est* — d. h. er ist ein Slave, also ist sein Gut freyeigen. — *Slavico jure gaudent.* S. Wersebe über die niederländischen Colonien, 723 — 780 ff. — Mußte ein Acker Zehent geben, so hieß das: »*Theutonicus mos,*« — decima quae *Theutonico more* solvenda erat. So wie aber ein Gut aus den Händen der freyen Slaven (es gab allerdings auch viele unfreye) ging, wurde es knechtisch und zehentbar. — »postquam autem *Slavici juris* terra decimalis facta est.« ibid. — »ut *Slavi* in dominio nostro *liberi* sint et *exemti*« (Dreyer Cod Pom. II. 476). — »de hominibus nostris liberis« I 6. — Erst später führten die Bischöfe auch in Pommern den Zehenten bey den Slaven ein. — Die *Theutonici incolae* gaben ihn aber per se. Bey den Slaven war an sehr vielen Orten überhaupt nichts dergleichen, wie die deutsche Hörigkeit und Leibeigenschaft, bekannt (Homayr mysteria juris Pomeranici, Berolini 1821) — und umgekehrt, wenn das Eigenthum wieder an Slaven kam, hatte es alsbald wieder mit der Zehentbarkeit ein Ende. Wersebe 791. — Die ostfränkischen Slaven gaben nichts, als eine Art Herzogszins, ein freywilliges Geschenk an hohen Festen oder bey besonderen Ereignissen, z. B. Osterstuoffa von Stouffa, Becher, in einem goldenen Becher, nicht dem Zwing- und Grundherrn, sondern dem Kaiser unmittelbar, der davon aus Andacht und aus politischer Ansicht der Geistlichkeit den Zehent reichte. Das war denn aber auch der Grund, daß die zehentbegierige Geistlichkeit überall die Slaven von den Gütern abzutreiben, und sie mit eigenen deutschen Knechten zu besetzen eilte, zum Theil mit Leuten Bavaricis legibus subditis. — Die Bayern erscheinen häufig als Colonisten bis tief in Ungern. — Oesterreich und Steyer oder die obere carentanische Mark wurden nach der hunnivarischen und nach der magyarischen Verwüstung, missis de Bavaria incolis wieder bevölkert, daher deserta Bojorum, desertus campus,

campi patentes Leerfeld, Feyerfeld (nicht die Wüste der Bojen, sondern die bayerischen Einöden, Einzelnhöfe, der eigenthümliche Charakter der bayerischen Landwirthschaft). Solche Grund- und Zehentholden, nachdem man die Slaven, die als nicht zehentgebend, am Ende sogar Heiden hießen, abgetrieben, waren unstreitig Bavaricis legibus subditi. S. 171. In der ganzen griechischen Kirche, wozu sich auch ursprünglich ein guter Theil der Slaven hielt, wurde kein Zehent gefordert.

Gegenüber diesem drückenden Verhältniß deutscher Landbauern stehen aber auch wieder die freyen oder halbfreyen Barschalken und Bargilden. — In seiner akademischen Rede über den Antheil der Bayern an den Kreuzzügen und an allen großen, kriegerischen Unternehmungen des Abendlandes wider den Islam entwickelte Hormayr aus Urkunden den Einfluß jener großen Begebenheit auf die Vertheilung des Eigenthums und auf die theilweise Vermehrung der Volksfreyheit.

Demnach dürfte es Herrn von Spruner mit den Hundert und Hundert von Diplomen etwas sauer werden, mit denen er den oben geschilderten Zustand der Slaven beweisen will. Ueberhaupt ist er zu freygebig mit den Urkunden, und hat wohl noch wenige Archive gesehen; so spricht er z. B. auch von Hunderten von Urkunden der alten (nicht Wittelsbacher) Bayerherzoge, während das ganze große und reiche Reichsarchiv kaum zwanzig solcher Originalurkunden aufweisen kann. — Noch viel gewagter ist die Behauptung S. 62, daß wer in jenen Zeiten Bavaricis oder Alemannicis legibus subditus war, nothwendig auch in Bayern oder Schwaben gelebt haben müsse!? Was die alte Rechts- und Reichsverfassung betrifft, könnte Herr von Spruner allerdings noch eine Reihe von Jahren zum Ritter von Lang in die Schule gehen. — An Ungerns Gränzen, am flanatischen Meerbusen, tief im tyrolischen Hochgebirge leben einzelne Einwanderer, und unter ihnen hohe Geschlechter lege Salica, professione legis Ripuariorum, dazwischen wieder Andere lege Longobardorum, lege Slavica, institutione Slavanisca. — Der Mann trug eben sein Gesetz überall mit sich hin. — Der Kläger mußte nachweisen, wessen Ursprungs er sey, wo es dann nicht nach dem Recht des Landes, noch nach dem Recht in foro rei, sondern nach dem persönlichen, vaterländischen Rechte des Klägers ging, er mochte übrigens hausen, wo er wollte (Savigny, Geschichte des deutschen Rechts im Mittelalter; Eichhorn, Staats- und Rechtsgeschichte). Dieß war die professio legis, qua vivere statuit. — War es also bey den Pächtern zu Herzogenaurach nöthig, die professionem legis Bavaricae zu thun, so würde dieses nur um so mehr andeuten, daß außerdem in der

Gegend keine bayerische Oberherrlichkeit galt. — S. 64. In welchen Urkunden des Mittelalters heißt denn der Böhmerwald oder Nordwald sylva Hercynia oder Hyrcanus saltus? Der mag wohl eine größere Strecke umschlossen haben, als bis gegen Grafenau herab? Der Nordwald greift tief in Oesterreich unter der Enns. Die Cistercienser-Abtey Zwettel wurde von den Kuenringern im Nordwald gestiftet. — Daß die österreichischen Babenberger, und zwar nicht bloß Leopold der Heilige und sein Sohn Heinrich Jasomirgott, sondern noch Leopold der Glorreiche alte Erb- und Stammgüter in Ostfranken und um Waldsassen inne hatten, erwies Hormayr in diesen Jahrbüchern aus Casteler, Windberger, Ennsdorfer und Regensburger Urkunden. — Sehr gründlich ist die genealogische Tabelle über die Vorsteher der Sorabischen Mark und der böhmischen oder Nordmark, mit wenigen Ausnahmen. — Luitpold war kein Sohn des Engildeo und der Karolingerin Hildegard. — S. 80 gar zwey Rüdiger von Pechlarn als unbezweifelte geschichtliche Personen. — S. 81 des Archivars Roschmann »Prüfung der Westenrieder'schen Geschichte Bayerns für die Jugend und das Volk« ist mitunter ein höchst leidenschaftliches, stöckisch-eigensinniges und philisterhaft patriotisches Machwerk in Pallhausischem Styl. — Aus solchen Gründen, wie er die Freysingischen Urkunden bey Meichelbeck I. 163 ansicht, könnte man alle Angaben der Saalbücher und Formularien verwerfen. — Nicht 985, sondern schon mehr als ein Jahrzehend vorher, erscheint Leopold der Erlauchte in Kaiserbriefen für Paßau als Markgraf in der Ostmark und Gaugraf an der Traun. — Wo um alles in der Welt (fragen jetzt wir) heißt denn Leopolds Sohn, Heinrich, der 1018 starb, der Starke genannt, beym sächsischen Annalisten oder wo immer *dux* Austriae?? Dazu wars noch anderthalb Jahrhunderte Zeit. — S. 96, 97, daß der ungemein große, nur in der karolingischen Epoche vorkommende Grunzwitin-Gau sich bis in die Gegend von Krems erstreckte, hat Hormayr in diesen Jahrbüchern neuerdings dargethan. — Daß das Viertel unter dem Mannhartsberge bis ins eilfte Jahrhundert hinein zum großen mährischen Reich gehört habe, ist grundfalsch. — Dieses große Reich ward schon am Ende des eilften Jahrhunderts nach Swatopluks Tod unter dessen uneinigen Söhnen Moimir, Zwetboch und Zobor für immer zerstört. — Salzburg, Paßau und viele bayerische Klöster und Große besaßen ansehnliche Strecken unter dem Mannhartsberge, bis an die March, Zaya und Taya. — Dietmars von Merseburg »in confinio Marahensium« (gegen die mährische Gränze) ist hier durch Spruner sehr übel ausgelegt. — Ganz irrig anticipirt Spruner wieder

ein paar Jahrhunderte, und fährt (Gebhardi mißverstehend) mit einer Menge Comitate, von zum Theil sogar ministerialen Geschlechtern, wie Schaumburg, Clam, Berneck, Hardeck 2c., in die älteste Gauenzeit herauf. — Unter den Babenbergern, die doch erst lange nach dem Falle der Gauenverfassung erloschen, weiß Niemand etwas von ihnen als nobilibus oder viris egregiae, summae libertatis, noch weniger von ihren Grafschaften.

Die Verhältnisse der Ostmark, so wie der beyden carentanischen Marken, der obern (an der Muhr und Raab, Hauptsitz Pütten, dann Steyer) und der unteren an der Sau und Drau (Hauptsitz Cilly, Pettau), sind am vollständigsten, durchgehends aus Urkunden aus einander gesetzt in Hormayrs Herzog Luitpold. — Ueber diese Marken empfiehlt Spruner vorzüglich die Arbeiten für die Preisfrage des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann von Oesterreich, von Hormayr, Blumberger und Richter. — Spruner muß selbe nie gesehen haben, und (wie ihm manchmal wiederfuhr) nur aus Recensionen oder von Citaten citiren, denn der gelehrte Capitular und Stiftskämmerer von Göttweih, Friedrich Blumberger, hat über diese Marken gar nichts, sondern nur über die Anzahl und Reihenfolge der steyerischen Ottokare, Professor Richter aber über Istrien und Krain geschrieben. — Ueber die tyrolischen Gauen ist seit Hormayr gar nichts Neues gesagt worden, weder von Lang, noch von Pallhausen und von Spruner eben so wenig. — Sehr irrig ist, daß die Eppaner ihren Hauptsitz im Oberinnthal hatten. Er war an der Etsch — Pontalt bezeichnen die Churer Urkunden ausdrücklich als den Anfang des obern Innthales und des Grafen-Ambachts von Tyrol. — Der obere Inn strömt ja durch Engadein nach dem heutigen Tyrol herüber. — Seit Konrad dem Salier und der Schenkung Botzens an Trient schwankt selbes beständig zwischen Italien und Deutschland. — Daß 1101 im Saalbuch von Ranshofen Graf Konrad von Mareith unter den principibus Welfi Ducis Bajoariorum erscheint, ist sehr natürlich; auch noch sein Schwiegersohn, der Eppaner Arnold Graf von Mareith und Greifenstein, Schirmvogt von Brixen, Innichen und Neustift, hielt sich zu Bayern, und verkehrte insonderheit viel mit Andechsern und Schyren, nämlich mit Heinrich von Wolfertshausen, mit Arnolden von Dachau und Konrad und Otto von Valley, seinen Schwägern und dem Wittelsbacher Ulrich, erster Propst der in Chorherrn umgewandelten Mönche zu Innichen, dem alten Agunt.

Der Gebrauch des Wortes pagus für Gemeinde (so wie manchmal auch civitas) und keineswegs für Gau ist in den Brixner

Urkunden auffallend häufig. Da lesen wir einen pagus Varna, pagus Tufres, pagus Ufhovun, pagus Phallenze etc. Das Dorf Varn bey Brixen, Taufers im Pusterthale, die Wiege eines unter Rudolph von Habsburg und Albrecht I. berühmten Geschlechtes, Aufhofen bey Bruneck und zwischen den zwey gar agilolfingisch klingenden Dietenheim und Utenheim (villa Theodonis, villa Uttonis, Uttilonis), Pfalzen ob Brunecken. — Die besagten brixnerischen Diplome bieten noch mehrere bemerkenswerthe Anomalien. So z. B. scheint es, nachdem die Stadt Botzen und der südliche Theil der Grafschaft längst in der Macht des tridentinischen Hochstiftes war, blieb der nördliche Theil in den Händen der Eppaner und in den, wiewohl losen und schwankenden Verhältnissen zu Bayern, und zwar unter dem durch die Mareither Heirat verstärkten Eppaner Zweig: Brixinensis familiae Minister quidam Heribrant nominatus cum manu conjugis suae Ava dictae tale praedium, quale tunc temporis habuit in *Tridentino episcopatu, Comitatu autem Domini Arnoldi Brixiensis advocato in pago Barbian situm.* — Im Oberpusterthale ist alles **bayerisch**, in Comitatu Bustrissae vallis nämlich in Allang, in Pfalzen etc. testes per aures tracti, in **Lurn** hingegen Institutio Slavica, — in Aßling, in Lienz, Salzburger Sprengels, auch hobae italicae. — Das nachmals in Görz, auf Tyrol und durch das meranisch-andechsische Erbe mächtige Haus der Gaugrafen von Lurn und Pusterthal war, und zwar ursprünglich, auch in Bayern reich begütert, im Isengau und Donaugau. — Der Bischof Hartwig von Brixen (Sohn Otwins) schenkte seinem eigenen Stift durch die Hand seines Bruders Engelbert, Grafen in den beyden gedachten Comitaten und Schirmvogts von Brixen: in *comitatu Isenehkeuvensi* in loco Totinberg tres mansos et tres vineas, et in loco *Askauoa* dicto mansum unum cum mancipiis, und sein mächtiger Vasall Vogo *in comitatu Tuonichkeuoense* in loco Chuffilinberg dicto, visus est possidere cum XII mancipiis.

Häufig erscheint auch ein Huosischer Nebenzweig, die **Udalschalke**, von ihrem Besitzthum ohnfern der Traun, auch vom Still und Hefft, und von jenem an der Url von St. Veit in der Au genannt. Dieses Schloß wurde späterhin in das Kloster Seitenstetten verwandelt. — Audalschalch, Comes ist Zeuge der Schenkung des Brixner Bischofs Hugo mit Huben im Wippthale zu Mals und Valgenein (1100 — 1110). In andern Traditionen heißt Audalschalch Brixinensis ecclesiae minister, der Name ist wie erblich im Stamme, und dieser dem uralten, von dem Valley oder Grub ausgegangenen, oder mit ihnen verschwägerten Dynasten von **Weilheim** anverwandt. — Daß

Brixen früher schon aus nachbarlichen Interessen Güter in dem so nahen Naz gegen andere bey Fügen im Zillerthale vertauschte, zeigt, wie dieses Hochstift seine Augen früh auf das untere Innthal geworfen. — Ein Edler Gundacher schenkte dem Bischof Altwin durch die Hand seines Vogtes ein Gut in *Intal Comitatu* in his duobus locis, scilicet Quolesatz et Watenes, — aliud etiam praediolum in loco Zirla dicto situm. — Die aus Anlaß der Ermordung König Philipps durch Otto von Wittelsbach über den Markgrafen Heinrich von Istrien und seinen Bruder, den Bamberger Bischof Eckbert, ergangene Acht that den Brixnerischen Planen auf das Innthal und auf Innsbruck ungemeinen Vorschub. — Dem Bayerherzog Ludwig, der sogar die Stammburgen Andechs und Wittelsbach selber zerstört, wand der Kaiser gar bald den kurzen Besitz aus den Händen. — Brixen verwaltete in diesen Bergen den Herzogs-Ambacht (instar Ducis), sagt der seltsame Brief Friedrichs II., im August 1236 auf dem Zuge von Augsburg nach Italien im Heerlager bey Brixen gegeben, worin er, um dieses Schlüssels der Alpen desto gewisser zu seyn, wegen unvermögenden Alters des Bischofs Berthold, einen eigenen königlichen Hofrichter nach Art eines Pfalzgrafen dahin setzte — Habard von Wiesland, judex imperatoris. — Die Valley waren Vögte zu Innichen, durch kurze Zeit auch der edlen Frauen zu Sonnenburg, ansehnlich begütert im Oberpusterthal und im Innthale bey Innsbruck. In der obgedachten Gegend standen dem Valleyer Konrad die Edlen von Rodeneck entgegen. Im April 1179 überfiel der Valleyer inmitten des Friedens bey der Veste Ehrenburg die arglos heimreisenden Brüder Heinrich, Gottfried und Konrad von Rodeneck (oder Rodank), und erschlug zwey derselben; der dritte wählte den geistlichen Stand. — Als seine erste Gemahlin, die Erbtochter von Mareith, gestorben, vermählte sich Graf Arnold, der Eppaner auf Greifenstein, Stifter der Canonie in der Au (Grieß bey Botzen, und so thätig bey der Stiftung von Wiltau und Neustift durch die Brixner Bischöfe Reginbert und Paßau), mit Mathilden, der Tochter jenes gewaltthätigen Valleyers: eine den beyderseitigen Besitz mächtig befestigende Heirat.

Viele schätzbare Notizen zur Ortskenntniß des mittleren Tyrols geben des Pfarrers Sinnachers Beyträge zur Geschichte Säbens oder Brixens. — Mit gleicher Zuversicht, wie Sprunner, schulmeistert auch Sinnacher seine Vorgänger, entbehrt aber zugleich selbst aller höhern Ansichten, wie der höheren, auf die Kenntnisse der Rechts- und Reichsverfassung und des ganzen gesellschaftlichen Zustandes gegründeten Kritik. — So erscheinen bey ihm ganz getrost in einem Briefe Heinrichs des Heiligen von

1018 für die Sonnenburger Nonnen als Zeugen der Bayerherzog Welf und Markgraf Dietpold von Vohburg! — In der Geschichte der Prämonstratenser Abtey Wilten setzt er einen Sachsenherzog Heinrich und seinen Oheim Welf in das Jahr 1334, da doch offenbar von Heinrich dem Löwen die Rede ist! — Der Brief erschien schon vor einem Vierteljahrhundert in Hormayrs Beyträgen. — Sinnacher kennt ferner (was außer ihm Niemand kennt) einen großen Sieg des Herzogs von Oesterreich über die Mongolen bey Preßburg 1242. — Nach IV. 1 nennen sich die Herrn von Neuffen später hinauf von Marstetten, Graisbach (Lechsgemünde), und gar noch von Truhendingen!! Und solche grobe Verwechslungen sind zahlreich. Derley überscharfe, mückenstecherische Domitiane müssen zuerst gegen sich selbst reife und redliche Strenge üben. — Inventis facile est, addere. — Sehr erfreulich bleibt inzwischen der Rückblick auf das schöne Fortschreiten des Quellenstudiums, auf die Menge und auf die Gediegenheit der Monographien, Biographien, überhaupt der Spezialgeschichte Deutschlands.

Art. IV. Reginald Heber's, Lordbischofs von Calcutta, Leben und Nachrichten über Indien. Herausgegeben von Friedrich Krohn. Zwey Bände. Berlin 1831, Dümmler.

Aus einem langen, schönen Traume, dessen Mährchenwelt Leben eingesogen aus allen Blüthenfasern und Wurzeln der Phantasie, der uns wohlbehaglich geschaukelt in einem duftigen Blumenmeere, immer Lockenderes zeigend in geheimnißvoller Ferne, da plötzlich aufgeweckt werden, wenn alle Fibern durchdrungen sind von der Wahrheit oder dem Rausche, gehört zu den herben Täuschungen, aufgespart der kurzen Spanne Zeit, welche der Dichter auch nur einen Traum nennt. Das treffliche Buch, von dem wir hier reden wollen, thut gewissermaßen einen solchen unwillkommenen Dienst. Aus dem Traume von dem heiligen Indien, dem Wider- und Abklange paradiesischer Wonne, wer noch diesen Traum geträumt, können Heber's Nachrichten daher jäh aufwecken, und doch gehört der Bischof keineswegs zu jener Schaar materieller Reisenden, die in keinem Lande etwas finden, wenn sie nicht das entdecken, was sie zu Hause zurückließen.

Wen weht nicht — wer nämlich überhaupt dergleichen indische Lüfte fühlt, es sey denn, daß er etwa dahin speculirt — beym Namen Indien der geheimnißvoll süße Schauer an, der alle Ahnungen in sich begreift, die der Abendländer vom Orient hegt. Alexander, als Herr der Welt, zog nach Indien.

Der reiche Wunderklang des Namens war ihm mehr, als alle Schätze, die sein Schwert erobert. Des Mittelalters heiße Sehnsucht, nicht befriedigt durch das heilige Grab, drängt den Europäer durch furchtbare, unbekannte Meere, längs noch furchtbareren Küsten nach Indien, und er entdeckte eine neue Welt auf dem Wege nach der untergegangenen alten. Und noch jüngst, lange nachdem der brittische Kaufmann Brama's Kuh gemolken, führte eine neue wissenschaftlich poetische Sehnsucht den Deutschen nach dem goldenen Indien, dort Schätze des Glaubens, der Poesie zu entdecken, gerade in einer Epoche, wo neue Ideen das, was das Abendland an aufgespeicherten alten besaß, in einem großen Feuerbrande zu verzehren drohten.

In den Felsenhallen von Elephantis und Ellora denken wir uns den Geist wohnend, der seit der Sündfluth zusah dem sich bildenden Geschlechte der Menschen; wir denken uns diese gigantischen Tempel mit ihren Bildern, einem Gottesdienst angehörig, der schon untergegangen, so alt als die schneebedeckten Gipfel des Himalaya. Aus den tiefgrünen, unergründeten Schluchten dieses Urgebirgs weht uns die Luft an, welche die ersten Sterblichen athmeten, und Kunde von diesen und dem nähern Umgange der Gottgeweihten, Reinen mit den schaffenden und erhaltenden Geistern hoffen wir zu lesen in den Schriften einer Sprache, die auch schon unterging, und doch die Keime aller Sprachen, auch unserer, umfassen soll. Wir denken uns den heiligen, reinen Braminen, aus unbefleckten Geschlechtern durch Jahrtausende seinen Ursprung herleitend, eingeweiht in Mysterien, aus denen vielleicht das, was uns das Heiligste wurde, Nahrung geschöpft. Aegypten mit seinen Felsengräbern, seinen wolkenumwobenen Pyramiden und seinen Hieroglyphen wurde uns ein jüngeres, geheimnißvolles Kind des uralten Indiens; hier hoffte man zu lesen, was dort unentziffert blieb, und man glaubte, der Fund müsse alles aufwiegen, was abendländische Weisheit bis da zu Tage förderte. Die noch unentrollten Manuscripte der Vedas, die ungeheuren Gedichte Mahabharatta und Ramayana, in die das Auge des Europäers erst einige wenige Blicke geworfen, enthielten Schätze von Weisheit und Poesie, daß die Solon's und Lykurg's, die Barden aller Völker, Homer an der Spitze der antiken, Shakspeare an der romantischen, schüchtern verstummen sollten! Welche Götterlehren lagen nicht in Bramas und Wischnus Incarnationen, so reiche, geistvolle Religionssysteme, daß wir Armen, wenigstens so meinte Mancher, über eigene Dürftigkeit erröthen müßten!

Und das ungeweihte Auge selbst wurde trunken von den

Schätzen, die sich ihm aufthaten. Diese in Fels gehauenen Tempel, an denen die Arme von Jahrtausenden gearbeitet, diese Heere von Götterbildern längs dem heiligen Ganges, auf den sturmumfegten Höhen des mittlern Hochlandes. Städte von Millionen Einwohnern, Thürme, die an die Wolken ragten, Palläste, in deren Höfe sich unsere Hofburgen verkriechen sollten. Der Alexander des Curtius stieß auf Heere, die ganz in Gold gekleidet waren, auf Mittelstädte, die massiv goldene Thöre, wo nicht gar goldene Mauern hatten; ein König rückte ihm entgegen — er hat ihn aber nie zu Gesicht bekommen — der zwanzigtausend Elephanten in seinem Streitgefolge hatte. Und das Mittelalter hatte diese Vorstellung nicht herabgestimmt. Der Großmogul mit seinem Hofe zu Delhi war im Sprüchwort der Repräsentant alles orientalischen Glanzes. Hatten nicht zwey große Völkerstämme, Saracenen und Hindus, sich theilen müssen in die Schätze, und jeder war reich, unendlich reich geblieben! Es konnte Jahrhunderte lang der Muselmann den Bramadiener drücken, plündern, und es blieben doch noch Millionäre unter den Braminen. Ihre Tempel waren verbrannt, zerstört, eingerissen worden, ihre Pagoden herabgestürzt, in den Staub geschleift, doch wuchsen, blühten sie auf in unendlicher Menge, und zwischen ihren Säulen wogte ein Volk von dienenden Braminen, alle unbefleckt, heilig, nicht ein Pünktchen fahren lassend von dem tausendjährigen Aberglauben, dessen Beobachtung schon im Frieden so schwierig durchzuführen dünkt. Auch die herüberkommenden Schätze des Handels umwob ein Schleyer des Wunderbaren, Perlen und Demanten, in reiche Farbenstoffe getränkte Shawls, deren Werkstätten in den grünenden Thälern des Himalaya selten der Fuß eines Europäers betrat.

Und ist das Bild von Heute, was in unserer Vorstellung schwebt, nicht auch ein Zauberbild? Ein glühender, tropischer Himmel, ein Kupferfirmament ruht über einem angeschwemmten Fruchtboden, gedüngt durch die Menschengeschlechter seit der Schöpfung. Das Saatkorn, hingehaucht vom Winde, braucht nur die fette Scholle zu berühren, um zur Stunde zum Baum aufzuschießen. Der Ueppigkeit der Vegetation hält an Reichthum und Kraft nur das Thierreich die Wage. Hier ist des Elephanten Vaterland und Wiege, er ward den Menschen dienstbarer als sonst ein Thier; der Tieger rauscht aus dem feuchten, heißen Moorgebüsch auf seine Beute los, und das Krokodill gähnt an dem Strande des heiligen Flusses, der von Schlangenbildungen wimmelt. Die Lotosblume schwimmt und nickt mit ihren Blüthen den Menschen an, der Sinn für ihre Sprache hat, und Sinn dafür, für die stumme Sprache der Natur, müs-

sen doch die stillen Menschen haben, die frommen Hindus, das weichste Geschlecht unter den Staubgebornen!

Mancher Reisende hat schon über Indien für uns geschrieben, Holländer, Engländer, Franzosen; auch Deutsche. Wie wir längst wissen, daß es mit dem Reiche des Großmoguls aus ist, wissen wir auch, daß das Wunderland seine irdischen Gebrechen hat, Gebrechen, wie kaum irgend ein minder beglücktes Land. Das Reich des stillen Hindu unterlag der Faust des blutigen Moslim; tausend große und kleine Tyrannen hatten es zerstückelt, erdrückt. Der Portugiese kam, der Britte; ihr Schwert, ihre List, ihr Gold drang allgemach bis in das Herz. Ein Verein von Kaufleuten regiert es jetzt, eine Krämerkompagnie das Land der Wunder, das Reich des Brama! Es ist die größte Ironie der Weltgeschichte. Aber diese Kaufleute regieren gerecht, sogar weise, mild; gerechter, weiser, milder als die Moguls, als ihr größter Fürst, der weise Akbar; ja besser, schonender, aufmunternder als ihre eigenen Hindufürsten aus der goldenen Zeit, von der ihre Mythe spricht. Das ist wo möglich noch eine stärkere Ironie! Die Weisheit hat sich verkrochen, wenige wissen von der Ueberkommenen; die Gerechtigkeit wird erlernt — die unparteyische — von den Fremden! Die Heiligenfeige über ihren Pagoden wird vom Indigo verdrängt. Das Land der Mysterien ist überschwemmt von Abenteurern, die, wie es geschehe, reich werden wollen; die stillen Hindus stehen im Rufe der ärgsten Gaunerey, und das Klima des gesegneten Landes, erhitzte Giftdünste, ist mörderisch!

Alles dieß, und tausend Dinge mehr, wußten wir auch vor Heber; aber der Zauber war doch zu mächtig. Es wurde nicht mehr jeder, der hinging, ein Nabob, aber er kam doch mit einer kupfergebräunten Haut zurück, die Gewürze des aromatischen Landes hatten das schwellende Fleisch des Europäers zusammengezogen, der Wundermann erzählte von Wundern, und er log nicht. Was ihm mißfallen hatte, schrieb die Phantasie gern auf Rechnung der üblen Laune. Hunderte hatten ihren Endzweck verfehlt; das hinderte aber nicht, daß Tausende wieder kamen. Wer, erfüllt von der Sehnsucht nach dem Lande, wo die Citronen blühn, läßt sich abhalten von der Reise nach Italien durch ein Bild, das ihm die gedörrten Fluren der Campagna von Rom naturgetreu vormalt! Heber's Schriften thun einen andern Dienst. Indem sie uns fast Alles in Indien naturgetreu hinmalen, das Poetische nicht vergessend, ziehen sie von allem den duftigen Schleyer des Geheimnisses fort; wir sehen wie es ist, Ungeheures, noch Lebendiges und Rudera, was Menschengeist, Kunst und Natur hervorgebracht; aber es ist kein Fern-

bild mehr, wo die Pyramiden im Nebelduft neben einander ständen, es ist alles aus einander gerissen, vereinzelt. In dem Bilde des dichterisch fühlenden Mannes gewahren wir vorerst die ungeheure Zerstörung, das Abgelebtseyn, um nicht Tod zu sagen, eine Welt von Ruinen, ein Reich falscher Vorstellungen; aber so üppig ist der alte Boden, daß immer neues Leben darüber aufkeimt, und während wir uns mit dem natürlichen Widerwillen über die Enttäuschung abgewandt haben, doch unwillkürlich wieder Bewunderung über den ewigen Reichthum der Natur in uns wächst.

Heber in seinen Nachrichten, so weit er sie hinterlassen und die Herausgeber sie zusammengetragen haben, geht nicht tief forschend ein in einzelne Branchen (und darin möchte er manchem fleißigen deutschen Forscher nachstehen), aber seine Schriften liefern uns die vollkommenste Totalanschauung von dem heutigen Indien. Er notirte nur tagebuchweise, er schrieb gelegentliche Berichte an Freunde und Obere; allein darin bewährt sich unbewußt die dichterische Gabe des Autors, daß er in den wenigen Andeutungen ein vollständigeres Bild gab, als so mancher Reisebeschreiber, der Skizzirbuch und Brouillon in der Tasche ausgeht, um zu beschreiben. Auch hier, in der Bearbeitung des deutschen Uebersetzers (der mit großem Fleiße zusammengetragen, ergänzt hat), findet sich noch manche Lücke; dennoch gewinnen wir aus wenigen Reisebeschreibungen und andern Werken über den halb bekannten Orient eine so klare Anschauung, als aus dieser Heber's über Indien.

Das Feenland der Träume ist fort. Ueber einem Mährchenboden ackert die schlaue Betriebsamkeit. Sie streichelt hie und da die guten Thiere, die in dem alten Lande gedient haben mochten, nicht weil sie an ihr Feenthum glaubt, sondern damit sie ihr helfen den schweren Pflug ziehen. Der Boden ist auch derselbe, wie vor tausend Jahren, nur daß der breit hinströmende Ganges, jährlich sein Bette verändernd, hier Land fortschwemmt, dort ansetzt. Noch trotzen in den feuchten Niederungen und in den Morästen des Hochlandes dichte, undurchdringliche Striche von Schilf und dornigem Dickicht, »Jungel« genannt (das Asyl der Tieger und auch der flüchtigen Eingebornen, wenn ein Feind droht), der europäischen Kultur, welche selbst mit brittischem Erfindungsgeist die fürchterlich wüthende Malaria gewisser Gebirgsstriche zu Füßen des Himalaya nicht hat bewältigen können. Noch glüht der kupferfarbene Horizont über dem üppigen Boden; auch die Nächte sind so heiß, daß der Bengalese ohne Kleidung sich hinstreckt; Wärme und Nässe fördern eine wuchernde Vegetation; aber derselbe Horizont lagert

auch über weite Strecken nackter Wüsten, die es nicht immer waren, der heilige Fluß spült hin längs finsterm Jungel, wo einst berühmte Städte blühten. Noch speist der reiche Boden überreich Millionen von Bettlern; denn der Abhub vom Tische der Wohlhabenden, dem Verderben ausgesetzt, wenn man ihn aufheben wollte, fällt fast umsonst den Bedürftigen zu. Aber es verhungern auch Tausende in dem reichen Indien, ja Hunderttausende in Jahren der Dürre. Entsetzliche Krankheiten wüthen — hier brach die Cholera aus! — und der dumpfe Bigottismus des Hindu nährt sie.

Noch sieht es wunderbar in Indien aus, höchst wunderbar, und Heber wünschte sich den kecken Pinsel eines Bouvermann, nur um einen der Pompzüge eines Raja, Nabob, Gouverneurs oder eine Marktscene in Calcutta oder Benares in dem ganzen grellen Glanze ihrer tausendfarbigen Gestalten zu vergegenwärtigen. Wie neben dem englischen Fashionablen nach dem letzten Modejournal der nackte, schwarzbraune Bengalese, kaum ein Tuch um Hüften und Schläfe, schreitet; wie neben dem ernsten Braminen der stolze Moslem im glänzenden Turban und wallendem weißen Mousselinkleide den feurigen Araber reitet. Dort läßt sich der englische Gentleman im Palankin tragen, und er hält darauf, daß vier eingeborne Diener mit silbernen Stäben (Zeptern!) ihm voraufgehen, ein Zeichen seiner Würde, das er den alten Dynasten abgelernt hat. Neben dem englischen Soldaten, uniformirt wie vor dem St. James Pallaste, der eingeborne tapfere Sepoy in einer Mischtracht, und der brittische Polizeysergeant in einem gestreiften Ginghamweiberrock mit rundem Schild und blaukem Schwerte! Europäer auf Elephanten und Kamehlen, und ein eingeborner Fürst, zinspflichtig der Compagnie, oder von ihr pensionirt, mit einer Leibgarde zu Pferde, die er in abgelegte Grenadierjacken der englischen Garde und ihre Grenadiermützen gekleidet hat! Auf den Märkten die umhergetragenen und ausgebotenen Gypsfiguren aller indischen Gottheiten — ausgeschrieen wie von unsern Italienern vom Comer See ihre Gypswaaren, die sie auf dem Kopfe tragen — heilig, wenn der Bramine sie mit Gangeswasser geweiht hat; bis da eine ordinäre Waare, häufig ein Spielzeug der Kinder. Dazu die musikalischen Instrumente aus West und Ost; und der Hindugötzendienst bringt deren in der wunderbarsten Form, wie denn jedes Götterfest, jeder religiöse Aufzug der Bramadiener an und für sich schon das reichste, mannigfaltigste Genrebild gewährt; noch grotesker aber, wenn europäische Soldaten ihn begleiten, schützen, und der Moslem im Hintergrunde einen verächtlichen Blick auf den schändlichen Bilderdienst des Heiden wirft, und

einen zorn-grimmigen auf den christlichen Verehrer des einen Gottes, der mit seiner Macht den Götzendienst schirmt und aufrecht hält. Schon die Zusammenstellung der Waffen, mit denen in Indien gekämpft und paradirt wird, von den Kanonen nach neuestem Gusse, der Muskete mit Bajonett, bis zur Flinte mit Lunten, dem Wehrspieß, dem Schilde und den Bogen und Pfeilen, mit denen der Britte selbst seine Garden bewaffnet, hat einen Zauber des Wunderbaren.

Aber all dies Wunderbare dient einem höheren Zauber, dem des Interesse. Dieß buntscheckige Kleid Indiens würde einer Uniform weichen, wenn der brittische Herr wollte! Aber er will nicht! Etwa aus Achtung für die Traditionen des Alterthums? Nein, weil er seinen Vortheil dabey hat, daß die Stämme bleiben wie sie sind, nicht fortschreitend in gemeinsamer Kultur, einer den andern hassend, fürchtend, beneidend, bewachend. Um so sicherer ist die Herrschaft über Indien. Der Bramadienst, der unter der Herrschaft der moslemitischen Großmogule, wenn auch nicht im Ersterben, doch unterdrückt war, erhob, von den Britten gepflegt, kühner wieder sein Haupt; weil es galt, den kaum überwältigten muhamedanischen Feudalherren des Landes neue Feinde, wenigstens Wächter ihres Thuns in dem von ihnen zu Boden getretenen Volke wieder zu erwecken. So verdankt die Erhaltung vieles Nationalen im alten Bramadienst der Hindu und der Archäologe nur der Politik der ostindischen Compagnie! Sie selbst pflegte bis auf einen gewissen Punkt den schauderhaften, menschenmordenden Aberglauben bey gewissen Götterfesten; sie das Verbrennen der Witwen (Sutte); sie ließ zu, daß die alten Pagoden und Tempel nicht in Staub und Schutt versanken, sondern jährlich neue aufwuchsen; sie legte den Missionären Schwierigkeiten in den Weg, indem sie die Anstellung convertirter Hindu's zu Staatsämtern erschwerte, wo hingegen Moslems und Hindu's im Civil und Militär vortheilhaft angestellt werden; ja sie brauchte zu gewissen Zeiten sogar grausame Mittel, um den eingebornen Landmann zu zwingen, den Forderungen der Bramapriester, wenn sie auch das Gefühl empörten, Folge zu leisten. Die bittern Invectiven verschiedener katholischer Journale in Frankreich gegen die brittische Regierung: daß sie ihre irländischen katholischen Mitbrüder zu keinen Aemtern zulasse, indeß sie mit Tausenden von Bajonetten den scheuslichen Götzendienst in Indien schütze, und die blutigen Götzenanbeter zum wichtigsten Staatsdienst befördere und aufmuntere, hatte ihren Grund. Jetzt ist es freylich anders geworden, in Irland und zum Theil in Indien; die Ueberzeugung aber, daß Vieles von dem, was uns wegen seiner so langen Fortdauer be-

sonders ehrwürdig erscheint, aber nur durch Complaisance und Convenienz der Britten fortbesteht, raubt ihm nun den Heiligenschein des Wunderbaren.

Indien hat keine Geschichte! Dieß ist der niederschlagendste Satz, den Heber aufstellt, für alle Bewunderer des indischen Alterthums. Es hat wohl Traditionen, die hinüber spielen bis über die Erschaffung der Welt; sie dringen auch, gestützt auf einzelne, aber sehr wenige Monumente und Symbole, bis zur Gegenwart, aber sie bilden keine Geschichte. Denn sie sind weder unter einander beglaubigt, noch hängen sie mit dem jetzt lebenden Geschlechte zusammen. Heber mag, als verständiger Engländer, in seiner antiromantischen Hindumanie zu weit gehen, auch wohl über Einfluß und Zusammenhang zwischen der mythischen Vorwelt und dem Geschlechte, das er kennen lernte, nicht so genaue Kenntniß erworben haben, als nöthig, um darüber ein entscheidendes Urtheil zu fällen. Indessen ist so viel gewiß, daß der Bramine keine Geschichtserzählung aufzuweisen hat, welche die Zeiten, seit der Abendländer durch Alexander von Indien erfuhr, in Verbindung brächte mit der neueren Zeit. Solche Geschichtswerke, wenn auch orientalisch mit Fabeln ausgeschmückt, hat der Araber, der Perser, der Hebräer, der Syrer, Armenier, Osmane, Chinese aufzuweisen; nur der Hindu nicht! Und ihm fehlten doch nicht die Mittel dazu, aber er weiß nur Bescheid in den Zeiten der mythischen Vorwelt, und rückwärts von sich in aufsteigender Linie hat er kaum Traditionen bis zur Zeit, wo der Moslem ins Land fiel, und Herr darüber wurde. Es mag das vieltausendjährige Leben seiner Vorfahren dem Gewebe eines Cashemir-Shawls gleichen, wo alles reich und bunt ist von Figuren; aber eine geht in die andere über, ein Stück ist so viel werth wie das andere, wenn du es auch zerschneidest, es bleibt jedes Stück ein Ganzes für sich, und das Auge findet keinen Anfang und kein Ende heraus. Das mag sprechen für einen glücklichen Zustand eines reichen Lebens, das ohne große gestaltende Strömungen hingeflossen ist; aber immer wird nur das Volk als groß zählen, was über seinen Lebenslauf Rechenschaft abzulegen weiß, und eines, das heut lebt, wie es zur Erschaffung der Welt gelebt haben will, kann nicht Anspruch machen, ein höchst gebildetes Mustervolk zu seyn. Dazu kommt, daß jenes Alterthum, in dem der Bramine heut studirt, eine völlig andere Sprache gesprochen hat. Das heutige Hindostanisch hat nicht einmal Anklänge an das Sanscrit, in dem die Urkunden der Vorwelt geschrieben sind. Jenes Indien, das Alexander fand, fabelhaft freylich auch an sich, weiß nur der Witz unserer Sanscritfreunde mit dem jener Urkunden in Verbindung zu brin-

gen, und wie die ungeheuren Denksteine, die Philipps Sohn zu seinem ewigen Gedächtniß am Indus zusammenwälzte, spurlos verschwunden sind, so sind auch die Heldengeschlechter der Mahabheratta und der Ramayana spurlos durch viele tausend Jahre verschwunden (wenn sie selbst so alt sind!), und Indien war historisch nichts unter der zerstückelten Herrschaft seiner zahllosen Dynasten. Das Deutschland des Tacitus läßt sich nicht historisch, Generation um Generation, bis zu dem Friedrichs und Josephs fortsetzen; aber in jenem documentirten Alterthum findet man doch ohne Mühe Anklänge an das spätere; deren scheint, nach Heber, das Indien der heiligen Mythe, im Verhältniß zu dem unter dem Zepter der Compagnie, völlig zu entbehren!

Auch aus dem schönen Wahne, am Ganges die ältesten Documente der schaffenden Thätigkeit des Menschengeschlechts zu finden, reißt uns sein Werk. Er will die Höhlen-Tempel von Ellora und Elephantis, die Monolithen-Tempel zu Coromandel, und was in Ceylon an alten, viel bewunderten Bauwerken zu finden, nicht höher hinauf schätzen, als höchstens ein bis zwey Jahrhunderte vor der Ankunft Vasco de Gamas. Freylich haben die Hindomanen keinen positiven Beweis mit mathematischer Gewißheit dafür, daß jene Denkmale über alle Geschichte hinausreichen; die Beweise, welche Heber dagegen angibt, sind indeß eben so wenig durchgreifend und erschöpfend. Er beruft sich auf etwas, was in dem vorhin Angeführten seine Quelle hat: es fehlt in Indien an jeder Documentirung für das hohe Alter. Sie sind nicht geschichtlich entstanden. Die meisten dieser für uralt gehaltenen Höhlentempel sind überdieß, wenn auch nicht außer Gebrauch, doch im heutigen Cultus nicht von dem Ansehen, den ihre äußere Majestät im Auge des Europäers ihnen einräumt. Nur ungeschlachte, rohe Sagen, wie die unseren von Riesenschöpfungen und Teufelswerken in Deutschland, sprechen hie und da von ihrer Entstehung. Wenn Heber aber daraus, daß die Errichtungsgeschichte dieser Tempel unbekannt bey den Hindu ist, schließen will, sie sey es nur darum, weil die Werke und ihr Bau kein Gewicht hätten für sie, und darum hätte der roheste Wunderglaube einer neueren Zeit sie mit so grotesken Sagen ausgestattet, so dünkt uns dieß ein Trugschluß. Angenommen einmal, der Hindu hat keine documentirte Geschichte, und seine Kenntniß von der grauen Vergangenheit macht einen tausendjährigen Sprung zu der Kenntniß von den Dingen, wie sie heute sind, so können auch seine alten Bauten keine Geschichte haben. An die sich aber doch auranft eine Tradition, welche mit den alten Göttergeschichten nicht unverträglich ist, die

haben doch schon ein Indicium ihrer vorweltlichen Entstehung für sich. Keineswegs wird dasselbe durch den Umstand aber geschwächt, daß sie gewissermaßen ex usu, daß ihre Götterbilder nicht mehr Gegenstand der lebendigsten Verehrung, daß ihre Braminen-Tempeldiener unkundig sind dessen, was sie sollen und bedeuten. Eben darin scheint mit ein Beweis zu liegen, daß irgend eine Revolution hier einen Riß zwischen dem Sonst und Jetzt hervorgebracht, und daß sie älter seyn können, als auch die traditionelle Erinnerung hinausgehen will. Von besonderer Art ist freylich der Einwand Heber's, daß an ihrem Baustyl nichts ersichtlich ist, was ihnen ein höchstes oder ein jüngeres Alter vindicirt. Aber hierin hat Heber wohl eben so wenig Autorität, als die Kreuzer, Schlegel und Bopps; eine architectonische Autorität müßte erst gebildet werden, zu der eine Kenntniß gehört, welche sich noch kein Europäer erworben. Heber hat während seines verhältnißmäßig kurzen Aufenthaltes in Indien, überbeschäftigt mit seinen Episcopal-Angelegenheiten, nur dilettantisch diesen archäologischen Zweig betreiben können. Hier gründlich zu studieren, dazu gehört vielleicht ein Lebensalter, und um gründlich zu entscheiden, der Scharfblick eines Lessing. Dagegen haben zwey Einwände des Bischofs mehr Gewicht. Einmal beweiset er, wie jedes Gebäude in Indien, vermöge des heißen Klima, des Sonnenbrandes, der Regenströme und der üppigsten Vegetation, die zwischen den Mauersteinen sich einnistet, in kaum funfzig Jahren den Anstrich des grauen Alterthums gewinnt. Der Inder, in seltsam eitlem Egoismus, müht sich nicht, die Bauwerke, die sein Vater und Großvater hinterließ, zu repariren und fortzusetzen; er baut vielmehr, wenn er die Mittel dazu hat, lieber selbst neu auf, sich und seinem Namen ein selbstständiges Angedenken zu hinterlassen, und profitirt nicht von der Lehre, die ihm der übermooste, einstürzende Thurm seines Vaters gibt, daß auch sein Monument eben so sinken und vergehen wird. Auf diese Weise ist das »reiche« Indien ein großer Kirchhof alternder Denkmale, — ein seltsames Fortschreiten, das doch nicht weiter kommt! — und es wird auch dem geübten Auge schwer, Alterthum von Alterthum zu unterscheiden. Deßgleichen will aber der Bischof behaupten, diese gerühmten Höhlenbauten seyen gar nicht solche Wunder der Welt, zu denen Kräfte, wie die der Pharaonen, gehört, um Aegyptens Pyramiden aufzurichten. Allerdings gehöre Geld und Arbeit dazu; allein noch jetzt könne ein reicher Hindu-Kaufmann, wenn derselbe Glaube lebte und anspornte, aus seinen Mitteln einen Höhlentempel ausgraben und meißeln lassen, wie den auf Elephantis! Freylich er müsse sein Vermögen und sein halbes

Leben daran setzen; allein wenn der Glaube lebendig und die Ruhmsucht groß, sey das auch kein so außerordentliches Opfer.

Die Werke, nach denen wir in staunender Ehrfurcht hingeblickt, aus denen uns die Schauer der Schöpfung, die ersten Thaten des Menschengeschlechtes angeweht, so zu möglichen Machwerken neuerer Industrie herabgesetzt zu sehen, stört freylich den Wunderglauben und beleidigt das Gefühl. Beyde sich unwillkürlich widersetzend, haben indeß mehrere Fonds, als in der Phantasie und in der Annahme. Heber sagt, gewissermaßen triumphirend: was ist also das höchste Alterthum des heiligen Indien gegen das eine documentirte Alterthum: die Akropolis von Athen! Aber will er Aegyptens viel ältere Pyramiden, Labyrinthe, Katakomben und Höhlentempel wegläugnen; ist mit seiner oberflächlichen Wahrnehmung der fast historische Satz widerlegt, daß der Aegypter aus dem Orient, aus Indien, seinen dunkeln Cultus, sein Kastenwesen, seine Weisheit, seine Regierungsform überkommen hat! Und wo wäre dies Uranfängliche geblieben in einem orientalischen Lande, wo es keine Fortentwicklung gibt!

Was uns Heber's ehrenwerthes Zeugniß in diesem Punkte noch verdächtig machen könnte, ist seine mäßige Achtung vor den unbestrittenen Documenten aus der poetischen Vorzeit des Landes. Er gesteht, daß von dem Wenigen, was er aus den beyden großen Heldengedichten des Sanscrit kenne, nur Weniges ihn angezogen habe und von dichterischem Werthe scheine. Ein Engländer bleibt Engländer. Der würdige Mann steht poetisch auf der Stufe der Walter Scott, auch eine ehrenwerthe Staffel der Bildung; allein mit einer Empfindungsphantasie, welche immer nur in der schildernden Poesie ihre Nahrung und ihr Ziel sucht, kann man sich nicht zu der himmelstürmenden Kühnheit erheben, zu den Wolkenflügen und der flammenden Begeisterung, mit der die Dichter, die unter Indra's Himmel Götterthau gesogen, das Leben ihrer Götter schildern. Dazu gehört, um diese Hoheit zu würdigen und diese Süßigkeit zu genießen, eine Auffassungskraft, die sich über die materielle Anschauung erhebt. Die Liebe der schottischen Ritter zur schönen Helene ist etwas recht Zartes und Anmuthiges, aber gegen jenen Seelenbund zwischen Nal und Damajanti will sie nicht mehr bedeuten, als ein romantischer Gebirgswasserfall gegen den Wassersturz des Missisippi.

Geständlich hat Heber auch nur wenig im Sanscrit studiert; ihm kam es in seinem Beruf mehr auf das praktische Studium des Hindostanischen an, und er mußte sich außerdem mit zu vielen gangbaren Sprachen auf der Halbinsel und den Inseln

vertraut machen, um irgend Zeit zu behalten, auf das Alterthum Mühe zu verwenden. Er rügt im Gegentheil die zu große Sorgfalt des brittischen Gouvernements, eine ganz veraltete Weisheit durch die Hinducollegien in Benares und anderwärts wieder zum Volkseigenthum machen zu wollen, und vergleicht den Studienplan in jener heiligen Stadt mit den antiquirten Einrichtungen der alten Universitäten von Oxford und Cambridge, wo über die Sorge, den Fellows ein reines Griechisch beyzubringen, die näher liegende, sie zu Bürgern des christlichen Englands auszubilden! vernachläßigt werde.

So viel wird daraus gewiß, daß die Schätze des Sanscrit nicht mehr Volkseigenthum sind, daß sie studiert werden müssen, daß selbst von den Braminen nur ein sehr geringer Theil in ihrem Besitz und in ihnen bewandert ist. Ihr Interesse fesselt sie an die alten Satzungen, deren Sinn und Zusammenhang sie nicht mehr begreifen, ja deren Sinn, wie Heber behauptet, wenig Eingeweihte herauslesen dürften. Aber es ist mehr als Interesse, ihre Existenz hängt von der Aufrechthaltung des alten Glaubens ab. Und deßhalb müssen sie, nicht mehr vom Glauben, sondern vom dumpfen Instinct getrieben, alles anwenden, die Satzungen der Urväter festzuhalten, und das brittische Gouvernement unterstützt sie, wo der moslemitische Gebieter früher mit gläubigem Zorn dem Götzendienst zugesehen. Ja eine brittische Verordnung zwang vor ein paar Jahren die Landleute, unter Androhung körperlicher Züchtigung, mitzuhelfen beym Triumphzuge des gräulichen Götzen Juggernaut. Ehedem warfen sich Hunderte von Fanatikern freywillig unter die Räder seines Riesenwagens, um von ihnen zerquetscht, ihrem Idol zu sterben; heut muß das Gouvernement sich begnügen mit dem Zwangsbefehl, daß sie die Räder mithelfen ziehen, und den grundlosen Boden chaussiren, damit der Wagen durchkönne! Ein höchst charakteristisches Gespräch theilt Heber mit, das man zwischen zwey indischen Schildwachen behorcht hat. Eine Säule in Benares, von hohem Alterthum, von deren Aufrechtstehen die Ortssage die Dauer des Bramadienstes in Indien abhängig macht, fällt oder wird umgestürzt bey einem blutigen Aufruhr daselbst zwischen den Hindus und Mohammedanern. Traurig besprachen sie den Vorfall, gläubig überzeugt von dessen symbolischer Bedeutung. Wenn es denn nun aus seyn solle mit ihrer alten Religion, welcher von denen um sie her, fragen sie sich, würden sie künftig anheimfallen? Und die Entscheidung ist, daß sie nun wohl Christen werden würden, denn persische Feueranbeter oder Mohamedaner könnten sie doch nie werden!

Aber wir glauben doch in den Heiligthümern der Hindu

erhabene Weisheit, tiefe Frömmigkeit, beseligenden Glauben und einfach friedliche Sitten zu finden. Es dünkte Viele nicht ganz recht, gerade in dem orientalischen Volke wiederholte Bekehrungsversuche zu machen, welches am meisten von dem ursprünglichen Glauben behalten, ehe denn der tiefere Sündenfall eintrat, der eine Erlösung, eine Vermittlung nöthig machte. Wir hoffen noch immer auf große Schätze aus den noch unentrollten Büchern der Veda's, auf Aufschlüsse, die uns die Mythen aller Urvölker in Einklang bringen sollen, auf eine Sprache, aus der alle Sprachen der bewohnten Erde stammen sollen; wir mögen darauf wie auf noch ungemeine poetische Schätze, aber nicht hoffen, in dem Götzendienst des heutigen Hindu auch nur einen Abglanz jener weisheitsvollen Urreligion der Braminen, wie wir sie uns denken, zu finden; von der täuschenden Hoffnung curiren Heber's Mittheilungen vollständig. Er geht weit, aber er führt Thatsachen an, und hier müssen wir ihm glauben, wenn er behauptet, daß in dem heutigen Bramadienst nichts von Seligkeit, nichts vom Glauben, nichts von Liebe, nichts von Hoffnung, und am allerwenigsten etwas von Sitte zu finden sey. Von dem System alter Weisen oder der menschgewordenen Götter selbst, möge es ideenvoll oder arm gewesen seyn, wäre nichts überkommen auf den heutigen Götzendienst, der in nichts als äußern Formen und einem schauderhaften Aberglauben bestehe. Was heut gelehrt werde, rege weder zu großen, noch zu schönen Thaten an; das einzige Reine aus der überkommenen Lehre sey die Satzung von der Reinlichkeit, die aber eben auch nur ganz buchstäblich todt befolgt werde. Was edles sey, beziehe sich auf das Kastenwesen. Für sittliche Erhebung, für wahre Ausbildung von Geist und Herz sey nicht gesorgt, wo nur gute Werke anbefohlen würden. Kein Sittengesetz verbiete dem Hindu die unmoralischen Thaten und Laster, welche schon der roheste Criminalcoder straft; ja seine Lehre muntert zu zügelloser Ausschweifung auf, wie der noch unverkümmerte und ganz aufrecht erhaltene Bajaderendienst in den Tempeln beweist. Die gebildeten Braminen daher, dieß wohl fühlend, hören mit Vergnügen in den christlichen Schulen die Vorträge über Moral, und bekennen, daß das Evangelium sehr schöne, erhabene Lehren enthalte. Es scheint ihnen indeß ganz selbstständig und nicht unverträglich mit ihrem Bramaismus, der, eine Stammreligion (sie versuchen keine Bekehrungen!), nur gewisse Lebensvorschriften und Dogmen vorschreibe, im Uebrigen aber seinen Bekennern völlige Freyheit lasse. Mehr als an einer Stelle spricht sich der Bischof deutlich dahin aus, daß ihm der Moslem, was die Rein-

heit seiner Gottesverehrung und seiner Sittengesetze anlangt, viel werther sey und höher stehe, als der Hindu.

In dem Lande, wo zwey Tempelhüter, zwey Braminen, um das Trinkgeld, das er ihnen fürs Herumführen auf die Schwelle gelegt — denn annehmen von ihm durften sie es nicht, ohne sich zu beflecken — sich in die Haare fallen, und in seiner Gegenwart balgen und schimpfen, wo ist da Sitte und Gerechtigkeit zu erwarten! Es wimmelt von Bettlern und Räubern (Decoits neueste Nachrichten aus Indien berichten, wie ihrer jetzt so viel geworden, daß ihre Züge und Einfälle den Charakter einer Rebellion angenommen haben!); allein in den Districten, wo die Herrschaft der Engländer nur noch respectirt wird, und sie auch nicht als anerkannte Oberherren Justiz und Polizey selbst verwalten, oder in ihrem Namen verwalten lassen, ist jeder, der die Macht hat, eo ipso Räuber, Brandschätzer, Despot, Wegelagerer, unter welcher Form es ihm beliebt, das einzuziehen, was ihm gefällt, und sein Besitzer nicht Kraft genug hat, für sich zu bewahren. Im Rajaputanenlande Mittelindiens, demjenigen, wo der alte Adel der Abkömmlinge Bramas sich am reinsten und stolzesten erhalten hat, herrscht völlige Willkür der aristokratischen Oligarchen. Dem Landmann nimmt sein Gutsherr was ihm beliebt unter dem Namen der Steuer, dem Gutsherrn sein Häuptling dasselbe, wenn er nämlich stärker ist, als sein Lehensmann, was zuweilen nicht der Fall ist. Die großen Häuptlinge unter sich plündern sich gelegentlich, wobey gewöhnlich die Minderjährigen am schlimmsten davon kommen; denn außer daß sie schwächer als ihre Nachbarn sind, macht sich auch der Vormund, ein Lehensmann oder ein Nachbar, auf ihre Kosten bezahlt. Und um dies Elend noch vollständig zu machen, fällt gelegentlich ein muhamedanischer Nachbar ins ganze Land, und nimmt mit seinen Tatarhorden daraus mit, was nicht in die Burgen eingeschlossen werden kann. Die armen Landleute bauen nicht für sich, sie ernten nicht für sich, nur für den, welchen die Gelegenheit zuerst herführt, um das Geerntete für sich zu nehmen. Auf die Frage, wie sie es denn aushalten, antwortet Heber bey einer andern Gelegenheit, sie hielten es auch nicht aus; entweder versinken sie in eine Apathie, die jeden Ausgang, jeden Tod ihnen gleichgültig machte, oder sie liefen davon unter das Gesindel, das sie noch etwas mehr sonst zu fürchten hätten, als ihre vornehmern Blutsauger, und machten, eigenthumlos, mit ihnen gemeinschaftliche Sache gegen die, welche noch etwas besäßen.

Dieß wäre noch erklärbar in einem District, dessen feudalistisch republikanische Verfassung an die Zeiten des deutschen Faust-

rechtes mahnt; aber in einem monarchischen Staate, dem Königreiche Aude, das unter brittischer Lehensherrlichkeit steht, geht es nicht besser, und die Fürsten dieses Landes sind noch dazu Gelehrte und Dichter! In der übervolkreichen Hauptstadt des Reiches sind die Frauen aus dem alten Harem in Gefahr zu verhungern, weil ihnen so wenig verabreicht wird. Sie brechen in vollem Schmerze aus, laufen schreyend durch die Gassen, und fordern vom jungen Könige Nahrung für sich, die Gattinnen seines Vaters! Ein Elephant desselben Dichterkönigs stürzt vor des Bischofs Augen zu Tode nieder, weil man seine Rationen auf die Hälfte reducirt hat. Die Eintreibungsart der Steuern in diesem Königreiche geschieht auf eine Art, die nicht viel verschieden ist von einem feindlichen Einfall. Nachts rücken die bewaffneten Zöllner aus, eine kleine Heeresmacht, und überfallen den Ort, der zahlen soll; der aber, wenn er sich überraschen läßt, so viel zahlen muß, daß die Einwohner nichts für sich behalten, denn es wird hier ex aequo et bono von den Beamten abgeschätzt. Dafür sind alle Ortschaften beständig auf ihrer Hut, und ihre Mauern gleichen, wenn eine fremde Karavane vorüberzieht, den wohlbesetzten Wällen einer belagerten Festung, denn alles legt Hand an, um sich zu vertheidigen. Auf den Feldern sieht man die Landleute nur in Mehrzahl, immer bewaffnet, arbeiten. Ein Minister des Königs nimmt bey einer Steuerreise einem Gränzgutsherrn, außer den Steuern, sein Weib mit, das der Häuptling, dem keine Gerichtshöfe offen stehen, nicht eher wieder erlangt, als bis er sich in die Stadt schleicht, über des Ministers Gartenmauer springt, hier dessen beyde Kinder am Genick faßt, und ihnen die Kehle abzuschneiden Miene macht, wenn ihm nicht seine Frau herausgegeben wird.

Eine alte Hindufürstin unter brittischer Botmäßigkeit (die sich Christin nennt!) läßt eine ihrer Tänzerinnen, die um leichter Ursache willen ihr Mißfallen erregt, lebendig unter den Fliesen ihres Speisesaals einmauern, und schläft so lange selbst in dem Saale, bis sie unter sich kein Wimmern mehr hört, aus Furcht, daß ihre Dienerinnen, mitleidig, sich des armen Opfers erbarmen könnten, und sie schnell tödten oder retten.

Beyspiele der Art — und sie sind nicht wie etwas Unerhörtes herausgegriffen — zerstören gewaltsam auch die Vorstellung von der patriarchalischen Herrlichkeit des Orients. Auch in dem schlechtest organisirten Staate des Abendlandes läßt es sich sicherer leben. Das Leben überhaupt verliert bey solcher Verwaltung, bey solcher Gesittung seinen Werth. Man opfert sich unter einander oder sich selbst. Nirgends sind die Selbstmorde häufiger, als in Indien; ja es ist sehr erklärbar, daß sie zu einer Art

religiösen Opfers werden konnten, das man, auch außer den Wittfrauen, von gewissen Individuen erwartet, und es ist das menschliche Gefühl ergreifend, zu lesen, wie man alten Leuten zuredet, doch nicht so lange zu zaudern, und nach vorgenommener Reinigung sich in den heiligen Strom zu stürzen. Braminen übernehmen dieses Predigtamt, ohne Vergeltung dafür zu fordern, und das Volk sieht ruhig den letzten Todeskämpfen zu, wo die Stimme der Natur, zu spät, dagegen sich auflehnt. Von weit her kommen jährlich viele Hindus zum Ganges gereist, zu keinem andern Geschäfte, als diesem der Vernichtung. Sie kaufen sich leere irdene Töpfe, binden sie um den Leib, und waten nun in den seichten Fluß. Die Töpfe füllen sich allmälich, und ziehen die Opfer hinab!

Es wird dadurch das theure Holz gespart, und deßhalb, meint der Berichterstatter, werde dem Tode im Flusse von den Braminen das Wort geredet!

Wer möchte demnach noch der Meinung seyn, es werde noch etwas Lebendiges, Heiliges zerstört, wenn dieser Bramadienst seinen Untergang findet; wer möchte in diesem Bilde auch nur Spuren paradiesischer Reinheit erblicken, und wer wagte den Wunsch für unnütz zu achten, daß das Christenthum über diesen unseligen Zustand einen endlichen Sieg davon trüge.

Wir sind, indem wir dem Leser voraus gezeigt, was er in Heber's Nachrichten über Indien finden wird und was nicht, von welcher Vorstellung er sich losmachen und auf welche er sich gefaßt machen muß, genauer in die Details seiner Mittheilungen eingegangen, so daß wir uns bey Durchgehung derselben kürzer fassen können.

Heber, als ernannter Lordbischof von Calcutta, landete daselbst, nach einer glücklichen Seefahrt, im Herbste 1823. Es war eine für die Herrschaft der Britten in Indien bedeutungsvolle Zeit, indem der große birmanische Krieg gerade ausbrach, der, ihrem Regimente den Untergang drohend, nur mit Erweiterung ihrer Macht endete. Der Bischof, in ganz anderer Beschäftigung vertieft, läßt sich nicht darauf ein, uns über diesen merkwürdigen Krieg Nachricht zu geben, wiewohl er auf die Verwaltung Indiens überall zurückwirkte. — Was ihm von dem Lande der Wunder zuerst entgegenkommt ist der Geruch. Das Aroma dieses gewürzigen Landes duftet meilenweit in die See, als erstes Indicium für den freudigen Ruf Land. — Das nächste Anzeichen ist eine Strömung kaffeebraunen Wassers von dem Ganges, bekundend, daß er durch Ueberschwemmungen seine

Farbe erhält. Das dritte — ein langsam vorüberschwimmender Leichnam, ein Selbstopfer!

Dieser Empfang stimmt zur Idee von dem Mährchenlande Indiens, nicht aber ganz so der erste Besuch auf dem Schiffe, den ein eingeborner Geldwechsler ihnen abstattet. Der Hindu, in Musselin gekleidet, dessen Erscheinung und Manier mit den niedrigen Wucherern in allen europäischen Häfen vollkommen gut stimmte, dringt nämlich den Herren Offizieren und Passagieren seine Dienste an, und verlangt gegen gutes Unterpfand nicht mehr als zwölf Procent.

Die Natur der bengalischen Niederungen, der sogenannten Sunderbunds, das ist des Deltas, welches der in zwey großen Armen ausströmende Ganges bildet, wird uns aus Heber's Andeutungen sehr klar. Ueppig fruchtbarer Moorboden, ohne Consistenz, durchschnitten von tausend kleinen Armen der beyden großen Arme des Ganges. Schilf, Binsen und Gestrüpp wuchert mit allen Giftpflanzen auf dem schlüpfrigen, vom Sonnenbrande durchglühten, nassen Terrain, das nur an wenigen Stellen eine eigentliche Kultur zuläßt, stets ausgesetzt den Ueberschwemmungen und der Macht des Stromes, welcher sich heut durch bestellte Felder ein neues Bette wühlt, und da Inseln ansetzt, schnell bewachsene, wo vergangenes Jahr die tiefsten Schiffe gingen. Nackte, fast schwarze Menschen, Schlangen, Krokodile und der Tieger sind die natürlichen Einwohner dieses ungesunden Landes. Und doch ist hier der Hauptsitz der brittischen Kultur, doch wuchs hier, in den Sunderbunds, ihre reiche Hauptstadt Calcutta, am Hugly, dem zweyten Gangesarm, auf, doch zieht sich hierher der Handel und Verkehr aus dem gesunden Hindostan, aus dem herrlichen Bombay, und andere altberühmte Städte vergingen, um das eine Calcutta zu heben, von dem die Braminen prophezeyen, daß es, ehe denn ein Jahrhundert verging, von den Wellen des Ganges werde weggespült seyn. Da nichts als Backstein seine Grundlage ist auf einem fetten, lockern Boden, der von jedem starken Gewitterregen ellentief aufgewühlt und in Morast umgewandelt wird, da der Ganges jedes Jahr seine Strömung ändern kann, so hat die Prophezeyung nicht allzuviel Wunderbares, die Engländer thun nichts dagegen, und können nichts dagegen thun; wozu auch für ein Jahrhundert voraus arbeiten, da sie nicht wissen, für wen sie da arbeiten!

Eine Schilderung der »Jungel-Ufer« und Inseln ist so malerisch kurz und klar, daß wir sie hier als Probe, wie Heber die erscheinende Natur zu fassen weiß, gern in ihrer Kürze herstellen: »Das Auge traf nichts, als einen schrecklichen, unge-

zähmten Strich dicken, schwarzen, anscheinend undurchdringlichen und unendlichen Waldes und Dickichts, den sich Einer leicht als die Wohnung alles Ungeheuren, Widerlichen und Gefahrdrohenden — vom Tieger und der Cobra de Capello (giftige, geweihte Schlange), bis zum Scorpion und Moskito — vom Gewittersturm bis zum Fieber — vorstellen konnte. — — Seeleute und Offiziere sprachen von diesem Ufer mit Schrecken, als von dem Grabe Aller, die so unglücklich wären, hier einige Tage in der Nachbarschaft zu bleiben, und gerade unter der gegenwärtigen, sengenden Sonne bedurfte es nicht großer Einbildungskraft, sich die fieberhaften Ausdünstungen aus allen Theilen aufsteigend zu denken.« — Heber beweist nun, daß auch die Eingebornen nicht von der Natur mit einem Panzer innerlich und äußerlich gegen das Gift ihres Klima versehen wären, im Gegentheil haben gewisse Krankheiten, wie die Cholera Morbus, mehr Eingang bey ihnen, als bey den Europäern. Auch sind sie weder so nüchtern noch so mäßig als man glaubt, Trunkenheit herrscht jetzt, freylich von den Europäern stammend, auch bey den Hindu, und was die Fleischverbote anlangt, sind sie auch nicht so durchgreifend. Die eine Kaste darf Federvieh, die andere Schweinfleisch und Wildprett essen; nur stimmen alle darin überein, daß das Rind heilig ist. Die verschiedene Hautfarbe — negerschwarze — kupferfarbene — grünbronzene und hellbraune — scheint nicht auf der Abstammung und Beschäftigung zu beruhen, sondern eine mehr zufällige Verschiedenheit zu seyn. Jedoch werden alle Stämme, wenn sie sich durch viele Generationen in Indien aufhalten, immer olivenfarbener. Die Portugiesen sind schon dunkelbraun. Seltsam aber ist, daß Heber versichert, je länger er die nackten, bronzenen Gestalten betrachtet, um so natürlicher und schöner wäre ihm die Farbe vorgekommen, ja die weiße Farbe des Europäers hätte ihm zuletzt wie eine kränkliche Abweichung von dem Naturgesetze gedünkt. Die Eingebornen denken indessen anders; die hellere Farbe, immer die ihrer Eroberer, gilt ihnen für vornehmer, sie spötteln über die schwarzen Abyssinier, und bilden ihre Göttinnen fast weiß. — Die Kartoffeln nennt der Inder das Beste, was er von seinen europäischen Herren empfangen.

Angeli forent, si essent Christiani, ruft der Bischof beym Anblick einiger schönen Hindu aus, die in ländlicher Abgeschiedenheit noch in Sitteneinfalt erscheinend den Tempel behüten, dessen Bramine ihn begrüßt. Der Priester geht hier ganz nackend, nur die Braminenbinde, ein Baumwollengeflecht, schärpenartig zwey oder drey Mal um die rechte Schulter und

Brust geschlungen, und erscheint ihm doch in der reizenden Umgebung nicht anstößig, sondern ehrwürdig.

Die Gegend um Calcutta ist äußerst lebendig, die Straße dahin gleicht einem Markte. Als sie die ersten ihrer wartenden Fuhrwerke bestiegen, fielen dem Bischofe seine Postillione auf mit Schnurrbärten, Turbanen, bloßen Beinen und Armen und blauen Jacken mit flitterhaften gelben Schnüren. Außerdem läuft jedem Pferde (auch im Trabe!) ein Diener, »Sais,« zur Seite, und hinter demselben gehen in weiß kattunenen Kleidern zwey Pions, »Hurkarus,« mit langen Bärten, und als Abzeichen ihrer dienenden Würde eine kurze Keule, oder Stäbe von Silber in der Hand haltend. Weiber sieht man auch in Calcutta's Nähe seltener auf den Straßen. Die Häuser von der Lehm- oder Bambushütte des armen Hindu an, bis zu den reichen, griechischen Pallästen der Europäer hinauf, bilden den Anblick der mannigfaltigsten Abstufung des Kulturzustandes und der Wohlhabenheit ihrer Besitzer. Die der Eingebornen sind aber insgesammt dem Auge des Fremden, der gern hineindringen möchte, verschlossen. Selbst gegen Bezahlung vergönnt der strenge Hindu nicht den Eintritt.

Der Autor führt uns in seine neue Haushaltung, deren orientalische Pracht allerdings seltsam für einen christlichen Bischof sich ausnimmt; allein die Politik verlangt, daß der brittische Würdenträger sich dem inländischen Sittengesetze füge, und ohne Haushofmeister, Wasserkühler, Kellermeister, Lakeyen, Oberkammerdiener, Agenten und Silberstabträger würde der Bischof wenig Achtung bey den Eingebornen haben. Eigens angestellte Diener müssen abwechselnd den ganzen Tag über die kattunenen Hängefenster seiner Zimmer ab- und zuwehen, um Luft zu machen! Sogar seine Tochter, ein kleines Kind, muß ihr Gefolge haben! Eben so, ein Rest orientalischer Sitte, durfte sich Niemand, der unter seinem Stande, ihm nähern, ohne ihm ein Geschenk an Gold- oder Silbermünze anzubieten.

Wir gehen über die Beschreibung Calcutta's hinweg. Es ist von Andern schon vollständiger beschrieben, und von dem quantitativ und qualitativ Vielen, was Heber gibt, läßt sich kein Auszug machen, da es schon gedrängte Notizen sind. Der lärmende Markt in der schwarzen Stadt (der eigens von den Hindu bewohnte Theil) ist an und für sich ein so reiches, tief buntes Bild, daß unser gerühmter Opernmarkt in der Stummen von Portici dagegen zum matten Wassergemälde wird. Es genüge anzuführen, daß man diese Stadt nicht allein durch das Gesicht und Gehör, sondern auch durch die Geruchssinne wahrnehmen kann, indem allüberall Knoblauch, ranziges

Kokosnußöl, dito Butter und stockende Gossen und Pfützen mit dem Schweiße von Hunderttausenden die Luft schwängern! Bey allem Pomp der Vornehmen hat ihr Staat doch nichts Blendendes, indem die halbnackte Dienerschaft allen Schein des Glänzenden wieder fortnimmt. Calcutta's Umgegend ist vermöge des schönsten Laubholzes mehr als reizend.

Unverkennbar ist um Calcutta herum, wie in ganz Bengalen, das Streben der Eingebornen, sich den englischen Sitten anzuschließen. Es scheint dieß eine gegenseitige Gefälligkeit, die freylich bey jedem Theile einen verschiedenen Grund hat. Bey den Britten ist es die Politik der Furcht, bey den Hindu das naturgemäße Streben, einem höheren Kulturstande sich anzuschließen. Deßhalb läßt auch der Bramine seine Kinder in christliche Schulen gehen, hört gern von ihren Fortschritten und mit Theilnahme selbst dem Unterrichte in der Geschichte des Evangeliums zu. So genau ist der gebildete Bramine zu Calcutta von den christlichen Secten unterrichtet, daß er die Unterschiede der englischen Episcopalen von den Presbyterianern kennt, und nur nicht begreift, wie beyde zusammen in einem Orden, der ihm außerordentlich räthselhaft dünkt, dem der Freymaurer, Zutritt haben können. Der vornehme Hindu hier ist auch Politiker, er liest die Zeitung, scheint sich auf Seiten der Whigs zu neigen, gibt und wohnt patriotischen Diners zu Gunsten der spanischen Cortes u. s. w. bey, baut sich Häuser mit korinthischen Säulen, möblirt sie englisch, fährt in prächtigen englischen Equipagen, besucht europäische Gesellschaften (doch ohne sich europäisch zu kleiden und am Vergnügen der Tafel Theil zu nehmen!). Alles das hindert ihn indeß nicht, ein so guter Bramine zu bleiben, daß er in einer Petition dem Gouverneur seinen aufrichtigsten Dank dafür abstattet, daß er die heilige Sitte der Witwenverbrennung geschützt habe!

Der Bischof besucht einen reichen Eingebornen bey einem Feste, welches derselbe ihm zu Ehren gibt, und wo es ziemlich europäisch hergeht; auch ist der Wirth wohl unterrichtet in naturwissenschaftlichen Angelegenheiten. Die Familie des Mannes gehört zu den Braminen, und hat Vorfahren von besonderer Reinheit. Vor etwa vierhundert Jahren aber, während eines muhamedanischen Einfalls in Indien, wurde einer jener Vorfahren von den Eroberern, welche in seine Zennanah drangen, verunreinigt, und daher wird Bubu Hurri Mohua Thakur's Geschlecht so angesehen, als habe es den Anspruch auf das feste Band an die Kaste verloren, und die strengen Braminen wollen nicht mit ihnen essen! — Was will dagegen aller europäische Adelstolz bedeuten! Es gibt einen Fluß, den nothwendig alle

Pilger nach einem Heiligenorte passiren müssen; wenn aber der kleinste Tropfe Wassers, welches unheilig durch eine Mordthat ist, den Pilger bespritzt, ist er auch verunreint, d. h. unselig!!! Daher ist der englische Baumeister, der ihnen über diesen Fluß eine hohe Kettenbrücke erbaut, der Wohlthäter und Erlöser der frommen Hindu geworden, welche ihn mit reichem Gelde dafür belohnt haben! So von albernen Zufälligkeiten macht keine Religion die Seligkeit ihrer Bekenner abhängig!

Ueber die Bauart der Pagoden berichtet Heber, der gewöhnliche Styl dieser Gebäude sey: ein großer, viereckiger Hof, manchmal bloß mit einem niedrigen Wall umgeben, mit Ziegelbalustraden, die wie Stein abgeputzt, oder auf dem obern Rande ausgezackt sind, mit zwey, auch wohl vier Thürmen auf den Ecken, heut zu Tage aber gewöhnlich im griechischen Styl mit Pilastern, Balustraden und Fries geziert. Mitten in der Hauptfronte ist meist der Eingang mit Säulen. Liegt die Pagode am Strom, so führt, der ganzen Länge des Porticus nach, ein schöner, breiter Terassengang vom Eingange bis zum Wasser hinab. Zuweilen ist der ganze Hof mit einer Anzahl viereckiger Thürme umgeben, die in einiger Entfernung von einander stehen, und von Heber, eben nicht schmeichelhaft für den indischen Geschmack, mit Theebüchsen verglichen werden. In der Mitte des ganzen Vierecks, dem Haupteingange gegenüber, ist der Tempel der Hauptgottheit, manchmal achteckig mit Zinnen und Strebepfeilern, die bisweilen gothisch aussehen, jedoch höher und geräumiger sind, und mit drey Kuppeln (einer großen in der Mitte und zwey kleinen zu beyden Seiten), die drey goldene Verzierungen auf ihren Gipfeln tragen, kurz ganz wie die alten Kirchen in Rußland. Alle diese Gebäude sind mit Ziegeln gewölbt.

Selten sind Versammlungen in diesen Tempeln, sie werden nur von einigen Priestern und tanzenden Frauen bewohnt, die den gelegentlich Besuchenden und Geschenke Bringenden dienen. Bey feyerlichen Gelegenheiten geben reiche Hindu Geld, um die Gebäude zu erleuchten, und lassen glänzende und prachtvolle Feuerwerke aufsteigen. Einmal sah Heber bey einem Feste zu Ehren der Göttin Kali in der Pagode von Kalighat bey Russipugla die Eckthürme mit einer ungeheuren Masse Goldpapier, Rauschgold und Blumen behangen, den Hof angefüllt mit Gypsfiguren in Lebensgröße und größer, welche Sepoys zu Fuß und Pferde vorstellten, wie sie Waffen präsentiren, und eine Figur an ihrer Spitze auf einem Elephanten, den Generalgouverneur vorstellend, wie er ebenfalls seinen Krempenhut abnimmt. In Mitten des Hofes war ein Pavillon aufgeschlagen aus weißem Kattun und dito mit Bändern, Rauschgold, Trod-

deln von aller Art Seide geziert, auf dünnen, vergoldeten Pfeilern ruhend, der eine ungeheure Gypstafel überschattete, die von Göttern und Göttinnen wimmelte, denn Kali war mit ihrer ganzen Familie und allen ihren Armen und Köpfen darauf gemalt, und das ganze Gebäude hallte wieder vom Geschrey und dem Klingklang und Gekratze der Gangan (Kupferbecken), Schellen und Saiteninstrumente. Dennoch waren auch hier nicht zu viele Verehrer da. Diese Pagoden sind häufig von Alters her mit Ländereyen und Zinsabgaben von Ländereyen begabt; andere, die neueren — und es werden deren noch immer errichtet — bestehen immer nur durch freywillige Geschenke der Gläubigen.

Als eine Curiosität ist zu bemerken, daß um Calcutta seit uralter Zeit es Sitte ist, daß gerade zu Weihnachten reiche Leute den Vornehmen und die Diener ihren Herren Geschenke bringen, die in seltenen Früchten und Fleischwaaren bestehen. Ueberhaupt bilden die Kapitel über das Geschenkwesen eine seltsame Episode. Hierin herrscht noch ganz der alte Orient, und die ostindische Compagnie hat dessen Sitten adoptirt, sie controllirt sie aber auf eine merkwürdige europäische Weise. Wenn die zinspflichtigen Fürsten und Herren dem Gouverneur ihre Aufwartung machen, erscheinen sie nie ohne Gaben, erhalten aber jedesmal ein Aequivalent zurück, was freylich bey einigen in nichts anderm besteht, als daß ihnen etwas Rosenöl aufs Schnupftuch getröpfelt wird. Wenn die Beamten der Compagnie Visitationsreisen machen und die Feudalherren des Landes besuchen, so versteht es sich von selbst, daß sie ihnen Geschenke bringen. Damit aber der Beamte nicht belästigt wird mit der Ausgabe und der Anschaffung, so überreicht ihm der Agent der Compagnie an jedem Orte à Conto der Regierung diese Geschenke. Nun versteht es sich eben deßgleichen, daß ihm der Nabob wieder Geschenke dafür offerirt, die er ohne zu beleidigen nicht ausschlagen darf. Allein kein Beamter darf, um dem Bestechungssystem möglichst entgegen zu arbeiten, wirklich Geschenke von irgend jemand nehmen. Sobald er daher die Thür des Audienzsaales verläßt, werden ihm die Geschenke vom Agenten wieder abgenommen, und auf das habet der Regierung eingetragen. Häufig findet schon vorher Be- und Abrechnung deßhalb zwischen dem Agenten und dem Nabob Statt; dieselben Ehrenpelze, Shawls, Geldbeutel und Pferde werden hundertmal geschenkt und wieder geschenkt, und das Ganze läuft auf eine Ceremonie hinaus.

Mit Entsetzen dagegen hört der Menschenfreund, daß in letzterer Zeit (d. h. vor dem Parlamentsschluß, der sie verbietet) die Suttees viel häufiger geworden, was von dem wachsenden

Aufwande der höheren und mittleren Klassen und ihrer verschwenderischen Nachahmung europäischer Sitten herkomme. Denn viele dadurch dürftig gewordene Familien betrieben, um der Mütter und Witwen ledig zu werden, die sie sonst ernähren müssen, das gräuelvolle Selbstopfer. Auch treibe die Eifersucht alter Männer, die junge Frauen geheiratet, sie an, das Verbrennen ihren Gattinnen zur Pflicht zu machen; ja sie trügen es ihren Erben auf, dafür zu sorgen. Sonst hielten (damals) nur noch die Braminen, die davon den Vortheil ziehen, an den Brauch; der übrigens, wie man jetzt wisse, in den Veda's wohl anempfohlen, aber nicht geboten werde. Nach Heber's darüber eingezogenen Nachrichten wirft sich die Gattin nicht auf den todten Gatten, sondern sie wird unter ihm gebettet, zwischen Bambuspfählen, so daß sie nicht entrinnen kann, wenn die Todesangst sie übermannt, und mit geläuterter Butter übergossen, welche ihren Tod schneller herbeyführt.

Indien strotzt von reichen Feudalherren, Rajas und Nabobs oder gar Könige und Kaiser titulirt. Aber ihr politischer Einfluß ist gleich Null. Sie ambuliren, den Beutel in der Hand, um die Gunst der Großmächtigen in Calcutta. Viele von ihnen, namentlich die ehemaligen muhamedanischen Dynasten, beziehen ungeheure Pensionen zur Entschädigung für die ihnen entrissene Macht, welche die wenigsten von ihnen wohl zu brauchen wußten. Nun streiten sie sich mit kindischem Ehrgeiz um Titel und Würdenzeichen, betteln um das Recht, Silberzepter vor sich tragen zu lassen, und freuen sich, daß man ihnen vergönnt, eine buntscheckige Leibgarde zu besolden. Einige verbeißen ihren Grimm in Aufwand, einige finden ihre Lust im Geiz, noch andere haben versucht, in Kunst und Wissenschaft Nahrung für ihre Unruhe zu finden. So trifft Heber auf einzelne, welche den Shakspeare ganz gut studiert haben, und selbst Verse, englische, machen; aber auch der Shakspeare kann einem alten, grämlichen, muhamedanischen Nabob nicht den Gedanken versüßen, daß er Unterthan einer Kaufmannsgesellschaft ist, er, der ein Selbstherrscher im orientalischen Sinne war! Mit diesen Rajas, die in der Regel eine historische Abkunft haben, sind die Semindars, große Erbgrundpächter, nicht zu verwechseln, welche jenen Titel, ihres Reichthums wegen, zuweilen wohl erhalten, selbst aber ohne alle politische Bedeutung sind. Diese theilen ihren Grund und Boden unter viele Pächter aus, welche wieder ihren Antheil, als Speculanten, an einzelne Landbauern verpachten. Das Benehmen der Engländer gegen die beyden ihnen unterworfenen Völkerschaften wird von diesen sehr verschieden kritisirt. Ohne Zweifel hat die Lage der Hindus so gewonnen,

daß es schreyender Undank von ihnen wäre, dieß nicht anzuerkennen, und sich, sie, die selbst nicht bestehen und herrschen können, unter die Tyranney ihrer moslimischen Herren zurückzuwünschen. Während aber diese feudalistischen Nabobs grollen, daß ihnen nicht mehr gelassen wurde, als die ungeheuren Pensionen, argumentiren die Hindus umgekehrt über die Verfahrungsart der Britten: »Als die Moslem uns besiegten, schnitten sie die Köpfe allen Rajas ab, die sie nur fangen konnten. Als aber die Engländer sie besiegten, gaben sie ihnen Land und Einkünfte!« . . . .

Um Indien glücklich zu machen, was der Europäer darunter versteht, werde ihm nichts Fremdes aufgedrungen, ist der Satz des trefflichen Heber, der sich in allen Verhältnissen bewährt finden wird. Weniger werden die Missionäre wirken, als christliche Schulen. Wenn diese besucht sind, wenn der leicht fassende Kopf die Vorzüge der christlichen Sittenlehre eingesogen, werden ihm die Gräuel seines ausgearteten Bramadienstes von selbst einleuchten. Nur auf diesem Wege, und nicht durch Verbote, würde, meint er, das Witwenverbrennen in Abnahme kommen. Schon sähe man, wo es der Engländer keineswegs darauf angelegt, daß der Hindu ihm nachahme, daß er es von selbst thue. Während der englische Beamte hindostanisch (nebst persisch die officielle Sprache) und sanskrit lernen müsse, kommt ihm der Eingeborne höflichst englisch entgegen, und diese Sprache wird in funfzig Jahren die herrschende seyn. Er baut, möblirt sich europäisch, und denkt über die Weltangelegenheiten europäisch. Zwey bengalische Zeitungen haben ihre leading articles über alle politischen Angelegenheiten, und die Nachrichten vom europäischen Kriegstheater verbreiten sich, trotz einer ängstlichen Sperre, schneller unter den Eingebornen, als oft das Gouvernement die offizielle Nachricht erhalten hat.

Der reiche Hindu ist wohlthätig, weil seine Religion es ihm gebietet, er baut Pagoden, Straßen dahin, Canäle, er läßt Almosen bis zur Verschwendung vertheilen; aber er denkt dabey nur, und die Wohlthaten fallen nur an seine Kaste. Ein Unglücklicher kann auf der Straße niederstürzen und dort verschmachten, wie häufig geschieht, es hebt ihn Niemand auf, es reicht ihm Niemand einen Trunk, denn der Hindu weiß nicht, ob er auch zu seiner Kaste gehört, ja er könnte sich, indem er ihn anrührt, beflecken. Er muß verschmachten, wenn ihn nicht die Schakals fressen, oder der Muthwille der Kinder mit Steinen todtwirft. Die Sittenlehre der Hindu sieht darin nichts Unsittliches! Gegen solche Herzensverhärtung kann nicht durch Polizeygesetze gewirkt werden; es kann nur durch die allmälich fort-

schreitende europäische Bildung geschehen. So ist auch der Meineid bey Gerichten noch etwas Alltägliches, und es gehört die ganze Erfahrung des einheimischen Richters dazu, durch die furchtbaren Lügengewebe der Parteyen und Angeklagten den Faden der Wahrheit zu verfolgen, und eben so ist die Dieberey und Räuberey an der Tagesordnung. Nur vor dem Europäer scheut sich der nächtliche Straßenräuber, und greift ihn selten an. Und doch ist der Nationalcharakter entschieden gut, edel, freundlich; die Hindu sind in der Regel nüchtern, gewerbsfleißig, anhänglich an ihre Verwandten, treu ihren Herren, durch Freundlichkeit und Vertrauen leicht zu gewinnen, und als geschworne Soldaten von bewunderungswürdigem Gehorsam und Muth. Allein diese ihre Sittlichkeit geht nicht hinaus über den Bereich einer »positiven Verpflichtung; wo diese nicht ist, sind sie grausam, verrätherisch und schlecht in jeder Art.«

Für die Festigkeit der brittischen Herrschaft im Falle eines Angriffs von außen führt Heber folgende Gründe ad hominem an, indem er dabey erklärt, daß man aber nicht auf patriotische Anstrengungen der Eingebornen rechnen dürfe: 1) Der inländische Krieger ist, so lange er sich der Regierung verpflichtet hat, und diese ihrerseits die Stipulationen hält, bewunderungswürdig treu. 2) Bey einem Kriege zwischen einer wohlorganisirten und gerechten Regierung mit einer schlechten und drückenden ist das Lager der ersteren, auch in Feindeslande, gewiß immer besser mit Lebensmitteln versorgt, als das des Gegners. Nach Bengalen und Calcutta, zum Mittelpunkte der brittischen Regierung, ströme es von allen Seiten, weil man sich da sicher und wohl finde. Dennoch aber sey der Gedanke, hier Guerillas zu bilden, die sich aus eigenem Trieb, mit eigener Aufopferung dem Feinde widersetzten, ein mit dem Wesen des Hindu, der beym Wechsel so vieler Herrschaften nur gehorchen gelernt, völlig unverträglicher.

Das Leben für den, der nur leben will, ist in Indien nicht theuer, denn Fische kann sich der gemeine Mann bey nasser Zeit mit einem Handnetze auf jedem Felde schaufeln, und für drey schwere Kreuzer hat er ein Pfund Reis; das Tagelohn steht freylich damit in Verhältniß, indem ein Tagelöhner auch kaum über acht Kreuzer nach unserem Gelde verdient. Außerdem fällt aus den Küchen und Speisekammern der Reichen so viel ab, daß der Arme in Calcutta nur zu sammeln braucht, um zu existiren; freylich aber braucht der Europäer mehr, und es verkümmern viel der unglücklichen Abenteurer, die hier ihr Glück zu machen gehofft, wenn sie nicht, wie häufig der Fall, auf ungesetzlichen Wegen sich das zu verschaffen suchen, was ihnen fehlt. Gegen

den Zudrang dieser gefährlichen Charaktere, und es strömten deren jährlich in Menge her, sey, versichert Heber, die Befugniß der Compagnie, sie ohne weiters nach Europa transportiren zu lassen, das einzige Auskunftsmittel.

Bey einem Feste der Göttin Kali sieht Heber in den abenteuerlichen Prozessionen die ersten-Fanatiker, die sich auf die entsetzlichste Weise marterten, jeder umgeben von einer besonderen Rotte von Bewunderern, die ihn mit Fackelschein und Musik umjauchzten. Die Mienen der Qualopfer drückten Duldung aus, doch waren sie augenscheinlich stolz auf ihre standhafte Abhärtung. Einige drückten glühendes Eisen an ihre nackten Hüften, und tanzten dabey, das lange, schwarze Haar mit Blumen durchwunden, doch wurde ihr Tritt bald matt. Spuren von Trunkenheit wurden nicht bemerkt. Der Platz, bestimmt zu ihren eigentlichen Qualen, war, wie der bey englischen Wettrennen, mit Gestellen, Fahnen, Guirlanden, Teppichen ausgeschmückt. Zahllose Menschenmassen, in der buntesten Tracht des Orients, wogten darum, um dem fürchterlichen Schauspiel menschlicher Selbstmarterung zuzusehen. Ein eigener Diener des Bischofs fühlte sich berufen aufzutreten. Einen Speer durch die Zunge, lief er um das Haus, und bettelte für seine Mitdiener, doch meint der Autor, er möchte sich zu der That vorher durch Opium gestärkt haben. Am Abende sah er die entsetzlichen »Schwingen.« Das Qualopfer, mit Blumen überdeckt, wird an den Fuß des Baumes geführt. Hier zog man Haken durch seine Seitenmuskeln, was er ohne Zittern ertrug, und legte einen breiten Verband um die Hüften, damit die Haken nicht durch die Schwere des Körpers das Fleisch ausrissen. An einem Bambusbalken, der wie eine Wippe auf der Spitze eines aufrechtstehenden Baumes lag, wurde er nun emporgezogen, und anfangs langsam, nach und nach aber mit reißender Schnelligkeit herumgeschwungen. Als nach einigen Minuten die Beystehenden ihn herablassen wollten, gab er ein Zeichen — fortzufahren! Jubel, unermeßlicher, ringsum. Er trank etwas Wasser, und wurde von Neuem herumgeschleudert! — Von den höhern Casten findet sich selten Jemand, der sich zu diesen Martern hergibt.

Heber's große Visitationsreise, die er Mitte Juny 1824 antritt, und die, mit einer kurzen Unterbrechung, eigentlich bis zu seinem allzufrüh erfolgten Tode dauert, gibt nun, wiewohl der Bischof eigentlich nur in geistlichen und Disciplinar-Angelegenheiten sie unternimmt, und auf dieser äußerst gefährlichen und beschwerlichen Mission wenig Zeit erübrigt, um auch die Merkwürdigkeiten, welche nicht in seine Amtswahrnehmung gehören, zu notiren, doch unschätzbare Nachrichten über das Innere eines

Landes, von dessen Küstencultur höchstens ausführliche Beschreibungen bis da in Europa bekannt waren. Der Raum einer Anzeige erlaubt uns nur Andeutungen, wo wir gern, von dem Reichthum des Gegenstandes ergriffen, ihm Schritt für Schritt folgend, noch einmal mit ihm reisten.

Seine erste Reise ging östlich nach Dacca, einer viel älteren Stadt und europäischen Niederlassung als Calcutta, die aber durch das Emporblühen der letzteren in Verfall gekommen ist, und wie Rom eine Doppelstadt bildet, eine neue und eine der Ruinen. Die Fahrt geht zu Wasser auf den gewaltigen Nebenströmen (Nullahs), welche das Delta durchschneidend, den Hugly (an dem Calcutta liegt) mit dem großen Ganges (nahe der birmanischen Gränze) verbinden. Er trifft auf Seestürme auf den breiten Strömen, dörrenden Sonnenbrand, Schlangen, Räuber, in Ketten am Galgen hängend, und Fanatiker, deren einer, nur auf einem Fuße gehend, den andern absterben lassen, ein anderer aber den Arm immer über dem Kopfe trägt, so daß er ihn nicht mehr herunter biegen kann, beyde der Gegenstand frommer Verehrung. Mehr noch findet er hier Gelegenheit zu Beobachtungen, deren Resultat zum Theil schon angegeben, indem er die verschiedenen Sitten seiner muhamedanischen Schiffleute und seiner Hindudiener (die beyde sich gesondert ihr Mahl bereiten, beyde Verschiedenes essen) vergleicht. Die Ananas kostet hier kaum einen halben Kreuzer. Für eben so viel kauft man so viel kleine Fische, als ein Mann auf einen Griff mit beyden Händen faßt.

Zu den rührendsten Schilderungen und Episoden in dem ganzen Buche gehört vielleicht der Besuch, den Heber dem Nachkommen eines alten, berühmten Raja, des Kissan Tschund, in den zufällig entdeckten Ruinen seines alten gothisch-mauresken Schlosses abstattet. Hier finden sich die Elemente zu allem dem, was Scotts Romane für das Gefühl, das über herabgekommene Größe noch trauern kann, so ergreifend macht. Der Enkel eines Mächtigen, der einst, ein freyer Dynast, mit den Engländern offenen Krieg geführt, jetzt zu düsterer Unthätigkeit und Armuth verurtheilt, ein kümmerlich Stübchen in den Ruinen des mächtigen Pallastes seiner Altvordern bewohnend, und nun ein Paar alte Polster, goldenes Flitterwerk zusammenstoppelnd, um einem Beamteten seiner neuen Herren Audienz zu geben, würdig seines Standes. Und zwey Knaben, Bilder der Schönheit und Unschuld, neben ihm, kaum ahnend, was ihre Ahnen gewesen, kaum wissend, was Armuth sey, in der sie leben! Und dazu als Decoration das vom Epheu umwucherte zerstörte Schloß, ein altorientalisches mit gothischem

Portal, Kühe in den Höfen, eine zersprengte Kanone, Nattern zischend im Schutt, und die Schakals heulend nach Nahrung umher. Die Enkel des mächtigen Fürsten laufen nackend umher, aber sie wundern sich, daß Heber nicht persisch spricht, denn persisch muß der vornehme Mann aus altem Geschlechte so gut sprechen, als unsere Diplomaten französisch.

Der Tieger liegt gern trocken und reinlich und in der Nähe von Wasser; nur sehr hungrig und gereizt fällt er Menschen an. Einmal verwundet, denkt er auf keine Flucht mehr; nur beym Angriff stürzt er einen kurzen Schrey aus, sonst ist er still und stirbt auch still. — Die Zigeunter findet Heber in Indien wie in Europa; ihr Stammland ist gewiß Persien, obwohl sie auch dort hindostanisch sprechen. — Die Schiffahrt auf den Nebenströmen, die alljährig ihr Bette wechseln, Sandbänke ansetzend und Inseln wegreißend, ist so beschwerlich, daß das Schiff oft über Untiefen getragen werden muß. Zuweilen sieht der Reisende sich genöthigt, einen neuen Kanal graben zu lassen! — Die heiligen Stiere — das Symbol der Gottheit, der sie dienen, ist ihnen eingebrannt, — bilden auch eine seltsame Erscheinung. Aufgefüttert, gemästet von der Frömmigkeit der Reichen, sind sie Freyherrn im Lande, die Niemand anrühren darf. Ohne Scheu dringen sie in die Gärten, und stecken ihre Schnauzen, sich nach Lust bedienend, in die Buden der Obsthändler und in die Läden der Kuchenbäcker. — Die Ottern sah er hier zum Fischfang gebraucht. Beym Eintritt in den Ganges muß dem Khizr geopfert werden, einer muhamedanisch-rabbinisch-mythologischen Person, aus der Mythe von Eliefer, dem Knechte Abrahams, und dem Propheten Elias gebildet, der aber, mit dem St. Georg etwas identificirt, auch den Christen gewogen ist, zum Tage des Gerichts auf weißem Rosse reiten wird, bis dahin aber allen See- und Wasserfahrern hülfreich ist.

In Dacca verliert Heber seinen Reisegefährten und Freund, den Kaplan Stowe, einen würdigen Mann, dessen Krankheits- und Todesgeschichte (hier beyläufig gesagt), so sehr sie das edle Herz des Bischofs bekundet, zu weitläufig für den Zweck des Buches erzählt ist. Dacca selbst ist, wie gesagt, ein Ort der Ruinen, zwey Drittel der Stadt sind übergrünte Trümmer von Faktoreyen und Pallästen. Der Handel hat sich fortgezogen, es leben kaum siebenzig Europäer daselbst, und doch hat Dacca noch eine Bevölkerung von 300,000 Köpfen, größtentheils Muhamedaner. Es ist die Residenz der abgesetzten Khane, Emirs oder mit welchen noch kostbarern Titeln der Kaiserhof von Delhi die muhamedanische Aristokratie belehnte. Sie

murren hier in Unthätigkeit und Schwelgerey ihrem Schicksale und der »handeltreibenden« Regierung, der sie, freye Dynasten, deren Voraltern nie Handel getrieben, dienen und zollen müssen! »Unsere Väter schlugen mit ihrem Schwerte die Götzendiener,« rufen sie, »und diesen Götzendienern gibt die Compagnie Ehren und Würden, die sie uns verweigert.« Wären die Birmanen bis Dacca gedrungen, so hätten sie unter den mißvergnügten Moslem gewiß Unterstützung gefunden. Besonders zu fürchten, meint Heber, wäre die unthätige Jugend des moslemischen Adels. Ohne Anstellung und Beschäftigung führe sie der Müßiggang von selbst auf gefährliche Gedanken und zu die Ruhe des Staates gefährdenden Unternehmungen.

Durch verschiedene Nullahs (Nebenströme) und über mehrere Ellen hoch überschwemmte Felder wendet sich Heber nach dem Hauptstrome des Ganges zurück, auf dem er von nun an seine Reise weiter fortsetzt, dem Strom entgegen steuernd. Ehe er Bengalen verläßt, zieht er die traurigsten Nachrichten über den unsichern Zustand des flachen Landes ein. Es ist der Regierung nicht gelungen, dem Ueberhandnehmen von Räubereyen zu steuern, denn jede Hütte, jedes Bauernhaus birgt in seinen männlichen Bewohnern eine Bande Räuber, die es im Augenblick wirklich werden, wo Noth sie treibt, und die Gewißheit, daß sie unentdeckt bleiben, sie lockt. Der Nachbar überfällt den Nachbar bey Nacht, raubt ihm Alles, auch das Leben, nachdem er ihn gefoltert, daß er seine verborgenen Schätze angebe. Oft stehen diese Räuberbanden in ausgedehntesten Verbindungen, ja unter der Protection eines großen Semindars, der dadurch der Schrecken und Gegenstand der Achtung für die Umgegend ist. Niemand kann ihm beweisen, und ungern zeugt Jemand gegen den, dessen Hände in der Nacht so weit reichen. Keine sittlichen Grundsätze schrecken von dem Verbrechen zurück, denn weder die Religion des Hindu, noch des Moslem predigt Sittengesetze, und die Braminen (oft selbst mit einverstanden) und die moslemitischen Mollahs und Imams haben darin keinen Einfluß über das Volk. Nur die Furcht vor der eisernen Strafe wirkt hier. Der Autor vergleicht diesen höchst unseligen Zustand mit dem Irlands, nur mit dem Unterschiede, daß in Indien gar keine politischen Motive sich einmischen.

Menschen sind nicht sicher vor diesen Räubern, das Sittengesetz heiligt sie nicht; aber ein fetter Affe, der, von einer Dorfschaft, vielleicht als ihre Gottheit! — erhalten, in einem Busche sein bleibendes Quartier aufgeschlagen hat! Das Thier ist so zahm, daß es, sobald ein Schiff anlangt, und es die Bereitung der Speisen riecht, so schwerfällig es ist, zum Wasser herab-

watschelt, und seinen Zoll verlangt. Jeder Hindu gibt ihm Reis, Brot, Früchte, und wehe dem, der diesen Liebling anrührte. Nur muß das fette Thier sich leider Nachts dazu bequemen, auf einen Baum, aus Furcht vor den Schakals, zu klettern. — Eben so fehlt es unter den Moslem nicht an bettelnden Derwischen, die eine wahre Landplage sind, da sie, als Bettlercaste, den Beruf vom Vater auf den Sohn forterben. — Die Ameisenhaufen am Ganges sind von einer Größe, daß die ägyptischen Pyramiden im Verhältniß zu dem Geschlechte, das sie erbaut, nichts wären gegen diese Werke der Termiten!

Kerniger wird das Volk und der Boden mit dem Eintritt in das höher gelegene Hindostan. Der Ganges drängt sich schon durch Felsen, es gibt Wasserfälle an seinen Nebenarmen, die fernen Berge schimmern blau herüber, und die Ufer sind an Denkmälern, Prachtgräbern, Höhlen u. s. w. reich. Der Hindostaner verschafft sich selbst sein Recht, wo der Bengalese mit aufgehobenen Armen bettelt, und in Buglipur läßt uns der Reisende mit einem noch kernigern Gebirgsvolke, den Puharri, bekannt werden, welche, am Fuß des Himalaya wohnend, kaum zu den Hindu zählen, indem sie nicht ihre Sprache reden, nicht ihre Gottheiten anbeten, vielmehr ein mit minder abergläubischen Vorstellungen und Gebräuchen verunreintes Religionssystem haben, keine Kasteneintheilung kennen, und bis vor kurzem — von den rechten Hindu verachtet, und nicht viel anders behandelt wurden, als das Thier des Waldes, das man niederschießt, wo man es trifft. Die Engländer haben sich dieser verfehmten Räuber angenommen, erkannt, daß sie nicht so schlimm sind, als man sie ausgeschrieen, Schulen für sie angelegt, ihnen Beschäftigung gegeben und Soldaten aus ihnen gezogen, die an Tapferkeit und Treue alle überbieten. Jüngst wieder von der Regierung vernachläßigt, empfiehlt sie Heber derselben auf dringendste, weil sie hier eine Stütze sich erziehen könnte, die den Britten einst, bey einer möglichen Krisis der indischen Angelegenheiten, von äußerstem Vortheil werden könnte. Das ausführliche Kapitel über dies interessante Bergvolk ist besonders interessant, indem es ein vollständiges Bild gewährt. Uebrigens meint der Verfasser, daß die Puharri zu jenem weit über Südasien verbreiteten rohen Urvolke gehören, das unter dem Namen der Bhils zerstückt hier und dort in den Gebirgen zum Vorscheint kommt, überall befeindet, ja wie herrenloses Wild von den braminischen oder muhamedanischen Einwohnern der Ebene gejagt. Erst die Europäer, die Britten haben diesen unglücklichen, meist sehr scheuen und tapfern Resten einer frühern Bevölkerung Schutz verschafft und einige Rechte eingeräumt.

Ueber Patna, eine Stadt voller Ruinen, und Dinapur, eine bedeutende Militärniederlassung, setzt Heber seinen Weg nach dem alten heiligen Benares fort. Lustig nimmt es sich aus, wenn, wie bey Dinapur, mitten unter orientalischem Wesen eine so echt europäische Colonie zum Vorschein kommt, und das Auge unter Pisang und Aloe kleine Schilder entdeckt mit großen goldenen Buchstaben: »Zum Gartenvergnügen des —« »Schneidermeister X.,« »beste Stiefelwichse.«

Das Land wird an der Gränze von Allahabad so überaus reizend, daß des Bischofs Diener voll Entzücken ausruft: »Herr, warum hier dich nicht ankaufen!« Heber weist ihm die sehr vernünftigen Gründe, warum die Gesetze dem Europäer dieß verbieten, nach. Wäre es erlaubt, so würden die Beamten unter der Firma des Kaufs den Eingebornen ihre Güter abpressen, wie dieß früher die Muhamedaner gethan. Und doch scheint es jetzt auch im Interesse der Eingebornen zu liegen, daß von den Europäern hier einheimisch werden, und ihre Bitten gehen dahin, den Güterverkauf den Englischen nachzulassen! So reizend die Gegend ist, wird sie aber darum nicht sicherer, als die Niederungen Bengalens. Der hohe Reisende läßt sich überall von Gensdarmen mit Lanzen geleiten, und man wundert sich und freut sich, wenn er ohne Anfall anlangt. Es existirt hier eine eigene Art Extrapost, die Däk oder Tragepost, vollständig von Station zu Station organisirt, und nicht eben theuer.

Es sind viele interessante Punkte in Heber's Reisen, sein Bericht über die altberühmte Moslem-Hindu-Stadt Benares ist aber leicht das alleranziehendste, freylich mehr des Stoffes wegen, der auch unter ungeschickteren Händen Leben und Theilnahme gewinnen mußte; doch gewinnt auch unseres Autors Feder an elastischer Kraft bey den Wundern, die ihn hier fast erdrücken. Wir sagen erdrücken; denn um Benares zu schildern, daß man eine klare Totalanschauung erhalte, braucht er mehr Zeit und Absicht, als gelegentliche Beobachtung. Eben aber die subjectiven Eindrücke Eines, der nicht darauf ausging, zu beobachten und zu beschreiben, und doch dabey ein Mann von warmem Gefühl dafür ist, haben eigene Farbe, und oft lernt man den Gegenstand aus solchen Auffassungen näher kennen, als durch eine gründliche, planmäßige Beleuchtung. Wir folgen hier nun deßhalb dem Autor strenger als bisher, wo ein Resumé genügte.

Benares ist eine höchst merkwürdige Stadt, sagt Heber, vollkommener und charakteristischer morgenländisch als irgend eine, die ich sah, und zugleich von allen bengalischen völlig verschieden. Kein Europäer lebt in der Stadt (die Engländer in der Vorstadt Serole), auch sind alle Straßen zu eng für ein gewöhnliches

Fuhrwerk. Das Kabriolet mußte fast am Eingange schon halten, und der übrige Weg wurde im Tondschon zurückgelegt, und ganz durch so gewühlvolle, so schmale und so gewundene Gäßchen, daß selbst ein Tondschon manchmal nur mit Mühe durchkam. Die Häuser sind meist sehr hoch gebaut, keines unter drey, manches bis sechs Stock, ein Anblick, den ich zum ersten Male in Indien hatte. Die Straßen sind dazu bedeutend niedriger, als die Soligkeit der Häuser, und diese haben meist gewölbte Unterbaue an der Vorderseite, im Hintergrunde derselben aber Laden. Ueber diesen sind die Häuser mit Verandah, Gallerien, vorspringenden Fenstern und sehr breiten und überhängenden Traufen, welche von ausgeschnitzten Unterlagen getragen werden, geziert. Die Zahl der Tempel ist sehr groß, die meisten sind aber klein, und stecken, wie Kapellen, in den Straßenecken und unter dem Schatten eines hochragenden Hauses. Ihre Gestalt ist indeß nicht unangenehm, und viele von ihnen sind ganz bedeckt mit schöner Schnitzarbeit von Blumen, Thieren, Palmzweigen, welche in Genauigkeit und Reichthum dem Besten gleichkommen, was ich an griechischer oder gothischer Baukunst gesehen habe (!!). Das Material ist ein guter Stein von Tschunar, aber die Hindu streichen ihn gern dunkelroth an, und besonders bemalen sie die hervortretenden Theile gern mit Blumentöpfen, Männern, Frauen, Stieren, Elephanten, Göttern und Göttinnen in ihrer ganzen vielgestalteten, vielhändigen, vielköpfigen und vielbewaffneten Mannigfaltigkeit in recht grellen Farben. — — Heilige Stiere des Siwa jeglichen Alters schlendern träge auf und ab in den schmalen Straßen, oder liegen quer darüber hin, daß sie, um einem Tondschon Platz zu machen, kaum fortzubringen sind — denn Schläge, die man ihnen gibt, müssen von der zartesten Art seyn, oder wehe dem Gottlosen, der den Vorurtheilen der fanatischen Menge zu trotzen versucht! — Affen, welche dem Heniman, dem göttlichen Affen, geweiht sind, der Ceylon für den Rema besiegte, sind in einigen Theilen der Stadt eben so zahlreich, klettern auf allen Dächern und allen Vorsprüngen der Tempel umher, stecken ihre unverschämten Köpfe und Hände in jeden Frucht- oder Kuchenladen, und nehmen den Kindern die Speisen beym Essen weg. — Auf Fakirhäuser stößt man alle Augenblicke. Mit Idolen geziert, erschallen sie unaufhörlich mit dem Klingklang und Getrommel des Winas, Biyâls und anderer mißtönender Instrumente, während die frömmelnden Bettler aller Hindusecten von jeder nur erdenklichen Mißgestaltung, wie sie Kalk, Kuhmist, Krankheit, zerzaustes Haar, Krüppelbeinigkeit und widerlich ekelhafte Stellungen der Büßenden hervorbringen können, wörtlich das Spalier an beyden Seiten der Haupt-

straßen machen. Die Zahl der Blinden und Aussätzigen (oder derer, die es scheinen) ist ebenfalls sehr groß. Hier sah Heber mehrere Beyspiele jener Büßungen, von denen er in Europa nie gehört: daß Leute ihre Beine oder Arme, durch die stete Haltung derselben in einer unnatürlichen Lage, freywillig verkrüppelt, oder ihre Hände so lange geballt halten, bis die Nägel auf der Außenhand herauswachsen! — Ihr gewöhnliches Geschrey: »Aga Sehib (der gewöhnliche Name für Europäer) gib mir was zu essen,« leerte bald des Bischofs Beutel, es waren aber nur Tropfen im Ocean. Die Zudringlichkeit der Uebrigen, als sie weiter um die Stadt kamen, verschallte in dem Lärm und Getöse! »So sind Anblick und Ton, die den Fremden begrüßen, wenn er in die »heiligste« Stadt von Hindostan tritt, auf »den Lotus der Welt, nicht gegründet auf gemeiner Erde, sondern auf der Spitze von Siwa's Dreyzack, in einem Orte, der so geheiligt ist, daß, wer in ihm stirbt, welcher Secte Glied er immer sey, und wäre er selbst Rindesser, so er nur mildthätig ist den dürftigen Braminen, seiner Seligkeit gewiß seyn kann!« Mehr hat doch noch keine abergläubische Götzenreligion versprochen, daß selbst der Ungläubige selig wird durch die beseligende Nähe eines heiligen Ortes!

Eben seine Heiligkeit macht Benares zum Sammelplatz aller Bettler. Denn außer der Menge Wallfahrer, die aus jedem Theile von Indien, wie von Tibet und Birmanien, ungeheuer ist, kommt eine große Menge reicher Leute bey zunehmendem Alter und fast alle vornehmen Männer, die von Zeit zu Zeit in Ungnade gefallen, oder sonst durch, in den Hindustaaten gewöhnliche Revolutionen aus der Heimat vertrieben sind, hierher, um ihre Sünden abzuwaschen oder ihre leeren Stunden mit dem Uebermaß von Ceremonien auszufüllen. Ihre verschwenderische, unüberlegte Mildthätigkeit an jeden ist die wahre Atzung aller Bettler.

In dem reichen Hause eines Braminen hier, das ihn in seiner halbgothischen vorspringenden, geschmückten Bauart an Venedigs Palläste auf Canaletto's Gemälden erinnert, findet er an der Wand des Prunkzimmers einen Kupferstich von — Werthers Leiden! Auch inländische Gemälde, wenigstens Porträts, von geübter Hand, deren Eigner, der Hindumaler Lall-jen, schwerlich jemals ein italienisches Kunstwerk gesehen. Doch ist im Lob über Malerey auch dem Urtheil der Engländer nie unbedingt zu trauen. Ein Knabe von schlauen Anlagen aus der Braminenkaste, der in der Missionärschule sich besonders hervorgethan, macht in der prächtigen Hauskapelle dieses Braminenhauses den gefälligen und eifrigen Cicerone des Bischofs. Aber

indeß sein Eifer den feisten Pandit, der kein Englisch versteht, ergötzt, macht er sich gegen den Christen über den Hindu-Aberglauben lustig. Heber sieht die Sache ernsthaft an, und fürchtet, daß der Unterricht in beyden Religionssystemen aus den pfiffigen Knaben Heuchler machen, oder einen eben so gefährlichen Indifferentismus nähren könne. Ein Mann mag nach den Maximen der Braminen glauben was er will, ja er kann sagen was ihm beliebt, ohne entkastet zu werden, und so lange er nur nicht getauft ist, und nicht ißt noch trinkt mit Christen oder Paria, ist er, auch in Benares, ein ganz guter Hindu!

Benares ist eine eben so gewerbfleißige und reiche als geheiligte Stadt. Auf dem großen Markte strömen die Shawls des Norden (Cashemir), die Diamanten des Süden und die Musline von Dacca zusammen, und selbst hat es beträchtliche Seiden-, Baumwollen- und feine Wollen-Manufacturen, während von hier auch alle europäische Luxusartikel über Indien verbreitet werden. Es hat an 600,000 Einwohner, die nur oft schon durch die Religionszwistigkeiten der Moslems und Hindus blutig an einander gerathen sind. Die Regierung mußte ihre Sepoys marschiren und schießen lassen, um Eintracht zu erzwingen; sonst aber wird die polizeyliche Ordnung der Stadt durch eine aus der Bürgerschaft selbst gewählte Bürgergarde trefflich aufrecht erhalten, indem kein europäischer Soldat und Beamte darin wohnt. Wenn man hört, daß alljährig 20,000 Mihirattenpilger, bewaffnet und von räuberischen Sitten, hierher ziehen, daß unter den Moslems und unter den Hindu hier die verschiedenartigsten Sekten ihre Heiligthümer haben, solche, die von Glaubenswuth entbrannt, sich täglich in den Haaren liegen möchten, so gränzt dieß an ein Wunder, und macht der polizeylichen Politik des Gouvernements alle Ehre. Einmal, als durch die Moslem bey jenem Bürgerstreit das Gangeswasser durch das Blut einer heiligen Kuh entweiht war, war der Ganges selbst in Gefahr, seine Heiligkeit zu verlieren, und die Braminen zogen heulend, zähneklappernd, hungernd und durstend umher, und es war drauf und dran, daß Benares, das hindostanische, wäre verlassen worden! Eine Condolenzvisite sämmtlicher brittischer Beamten und ihre vernünftigen Vorstellungen, ob nicht so heilige Männer, wie die Braminen, ihren heiligen Fluß durch Opfer wieder heiligen könnten, brachten die Braminen zur Vernunft, den Fluß wieder zu Ehren und die Stadt wieder in Ordnung. Auf ähnliche Weise beruhigte das Gouvernement ein andermal die Bevölkerung, als diese, empört wegen einer ihnen unrecht scheinenden Haussteuer, auf seltsame Weise die Regierung durch Drohungen davon abbringen wollte. Auf der

Erde kauernd zu Hunderttausenden vor den Thoren, sich kasteyend und hungernd, riefen sie von Morgen bis Abend Fluch den Urhebern der Steuer, und nach ihrem Aberglauben mußte der Fluch auch über die ostindische Compagnie kommen, wenn sie nicht einwilligte; nämlich wer so »dhurna« sitzend, wie es heißt, stirbt, kommt als Quälgeist über den unbeugsamen Gegner. Die Regierung aber, klüger, wartete die Geister der Todten und die Lebenden als Bittsteller ab, und that nichts. Man ermüdete, schlich sich nach Hause, und als alles in Ordnung war, ließ die Regierung weislich von ihrer Forderung nach. Benares erhebt sich amphitheatralisch mit seinen prachtvollen, reichen und hochberühmten Tempeln vom Gangesstrande aus in die Höhe, und der felsige Boden, auf dem es gebaut ist, gehört zu den gesündesten Stellen Indiens. Aber in seinem köstlich von der Regierung ausgestatteten Hinducollegium wird von durch diese besoldeten Lehrern den Hindukindern ein Aberglaube gelehrt und erläutert, der von ihren Vätern schon vergessen war!

Von Benares fährt Heber über Tschunar, Mirzapur nach Allahabad, wo er den Ganges verläßt, um sich landeinwärts nach den nördlichsten Besitzungen der Britten am Himalaya zu begeben. In Tschunar, einer unbezwinglichen Felsenfestung, wird ein Hauptfeind der brittischen Regierung, der gefährliche Maharattenhäuptling Trimbuck Dschi, lebenslänglich eingesperrt, streng verwahrt. Weit merkwürdiger ist hier ein stiller Felsenkeller, überschattet von einer Heiligenfeige, der heiligste Ort in ganz Indien; denn hier, nach der einstimmigen Hindusage, sitzt der Allmächtige neun Stunden des Tages auf einem Steine, während er nur drey in Benares verweilt! So heilig ist der Ort, daß selbst der Hindu ihn nicht mit Bildern ausgeschmückt hat, sondern vor Ehrfurcht in den Staub fällt, wenn er sich ihm nähert! — Mirzapur ist durch die brittische Herrschaft zu einer blühenden Stadt geworden; denn wenn gleich die moslemitischen Magnaten, die sonst den Glanz der Städte ausmachten, zum Theil verarmten, hob sich seitdem der Gewerbfleiß und mit ihm der begüterte Mittelstand.

In Allahabad, das auf trockenem, gesunden Boden am Zusammenflusse zweyer mächtigen Ströme, des Ganges und Dschumna, vielleicht die günstigste Lage in ganz Indien hat, ist Heber noch Zeuge des mit allem Pomp und aller Lust gefeyerten Ramayanafestes, das mehrere Tage dauernd, übrigens jetzt den religiösen Charakter fast ganz verloren hat, und zum erheiternden Volksschauspiel geworden ist. Rama mit seinem Bruder Lackschmana sind die Hauptpersonen. Jenem wird seine verlobte Braut Sita vom bösen Riesen Ravana

geraubt. Mit Hülfe des berühmten Affen Hanimân, der ein ganzes Affenheer commandirt, wird sie aber dem bösen Riesen, nach manchem abgeschlagenen Sturme auf seine Papierburg, entrissen, gereinigt und von Neuem verlobt. Liebliche Kinder von zwölf Jahren spielen äußerst geschickt die Götterrollen — vor alten Zeiten, d. h. vor denen der Engländer, wurden sie darauf von den Braminen vergiftet, damit es heißen konnte: ihre Geister wären eingegangen in die Gottheiten, welche sie dargestellt — ein bärtiger Sepoy-Soldat, der den großen Affengeneral gab, schien sich aber vor Heber seiner Rolle zu schämen. Dieser fand eine in die Augen springende Aehnlichkeit zwischen diesem zum Lust- und Schauspiel gewordenen alten Cultus und dem Bacchusdienste der griechischen Mythe. Noch jetzt statten in Benares und andern Orten die Reichen mit ihren Shawls, Teppichen und Juwelen freygebig die Schauspieler aus.

Unter großer officieller Bedeckung reist Heber von Allahabad in das nördlich gelegene Königreich Aude, das in Lehensabhängigkeit von der Compagnie steht, aber so schlecht von seinen eigenen Dynasten, oder vielmehr deren Ministern, verwaltet wird, daß es der Wunsch der ganzen Bevölkerung ist, die Compagnie möchte die Zügel der Regierung bald selbst ergreifen. Einzelzüge von diesem »verfaulten« Gouvernement sind schon bey früherer Gelegenheit gegeben. Und die Hauptstadt dieses Reiches ohne Ordnung und Sitte zählt ihre 300,000 Einwohner! Auffallend, unter dem vielen Auffälligen war dem Reisenden hier, wie vorzugsweise wenig Achtung den Frauen erwiesen wurde. Die Polizeybeamten stießen sie auf dem Markte und beym Getümmel, dem sie steuern sollten, ungefähr so fort, wie man in England die unerwachsenen Kinder wegschickt. Die Compagnie hatte, gewissermaßen in Opposition gegen den Kaiserhof in Delhi, dem Nawab von Aude den Königstitel ertheilt, und einen formalen Vasallen dadurch, freylich auch nur formal, für souverän erklärt; was von den einsichtsvolleren Politikern, die anempfehlen, alle alte Formen stricte zu beobachten, sehr getadelt wird.

Aus diesem großen, aber eben so schlecht verwalteten, als von der Natur gesegneten Königreiche setzt der Bischof seine Reise fort nach der äußersten nördlichen Gränze der brittischen Besitzungen. Jeder Schritt durch das von kräftigen, wilden Bergstämmen bewohnte Rohilcund bis zu dem Gebiete der grausamen Ghorka's und der letzten englischen Ansiedlung und Gränzfestung Almorah ist reich an Reiseabenteuer-Interesse. Nur erwähnend deutet er auf die Heldenkämpfe, welche hier die brittische Taktik mit den wild-tapfern und grausamen Gebirgsvölkern

zu bestehen gehabt, immer unterstützt von den Unterdrückten und dem blinden Neid anderer Häuptlinge. Zu einer großartigen, zusammenhaltenden Politik ist der Orient nicht geschaffen. Wir nähern uns mit ihm durch alle Naturwunder dieser Zonen, durch vergiftete Wälder, Tiegerkämpfe, wilde Hunde (deren schon Curtius erwähnt), die Raubthiere der Schneepiks, durch Züge von Pilgern, über schwankende Taubrücken, dem größten Wunder der Natur hier, den eisbedeckten Piks des Himalaya. Hier verstummt das Wort, es sind Anblicke, vor denen der Hindu in stummer Ehrfurcht sich niederwirft. Hier reicht, wie dort in Tschunar der Bilderdienst, die Sprache nicht aus, die Gefühle bey der Allgegenwart der höchsten Schöpfung auszudrücken. Heber ist Maler genug, um, so weit die Sprache das vermag, die Kette des Himalaya mit ihren vielfachen grünen Vorketten uns anschaulich zu schildern. Von dem eigentlichen Hochkamm sah er nur die Piks des Nandidevi. Er war aber auch Zeichner, und es existiren in England viele gestochene sketches von seiner Hand, die auch zum Theil durch kleinere Nachstiche bey uns bekannt geworden sind. Er ist also auch darin der erste, der uns diese Theile des Orients durch Bilder näher gebracht hat.

Aus den Schneeregionen, wo sie unter kräftigern Geschlechtern, als Bengalen und Hindostan aufweisen, gelebt, und, kaum einem glühenden Klima entstiegen, mit empfindlicher Kälte zu streiten gehabt, wendet sich die Mission wieder südlich nach der alten Kaiserstadt Delhi. Dies Transit Gloria-Gemälde ist nicht ohne Rührung zu lesen. Delhi entstand, wie die meisten großen orientalischen Städte, nicht durch innere Nothwendigkeit, sondern durch den despotischen Willen mächtiger Herrscher. Was das Werk des Augenblicks ist, kann der Macht der Zeit nicht trotzen. Noch häusen und drängen sich Hunderttausende um die kläglichen Rudera der alten Großmogulherrlichkeit, noch suchen sie Erwerb durch ihre gegenseitigen Bedürfnisse, aber schon liegt Delhi zwey Mal in Trümmer, und das Auge schweift meilenweit über Ruinen. Was ist dagegen Rom? Nur vermöge einer künstlichen Wasserleitung, von den Moguln in der Vorzeit angelegt, wurde die Weltstadt mit Wasser versehen. Der Aquäduct war lange Zeit zerstört, und Hunderttausende waren in Verzweiflung. Englische Ingenieure mußten nach der Besitznahme Delhi's die Wasserleitung wieder herstellen, und es war ein rührend erhebendes Volksfest, wie die Einwohnerschaft das erste ankommende Wasser wie das Nahen eines Gottes empfing, was natürlich die Britten populär machte. Die Ruinen des alten Delhi, das zwey Mal an einem jedesmal veränderten Orte auferbaut worden, unterscheiden sich mit dem kleinen Theil, der

noch nicht Ruine ist, darin von andern großen indischen Städten, daß hier alles moslemitisches Alterthum ist, und zum Theil aus einer sehr frühen Vorzeit. Der arabisch-gothische Styl herrscht überall vor, auch in der kaiserlichen Burg, die in ihren Ruinen und architectonischen Verzierungen noch heute würdig der großen Idee ist, welche man von des Großmogul Pallast hat. Nur im Innern, im Haushalt der armen herabgekommenen Familie aus Timur's Stamm, deren Haupt noch immer den Kaisertitel führt und kaiserliche Ehren, die ihm brittische Gnade oder Politik zulassen, sieht es nicht nach den goldenen Zeiten von sonst aus. Der Großmogul war ein Bild der Herrlichkeit, so sprüchwörtlich in Europa, daß es selbst Kinder im Munde führten, und hier lese man, was davon geblieben! Etwas schlimmeres als ein Nichts. Und das Schlimmste ist, daß der alte Mann sich noch darüber freuen kann, daß man ihm einen leeren Schein gelassen hat!

Ueber Agra, dessen Umgegend so reich an Denkmalen aus Sultan Akbar's großer Zeit, deren gothisch-maurische Bauart an Schönheit und Eleganz die nicht kirchlichen Gebäude gothischen Styls in Europa weit übertrifft, — sie sind genugsam aus andern Werken bekannt, daß hier nicht mehr als eine Andeutung gegeben wird — geht Heber's Reise durch Mittelindien nach den Küsten des arabischen Meeres.

Eine furchtbare Reise, deren Schrecknisse die Gemüther seiner eingebornen Leute dergestalt erschrecken, daß sie zurück wollen. Nur verdoppelter Lohn kann die bengalischen Träger vermögen, durch das Reich der Rajaputanen ihren geliebten Lord Sahik zu tragen. Freylich stammen die Rajaputanen, als die echtesten Bramahindu's, in directer Linie von der Sonne ab; freylich sind sie noch jetzt das stolzeste, das edelste, das kriegerischeste Volk in Indien, und die übrigen Hindu räumen ihnen willig ihren Adel ein; alles das hindert aber nicht, daß der Kultur- und gesellige Zustand ihres weiten Reiches ein höchst trauriger ist. Gegen die Oberherrlichkeit der Großmogule haben sie sich ziemlich unabhängig erhalten, in sich aber sind diese mächtigen Feudalherren so uneinig, ihr Land ist so gedrückt, und die Uneinigkeit setzt sie den räuberischen Einfällen aller Nachbarn aus, daß nach den Begriffen eines Europäers kein geselliger Zustand mehr unseliges haben kann. Auch halten sich, im Verhältniß zum übrigen Indien, hier sehr wenig Europäer auf. Das weite, zur Zeit noch unabhängige Land der Rajaputen besteht aus kleinen, völlig unter sich unabhängigen Dynasten von mehr oder minderer Macht; es hält sie kein gemeinsamer Bundesverein zusammen. Nur gemeinsame Furcht kann sie vereinigen. Unter jedem stehen eine Menge Lehensgrundbesitzer, Va-

fallen, unter dem Namen Thukuren, die, unumschränkte Herren ihrer Bauern, ihren Lehensherren so lange gehorsam sind, als diese Macht haben, den Gehorsam und die Abgaben zu erzwingen, sonst aber ebenfalls ziemlich unabhängig in ihren festen Bergschlössern trotzen. Das Verhältniß der Rajaputen zur ostindischen Compagnie ist ein sehr precäres. Rings umgeben von den englischen Besitzungen, erkennen sie de facto die Obergewalt der Britten in sofern an, als sie unterlassen, was der Regierung mißfällig seyn könnte, d. h. auch nur so lange, als sie Furcht vor ihr haben; Zoll entrichten sie nicht, nur Geschenke dann und wann, um sich Gunst zu verschaffen. Indessen handelt die brittische Regierung mit einer so römisch-anglicanischen Politik; sie unterhält feste Stationen in der Mitte des weiten Landes, hat ihren glanzumgebenen, mit allen Familienverhältnissen der Dynasten wohl unterrichteten Gesandten, der ihre respectiven Höfe bereist, den Spion und Vermittler machend, und weiß, den Schwachen gegen den Starken haltend, von dieser Seite, zumal seit der Ueberwindung der Maratten, alle Gefahr für ihr künstliches Reich zu entfernen. Ueber lang oder kurz muß auch Rajaputana ganz unter ihre Botmäßigkeit kommen, und das Land wird dadurch nicht verlieren. Dem gedachten Unterhändler, Sir David Ochterlony, begegnet Heber, und der Aufzug dieses ganz zum morgenländischen Emir gewordenen Schotten ist merkwürdig genug.

Im Gegensatz zu Delhi und Agra ist das Land der Rajaputanen durchaus ein reines Hindu. Die Dynasten sind Braminen aus der reinsten Klasse, und so stolz sind einige auf ihre unverfälschte und unvermischte Abkunft von den Kindern der Sonne, daß sie selbst zu den Glanzzeiten der Mogule jede eheliche Verbindung mit ihnen als Befleckung zurückwiesen. Sie heiraten nur unter sich, woraus dann aber mit der Zeit Geschlechter geworden sind, denen Mark und Kraft abgeht, daß sie nur noch im entnerveuden Sündenhange Lebensmuth erhalten. Reich ist dagegen das Land an Erinnerungen an ihre große Vorzeit, und es dünkte dem Reisenden fabelhaft, welche ungeheure gothische Bauten im edelsten maurischen Styl er in diesen unzugänglichen Höhengegenden Mittelindiens antrifft. Alle übertrifft das Bergschloß von Umir, gegen das selbst das königliche Schloß von Windsor unbedeutend wird. Was den mannigfaltigen, malerischen Effect, den Reichthum der Schnitzarbeit, die milde Schönheit der Lage, die Anzahl und romantische Eigenthümlichkeit der Gemächer und zu dem das Befremdende betrifft, solch ein Gebäude an solchem Orte und in solchem Lande zu finden, so, bekennt Heber, könne er nichts mit Umir vergleichen: »Es

ist noch in gutem Stande, gewährt aber einen einsamen und verlassenen Anblick, und als unser Führer mit seinem Schlüsselbunde eine eisenvernietete Thür nach der andern aufschloß, und uns führte über Söller und auf Thürme, dann wieder steile, dunkle Gänge hinab, durch eine Folge von einsamen, stillen Höfen und düstern, gewölbten Kammern, die man nur durch gefärbtes Glas sah (alle Fenster sind bunt), und welche durch Schnitzwerk, Vergoldung und Spielwerk noch mehr schwermüthige Kraft erhielten, da trat uns Allen, sagt der Reisende, die Vorstellung von einem Zauberschlosse vor die Seele!« Diese wird noch genährt, als der Führer sie plötzlich durch ein dunkles, niedriges Gewölbe in einen kleinen Hof führt, wo der erste Gegenstand, der dem Bischof vor Augen kam, ein Pfuhl voll Blut in dem Pflaster war, wobey ein Nackter mit blutigem Schwert in den Händen stand. Man begreift leicht, wenn er versichert, daß ihm das Blut in den Adern erstarrt, und er unwillkürlich die schwere Gerte in der Hand stärker gefaßt. Vor Alters wurde hier, um die Göttin zu versöhnen, jeden Tag, wie die Sage behauptet, ein Mensch geopfert; später hat sie sich mit einer Ziege begnügt, und von der kam das Blut.

Den armen Rajaputanen helfen indeß ihre hohen Schloßbauten nichts; nur um vor dem Gesindel sich zu schützen, müssen die Städter ihre Thore schließen, und jenes nebst den Reisenden in die Vorstädte verweisen. Es ist aber nur das leichteste der Uebel, an denen sie tragen. Wenn ihre Obrigkeiten ihnen nur keinen Schutz gewährten, so ließe sich das leichter ertragen, als die Furcht vor ihrer Laune. Die Ranni (Fürstin) von Dscheipur, eine noch junge Dame, die mit ihrem Minister lebt, läßt in derselben Nacht, wo Heber dort übernachtet, eine ihrer Edelfrauen umbringen, und alle edeln Frauen in der Stadt zitterten, als der Bischof abreiste, vor einem ähnlichen Schicksale. Merkwürdig dagegen ist, in diesem Lande der Unsicherheit, die Sicherheit, deren die Brindjarri, eine sonderbare wandernde Volksfamilie, welche sich damit beschäftigt, Getreide von einem Orte zum andern zu bringen, genießt. Sie ziehen in großen Zügen mit Weibern, Kindern, Hunden und beladenen Stieren, und tragen Waffen nur zum Schutze gegen gewöhnliche Diebe, denn von Seiten der Souveraine und Kriegsheere haben sie nichts zu fürchten, ja sie werden nicht einmal gehindert, wenn sie es feindlichen Heerhaufen ins Lager führen. Beyde Theile achten und ermuntern einen Gewerbszweig, dessen Unterbrechung für beyde gleich üble Folgen haben könnte. — Die Bhaten und Tscherunen sind die uralt durch göttliche Traditionen installirten Barden der Rajaputanen, höher verehrt als die Bramapriester;

jene sind heilig und unantastbar, diese eben so, nur mit dem Unterschiede, daß sie selbst eine Art göttlicher Ritterpolizey sind, berufen zum Schutz der Hülfsbedürftigen.

Bey Banswarra trifft Heber den furchtbaren See, in welchem die Rajaputen den größten Theil ihrer neugebornen Töchter ersäufen. Anderwärts — es wird vor den Engländern verborgen — ertränkt man sie lieber in einem Gefäß mit Milch oder gibt ihnen Opiumpillen, denn es ist eine Schande für eine vornehme Familie, eine unverheiratete Tochter zu haben, und noch viel schlimmer, sie an Jemand von niederer Geburt zu verheiraten. Ein Factum ist, daß die hochgebornen Rajaputen viele Söhne haben und immer nur wenige Töchter. Die englischen Befehlshaber haben sich sehr viel Mühe gegeben, diesem grauenhaften Herkommen zu steuern, es ist ihnen aber nur theilweise gelungen, und die Häuptlinge antworten auf die Vorwürfe der brittischen Beamten: »Gebt uns die Mitgift für die Töchter, und sie sollen leben!!«

Auf der weiten Reise nach Bombay macht Heber die Bekanntschaft eines ausgezeichneten Mannes und Lehrers, Swami Narrain, der der Reformator der Hindu auf dieser westlichen Küste zu werden hofft. In orientalischem Aufzuge, von Hunderten bewaffneter Anhänger und fanatischer Schüler begleitet, trifft er auf den Bischof, und ihr Gespräch ist nicht ohne Interesse. Swami Narrain zeigt sich als milder Lehrer, als schlauer Kopf und ein Mann, wohlbewandert in den Systemen der Völker, aber er scheint — nach Heber (der Befangenheit auch des besten Anglicaners ist indeß darin nie ganz zu trauen), sich einem Moses, Mohamet und Christus an die Seite setzen zu wollen. Eine Vereinigung kommt natürlich nicht zu Stande, doch hofft der Reisende von seinem Einfluß auf die Hindustämme (und er wird von mächtigen Häuptlingen geschützt) viel hinsichtlich der Besserung des sittlichen Zustandes dieser Striche.

In Surate schiffte er sich nach Bombay ein, welche herrliche Handels- und Küstenstadt, als näher Europa gelegen und vielfach sonst beschrieben, von seiner Feder weniger geschildert wird. Doch deutet er an, daß ihre imposante Lage am Fuße der jähen Gebirge der Ghat's, welche, den ganzen Küstenstreif fortlaufend, nur einen schmalen Erdstrich der Kultur überlassen, das unermeßliche Meer zu seinen Füßen mit den reizenden Inseln, die lebhafte, gemischte Bevölkerung, der Blick auf die im Ocean untersinkende Sonne, welcher alltäglich Tausende von parsischen Feueranbetern hier ihre Andacht bezeugen, auf ihn von einem größern, wohlthuendern Eindruck, als alles

bisher Gesehene gewesen; wozu freylich kommt, daß er hier nach einer beynahe jährigen, beschwerlichen Reise seine Gattin und sein Kind wieder trifft. Seine Excursion auf die Inseln, namentlich Elephanta, und ins Innere über die ungeheuren Bergketten, welche die europäische Kultur von den nur halb gekannten Besitzungen der Bergvölker trennen, sind theils minder bedeutend, theils, ihr Resultat wenigstens, schon vorhin angedeutet, als wir Heber's Meinung über das Alterthum der Höhlentempel, die sich hier vorzugsweise finden, besprochen. Alle diese Tempel rühren der Sage nach vom König Pandu her. Das Gouvernement von Bombay zeichnet sich vor den übrigen ostindischen durch die große Sorgfalt des Gouverneurs Elphinstone für die öffentlichen Schulen und Erziehungsanstalten aus.

Von Bombay schifft er nach Ceylon; hier waren europäische Kultur und Missionen schon mächtig. Das Alterthum, ein wesentlich verschiedenes von dem zu Benares, lag dem Bischof nicht so nahe, als der Fortgang der Schul- und Missionsanstalten und die allerüppigste, gesegnetste Natur dieser wunderbaren Insel. Doch machte er hier Bekanntschaft mit Buddhistenpriestern, deren Sprache und Gottesverehrung er äußerst verwandt mit der der Dschänen erkannte, die sich an verschiedenen Theilen des indischen Festlandes vorfinden. Der Gräuel des weiblichen Kindermords herrscht auch hier. Heber verrichtete Gottesdienst in derselben Halle, wo der heidnische König von Candy, ein entsetzlicher Wütherich, noch zwölf Jahre früher (1812) zu sitzen pflegte, um die Qualen derer mit anzusehen, welche er verdammt hatte, von eigens dazu gehaltenen Elephanten zu Tode gestampft zu werden. Hier zwang er auch die Frau eines seiner Minister durch Folterqualen, weil sie im Verdacht einer Verschwörung gegen ihn stand, mit eigener Hand ihre Kinder in einem Mörser zu zerstoßen, um dann selbst zum Tode geführt zu werden!

Mit Ceylon, von wo er wieder nach sechzehnmonatlicher Abwesenheit nach Calcutta segelte, endet Heber's erste Missionsreise. Schon Ende Januar 1826 tritt er indeß seine zweyte nach der Küste von Coromandel an. Diese zweyte, kurz dauernde, denn der Tod des edlen Mannes endete sie, ist indeß für die Kenntniß Indiens weniger fruchtreich, da er sich hier fast ausschließend mit dem sittlichen und kirchlichen Zustande der verschiedenen christlichen Sekten beschäftigt, und seine Mußezeit mit Schreiben und Abhandlungen darüber ausfüllt. Er findet in dieser Beziehung hier übrigens viel Geordneteres und es ist viel mehr vorgethan, als auf der nördlichen Expedition. Vor-

züglich interessiren ihn hier die sogenannten Thomaschristen, Eingeborne, welche schon die ersten portugiesischen Seefahrer als Christen an diesen Küsten vorfanden, und welche vom heiligen Thomas, dessen Grab auch hier zu sehen, bekehrt seyn wollen. Durch die lange Trennung von der übrigen christlichen Gemeinschaft und umringt von lauter Götzendienern ist natürlich auch ihre Kirche von abergläubischen Gebräuchen erfüllt.

Von Madras aus, wo Heber landet, setzt er seine Reise zu Lande südwärts an der Küste von Coromandel fort. Die Hitze hier ist indeß so fürchterlich, daß sie in der Regel nur des Nachts weiter ziehen. Bey Tage müssen Diener die Hängematten vor den Fenstern fortwährend begießen. Unterlassen sie es nur kurze Zeit, so dringt ein Gluthauch ins Zimmer, der den Aufenthalt unerträglich macht. — Unter den »sieben Pagoden,« an der Küste südwärts von Madras, sieht er die Stelle, wo die Brandung, nach dem Ausdruck der Braminen, rollt und heult über die Stadt des großen Bali. Ein ganz alter Tempel des Wischnu steht unmittelbar am Rande mitten unter dem Geklitsch des Seeschaums. Wirklich sieht man noch Ueberbleibsel, wie z. B eine schlanke Säule, die sich mitten aus den Wogen erhebt und bezeugt, daß an dieser Stelle die See ins Land hineingewachsen ist. Die Vorstellung wird als höchst poetisch geschildert. Die Ruinen des wirklichen Maha-Bali-Pura liegen einige tausend Schritte entfernt unter den Klippen des Ufers. Als Metropolis der alten Könige vom Geschlechte Pandion ist der Ort von großer Bedeutung gewesen, und seine Felsen sind in Säulengänge, Tempel, Reliefs ausgehauen und gut ausgeführt. Besonders zeichnet sich ein Elephant mit zwey Jungen durch eine »allerliebste« (!) Ausführung aus. Heber sah ein Relief, das den Bali auf einem Throne sitzend darstellt, wie er vor Schrecken zusammenfährt in dem Augenblicke, wo Wischnu seine Verkleidung als zwerghafter Bramin, in welcher er den »König der drey Welten« gebeten hat, ihm doch drey Schritte seines Königreiches zu erlauben, fahren läßt, und nun in seiner himmlisch-gigantischen Gestalt dasteht, reichend von der Erde bis zum Himmel, und »schwingend alle Waffen in seinen unzähligen Händen« hoch über dem Haupte des unglücklichen Raja, der riesenhaft, wie er selbst gewesen seyn soll, doch nun wie ein bloßer Lilliputaner vor der »erhaltenden Gottheit« (Wischnu) steht.

Vor Sadras sieht der Reisende die ersten Bajaderen dieser südlichen Gegenden. Sie werden, jung für den Tempel eingekauft, mit einer gewissen Sorgfalt erzogen, und lernen außer Tanzen und Singen auch Lesen und Schreiben. Obwohl ihr

Tanz unanständiger genannt wird, als der der hindostanischen Figurantinnen, so enthält ihre Erscheinung doch nichts Unzüchtiges. Das Geld, das sie für ihr Metier erhalten, ist den Göttern geweiht; wenn sie alt oder krank sind, werden sie ohne Mitleiden von den Braminen ausgestoßen. Doch sollen die meisten jung sterben. Gegen das Gerücht, daß die Bajaderen nach ausgestandenem Dienste oft ansehnliche Heiratspartien machten, behauptet Heber, daß er keinen Fall der Art in Erfahrung bringen können. Im Gegentheil sey ihr Name ein Scheltwort unter den Frauen des Landes, und kein Mann von angesehener Kaste heirate eine aus ihrer Zahl.

Auf der Reise durch Trankebar bis Tritschinopoli wird vorzugsweise die außerordentliche Thätigkeit eines außerordentlichen Mannes, des Missionär Schwarz, ans Licht gestellt. Heber hatte geglaubt, daß dieser lange vor ihm verstorbene Mann den großen Ruf, den er bey Heiden und Christen und unter allen Parteyen der letzteren genießt, einer zu großen, vielleicht sträflichen Nachgiebigkeit verdanke, allein er fand, daß der Ruf noch nicht genug des Guten über diesen menschenfreundlichen und so außerordentlich thätigen Heidenbekehrer gesagt habe. Schwarz, ein dürftiger Missionär aus der Neumark, hatte durch unermüdlichen Eifer, Klugheit, weise Mäßigung und christliche Liebe nicht allein (seit seiner Ankunft, Mitte vorigen Jahrhunderts) auf diesen Küsten eine beträchtliche Anzahl Heiden bekehrt, sondern auch einen Einfluß bey den einheimischen Fürsten und europäischen Machthabern gewonnen, der es ihm möglich machte, das entsetzliche Loos von Hunderttausenden zu verbessern. Er war während der verwickeltsten, traurigsten Zeiten Vater eines Volkes, Patriarch, Rathgeber, Dolmetscher, Gesandte, Minister. Der Raja von Tandschore, einst ein Wütherich und Verfolger, baute in den letzten Jahren seines Lebens dergestalt auf den Rath dessen, der ihn in den Zeiten seines Unglücks nicht verlassen, daß er ihn zum Gouverneur und Statthalter seines Adoptivkindes und Nachfolgers ernannte, und dieser junge, der jetzt regierende, Raja — ein Braminenfürst als Zögling des neumärkischen Missionärs Schwarz! — ehrte so seinen Lehrer, daß er ihm ein kostbares Epitaph setzen lassen, und selbst — ein englisches Gedicht darunter zu seinem Preise gedichtet hat. Bey der Gelegenheit führt uns Heber bey diesem halb europäischen Raja ein. Er selbst, nicht Christ, vielmehr treuer Bramine, Kenner des Shakspeare, der alten und neuen Geschichte, führt, Fürst in einem durchaus orientalischen Lande, ein traurig isolirtes Leben. Sich selbst hat er unter der Reihe Puppen und Pagoden in seinem Ahnensaale von

der Hand eines Flachsmann verewigen lassen; aber so muß ihn die Unseligkeit seines Zwitterstandes überkommen seyn, daß er seinen Sohn und Nachfolger nicht über den Bildungsstand herauszuheben versucht, in dem das Volk steht, das er einst beherrschen soll. Der junge Mann spricht kaum englisch, und der Vater lehnt Heber's freundliches Erbieten ab, ihn mit sich nach Calcutta zu nehmen. — In Tritschinopoli endigt Heber's Reise, und mit ihr seine Berichte über Indien, wie es ist. Nachdem er noch am Morgen daselbst die kirchlichen Geschäfte mit gewohntem Eifer betrieben, findet man den würdigen Mann Nachmittags (am 3. April 1826) entseelt in dem Bade, das er zur Erholung von seinen Anstrengungen genommen!

In unsern Andeutungen dessen, was der Leser in diesen Nachrichten über Indien finden wird, haben wir absichtlich eben nur das zusammengestellt, was unsere Vorstellungen von dem alten Indien vervollständigen, berichtigen oder widerlegen kann, indem sie das neue Indien, als auf dem alten erwachsen oder es fortsetzend, beschreiben. Neben diesem Hauptinteresse für uns haben des Bischofs Nachrichten aber noch ein anderes, das für ihn das Hauptsächliche war, den kirchlichen Zustand des der ostindischen Compagnie unterworfenen Gebiets zu untersuchen und zu beschreiben. Wiewohl der emsige deutsche Herausgeber mit allem Eifer und großen Kenntnissen das dahin Gehörige zusammengetragen und von auswärts her zu ergänzen gesucht hat, so bleibt es doch immer mehr Untersuchung als umfassende Darstellung, und die Schrift kann — bey allen humanen Eigenschaften ihres Autors — doch immer nicht die Eigenschaft verläugnen, die ihr der Stand ihres Urhebers — eines anglicanischen Geistlichen — von selbst aufdrückt, es ist eine Parteyschrift. Er bekämpft irrthümliche Annahmen, die ihm so scheinen, hebt das System, dem er angehört, heraus, und breitet nur den Mantel der christlichen Liebe über die Bestrebungen derer, die anders denken. Um deßhalb eignet sich dieser Theil des Werkes weniger hier zur erläuternden Anzeige.

Mit gleichem Fleiße und ersprießlicher als Ganzes hat der deutsche Herausgeber das Leben des ausgezeichneten Mannes, der uns jene Nachrichten aus Indien schenkt, ausgearbeitet. Wir thun wieder einen Blick in ein altenglisches Familienstillleben, was uns in diesen zerrissenen Tagen trostreich erfreuen kann, denn es ist voller altehrbarer Tugend, Sitte und Behaglichkeit. Früher gottseliger Eifer trieb den Jüngling Heber zum Studium der Theologie. Seine angesehene, begüterte Familie hat Pfarreyen und Rectoreyen zu vergeben, und es wurde

ihm daher nicht schwer, früh schon die angesehenste, wirksamste Berufsthätigkeit zu gewinnen. Hoch als Redner, Schriftsteller, Dichter geehrt, hochgebildet durch frühe weite Reisen bis ins Innere des russischen Reiches, berufen dereinst zu den höchsten geistlichen Würden Großbrittanniens, nahm er, zum Erstaunen aller seiner Collatoren, den Ruf nach Indien an, in ein Land, dessen Klima schon vor ihm einige Lordbischöfe bey kaum begonnener Thätigkeit hingerafft hatte. Keine weltlichen Vortheile konnten ihn bestimmen; er verlor durch dies Opfer, aber er folgte einem Rufe, der ihm ein göttlicher dünkte. Seine Wirksamkeit, sein leutseliges, wohlthuendes Auftreten ist durch Indien gefeyert, wie nur der Name eines alten Gottes und Heroen. Christen und Heiden vergossen Thränen bey der Nachricht seines Todes; und man ehrte sein Andenken durch Kanonenschüsse, Stiftungen, Bildsäulen und woran menschliche Erfindung reich ist, einen theuren Todten in der Erinnerung lebendig zu erhalten. Selbst die Hindupriester steuerten dazu bey. Leider hat das fürchterliche Klima schon zwey seiner Nachfolger in dem sauren Amte dahingerafft.

Der deutsche Bearbeiter — es ist nur wenig Uebersetzung — verdient, wie gesagt, allen Dank für seinen von Kenntnissen und Einsicht unterstützten Fleiß, mit dem er ein so reichhaltiges Werk componirt hat. Offenbar war seine Absicht: ein wissenschaftliches Werk von altem Schlage zu liefern, was sich entfernt hielte von dem Modeartikel der Reisebeschreibungen, Reiseskizzen und Reisebildern. Nichts desto weniger ist er in dem Streben zu weit gegangen, und hat, um den Vorwurf der Flüchtigkeit zu vermeiden, zu viel gegeben. Beyde starke Bände sind überlastet von Adiaphoris, die mit leichter Mühe abgeschnitten würden. Dieß hindert aber nicht, daß das Werk, wie es ist, eines der lehrreichsten, würdigsten und interessantesten ist, welche seit vielen Jahren die deutsche Presse verlassen.

W. Alexis.

Art. V. Erste Wanderung der ältesten Tonkunst, als Vorgeschichte der Musik oder als erste Periode derselben, dargestellt von Gottfr. Wilh. Fink. Mit 8 Kupfertafeln. Essen, bey G. D. Bädeker, 1831. 8. 271 Seiten.

In der Vorrede zu diesem, Sr. k. H. dem Mitregenten, Prinzen Friedrich, Herzog zu Sachsen, zugeeigneten Buche erklärt der Verfasser, daß es seine Absicht war, »eine möglichst geordnete übersichtliche Darstellung des Wesens und Ganges der ältesten Tonkunst, eines im Zusammenhange bisher noch nicht erörterten Gegenstandes, zu versuchen,« ohne daß er jedoch da-

bey gemeint haben könne, jeden einzelnen Punkt bis auf das Letzte erschöpft, und die Wünsche aller Leser in allen Theilen der Verhandlungen immer gleichmäßig befriedigt zu haben.

Die Schwierigkeiten, welche bey diesem Unternehmen zu überwinden waren, sind nicht gering. Die besten Untersuchungen des Alterthümlichen mußten benützt, aus allgemeinen, weitschweifigen, die Musik kaum berührenden Werken mußten zerstreute Einzelnheiten zusammengelesen und mit dem gewählten Gegenstande in Verbindung gebracht, folglich viele Werke der ältesten und neuesten Schriftsteller verglichen werden. Dieß Alles ist, wie aus dem Werke selbst zu sehen, mit eben so viel Umsicht als Fleiß geschehen, und daß der Autor es vorzog, »lieber kurz als lang darzustellen,« kann ihm um so mehr nur zum Lobe gereichen, als er sich einer durchaus deutlichen Kürze beflissen hat.

Der Einleitung (S. 1—4) könnte man vorwerfen, daß sie in einem etwas zu poetischen Style geschrieben sey: allein die schönste der schönen Künste kann in dem, der sich anschickt, von ihr zu handeln, leicht einen gewissen Grad von Begeisterung erwecken, und die daraus entstandene Ungleichheit der Schreibart ist um so weniger anstößig, als jenes Poetische sich in den ersten Abschnitten des Werkes selbst unmerklich verliert, und der Vortrag im Verfolge des Buches immer als zierlich und gefeilt erkannt werden muß.

Der I. Abschnitt (S. 4 — 17) enthält: Das Nöthigste von den alten Aegyptern. Die Geschichte und Kultur der Menschen schritt bekanntlich von Osten nach Westen vor. Der Autor gründet hierauf die Behauptung, daß die Aegypter nicht das erste kunstreich und wissenschaftlich gebildete Volk, am bestimmtesten — wie späterhin dargethan werden soll — dieß nicht in der Musik waren, sondern daß ihr Land die erste nachzuweisende Bevölkerung und Einrichtung von den südlicheren Aethiopiern erhielt: wie es denn geschichtlich erwiesen sey, daß alle Bildung Aegyptens sich von Süden nach Norden, von der Katarakten-Gränze nach Theben, von da nach Memphis und endlich nach Alexandria verbreitet habe. Die Werke Villoteau's und Roussier's über die Musik der alten Aegypter werden hier, das erste als zu nachlässig behandelt, und die Hauptsache nicht hinlänglich beleuchtend, das zweyte als eine musikalisch-geschichtliche Phantasie angeführt, die nur im Einzelnen und in Nebendingen belehren kann. Aus dem Satze, daß »Dichtkunst und Musik nicht ohne ein freyes Bewegen des innern Wesens gedeihen,« der Betrachtung entgegengehalten, daß — außer in China seit seiner spätern Zeit — Abgemessenheit

und Steifheit nirgends weiter getrieben sind, als sie in Aegypten von jeher bestanden, zieht der Verfasser einen neuen Beweis gegen die Abstammung der Tonkunst aus diesem letzteren Lande, und wirft dabey zugleich einen tadelnden Blick auf die Griechen, die in ihrer Musikkenntniß äußerst befangen gewesen seyn mußten, da sie es für etwas Löbliches ausgeben konnten, daß jede Kaste, vom Könige bis zum Hirten, ihre feststehenden Weisen hatte, von denen nicht abgewichen werden durfte.

Der II. Abschnitt (S. 18—24) handelt: Von den Indiern und Chinesen. Eines dieser Länder wird hier für die Wiege der Kultur erklärt, wo auch der Ursprung der Musik zu suchen sey. Zu bestimmen, welchem Lande aus diesen beyden wir ein so unschätzbares Geschenk verdanken, will der Verfasser aus Mangel einer gründlichen Geschichte der Urzeit nicht wagen; doch neigt seine Meinung sich gegen China, »als dem gesegneten, ausgebreiteten Lande, das seinen Umgebungen nach weniger den Einfällen wilder Horden ausgesetzt war, als Indien.«

III. Abschnitt (S. 24—33): Vom Uebereinstimmenden der Chinesen und der Hindus, in Bezug auf die Tonkunst insbesondere. Obschon durch seine geographische Lage von dem benachbarten Indien gesondert, und dadurch zu einer eigenthümlich fortschreitenden Bildung veranlaßt, ist doch zwischen China und jenem Lande eine in frühester Zeit Statt gehabte Verbindung augenscheinlich. Bey der Untersuchung dessen, worin sie in Beziehung auf Tonkunst übereinstimmen, will der Autor sich weder an Amiot, noch an William Jones halten, da Ersterer für China, Letzterer für Indien offenbar allzusehr eingenommen ist. Es wird hier die Aehnlichkeit einiger ihrer Instrumente, ihrer, mit solchen herumziehenden Tänzerinnen, und ihrer heiligen Gesänge, der gleichmäßige Abgang musikalischer Harmonie (nach unserer heutigen Bedeutung) angeführt, welch letztern Mangel auch die Hebräer und die alten Griechen mit ihnen getheilt hätten.

Diese Behauptung, daß nämlich auch die Griechen die mehrstimmige Musik nicht gekannt hätten, ist, besonders in neuerer Zeit, so oft wiederholt worden, daß nur zu wünschen wäre, sie auch bewiesen zu sehen. Die Fragmente einiger Hymnen, die auf uns gekommen sind, möchten zu diesem Beweise wohl nicht hinreichen, da es noch gar nicht ausgemacht ist, daß diese — so verschieden entzifferten — Melodieen wirklich die den Gesang führenden, und nicht vielleicht Mittelparte eines mehrstimmigen Gesangstückes waren; wodurch zugleich der oft gar zu seltsame, einem gebildeten Ohre widerstrebende Gesang sich erklären ließe,

den man aus diesen Stimmen herausgelesen hat, ohne dargethan zu haben, daß sie wirklich die Oberstimme, oder — wie man will — die einzige Singstimme des Stückes waren. Daß sich unter jenen Bruchstücken keine in Form unserer heutigen Partituren mehrstimmig geschriebene befanden, kann wohl um so weniger als Beweis für obigen Satz gelten, als auch alle europäischen Componisten, zum Theil noch bis in das sechzehnte Jahrhundert n. Chr., ihre vielstimmigen Werke nicht in Partiturform, sondern in einzelnen Stimmen geschrieben haben, von welchen manche der Mittelparte — zumal bey acht- und mehrstimmigen Gesängen — wollte man sie aus den übrigen herausreißen und für Oberstimmen gelten lassen, eine nicht viel weniger sonderbare Melodie darbieten möchten, als die uns bekannten altgriechischen Gesänge. — »Sie gaben« — die alten Griechen nämlich — »zu der Melodie eine Octave,« sagt der Autor S. 31, »und zuweilen eine Quinte, und wenn wir das Höchste zugeben, etwa zu einem andern Tone noch eine Quarte. Das war alles.« — Die Unwahrscheinlichkeit, daß die Musik der alten Griechen auf so niedriger Stufe stand, dürfte nicht nur aus den, an Wunder gränzenden Wirkungen, welche ihre angesehensten Schriftsteller davon erzählen, an denen — rechnet man auch viel auf den Enthusiasmus eines leicht entzündbaren Volkes — doch immer etwas Wahres seyn muß, das immer noch hinreicht, ihre Musik für viel höher gestellt zu achten; sondern vorzüglich aus der Betrachtung folgen, wie unglaublich es ist, daß ein Volk, das in den übrigen schönen Künsten eine, noch jetzt als Vorbild geltende Vollkommenheit erreicht, und in denselben einen eben so feinen als richtigen Geschmack bewiesen hat, von der Tonkunst allein so mangelhafte Begriffe gehabt haben sollte, daß es dasjenige, was wir heut zu Tage für altgriechische Musik halten, ohne alle Harmonie, für das Höchste in dieser Kunst zu Erreichende genommen, und demselben so ungeheure Wirkungen zugeschrieben hätte.

IV. Abschnitt (S. 33—60): Uebereinstimmendes beyder Völker und Vergleichung mit anderen in Hinsicht auf Takt und Tonleiter. Hier wird angeführt, daß jenen alten Völkern (Chinesen nämlich und Indiern) eine völlig gleich abgemessene, immer gleichförmig wiederkehrende Zeiteintheilung, wie wir sie unter dem Namen Takt kennen, völlig fremd war. Der Verfasser meint, es wäre — weil sie der Kunst der Harmonie unkundig waren — ein solches gleichbleibendes Zeitmaß auch nicht nothwendig, ja, im Ganzen, bey der ungemeinen Langsamkeit ihrer feyerlichen Gesänge, unschicklich, bey ihren bewegteren Gesängen und Tänzen aber sogar

nachtheilig gewesen. Will man auch dieß annehmen: so scheint doch der Beweis, der hierüber geführt wird, von einer irrigen Grundlage auszugehen. Der Autor sagt nämlich (S. 35): »Wir brauchen, um dieß zu fühlen, noch jetzt, wo wir doch so sehr an Takt gewöhnt sind, nur Viele unserer einfachen Lieder vorzunehmen und ohne Vorurtheil nachzusehen, ob sie sich schöner in ganz vollkommen gehaltenen Taktmaßen, oder mit frey gelassener, bald anhaltender, bald eilender Bewegung ausnehmen. Viele werden sich, von empfindenden Sängern vorgetragen, zuverlässig mehr Eingang verschaffen.« So wie oben der Satz aufgestellt ist, daß die Chinesen und Indier eine völlig gleich abgemessene Zeiteintheilung nicht kannten, wird hierunter Niemand eine bloß langsamere oder schnellere Bewegung in der nämlichen Taktart, sondern entweder den gänzlichen Mangel eines, in der Eintheilung der Töne sich gleich bleibenden Zeitmaßes, oder eine fortwährende Vermischung verschiedener Taktarten, gerader und ungerader, verstehen, wie solche z. B. S. 40 in dem dort notirten alt-böhmischen Nationaltanze vorkömmt. Daß ein mäßiges, nicht durch zu häufige Wiederholung in Mißbrauch ausartendes Beschleunigen oder Zurückhalten der nämlichen Taktart beym Vortrag gefühlvoller Melodieen von Wirkung seyn kann, ist allgemein bekannt; allein dieß scheint um so weniger in dem Sinne des Satzes zu liegen, zu dessen Bekräftigung der Vortheil eines freyeren Vortrags angeführt wird, als die Entzifferer derjenigen Gesänge, die uns als altgriechische dargestellt werden, darin ebenfalls mit ungleichen Taktarten wechseln zu müssen glaubten; woraus — zusammengehalten mit dem, was hier von den Chinesen und Indiern gesagt worden — sich der Schluß ziehen läßt, daß die alten Völker insgesammt kein gleichförmiges Zeitmaß in ihrer Musik anwendeten, sondern die Töne ihrer Melodieen, nach der Prosodie ihrer Sprache oder dem Inhalt der Worte, in völliger Unabhängigkeit von irgend einer bestimmten Zeiteintheilung absangen.

Zu fernerer Ueberzeugung von der Entbehrlichkeit des Taktes (immer jedoch nur bey bloß melodischen, nicht harmonisch begleiteten Gesängen) wird S. 36 angeführt: »Von schriftlichen Angaben der einzelnen Takte war, wie Jeder weiß, lange, sogar noch bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein, nicht allgemein die Rede und früher gar nicht. Man hatte also nur eine Art musikalisches Maß, das wir rhythmischen Takt, d. i. gewisse Gesang- und Tanz-Abschnitte oder Einschnitte. im Gegensatz zu unserm taktischen Gleichmaß, am liebsten nennen möchten.« — Auch diese Beziehung scheint dem Referenten hier nicht völlig am

rechten Orte. Zwar sind aus dem sechzehnten Jahrhunderte viele, darunter sehr bedeutende und schätzbare Tonwerke vorhanden, in welchen die einzelnen Takte durch die heute üblichen Taktstriche nicht bezeichnet sind; allein dieselben sind demungeachtet keineswegs bloß rhythmisch eingetheilt, sondern mit Beobachtung einer gleichförmigen Zeiteintheilung geschrieben, die sich sehr leicht in unsere heutigen Taktarten auflösen läßt, und der entsprechenden meistens durch ein ganzes Gesangstück treu bleibt: wie denn dieß auch nicht anders seyn könnte, da die meisten dieser Compositionen mehr-, nämlich vier-, fünf-, sechs-, achtstimmig sind, folglich ihre Ausführung — wären sie in einem bloß rhythmischen, gänzlich ungebundenen, und nicht in einem fest bestimmten, sich gleich bleibenden Zeitmaße geschrieben, rein unmöglich wäre.

Obschon nun die Alten nicht gekannt, was jetzt Takt heißt, wird doch (S. 36 und 37) von der lärmenden Weise ihres Taktschlagens, oder, wie der Verfasser meint, richtiger, Rhythmikschlagens gesprochen, worin sie einen »Knalleffekt« beabsichtet haben sollen, und welches Geräusch »nach ihrem Stande der Tonkunst sogar zu einer Schönheit, die die gegebenen prosodischen Messungen auf das Eingreifendste hebt,« geworden sey (?).

Als Beleg, daß die alten Völker mit ihren Gesängen und Tänzen verschiedene Taktarten abwechselnd gebrauchten, wie auch Referent glaubt, werden S. 40 u. 41 altböhmische Tanzmelodieen und ein altes finnisches Runenlied in heutiger Notenschrift und Takteintheilung eingeschaltet.

S. 46 kehrt der Autor wieder zu den alten Hellenen zurück. »Sogar die Poesieen der Griechen« — heißt es dort — »denen man doch prosodische Kraft und Schönheit nicht wird absprechen wollen, bestätigen unsere Meinung *). Namentlich sind die oft sehr gemischten Versfüße ihrer dramatischen Werke, am vorzüglichsten das, was dem Chore angehört, allem nach unserer Art gleich fortlaufenden Takte sichtlich entgegen.« — Referent kann dieser Behauptung die, schon bey einer andern Gelegenheit mit gebührendem Lobe erwähnten Chöre zu dem Trauerspiele Polyxena von Heinrich v. Collin entgegenstellen, welche, durchaus in griechischen Versmaßen gedichtet, von Herrn Abbé Maximilian Stadler nicht nur mit genauester Beobachtung der Prosodie, sondern auch mit dem wärmsten Ausdruck der darin enthaltenen Gefühle in Musik gesetzt sind, ohne daß derselbe

*) Nämlich von der Unkenntniß eines gleichförmigen Taktmaßes bey den Alten.

sich gemischter Taktarten in öfter wiederkehrendem Wechsel bedient hätte.

Um den Lesern einen Begriff von der Tonfolge der ältesten Kunst oder ihrer Musiktonleiter zu geben, wird (S. 47—49) aus Amiot's Werk über China eine altchinesische Hymne in jetziger Notenschrift angeführt; woraus zu sehen ist, daß die älteste Tonleiter der Chinesen aus fünf Tönen, f, g, a, c, d, bestand, und F der Grundton aller Töne war, von welchem ihre Berechnungen ausgingen. Daß in Indien seit undenklichen Zeiten gerade dieselbe Tonleiter herrschte, wird aus Dalberg's Werke bewiesen; doch haben beyde Völker die in ihrer Scala fehlenden Töne wohl gekannt, wenn sie sie gleich in ihren ältesten, namentlich religiösen Hymnen nicht angewendet haben.

Der Rest dieses Abschnitts enthält noch ein indisches Frühlingslied und die Beschreibung eines, auf der Insel Java gefundenen musikalischen Instrumentes.

V. Abschnitt (S 60—74): Beschluß der Vergleichung der ältesten gebildetsten Völker, namentlich der Chinesen und Indier, in Hinsicht auf Tonkunst. Trotz dem, daß der Verfasser gleich im Anfange seines Buches sich vorgenommen hat, den Angaben Amiot's, als offenbar übertriebenen, nicht zu trauen, wird dieser hier doch als Gewährsmann angeführt, daß die Chinesen nicht weniger als 69, aus dem grauesten Alterthume herrührende theoretische Werke über Musik besäßen, welche Zahl noch dazu nur die vorzüglichsten derselben begreife; woraus dann gefolgert wird, daß China, unter allen Ländern, zuerst die Musik zu einer Kunst erhoben habe.

»Von den alten Aegyptern,« heißt es (S. 62) weiter, »ist uns in dieser Hinsicht gar nichts übrig. Es hat sich auch nicht das kleinste Werk dieser Art, ja nicht einmal die geringste Spur auffinden lassen wollen, die uns nur im Entferntesten andeuten könnte, daß sie jemals in ihren alten Zeiten auch nur etwas irgend einer Notenschrift Aehnliches gehabt hätten. Die alten Griechen aber kommen hier noch gar nicht in Erwähnung. Denn ihre immer genannten und immer noch nicht genug verstandenen musikalisch-theoretischen Schriften sind ja bekanntlich viel jünger, als die Schriften der Völker, von denen oben geredet wurde.« — In der Description de l'Egypte. Etat moderne. T. I., worin von S. 607 bis ans Ende die heutige, in Aegypten herrschende Musik abgehandelt ist, sagt der Bearbeiter dieses weitläufigen Artikels: »Man muß es als bewährte und unwidersprechliche Thatsache betrachten, daß die arabische Musik unserer Tage sich zur Zeit der Kalifen aus den Trümmern der alten grie-

chischen und der alten asiatischen Musik gebildet habe, welche weniger in ihren Grundlagen als in ihren Melodieen von einander abweichen« (S. 613). — Hier wird also die alte griechische und die alte asiatische Musik als gleichzeitig, und nicht jene aus dieser entsprossen, angenommen. Das in der hier angezogenen Abhandlung sehr umständlich entwickelte musikalische System, die dazu gehörigen Tonarten und Tonleitern (welche übrigens mit den im vorliegenden Werke des Hrn. Fink angegebenen chinesischen und indischen nicht die entfernteste Aehnlichkeit haben, sondern sich vielmehr den unsrigen nähern) und die achtzehn Tonzeichen ihrer Scala müßten aber — nach obiger Behauptung unsers Autors — Erzeugnisse neuerer Zeit seyn; wogegen jedoch der Umstand, daß sie von ihren zwölf Haupttonarten vier mit den vier Elementen, und die übrigen acht mit eben so viel Zeichen des Thierkreises in Beziehung setzen (Descr. de l'Egypte, S. 621), einen ältern Ursprung ihres Systems anzudeuten scheint.

Die Zahl der Beweise, daß die Tonkunst zuerst in China ausgebildet worden, wird (S. 64) auch noch durch die Erzählung vermehrt, daß Confucius seine Sammlung von Oden und Hymnen aus mehr als dreytausend uralten Gesängen ausgewählt habe. — S. 67 — 69 ist die anziehende Uebersetzung einer altchinesischen Hymne zu Ehren der Vorfahren, und die Weise ihres Vortrags und ihrer Instrumental-Begleitung mitgetheilt.

Nachdem noch mehreres für die Meinung Sprechendes angeführt worden, daß der Ursprung der Musik, als Kunst, in China und Indien — mehr aber noch in Ersterem — zu suchen sey; wird man S. 73 nicht wenig durch die Entdeckung überrascht, daß »diese älteste Tonkunst in ihrem eigenthümlich rhythmischen Takte, in Mangel an Harmonie, d. i. der Mehrstimmigkeit des Tonspiels und des Gesanges, und in der uralten fünftönigen Tonleiter sich vollkommen so unter den — Hochschotten« wieder finde! — und der Verfasser macht es sich nun zur Aufgabe, darzuthun, wie die älteste Musik von China und Ostindien nach Schottland gekommen sey.

VI. Abschnitt (S. 75 — 84): Zeugnisse und Bemerkungen darüber, daß die altschottische Musikweise ihrer Einrichtung und Beschaffenheit nach keine andere, als die altpersische und althindostanische ist.

Hier wird zuerst aus Roussier's Mémoires sur la musique des anciens gezeigt, daß die schottische Tonleiter genau mit der von Jenem angegebenen altchinesischen übereinkömmt. Die in einem, von Burney mitgetheilten chinesischen Liede

vorkommende, von den Chinesen aus ihrer Scala ausgeschlossene Septime soll demungeachtet keinen Beweis gegen jene fünftönige Scala liefern, sondern wird als ein Erzeugniß späterer Zeit erklärt, übrigens aber dieses Lied, in Uebereinstimmung mit Burney, völlig schottisch befunden, so wie sich auch aus solcher Tonleiter keine Musik verfertigen lasse, die nicht an die Melodieen in Schottland erinnerte, wovon sichs beweisen läßt, daß sie weit älter seyen, als man gemeiniglich glaubt.

VII. Abschnitt (S. 85 — 111): Das Hauptsächlichste von der Musik der alten Schotten. Der Verfasser, dem es um die möglichste Vermehrung der Zeugen für seine Behauptung zu thun ist, führt in diesem Abschnitte zuerst aus einer Reise des französischen Mineralogen L. A. Necker de Saussure durch Schottland (Genf und Paris 1815) folgende Stelle aus dem fünften Kapitel des dritten Theiles an, welches von der Dichtkunst und Musik der alten Gaelen oder Bergschotten handelt: »Daß in der Scala der Bergschotten die uns so nothwendigen Intervalle der Quarte und Septime gänzlich fehlen, ist ausgemacht richtig, und wird nur denen neu seyn, die um Alterthümliches der Musik sich nicht kümmerten. Dieser Mangel scheint aber keineswegs von einem bloßen Kindheitszustande ihrer Musik, sondern von einem uralten, leider aber gänzlich vergessenen Systeme herzurühren.« Der Autor freut sich bey Anführung dieser Worte, gezeigt zu haben, daß dieses System nicht vergessen sey, sondern wo es zuerst geblüht, lange allein bestanden, und in der Folge, obschon neben andern Systemen gehend, sich dennoch bis auf unsere Tage erhalten habe.

Aus demselben Werke des Hrn. de Saussure wird auch noch eine Art minore mitgetheilt, welches den dritten und fünften Ton der Scala um einen halben Ton vermindert, übrigens aber der Meinung desselben widersprochen, daß aus einer solchen Tonleiter — in welcher unser Verfasser (S. 90) die von Burney angegebene griechische Tonleiter erkennt — sich keine anderen als höchst barbarische Intonationen hervorbringen lassen.

Völlig muß Ref. unserm Autor darin beypflichten, daß sich in vielen Fällen die Musik alter Völker mit unseren, zu einem ganz anderen Zwecke temperirten Tonverhältnissen genau nicht mehr ausdrücken lasse, und man — nicht nur in den gewohnten Verhältnissen von halben Tönen — sondern in uns ganz fremden von Drittels- (deren die arabische Musik, Zeuge der Description de l'Egypte, noch viele hat) oder Viertels-Tönen an den Intervallen der alten Tonweisen würde zusetzen oder wegnehmen müssen. Da dieses, nach der Versicherung erfahrener Musiker, schon in den weniger besuchten Thälern der Schweiz beym Aufzeichnen ihrer

Volkslieder der Fall gewesen, muß es wohl in den höchst alterthümlichen, uns fremd gewordenen Melodieen noch weit öfter nothwendig werden. »Sehr bemerkenswerth ist noch,« fährt unser Verfasser fort, und das ist es in der That — »daß die Ossianischen Verse besonders in dem westlichen Theile des Hochlandes und auf den Hebriden noch häufig im Gebrauche sind, und immer wie eine Art Recitativ gesungen werden, also auch hier nicht nach abgemessenem Takte unserer heutigen Musikweise, sondern frey, wie wir es in China und noch häufiger in Indien finden, wie es überhaupt in den allermeisten Ländern der alten Welt angenommen werden muß. Daß endlich die Altschotten in ihren dichterischen Mythen von der Macht und Erhabenheit ihres Gesanges völlig bis zur Ueberraschung mit den alterthümlichsten Völkern, wie Chinesen, Indier und Aegypter sind, übereinstimmen, mag nur noch als nicht ganz überflüssiger Anhang angesehen werden« (S. 93, 94).

Den »Altschottischen Balladen und Liedern, nach den altschottischen Melodieen ausgesetzt von Jos. Haydn,« wird, als seit Jahrhunderten durch Zusätze und Veränderungen entstellt, der rechte und echte alte Nationalcharakter (S. 96) gänzlich abgesprochen, um so mehr, da sie durch die hinzugefügte harmonische Begleitung vollends unkenntlich geworden seyen. Kein besseres Schicksal erfahren (S. 67) die von Beethoven mit obligatem Accompagnement des Pianoforte, der Violine und des Violoncells versehenen »Schottischen Lieder,« obschon übrigens die löbliche Absicht dieser Meister, das Alte unserer Zeit genießbar zu machen, nicht verkannt wird. Auch der von George Thomson veranstalteten mit Instrumental-Begleitung von Pleyel, Haydn, Beethoven u. s. w. zu Edinburgh in Großquart und sechs Bänden erschienenen kostbaren: Collection of the Songs of Burns, W. Scott and other eminent lyric Poets ancient and modern, *united to the select Melodies of Scotland* etc., wird ein großer geschichtlicher Werth abgesprochen (S. 101). Nachdem der Verfasser die, jener Thomson'schen Sammlung von einem Unbekannten vorangesetzte Abhandlung über die National-Melodieen Schottlands einer ausführlichen Kritik unterzogen, und in derselben unter Anderen den Satz aufgestellt hat, daß die eigenthümlichen altschottischen Melodieen sich nach unseren Harmonieen gar nicht begleiten lassen, sollen sie nicht förmlich zu Grunde gerichtet werden; theilt er — damit Jeder von dem Hauptsächlichsten altschottischer Melodik und Gesangsform sich einen lebendigen Begriff bilden möge — S. 109 — 112 einige echte alte Melodieen mit.

VIII. Abschnitt (S. 112 — 119): Auf welchem Wege

gelangte diese tief asiatische älteste Tonkunst nach Schottland und auf die benachbarten Inseln? Einleitende Vorbemerkung zu dieser Untersuchung.

In einer, hier aus Burney angeführten Stelle, worin er auf die große Aehnlichkeit zwischen der chinesischen, schottischen und griechischen Tonleiter aufmerksam macht, ohne behaupten zu wollen, daß die eine Nation ihre Musik von der andern bekommen, heißt es auch: »Indessen beweist diese Aehnlichkeit wenigstens, daß sie (diese Tonleitern) alle weit natürlicher und zugleich weit älter sind, als sie auf den ersten Anblick zu seyn scheinen.« — Diese letzte Aeußerung dehnt unser Autor bis zur Behauptung aus, daß — wie man noch heute an jedem Kinde, dessen Ohr nicht durch täglich wiederholtes Hören unserer Tonleiter und Gesangweise verwöhnt ist, erfahren könne — jene alte Tonleiter ganz gewiß weit natürlicher sey, als die unsere, was auch noch aus dem Umstande hervorgehe, daß jeder ungeübten Kehle die Intonation der Quarte, der großen Terz, der Septime und Octave am schwersten falle. — Aus allen dem wird S. 117 der Schluß gezogen, daß — so wenig der Werth unserer, besonders einer geschickten Harmonie wegen, höchst empfehlenswerthen Scalen herabgesetzt werden soll — dieselben doch nur aus Vorurtheil (?) die einzig natürlichen genannt werden, und die Meinung, daß die übrigen geringer oder gar unstatthaft seyen, sich bloß auf gänzliche Nichtachtung alter geschichtlicher Thatsachen und Erfahrungen stütze.

IX. Abschnitt (S. 120 — 131): Woher stammen die alten Schotten? Auf welchen Wegen gelangten sie in ihre Nebelberge? — In diesem Abschnitte wird darzuthun gesucht, daß die Schotten gallischen Ursprungs seyen. Mehrere Haufen der Gallier sind aus dem alten Gallien (Frankreich und Oberitalien) nach Deutschland, die meisten nach Spanien gewandert, was der Verfasser aus dem so oft vorkommenden Namen Celtiberier sieht. »Kelten waren nämlich zu den Iberern (am Ebro wohnenden) gekommen, sich neue Wohnsitze suchend, und hatten sich mit ihnen vereinigt.« — »Kelten und Gallier,« heißt es weiter (S. 123), »sind aber ein und dasselbe Volk; die Stammverschiedenheit kommt vorzüglich von einer öfter sich findenden Veränderung der Aussprache. Das Volk selbst nannte sich Kaël, was die weichere römische Aussprache in Gael oder Gäl, mit ihrer Endung Gallus, umwandelte. Die Griechen hingegen behielten das K bey, und zogen das Wort in Kel zusammen, wozu sich im schnellen Sprechen das t leicht hinzuthun mochte.« — Diese Ableitung wird nun

noch weiter ausgeführt, und S. 124 dann hinzugefügt: »Dieses weit verbreitete Volk der Galen oder Kelten besetzte auch mit vielfachen, zu verschiedenen Zeiten auslaufenden und von verschiedenen Gegenden herkommenden Colonien Brittanien, Schottland und Irland.« Von der Ableitung des Namens der Völker geht der Autor nun auf jene des Namens vom Lande über, und bringt heraus, daß Caledon, die alte Benennung Schottlands, aus Kalen oder Galen und Don, Hügel, zusammengesetzt sey, und folglich »Bergland der Galen« bedeutet habe. — Nun kömmt die Reihe an die Aehnlichkeit dieser Inselvölker alter Zeiten mit denen des Festlandes, wobey vorzüglich angeführt wird, daß Gallier, Britten und Schotten ihre Druiden und Barden hatten; daß Cäsar im südlichen Brittanien eine Menge nach Art der Gallier gebaute Wohnungen, die Sitten der dortigen Einwohner jenen der Gallier ähnlich, Pomponius Mela aber sie nach gallischer Art bewaffnet, Tacitus endlich ihre Sprache von der gallischen nicht sehr verschieden fand. Mehrere Beyspiele von Sprachähnlichkeit zwischen diesen Inselbewohnern und ihren südlichen Nachbarn im heutigen Frankreich beschließen diesen Abschnitt.

X. Abschnitt (S. 132 — 157): Fortsetzung vom Zusammenhange und der Wanderung dieser Völker. Daß in den alleraltesten Zeiten die verschiedenartigsten Völkerschaften unter ganz allgemeinen Namen zusammengefaßt wurden, dient hier zur Einleitung der immer noch weiter ausgeführten Forschung, was für allerley Nationen unter dem Namen Gallen begriffen worden, und häufige Citationen alter und neuer Schriftsteller werden gebraucht, zu zeigen, wie verschieden der Ursprung dieses Namens angegeben wurde. — Es würde hier zu weit führen, dem Autor in seiner, mit mancher gewagten Hypothese vermischten geschichtlichen Darstellung zu folgen, von dem großen Einfalle ungeheurer Völkermassen in Medien; wie diese, gewöhnlich Skythen, von Andern auch Kimmerier (Cimmerier) genannt, von Cyaxares, des Phraortes Sohn, verjagt, ihren Zug meist nach Abend fortsetzten, wir diese Kimmerier, wenn sie auch — nach Schlözer — mit den Cimbern nicht dasselbe Volk waren, sich mit diesen leicht vermischen, und selbst dem Namen nach sich vereinigen konnten; wie die theilweise noch jetzt in Wales vorkommende Sprache der alten Britten leichter von den Kymern als von den Cimbern hergeleitet werden könne; wie die Galen auf ihren Wanderungen durch die Wohnsitze der Kymmerier sich mit diesen verbunden haben mögen, und wie endlich die Cimbern es hauptsächlich waren, die in Britannien einfielen und die kymrische Sprache dorthin

verpflanzten, welche mit der altgallischen eine und dieselbe gewesen sey (S. 145).

Auf den nächstfolgenden Seiten wird der Verband der Galen und Deutschen mit asiatischen Völkern bis zu den Persern und ihr Eindringen in Medien darzustellen gesucht, und S. 157 freut sich der Verfasser des aus allem diesen gewonnenen Ergebnisses, daß das weit verbreitete Volk der Galen von Persien und Medien aus sich auf eine sehr natürliche Weise indische Musikart aneignen konnte.

XI. Abschnitt (S. 158 — 180): Beschluß dieser Untersuchung und Folgerungen daraus. Hier wendet sich die Forschung von der Geschichte zu den merkwürdigsten der uralten, hierher gehörigen Sagen, von der Eroberung eines Theils von Indien durch Semiramis, den Unternehmungen des ägyptischen Sesostris, selbst von den Zügen des von den Griechen verehrten Dionysos, woraus »eine uralte, in die Nacht der alten Mythen sich verlierende Verbindung aller Hauptvölker Vorderasiens, Aegyptens und Griechenlands mit den ältesten Medern sich unzweifelhaft ergebe.« Da nun kein Land ausfindig gemacht werden könne, wo in so frühen Zeiten ein musikalisches System sich nachweisen ließe, das dem in Indien und China wirklich vorhandenen an die Seite zu setzen wäre; so folgt der Schluß, daß weder Aegyptens noch Griechenlands, sondern Chinas und Indiens musikalische Kunst für die erste und älteste zu halten sey.

Der Autor kömmt nun wieder auf die Unvollkommenheit der Musik der alten Griechen zurück, denen er »Gemüth, Sehnsucht nach Unnennbarem, frischblühendes und doch grübelhaftes Versenken in formlose, tief oder hoch überirdische Dinge,« welch Alles zur Erfindung und Hebung der Tonkunst erfordert werde, abspricht: dagegen aber alle diese Anforderungen in der grauen Vorzeit nirgend mehr und stärker vereint findet, als in — China (S. 167). Von dort oder von Indien sey diese Kunst nach Bactriana und dem alten Medien, weiter nach Persien und Griechenland gewandert, habe sich allmälich durch alle Länder Europas, die nördlichsten ausgenommen, verbreitet, und finde sich endlich unverfälscht in Caledonien erhalten. »Hier,« heißt es S. 176, 177, »sehen wir ein Volk, das seit den ältesten Zeiten bis nach Christi Geburt von allem Verkehr, ja sogar von aller Bekanntschaft mit allen in der Geschichte jener Jahrhunderte selbst nur leicht berührten Völkerschaften ausgeschieden geblieben war. Während unter allen übrigen ihrer frühesten Verwandten und Brüder« (der Galen nämlich) »in westsüdlichern Gegenden

unzählige Veränderungen vorfielen; während durch ununterbrochene Bewegungen und immer neue Vermischungen nach und nach selbst der Name Gal oder Gaël sich verlor, und ihre Sprache auf dem ganzen Festlande bereits bis auf kleine Erinnerungsüberbleibsel untergegangen war: erhielt sich in jenen nordwestlichen Nebelbergen einer ihrer Stämme, welcher Sprache, Lebensart und Tonkunst des grauen Alterthums rein bewahrte.«

S. 177 soll Zeile 12 v. u. statt »weder« — sowohl — und Zeile 11 v. u. statt »noch« — als auch — stehen.

»Und so glauben wir denn,« schließt dieser Abschnitt, »hinlänglich gezeigt zu haben, wo die urälteste Kunst der Musik ausgegangen, worin sie dem Hauptsächlichsten nach bestanden, wodurch sie sich hauptsächlich von den spätern unterschieden, auf welchem Wege sie sich durch das ganze südliche Asien, auch wohl einen Theil des mittlern, ferner in Aethiopien und Aegypten, von da nach dem alten Hellas und durch die Galen in dem allergrößten Theile des alten Europa ausgebreitet habe, folglich die allgemeine Tonkunst der ganzen im Alterthume bekannten Erde gewesen sey.«

Daß sich dieses Alles deutlicher oder doch umständlicher aus dem Werke selbst darstelle, als es in den hier gelieferten Auszügen möglich war, versteht sich von selbst; nur dürften gleichwohl manche Leser finden, daß man über Vieles des Verfassers Ansichten unbedingt theilen müsse, um über die Reise der Ur-Musik aus dem alten China bis nach Schottland aller Zweifel enthoben zu seyn.

XII. Abschnitt (S. 180 — 206): Genauere Darstellung der altchinesischen Tonkunst. Nachdem bisher gezeigt worden, daß die Wiege der Tonkunst in dem alten China gestanden, wie sie sich von dort aus allmälich verbreitet, und endlich in den hochschottischen Gebirgen in ihrem ursprünglichen Zustande wieder gefunden habe; wird nunmehr ihre Natur und Wesenheit näher betrachtet.

Vor Allem wird Amiot wieder als Zeuge eingeführt, daß die alten Chinesen die Harmonie, im heutigen Sinne dieses Wortes, nicht kannten; dann folgt eine ziemlich ausführliche Geschichte des altchinesisch-musikalischen Systems, das seinen Ursprung 2700 Jahre v. Chr. genommen haben soll, und wovon Einiges, z. B. die Tonleiter, schon in früheren Abschnitten behandelt wurde. — S. 192 findet sich eine interessante vergleichende Tabelle, welche die zwölf Monden mit den ihnen entsprechenden Tönen der altchinesischen Musik sammt deren Berechnung darstellt, diese mit unsern ganzen und halben Tönen zusammenhält, und woraus sich ergibt, daß ihre Ableitung der

verwandten Töne mit unsern gewöhnlichen Quintenprogressionen übereinstimmen, welche auch unsere Tonverwandtschaften bilden. Da immer nur von fünf Tönen, aus welchen die Scala der alten Chinesen bestanden habe, die Rede war, ist hier nöthig, zu erinnern, daß schon in einem der früheren Abschnitte versichert wurde, sie hätten die, jener Scala fehlenden Töne wohl gekannt, aber nie gebraucht; was auch hier wiederholt wird. Uebrigens hatten sie (S. 195) bey ihren Progressionen, was wir aufsteigen heißen, fallen, und was wir fallen nennen, aufsteigen genannt. Auch von einer Art Temperatur der Töne gibt ein eigens dazu erfundenes Instrument, Lü-tchün genannt, Zeugenschaft, womit sie die richtige Stimmung der Töne prüften. Indessen ist bey den alten Chinesen auch von einer Modulation die Rede; welcher Umstand — da sie eben so wenig als die alten Griechen (wie hier abermals gesagt wird) die Harmonie kannten — einige Verlegenheit erzeugt, der unser Autor durch die, schon im III. Abschnitte rücksichtlich der Griechen hingestellte Voraussetzung zu entgehen sucht, daß sie von den Instrumenten zuweilen eine höhere oder tiefere Octave in die Melodie des Gesanges hineinklingen ließen, »welcher sie höchstens noch, allein schon seltener, eine Quinte (nämlich zur Melodie) zugesellten« (S. 202). — Diese Voraussetzung wird durch die Beysätze »höchstens« und »schon seltener« zu einer Art von Behauptung; denn diese sprechen ein Wissen, nicht ein Glauben aus. Wie man jedoch hierüber bey dem gänzlichen Mangel an Partituren zu irgend einer Gewißheit kommen will, wenn nicht ein vor zwey- oder dritthalbtausend Jahren verstorbener Chor von Chinesen oder Griechen sammt seinen Instrumentisten aufersteht, und uns durch die Ausführung eines begleiteten Gesanges von dessen Beschaffenheit und seiner Begleitung durch das Gehör belehret, möchte schwer zu erklären seyn.

XIII. Abschnitt (S. 206 — 221): Das Nöthigste von den Instrumenten der alten Chinesen. Dieser Abschnitt wird durch sieben Abbildungen der vorzüglichsten musikalischen Instrumente jenes Volkes erläutert, und, unter Anderm S. 209 versichert, daß die Chinesen bereits im grauen Alterthume die ältesten Erfinder der Glocken sind. Eine treffliche Bemerkung, welche (S. 212, 213) sich findet, wo von den Tonwerkzeugen, deren Saiten von gedrehter Seide verfertigt wurden, die Rede ist, darf hier nicht übergangen werden. Die Chinesen schreiben diese Erfindung keinem geringeren, als dem Fo-chi zu, welcher die Reize dieses Instruments vor allen Dingen dazu angewendet, sein eigenes Herz durch dessen Töne zu beherrschen, und nachdem ihm dieß gelungen war, auch Andere dadurch zu

verbessern. »Man wird mindestens gestehen müssen,« sagt der Verfasser hier, »daß die Kindheit des Menschenlebens den Zweck der Tonkunst viel reiner und höher erfaßt hatte, als unsere herangewachsene Männerkraft, die eigensüchtig fast nichts als ihren vergänglichen Ruhm vor Augen hat, und mit allen ersinnlichen Mitteln tobender Gewalten nur die Leidenschaftlichkeit der Menge noch ausgelassener aufzureizen sich überbietet, damit die Rohheit in wilde Beyfallswuth ausbreche.«

S. 214 ist eine eben so sinnreiche als wahrscheinliche Ableitung des Beywortes chromatisch, welches wir unserer, durch halbe Töne fortschreitenden Scala beylegen, enthalten. Das vornehmste der hier oben erwähnten Instrumente, Kin genannt, hatte nämlich fünf und zwanzig Saiten, jede Saite ihren beweglichen Steg, mittels dessen Rückung man die Saite höher oder tiefer stimmen konnte; diese Stege stellten die fünf Hauptfarben vor, so, daß die ersten fünf blau, die nächsten roth, die folgenden gelb waren, auf welche fünf weiße und zuletzt fünf schwarze folgten *). Nimmt man nun diese verschiedenfarbigen Stege und die Stimmung dieser Instrumente durch halbe Töne zusammen; so hat man den Grund, warum diese Tonleiter die chromatische, d. i. die gefärbte, genannt wird: angenommen, daß dieser Ausdruck von den ostasiatischen Ländern bis nach Griechenland gewandert, von dort nach Abend weiter gedrungen, und bis auf uns gekommen sey.

Nachdem noch mehrere Instrumente, deren Einrichtung und Gebrauch abgehandelt worden, folgt der

XIV. Abschnitt (S. 222—239): Das Hauptsächlichste von den Instrumenten der alten Aegypter, nebst einigen Bemerkungen über ihre älteste Musik. Es wird hier zuerst der verschiedenen musikalischen Instrumente gedacht: das Sistrum, die dreysaitige Lyra, die Trommel, die Trompete (von Holz, Thon oder Metall), kommen nach und nach an die Reihe; allein die Erfindung derselben wird den Aegyptern abgesprochen, weil sich alle diese, mit alleiniger Ausnahme des Sistrum, welches ägyptischer oder äthiopischer Abkunft sey, in Indien wieder finden. Dagegen wird ihnen die Flöte bereits in ältester Zeit zugeschrieben. Bey Gelegenheit der Harfen gibt der Verfasser dem französischen Prachtwerke: Description de l'Egypte etc., Schuld, daß es sich häufig Verschönerung der Formen erlaubt habe, und die dort abgebildeten Instrumente daher nicht vollkommen richtig dargestellt, ja sogar manche alter-

*) Ob weiß und schwarz zu den Hauptfarben gezählt werden dürfen, mag der Entscheidung der Optiker überlassen bleiben.

thümliche eingemischt seyen, die sich gar nicht mehr vorfinden. Am übelsten kömmt (in einer Note S. 229) Hr. Champollion weg, welcher nicht nur die Mythologie völlig chaotisch gemacht, sondern sogar Inschriften verfälscht habe (?). Ungeachtet der geringen Glaubwürdigkeit des genannten Pariser Werkes werden daraus doch in diesem Abschnitte die Bilder dreyer verschiedener Harfen, der sechs-, eilf- und ein und zwanzigsaitigen, mitgetheilt, welchen noch, aus der Turiner Antikensammlung, die Darstellungen einiger anderen Instrumente, einer Lyra, eines Hackbretes u. dgl. folgen.

Die in einem alten Schriftsteller, dessen Name unserm Autor entfallen ist, enthaltene, in des falschen Demetrius Phalerius Buche de interpretatione wiederholte Angabe, daß die ägyptischen Priester das Lob ihrer Gottheiten auf ihren sieben Vocalen gesungen hätten, will der Verfasser lieber dahin erklärt haben, daß sie mit unartikulirtem Gesange, bloß auf Vocallauten, ihre Götter höher als mit Worten zu ehren gedachten, die deren Lob nie erhaben genug auszudrücken im Stande wären, als daß sie eine Leiter von sieben Tönen gehabt, und jeden Ton derselben mit einem Vocale benannt hätten.

XV. Abschnitt (S. 240—250): Das Nöthigste von den Instrumenten der Hochschotten und von der Vina der Hindus. Den Reigen der Instrumente führt die kleine, mit Stahlsaiten bezogene Harfe, womit die Barden seit den ältesten Zeiten ihre Gesänge begleiteten. Dieser folgt der Cruth (der Crooth der Gallier), eine Art Guitarre, und der Dudelsack (Piob), den man, nebst der Trommel, noch heute in Schottlands Bergen hört. Sämmtliche Tonwerkzeuge der »alten caledonischen Gaelen« finden sich in Indien wieder. Nun wird eine Zeichnung und Beschreibung der indischen alterthümlichen Vina mitgetheilt, welche mit zwey Saiten von Stahl und mit fünfen von Messingdraht, zusammen mit sieben Saiten bezogen ist; woraus der Autor den Schluß zieht, daß die Caledonier den Bezug ihres Bardenlieblings, der Harfe, ebenfalls den Hindus zu verdanken haben. Verschiedene andere Instrumente, als Pauken, Trommeln, Cymbeln, Flöten, Hörner u. s. w., welche in Ostindien gefunden wurden, und mit derley Tonwerkzeugen Persiens, Kleinasiens, Aegyptens und Caledoniens Aehnlichkeit haben, dienen zur Bestätigung des in vorliegendem Buche aufgestellten Ursprungs und Zuges der Musik.

XVI. Abschnitt (S. 251—271): Kurze Uebersicht des Zustandes der Tonkunst der ersten Periode, und vorläufige Hauptandeutungen vom Ueber-

gange zur zweyten Periode der Tonkunst. Es läßt sich keine Kunst denken, ohne bestimmte Regeln, auf welchen ihre Ausübung beruht. Da sich nun eine bestimmte, wiederkehrende, gesetzlich gewordene und verständig erörterte Ordnung der Töne zuerst, und zwar schon seit den vorgeschichtlichen Zeiten, in China findet; würde Hr. Fink den Anfang aller musikalischen Kunst ohne weiters dahin versetzen, wenn nicht die Möglichkeit, daß noch Manches für die älteste Tonkunst in Indien aufgefunden werden kann, ihn zur Vorsicht bewegte, neben China auch Indien zu stellen, obschon derselbe sich weit mehr berechtigt glaubt, den Anfang aller Tonkunst den erfindsamen Chinesen zuzuschreiben. Mehreres, was für diese Behauptung spricht, auch daß die älteste Geschichte Aegyptens wohl von Schall und Tönen, aber nichts von einer Tonkunst darbiete, wird hier in Kurzem wiederholt. Die Griechen dürfen erst in der spätern Hälfte der zweyten Periode der Tonkunst als Hauptvolk angesehen werden (S. 254), und auch hier fehlt es nicht an Zeugnissen, daß ihre älteste Tonleiter keine andere, als die chinesisch-indische war, und ihr Pentachord keine andere als die chinesische Scala gegeben habe. Von S. 257 bis 264 wird gezeigt, wie die fünf Grundtöne der alten Chinesen in der Folge durch Hinzufügung der Quarte, Septime und Octave zu sieben, aus diesen die schon früher erwähnten zwölf Lü herausgerechnet wurden, und aus den Versetzungen der letzteren vier und achtzig Modulationen entsprangen; aus welch Allem sich ergebe, daß die gesammte Aenderung des musikalischen Zustandes in der zweyten Periode der Tonkunst schon vollkommen in diesen Lehren lag; nur daß andere Völker, zu denen diese Lehren übergingen, freyer damit schalteten, als die dem Alten anhänglichen Chinesen. Es folgt nun eine Darstellung dessen, worin die Indier von jenem Volke, in Beziehung auf ein musikalisches System, abwichen.

Der Uebergang in den zweyten Zeitraum der Tonkunst fällt, nach des Verfassers Rechnung, nicht viel über fünfhundert Jahre vor Christi Geburt, und ist folglich jünger, als der Aufenthalt der gaelischen Völkermassen in Medien; wo sie daher keine andere Tonkunst empfangen konnten, als die damals dort herrschend gewesene. Daß solche nomadisirende Völkerschaften Erfinder einer Kunst gewesen seyen, lasse sich nicht denken; vielmehr hätten derley wilde Völker immer die Bildung derer angenommen, mit denen sie, als Sieger oder Besiegte, in Verbindung traten. Wahrscheinlich haben also diese Wandervölker asiatische Tonkunst nach Europa mitgenommen, und, wo sie hinkamen, etwas davon verbreitet. Von den meisten dieser Ansiedler biete die Geschichte nicht die geringste Andeutung ihres

ältesten Zustandes der Tonkunst dar; wo Spuren davon sich zeigen, habe die Musik schon längst eine andere Gestalt angenommen. Nur ein einziger Theil jener alterthümlichen Völker, welche Europa besetzen halfen, habe sich, von den übrigen abgeschieden und unabhängig, in Hibernien, auf den Hebriden, in Schottland und Walles erhalten, und eben hier, besonders unter den Bergschotten, finde sich die Tonkunst, wie sie in China zuerst bestanden habe; wobey es ein Wunder der Wunder wäre, wenn so entfernte, an Charakter und Lebensweise so verschiedene Völker, jedes für sich, eine Kunst erfunden haben sollten, die in ihrem Wesen und Vortrage so ganz eine und dieselbe ist.

Die urälteste, tief asiatische Musik habe demnach ihre Wanderung bis in Schottlands Berge fortgesetzt, und sich dort im äußersten Westen Europa's eben so fest erhalten, als im äußersten Osten Asiens, im Lande der ersten Erfindung musikalischer Kunst.

In diesen Worten liegt der Hauptinhalt des hiermit angezeigten Werkes, das eben so sehr von ausgebreiteter Belesenheit als von dem rühmlichsten Fleiße im Aufsuchen alles dessen zeugt, was zur Begründung des Satzes dienlich war, der da aufgestellt werden sollte.

Papier und Druck sind alles Lobes werth.

J. F. Edler von Mosel.

Art. VI. Pausaniae de situ Graeciae libri decem. Recognovit Imman. Bekkerus. Berol. ap. Ge. Reimer. 1826—27. Tomi II. 8mai.

Inter Graecos qui supersunt auctores Pausanias diu neglectus nunc quum maxime aliquot eruditorum studia excitavit, sagt Böckh in dem Programm für die Vorlesungen im Winterhalbjahre 182²/₃ auf der Universität Berlin, und es ist in der That auffallend, daß ein Schriftsteller, der in der neueren Zeit die ungünstigsten Urtheile über sich hat ergehen lassen müssen, dennoch gerade jetzt so viele Bearbeiter gefunden hat. Es scheint dieses der beßte Beweis für die Vortrefflichkeit des Werkes und die Unbilligkeit oder doch Uebertreibung der meisten gemachten Vorwürfe zu seyn. Wie manches von der getadelten Gesuchtheit und Verschrobenheit der Sprache mag den Abschreibern zur Last fallen; wie oft mag die gerügte, angeblich absichtliche Dunkelheit nicht sowohl in dem Pausanias, als in unserer Unkenntniß des griechischen Lebens und Wirkens ihren Grund haben; und wenn uns auch bisweilen das plötzliche Ab-

brechen bey Gegenständen, wo unsere Aufmerksamkeit gerade am meisten gespannt war, nur unangenehm seyn kann, so wäre es doch unbillig, von dem Eingeweihten ein Ausplaudern der Mysterien zu verlangen, um so mehr, da man ihm unfehlbar den Vorwurf der Geschwätzigkeit und leichtsinnigen Verbreitung religiöser Geheimlehre gemacht haben würde, hätte er jene Schweigsamkeit weniger beobachtet. Dem Eingeweihten genügten bloße Andeutungen, und wir sollten dem guten Pausanias doch nicht gar zu sehr zürnen, wenn er uns öfter zu erkennen gibt, daß er Dinge weiß, die wir nicht wissen. Welch einen Schatz der wissenswürdigsten Nachrichten verdanken wir dagegen dem Pausanias! Was wäre ohne ihn unsere Kenntniß der griechischen Kunst, dieser Blüthe hellenischen Geistes? was ohne ihn unsere Kenntniß griechischer Religion, dieses wunderbaren Erzeugnisses hellenischer Philosophie und Phantasie? was ohne ihn unsere Kenntniß von den geographischen und topographischen Verhältnissen Griechenlands, dieses Landes, wo einst das regste geistige und politische Leben seinen schönsten Sitz hatte? Und welch eine Menge der dankenswerthesten Nachrichten hat er uns aufbewahrt, und nur er, von der Urgeschichte seines Volkes an bis auf seine Zeit; wie manche Sage, wie manches Bruchstück aus alten Liedern hat er uns gerettet; ja ganze Abschnitte aus der Geschichte erhalten nur durch ihn ihr hauptsächliches Licht, z. B. die Einfälle der Galater und die Geschichte der Nachfolger Alexanders d. Gr. Erkennen wir also dankbar, was wir dem Pausanias schuldig sind, und beurtheilen wir auch seine Mängel mit Milde!

Doch eine ausführliche Vertheidigung des Pausanias liegt außer meinem Plane; wir haben es hier hauptsächlich mit dem Texte seines Buches zu thun. Es sind davon in neuester Zeit drey (oder rechnet man die in der Weigelschen Bibliotheca classica prosaicorum Graecorum enthaltene dazu, vier) Ausgaben erschienen, und zwar zwey in Deutschland von Siebelis und Bekker und eine in Frankreich von Clavier; dazu kommen noch drey Uebersetzungen, von Clavier, Nibby und Wiedasch. Siebelis standen bey seiner Arbeit keine neuen handschriftlichen Vergleichungen von einiger Bedeutung zu Gebote; von seinen Hilfsmitteln gibt er selbst T. I. praef. p. XXVI sqq. genaue Rechenschaft; es gehören dazu vorzüglich die schon von Facius benutzten Auszüge aus den Wiener Handschriften und aus der Moskauer, welche C. F. Matthäi an den Rand einer Kuhnschen Ausgabe geschrieben hat, die sich jetzt auf der kön. Bibliothek in Dresden befindet. Schon Facius hatte eine Vergleichung dieses Moskauer Codex benutzt, aber unvollständig; wenigstens sagt Siebelis (a. a. O. p. XXVII), aus der Vergleichung der Matthäischen

Collation habe er gesehen, permultas huius codicis lectiones Facium vel praetermisisse, vel, quod magis crediderim, non accepisse communicatas. Hätten wir nur die Gewißheit, daß die Matthäischen Auszüge zuverläßig und vollständig wären! Ich kann meine Zweifel nicht unterdrücken. Ueber die Unsicherheit der Wiener Collationen aber sind schon oft Bedenklichkeiten laut geworden; so sagt z. B. Siebelis: Sed horum codicum Vindobonensium lectiones credere aequum est parum integras accepisse Facium. Clavier in seinem supplem. p. 57: J'ai quelques raisons pour croire, que les collations qu'on lui (à Facius) a envoyées n'ont pas été faites avec beaucoup de soin. Auch Bekker äußert: Mosquensis et Vindobonensis a quibus quave ratione excerpti sint ignoramus. Wie wohlgegründet diese Vermuthungen sind, werden wir im Verfolge sehen.

Da Clavier den Wiener Vergleichungen den Vorwurf macht, sie scheinen ihm nicht mit der gehörigen Sorgfalt angestellt, so sollten wir von ihm erwarten, er werde seine Pariser Handschriften recht genau und gewissenhaft benutzt haben. Leider aber ist dieses keineswegs der Fall. Schon Siebelis (T. II. p. IV. u. T. III. p. II) sprach seine Zweifel aus, ob Clavier mit erforderlicher Genauigkeit und Vollständigkeit verglichen habe; und Bekker sagt geradezu: Clavigerum, quam in foro sanctissime coluit, fidem et religionem circa litteras dolemus minus necessariam duxisse. Denn abgesehen davon, daß er unter den Lesarten nur die auswählte, welche ihm bemerkenswerth schienen, gibt er oft, ob absichtlich oder aus Nachlässigkeit, mag dahingestellt seyn, unrichtige Lesarten an. Da der Vorwurf hart ist; muß er durch einige Beyspiele bewiesen werden, welche ich, aus unten anzuführenden Gründen, aus dem achten Buche auswähle, ohne lange zu suchen. Cap. 25, 1. führt Clavier aus P. (Codex Parisinus) 1410 und 1411 die Lesart τρίτα an; aber nur P. 1411 hat dieses; P. 1410 gibt τρητά. C. 25, 4 gibt Clavier aus P. 1410, 1411 τὰ ναῷ; aber P. 1410 hat τανάω. — C. 27, 10 führt Clavier aus P. 1410 an ὅτι σφήσιν; dort steht aber ὅτις σφίσιν. — C. 28, 2 nach Clavier P. 1410, 1411 οὐκ ἔτι; nach Bekker οὐκέτι. — C. 30, 4 führt Clavier aus P. 1410,

ου

1411 σκιπιόνιόν τινα an; Bekker aus P. 1410 σκιπιονι τινὰ. — C. 31, 3 will Clavier in P. 1410, 1411 μαχανίτιν gefunden haben; Bekker gibt aus P. 1410 μηχανῖτιν. — C. 37, 6 führt Clavier aus P. 1410 die Lesart ἰετέ an; Bekker fand daselbst ἰα τέ. — C. 38, 4 liest Clavier in P. 1410, 1411 ἑνὶ; Bekker führt aus P. 1410 ἔνι an. — C. 38, 5 hat P. 1410 nach Clavier πρὸς Αἰθιοπίαν; nach Bekker πρὸ Αἰθιοπίας. — C. 53, 2 soll nach

Clavier in P. 1410, 1411 τεγεάται stehen; nach Bekker τεγεᾶται. — C. 11, 2 hat P. 1410 nach Clavier ὑπόσχειται; nach Bekker ὑπόσχηται. — C. 2, 2 haben nach Clavier alle Pariser Codd. ὁ ὀκλέους; Bekker gibt ὁ οἰκλέους. — C. 7, 3 sollen nach Clavier 1410, 1411 εἶναι nach ἀργὸν auslassen; Bekker hat es im Texte. — C. 24, 1 soll P. 1410 nach Clavier φρουνκτίμου haben; Bekker gibt τοῦ Νυκτίμου. — Diese Beyspiele werden hinreichen, um den obigen Vorwurf zu rechtfertigen; niemanden aber wird es befremden, die Clavier'schen Angaben durch die Bekker'schen widerlegt zu finden, da Bekker als sorgfältiger, kundiger, gewissenhafter Vergleicher hinlänglich bewährt ist, und er in der Vorrede ausdrücklich sagt: Codicem Parisinum 1410 haec editio ita exprimit ut nullum ab eo vestigium nisi monito lectore recedat. Wir sehen demnach, daß durch die Clavier'sche Ausgabe (er selbst erlebte das Ende nicht; die übrigens höchst achtbaren Fortsetzer konnten eine wiederholte Vergleichung der Handschriften nicht in ihren Plan aufnehmen) die Pariser Handschriften keineswegs als völlig ausgebeutet zu betrachten waren, ja man darf wohl sagen, daß wir durch sie nicht einmal eine genaue, sichere Kenntniß derselben im Allgemeinen erhalten hatten; denn was sollen wir zu den Urtheilen sagen, wenn es bey Clavier supplem. p. 224 heißt: le Mss. 1411 est le meilleur de ceux que j'ai collationnés, und p. 20: le Mss. 1410 est le plus exact? Der Unterschied zwischen le meilleur und le plus exact ist wenigstens nicht in die Augen springend.

Es war demnach, so viel auch bisher für den Pausanias gethan seyn mochte, noch nicht ein einziger Codex genau und mit Zuverlässigkeit verglichen; über einige, z. B. die Wiener, waren nur mangelhafte, unsichere, sogar unrichtige Auszüge vorhanden, bey denen nicht einmal berücksichtigt wurde, daß zwey Codices Vindobonenses vorhanden sind; gewöhnlich heißt es: codex Vindob.; welcher ist nun gemeint? Ja, um das Maß voll zu machen, hatte der Vergleicher derselben die Messenica auf eine unbegreifliche Art völlig vergessen; wenigstens sagt Siebelis (T. II. p. V): In Messenicis Vindobonenses Facii codices plane silent. Nur bleibt es dann auffallend, woher Siebelis die freylich nur sehr spärlichen Anführungen des Vind. in den Messenicis erhalten hat? Z. B. c. 1, 2. ἔχειν pro σχεῖν. Vind. — c. 1, 5. Vind. δόμους κέλευθά τε. — c. 4, 4. διόλου pro δι' ὄχλου. Vind. Mosq. — Nach alle dem war es ein glücklicher Gedanke von Bekker, uns wenigstens mit Einer Handschrift genau bekannt zu machen; über den Plan des Unternehmens gibt die leider nur allzu kurze Vorrede einige Auskunft; da sie nicht viel Raum wegnimmt, mag sie ganz hier stehen:

Pausaniae codex est (P.) inter Parisienses regios olim 1927 et 3043, nunc 1410, chartaceus ille, forma quadrata, foliis 307, nulla magnopere aut vetustatis aut diligentiae specie commendatus. eum codicem haec editio ita exprimit, ut nullum ab eo vestigium nisi monito lectore recedat. neque id temere facit: cum enim omnes Pausaniae codices longe absint ab ea integritate qua opus habeas tuto emendaturus scriptorem saepe corruptum, saepius lacunosum, saepissime praeposterum et dedita opera obscurum, Parisiensis meus cum ceteris collatus nec deterior ullo est et maiore cura a me quam illi a quoquam exploratus, siquidem Mosquensis et Vindobonensis (M. et V.) a quibus quave ratione excerpti sint ignoramus, Angelici fragmenta habemus pauca, Clavigerum denique, quam in foro sanctissime coluit, fidem et religionem circa litteras dolemus minus necessariam duxisse. erit igitur operae pretium de tot obiter inspectis unum certe totum publicasse codicem. Wir erhalten also hier der Hauptsache nach einen Abdruck des Codex, welchen Clavier le plus exact nennt, womit freylich das Urtheil Bekkers nicht ganz zusammentrifft, nach welchem er nulla magnopere diligentiae specie commendatus ist. Da der Herausgeber versichert, nie von der Lesart der Handschrift abgewichen zu seyn, ohne davon in der Note Rechenschaft zu geben, so gestehe ich, daß, wenn man diese Versicherung streng nehmen darf, mir nicht leicht ein Codex unter die Hand gekommen ist (und ich habe manchen gelesen), welcher das Prädikat des Fleißes und der Genauigkeit mehr verdient hätte, als gerade dieser Parisinus 1410; denn, abgesehen von dem Werthe der Lesarten an und für sich, findet man nur ganz außerordentlich wenig eigentliche Schreibfehler und durch die Aussprache veranlaßte Abweichungen, die doch auch in den guten Handschriften keineswegs zu den Seltenheiten gehören. Ich kann nicht bergen, daß mir in dieser Beziehung öfter Zweifel aufgestoßen sind. Hat vielleicht Bekker augenscheinliche Schreibfehler stillschweigend verbessert? oder, um ein einzelnes Beyspiel anzuführen, sollte in der Handschrift der so oft vorkommende Name der Ilithyia immer richtig geschrieben seyn? Ferner möchte ich noch fragen: verdanken wir die Abbreviaturen im Texte der Genauigkeit des Abdrucks? Ich bin fast geneigt, dieses zu glauben, da dieselben in den Noten nicht vorkommen, und auch gewiß nicht anzunehmen ist, daß Bekker ohne Absicht veraltete Zeichen, wie ϑ, ϶, ϰ, γδ, ϐ u. s. w. werde aufgenommen haben; eben dahin möchte ich dann auch die Note zu III. 15, 9, p. 197 Bekk. θῦσαι] φ͂'. (i. e. φασίν) P., rechnen; denn die hier angeführte Abkürzung gehört

doch in der That nicht zu den seltenen. Bekker wollte die Handschrift ganz so geben, wie er sie fand, und ließ deßhalb auch die vorkommenden Abkürzungen mit abdrucken. Aber auch in diesem Falle können wir die sparsame Anwendung der Abbreviaturen nur rühmend anerkennen; sie spricht für den Fleiß des Abschreibers.

Meine Absicht bey dieser Anzeige ist nun weder die, auf diese neue Ausgabe des Pausanias aufmerksam zu machen (denn dazu wäre es zu spät, da sich das Buch schon in den Händen aller derer befindet, welche an unsern Studien Antheil nehmen), noch auch aus einander zu setzen, was die Kritik des Textes im Allgemeinen durch dieselbe gewonnen hat; vielmehr habe ich mir vorgenommen, die beyden Wiener Handschriften nach ihrem kritischen Werthe etwas genauer bekannt zu machen, und ihr Verhältniß unter einander und zu der Moskauer und dem Parisinus 1410 möglichst zu bestimmen. Zur Erreichung dieser Absicht hielt ich es für dienlicher, einen ganzen Abschnitt genau zu vergleichen, als die Nachweisungen aus dem ganzen Buche auszuwählen, und zwar fand ich dazu die Arcadica am passendsten, theils als das längste Buch, theils auch weil ich in ihnen einige besonders treffende Beweise für die Verwandtschaft der verschiedenen Handschriften gefunden zu haben glaube; wo also nur Kapitel und Paragraph angegeben wird, ist immer das achte Buch gemeint; aus den übrigen werde ich nur hin und wider Erläuterungen und Belege hernehmen.

Es ist schon mehrfach bemerkt worden, daß man bey verdorbenen Stellen des Pausanias nur so sehr selten Hilfe in den Handschriften findet, und es ist in der That auffallend, daß hier gewöhnlich in den verworrenen Stellen die Uebereinstimmung der Codices am größten ist; nur im Grade der Verdorbenheit liegt oft der Unterschied, je nachdem ein mehr oder minder gelehrter Abschreiber mehr oder weniger vom Seinigen zur Nachhilfe zugab. Diese Uebereinstimmung bey verdorbenen und lückenhaften Stellen spricht auf der einen Seite für das Alter der Verdorbenheit, und muß uns auf der andern nothwendig zu der Vermuthung führen, daß alle uns bekannten Handschriften des Pausanias Einer Familie angehören, und daß also zur Wiederherstellung des Textes und zur Ausfüllung der Lücken nicht eher Hoffnung ist, als bis uns ein günstiges Geschick ein Exemplar aus einer andern Familie schenkt. Von den Lesarten der Pariser Handschriften sagt Siebelis schon nach der Clavier'schen Vergleichung: **hoc vero inprimis notatu dignum videtur, has lectiones Parisinas magnam, ne dicam maximam partem conspirare cum codice Mosquensi, quod, qui illas cum adnotationibus nostris conferre voluerit, intelliget;** augenscheinlich wird diese

Uebereinstimmung durch den bloßen Anblick der Noten in der Bekker'schen Ausgabe, wo fast auf jeder Seite, ja oft in jeder Zeile das MP. (Mosquensis. Parisinus) vorkommt; wären die Wiener Handschriften genauer bekannt gewesen, so würden wir an diesen Stellen meist M. P. V. V. finden. Denn eine Vergleichung der Wiener und Moskauer Lesarten ergibt die auffallendste Uebereinstimmung, und so wie die nahe Verwandtschaft der beyden Wiener Handschriften unter einander nicht zu verkennen ist, so hoffe ich den vollständigen Beweis liefern zu können, daß wenigstens der Codex Vindob. Hist. Graec. XXIII und der Cod. Mosq. aus einem und demselben Urcodex abgeschrieben sind; von dem Cod. Vindob. Hist. Graec LI. und dem Parisinus 1410 ist dieses nur wahrscheinlich und aus der Uebereinstimmung der Lesarten im Allgemeinen hervorgehend.

Eine ausführliche Beschreibung der Wiener Handschriften, des Cod. Vindob. Hist. Graec. XXIII (V. XXIII) und des Cod. Vindob. Hist. Gr. LI (V. LI), kann ich an diesem Orte übergehen; einige berichtigende Bemerkungen zu den Beschreibungen Neßels, Kollar's und Nibby's habe ich schon in meinen Quaestionibus geneal. histor. in antiquitatem graecam. p. 40 sqq. gegeben, doch wünschte ich einige dort ausgesprochene Urtheile nach dem hier Gesagten berichtigt zu haben. Nicht unzweckmäßig aber dürfte es seyn, hier Beyspiele zu einigen fehlerhaften Eigenthümlichkeiten der beyden Handschriften zusammen zu stellen. In beyden wird

1) öfter τὸ und τῷ verwechselt. C. 5, 9 *). V. LI. τῶ ἐπὶ τῇ μεγ. τάφρω. — c. 4, 3. V. XXIII. ἐπὶ αἰζάνι τὸ ἀρκάδος. — c. 4, 7. V. XXIII. τῶ ἐν καλυδῶνι κατεργ. — c. 8, 3. V. XXIII. τὸ ὕδωρ statt τῷ ὕδρῳ. — c. 9, 2. V. XXIII. τὸ δὲ ϛήλῃ. — c. 17, 2. V. XXIII. τὸ δὲ ἑρμῇ. — c. 25, 2. V. XXIII. ἄρχεται μὲν τῶ ὕδωρ. — c. 25, 5. V. XXIII. ἐπὶ τὸ ἀρίονι. — c. 37, 1. V. XXIII. καὶ τὸ μὲν εἰσιν εἰργασμέναι. — c. 38, 7. V. XXIII. LI. τρίτω δὲ οὖν καὶ τὸ περὶ τὸ ὄρος. — Besonders häufig also V. XXIII.

2) V. LI verwechselt gern ἦν und οὖν; z. B. c. 8, 2. εἰρημένα ἦν ἐς τ. χρόνον. c. 9, 4. γένους οὖν ὁ ἀντίνους.

3) Häufig wird das ν am Ende weggelassen; oft mag dieß wohl dadurch veranlaßt worden seyn, daß im Codex, der zum Abschreiben vorlag, das Wort am Ende der Zeile stand; in diesem Falle wird nicht selten das aus Mangel an Raum ausgelassene ν durch einen Querstrich über dem letzten Buchstaben ange-

*) Alle Anführungen sind nach der großen Siebelis'schen Ausgabe, wenn nicht die Bekker'sche ausdrücklich genannt ist.

deutet, wodurch theils Auslassung des ν, theils andere falsche Lesarten veranlaßt wurden. Ein Beyspiel liefert uns unser achtes Buch, an welchem die Entstehung der beyden obigen Fehler nachgewiesen werden kann. C. 40, 2 hatte der abzuschreibende Codex ohne Zweifel ἐγένετο δὲ καὶ ἐς αὐτῇ | σὺν δικαίῳ. Der V. XXIII las dieß richtig, und schrieb ἐς αὐτὴν; der V. LI, weniger zuversichtlich, hielt sich genauer an sein Original, und schrieb ἐς αὐτῇ; der Mosq. aber las falsch, und schrieb ἐς αὐτῇ. Bekker gab aus dem P. ἐν αὐτῇ; ἐν und ἐς werden sehr oft verwechselt. Beyspiele von ausgelassenen ν sind: c. 1, 1. V. LI. λακεδαιμονίῳ περίοικοι. — c. 6, 1. V. XXIII. κακουργεῖεν τῇ γῇ. — c. 9, 5. V. XXIII. τὸ ἀρχαῖον. — c. 22, 1. V. LI. τῶ ἀρκάδων; V. XXIII gibt richtig τῶν ἀρκάδων; Siebelis und Bekker τοῦ ἀρκάδων. — c. 23, 2. V. XXIII. παρὰ τὴν χαράδρα. — Ibid. id. τῶ καφυῶ πεποίηται τοῦ χώματος. ἐπείργεται τὸ ὕδωρ. — c. 26, 3. V. XXIII. λόγῳ μὲν τῶ ἀρκάδων; vielleicht richtig. — c. 29, 3. V. XXIII. ὀρόντης τὸν σύρῳ ποταμὸν, οὗ τ. πάντ. — c. 31, 2. V. XXIII. νύμφῃ τῶ ἀρκαδικῶν; auch M. — c. 32, 3. V. LI. ὑπὸ τὸν ᾅδῃ; jedoch gehört vielleicht dieses Beyspiel nicht hieher, da Pausanias für die Namen auf ης, wie es scheint beliebig, bald die Akkusativform auf ην, bald auf η wählt, wenigstens schwanken die Handschriften durchaus zwischen diesen beyden Formen. — c. 54, 2 V. XXIII. φύσιν (V. LI. φησίν τινα) τινα ἰδίᾳ παρεχόμενος. — Besonders häufig also V. XXIII.

4) Häufig wird ein ν am Ende angehängt, besonders bey Wörtern, wo das ι subscriptum hingehört oder hingehören könnte. Das ι subscriptum selbst findet sich sehr selten; im ganzen achten Buche habe ich mir nur ein einziges Beyspiel aufgemerkt, V. LI. c. 41, 4. ᾗ δὲ συμβάλλουσι. Ein unrichtig angehängtes ν finden wir: c. 5, 9. V. XXIII. ὁμώνυμός τε τῶν προγόνων, καὶ δὴ τοῦ βίου. — c. 9, 1. V. LI. ἐπείργασαι στήλην πολύβιος: V. XXIII. ἀπείργασαι στήλην πολ.; eben so M. — c. 2, 3. V. LI. ἀνθρώπου φωνὴν. — c. 15, 4. V. LI. τὴν κράθιν· ἐν τούτων τῶ ὄρει. — c. 23, 3. V. LI. φωνὴν τῇ ἀρκάδων. — c. 32, 1. V. LI. M. οἰκίαν, ἰδιώτου. — c. 34, 3. V. LI. ἑρμῆν ἐπὶ στήλην. — c. 36, 6. V. LI. διαφορὰν δὲ τούτοις. — c. 37, 2. V. XXIII. φαρέτραν ἔχουσαν. — c. 37, 3. V. LI. ὑπὸ τῶν καλουμένων ταρτ.. sic.; durch einen Punkt wird immer die Ungiltigkeit eines Buchstabens angedeutet. — c. 38, 7. V. XXIII. LI. οἱ ταύτην νύμφην; eben so M. — c. 39, 1. V. XXIII. ἀνάγκῃ πᾶσαν. — c. 44, 5. V. LI. V. XXIII. M. P. ἐπὶ κορυφὴν. — c. 45, 4. V. LI. V. XXIII. M. αὐτῶν κόσμος.

Gehen wir nun über zu dem Beweise von der nahen Ver-

wandtschaft und beziehungsweise dem gemeinschaftlichen Ursprunge der Codices V. LI. V. XXIII. M. und P., wiewohl ich auf den letzten weniger Rücksicht nehmen werde, da die Bekker'schen Noten dessen Verwandtschaft mit dem M. schon augenscheinlich genug machen. Ich habe zu diesem Zwecke eine Anzahl besonders auffälliger, durch Zufall nicht erklärbarer Uebereinstimmungen ausgewählt, und namentlich auch solcher, von welchen man rückwärts auf die Natur des Urcoder *) schließen könnte. Aus der häufigen Verwechslung gewisser Buchstaben unter einander dürfte man wohl zur Annahme berechtigt werden, dieser sey mit Unzialschrift geschrieben gewesen, wodurch sein hohes Alter beurkundet würde; ja wir werden sogar sehen, daß sich über das Format desselben eine ganz scheinbare Vermuthung aufstellen läßt.

C. 4, 1 hat V. LI und M. παρὰ δρίτα; V. XXIII. παρα δρίτα; παρα ohne Accent steht am Ende einer Zeile; da Bekker stillschweigend παρ' Ἀδρίτα gibt, so muß sich im P. diese Lesart finden. Unrichtige Abtheilungen der Wörter sind sehr gewöhnlich, und bey der zusammenhängenden Schrift mit Initialen sehr leicht erklärbar; wir werden im Verfolge noch mehrere Beyspiele finden, ja eines liefert uns noch dieses selbe Kapitel, wo V. XXIII mit dem M. αρκαδία ζόνα liest. Ich nehme hier im Vorbeygehen Gelegenheit, eine viel versuchte Stelle des Pausanias durch Trennung fälschlich verbundener Wörter herzustellen. Paus. 1, 38, 7. p. 93. Sie lautet in der Bekker'schen Ausgabe so: Ἐλευσῖνα δὲ ἥρωα — οἱ μὲν Ἑρμοῦ παῖδα εἶναι καὶ Δαείρας Ὠκεανοῦ θυγατρὸς λέγουσι, τοῖς δέ ἐςι πεποιημένα Ὤγυγον εἶναι πατέρα. Ἐλευσίνιοι γὰρ ἀρχαῖοι τῶν λόγων ἅτε οὐ προσόντων σφίσι γενεῶν, ἄλλα τε πλάσασθαι δεδώκασι, μάλιςα ἐς τὰ γένη τῶν ἡρώων. Bekker sagt in der Note: fortasse legendum Ὠγυγόν οἱ εἶναι; freylich fehlte sonst, wessen Vater O. gewesen sey. Lobeck schlug eine andere, zwar geistreiche aber gewagte Veränderung vor: Ἐλευσίνιοι γὰρ ἀρχαῖοι, ἅτε οὐ προσόντων σφίσι γενεαλόγων, ἄλλα τε πλάσ. δεδ. καὶ μάλιςα. Die Einschiebung des καὶ vor μάλιςα scheint freylich nothwendig; übrigens aber schreibe ich unbedenklich: Ὤγυγον εἶναι πατέρα Ἐλευσῖνι. Οἱ γὰρ ἀρχαῖοι τ. λόγ. κ. λ.; und der Sinn ist richtig und klar. — C. 4, 6 V. XXIII. τέως δὲ καὶ ἐφωράθη; M. τέως δὲ καὶ ἐφοράθη. — C. 4, 7 weichen die Handschriften in der Schreibart des Namens Ἀρηΐθοος ab; Bekker sagt: codices ἄρηθον; aber V. LI gibt ἄρεθεν ἄνδρα, V. XXIII ἄρκτον ἄνδρα. Diese Verwechslung des η und κ (die des τ und θ übergehe ich; sie

*) Unter Urcoder verstehe ich hier den, aus welchem unsere Handschriften unmittelbar geflossen sind.

wurde durch die andere fast erforderlich) ist bey Initialen leicht veranlaßt, *H* und *K*; auch kommt sie öfter vor, z. B. c. 9, 2, wo V. LI. M. θυκλάς geben, c. 19, 1, wo V. XXIII. κλιμένοι hat statt ἠλιμμένοι; und umgekehrt II. 22, 5, wo der P. προσηλυτίου und προσηλυτίω hat. Eine andere, ebenfalls häufig Statt findende Verwechslung ist zwischen β und κ, deren Gestalt freylich auch in der Kurrentschrift oft so ähnlich ist, daß man sie kaum unterscheiden kann. Als Beyspiele mögen hier stehen: c. 6, 1. V. XXIII. M. ἠβουλήθησαν statt ἠκολούθησαν, wo die Verwechslung des β und κ die andern Aenderungen erforderte. — c. 14, 3. V. XXIII. M. τῶ ὀλκίω und ὄλκιον. — c. 43, 3. V. XXIII. τῶν μὲν βριταγείνεα κριγάντων; M. τῶ μὲν βριταγανέα κριγάντων. — c. 46, 2. V. LI. κραυρῶνος und κραυρωνίας.

C. 6, 2. V. XXIII. M. πρὸς μεσσηνίων; V. LI. πρὸς μενυσίων; der Abschreiber theilte also nicht richtig ab; überhaupt scheint die Stadt Hysiä den Abschreibern eben nicht sehr geläufig gewesen zu seyn; wenigstens hat sie ihnen auch c. 54, 5 nicht wenig zu schaffen gemacht, und eine große Verwirrung in den Text gebracht. Vind. XXIII hat daselbst: τεγεάτων ὄρος καταύσιας ἐν ἀργολίδι. Aehnlich M.: τεγεατῶν ὄρος καταύσια ἐν ἀργολίδι. V. LI. τεγεατῶν ὄρος καὶ ἀγείων· (sic) καθὰ ὕσιαὶ αἱ ἐν τῇ καταυσίαν ἐν ἀρκολίδι (sic). Der P. hält ohngefähr den Mittelweg und gibt: τεγεατῶν ὄρος καὶ ἀργείων, κατὰ ὑσιὰς αἱ ἐν τῇ ἀργολίδι. Bekker nahm dieses auf, nur daß er αἱ ἐν τ. in τὰς ἐν τῇ verwandelte. Die Ausdrucksweise ὄρος ἀργείων κατὰ ὑσιὰς τὰς ἐν τῇ ἀργολίδι scheint mir indeß etwas Befremdendes zu haben, und ich möchte daher lieber der einfachen Darstellung des V. XXIII folgen: τεγ. ὄρος κατὰ ὑσιὰς ἐν ἀργολίδι. Freylich ist schwer zu erklären, wie καὶ ἀργείων in den Text kam, wenn es nicht vielleicht ein Glossem ist, beygeschrieben von einem, welcher die durch die folgende Verwirrung und Verdorbenheit dunkle Stelle in Bezug auf die Grenze näher bestimmen wollte. Was die Entstehung der Lesart des V. LI und der damit zusammenhängenden Vulgata betrifft, so möchte ich sie auf folgende Art erklären: im Urcodex stand καὶ ἀργείων· καταύσια.. (die Endung mag unbestimmt bleiben) ἐν ἀργολίδι. Ein späterer Leser bemerkte den Fehler, und schrieb verbessernd, vielleicht aus einem andern, schon verdorbenen Codex, an den Rand: καθὰ ὕσιαὶ αἱ ἐν τῇ; welches dann der Schreiber von V. LI mit in den Text aufnahm.

Cap. 7, 5. V. XXIII. V. LI. M. παίδων ἤπιον. — c. 8, 2. V. LI. M. ὑπερβολὰς statt ὑπερβὰς. — c. 8, 3. V. XXIII. M. τῇ ἀντιγόνῃ, V. LI. τῇ ἀντινόνι. — c. 8, 4. XXIII. LI. M. μαντινείας. — c. 8, 6. V. XXIII. LI. καὶ τῇ μαντινικῇ (so auch

M. und P.) πρ. ἐπαμ. καὶ Θηβαίων μάχη (das letzte Wort auch P.) λακεδ. γινομένης. Eine sonderbare Uebereinstimmung findet im kurz darauf folgenden in den beyden V. Statt; sie geben nämlich beyde πρὸς κλεομένην (V. LI. κλεωμένην) τὸν ἐρ καὶ ἀχαιοῖς καὶ συγκαθεῖλον; nur daß V. LI ἔρ schreibt; in beyden aber ist das Wort unvollständig, und hinter dem ἐρ ein weißgelassener Raum. Sollte vielleicht hier eine größere Lücke seyn? oder war im Urcoder die letzte Sylbe von ἔργον durch Korrektur unlesbar geworden? oder war sie in ihm schon ausgelassen? Auf jeden Fall deutet indeß diese Spur auf einen gemeinschaftlichen Ursprung der beyden V. Im Folgenden hat V. LI. λακ. τὴν ἀρχὴν; V. XXIII. τὴν ἰσχὺν; am Rande: Γρ. τὴν ἀρχὴν; P. τὴν ἰσχὺν. Es scheint dieses eine sehr alte Variante zu seyn. — c. 9, 1 στήλην M. P. V. XXIII. LI.; sollte nicht mit eingeschobenem ἐπὶ gelesen werden ἐπὶ στήλῃ, oder ἐν στήλῃ, oder ἐς στήλην (53, 6), wenigstens ist dieses der gewöhnliche Ausdruck des Pausanias, wovon wir noch mehrere Beyspiele bekommen werden. — C. 9, 1. V. LI. M. καὶ ἅμα ἱερά, statt ἄλλα. Die Verwechslung von μ und λλ gehört zu den sehr gewöhnlichen, und ist aus der Schrift mit Initialen leicht erklärbar Μ und ΛΛ, zumal da die beyden Λ gewöhnlich in einander verschoben werden Λ. Einige Beyspiele aus unserm achten Buche sind: c. 15, 2. V. XXIII. LI. M. ἀπόμωνός ἐστι πυθίου. Eben dahin rechne ich die Lesart des P. zu 5, 5: φίγαμον, was gewiß aus φίγαλλον entstanden ist (besonders da die Form mit λλ auch sonst in den Handschriften nicht ungewöhnlich ist, z. B. V. LI. φιγάλλιοι c. 12, 2), obgleich auch die Beyspiele nicht selten sind, daß das einfache λ mit μ verwechselt worden; so c. 5, 7. V. LI. πρὸς μακηδονίους. — c. 11, 4. V. XXIII. LI. M. εἰκόνα ἐπιστήμης ὅ (V. XXIII ὅ) ἀνδρὸς ἀρ. Die Vulg. hat ἐπὶ τιμῇ ἀνδρὸς ἀρ.; P. ἐπὶ στήλης ὡς ἀνδρὸς ἀρ.; sehr gut ist das eingeschobene ὡς; es liegt in dem ὅ (ὅ) der beyden V. und des M.; auch ist ἐπὶ στήλης gewiß dem ἐπὶ τιμῇ vorzuziehen; doch halte ich für das richtigste ἐπὶ στήλῃ, denn so oder ἐν στήλῃ pflegt Pausanias zu schreiben; man vergleiche beyspielsweise I. 41, 8. p. 107. II. 25, 4. p. 168. VIII. 30, 4. p. 663. VIII. 34, 3. p. 670. VIII. 48, 6. p. 698. X. 24, 2. p. 857. Die Zahl ließe sich häufen, aber diese mögen genügen. Eine Verwechslung des λ und μ haben wir auch noch c. 44, 1, wo V. XXIII. M. ἐχέλου statt ἐχέμου geben.

C. 9, 2. V. XXIII. LI. M. P. αὐτονόην. — c. 9, 3. V. LI. M. ἐπακτίων ναυμαχίας. V. XXIII. ἐπ' ἀκτίων. Das ν am Ende läßt sich als aus dem ι subscriptum entstanden denken. — c. 9, 4. V. XXIII. M. P. ἀπιόντι.; bald darauf V. XXIII. LI. M. ἐστι μνῆμα. Die Verwechslung von μνῆμα und μίμημα und

μήνιμα ist überhaupt nicht selten; so haben z. B. beyde V. c. 31, 4 ἐςὶ μνήματα statt μιμήματα. c. 25, 4. V. XXIII. τοῦ μνήματος εἵνεκα. — c. 9, 5. V. LI. δεόμενοι δ' ἂν ἀρκάδων. V. XXIII. δεόμενοι ἂν ἀρκάδων. M. δεομένυι (?) ἂν. — c. 10, 2. V. XXIII. M. τὸν καιρὸν statt τὸν καινόν. — 10, 4. V. LI. M. ὅσοι τὰ ἡρώων. — Ib. V. XXIII. LI. M. κατέσχοιεν. — Noch enthält dieses Kapitel eine sonderbare Uebereinstimmung der beyden V., des M. und P, in der Inschrift auf dem Halsbande der Hirschkuh. V. XXIII gibt dieselbe: νεβρὸς σὺ εἰς ναὸν ἑάλω ὅτ' ἐς Ἴλιον ἦν ἀγαπήνωρ. V. LI hatte ursprünglich: νεβρὸς σu ἐς ναὸν ἑάλω ὅτ' ἐς Ἴλιον ἦν ἀγαπηνωρ; durch Korrektur dann σu durch zwey untergesetzte Punkte für ungiltig erklärt, ἐς ναὸν ausgestrichen, und ἐὼν ὅτ' darüber geschrieben. Er hatte also ursprünglich die Lesart von V. XXIII; ein späterer Leser oder der Schreiber selbst korrigirte nach einem andern Codex, aber wiederum falsch. M. hat: νεβρὸς σὺ εἰς ναὸν ἑάλω ὅτ' ἐς κ. λ.; P. νεβρόν σ εἴσναον ἑαλων. Die Entstehung dieser wunderlichen Lesart ist mir unerklärlich; sie spricht aber für die nahe Verwandtschaft der vier Handschriften.

C. 11, 1. Die beyden V. M. P. πρὸς τεγεάταις. — C. 12, 4. V. LI. M. παιδίον. ἑταῖρα μαιρὰ. V. XXIII. M. πλὴν ἄτλαντος. — c. 13, 1. V. XXIII. Ἱςιᾶ το ράςη ἐφεσία. V. LI. Ἱςιᾶ τοράςη ἐφεσία. — c. 13, 5. V. XXIII. καρυαίων χωρίον. M. καρυίων (?) χωρίον. Die Verwechslung des P und Φ ist sehr leicht erklärlich. — c. 14, 1 hat V. XXIII. ταῖς καρυκαῖς. — c. 16, 2 beyde V. und M. τὸν χρόνον. — c. 17, 3. V. LI. M. P. lassen ὁλόλευκοι aus; gleich darauf V. LI. ἐοικότας κύκλω. V. XXIII. ἐοικότα κύκνω. M. ἐοικότα κύκλω. P. ganz richtig ἐοικότας κύκνω. Im folgenden V. XXIII. ἡ τῶν ἠπείρων ἦσαν ἡ νισιώτιδι (sic; das letzte ι hängt oben mit dem δ zusammen, und wird in geradem Striche bis unter die Linie herabgeführt) ἐκομίσθησαν; durch das letzte Wort findet Bekkers Vermuthung ihre Bestätigung. M. οὖσα ἡ νησιώτιδ' (sic). — V. LI. οὖσα (das σ lang verzogen und das α darüber geschrieben) ἡ νησιώτιδ' (das δ' apostrophirt und ein Punkt darunter). Abermals eine merkwürdige Uebereinstimmung, indem sich die drey Abschreiber an einer, vermuthlich schon im Urcodex vorhandenen Abkürzung stießen, und deßhalb lieber dieselbe nachmalten, als aus dem Zusammenhange die Bedeutung derselben suchten. — c. 17, 5. M. P. V. XXIII. ἐπὶ τὴν ἑσπέρας. — V. LI. ἐπὶ τῆ.., der letzte Buchstabe ist corrigirt, so daß man nicht sehen kann, ob das ν oder ς das ursprüngliche war; auch aus dem corrigirten Accent ist es nicht ersichtlich. Am Ende dieses Paragraphen finden wir abermals eine merkwürdige Uebereinstimmung der Handschriften in einer fehlerhaften Lesart.

V.LI. τὸ μὲν δὴ ἀρχαιόν (sic) ἦν ὁ νώναρις (sic) πόλ. ἦν ἀρχ. — V. XXIII. τ. μ. δ. ἀρχαῖον ἦν ὁ νώνακρις πόλισμα ἀρκάδων, eine Lesart, die nach Weglassung des ὁ, oder Veränderung desselben in ἡ, sehr wohl stehen kann. M. hat τ. μ. δ. ἀρχαῖον ἦν ὁ (ὅ?) νώνακρις πολ. ἦν ἀρχ. — P. ἀρχαῖον ἦν ὀνώνακρις πολ. ἦν ἀρκάδων; die ed. Ald. hat ἀρχαιὸν und ὀνώνακρις. Die Beyspiele des fälschlich vorgesetzten oder mit einem Worte verbundenen ὁ oder ὀ sind nicht selten; so hat c. 41, 4. V. LI. κάτεισιν ὄλυμας. V. XXIII. ὁ λύμαις. — c. 5, 6. V. LI. P. ὁλαίας. — III. 19, 6. P. ὀφιλά. — VIII. 43, 3. V. XXIII. ὁπροτιμῆσαι, eben so V. LI.; P. und M. ὁπροτιμήσας. — c. 20, 1. φεατικῇ V. LI. M..; deßgleichen beyde ποιεῖτο λάδων. V. XXIII. ποιεῖ τῷ λάδων. — c. 22, 1. V. XXIII. ἐπὶ τοῦ φεν. κ. συμφηλίων ὅρους τοῦ ὀνομαζομένου γερόντειον; eben so M. P., nur daß diese συμφαλίων haben. V. LI. ἐπὶ τοὺς φ. κ. σ. ὅρους τοῦ ὀνομαζομένου γερόντιον.

C. 22, 4. V. XXIII. ἐσθῆτα φαοίνην. Sehr häufig und aus der Schrift mit Initialen erklärbar ist die Verwechslung des Λ und Α, besonders da der kleine Querstrich beym Α oft vergessen worden seyn mag. Einige Beyspiele zum Belege: c. 14, 5 haben V. LI. P. M. φιαίου. V. XXIII. φιλίου. — c. 12, 2 geben die Handschriften φιλλοῖ; Bekker nahm nach Valckenar's Vorschlage φιαλοῖ auf. — c. 19, 1 ist die gewöhnliche Lesart der Handschriften λιπάδα ἠλιμμένοι. V. LI. λιπάδα ηλιμμένοι, so, ohne Aspiration. V. XXIII. λιπάδα κλιμένοι. Sylburg verlangte das unstreitig richtige λίπα ἀληλιμμένοι, welches Siebelis und Bekker in den Text aufnahmen; man vergleiche nur ΛΙΠΑΔΑΗΛΙΜΜΕΝΟΙ und ΛΙΠΑΑΛΗΛΙΜΜΕΝΟΙ. Dieses Beyspiel gibt uns außerdem noch einen Beleg zu der so gewöhnlichen Verwechslung des Α und Δ, die um so leichter ist, da das Δ in den Handschriften oft eine dem Α fast gleiche Form hat, indem die beyden Schenkel bis unter die Linie, und der Querstrich nach beyden Seiten hin verlängert werden. — Auch gehört hierher c. 34, 2. ἐπιστῆναι αἴκην, welches V. LI. XXIII. M. statt δίκην haben. Ferner sind Α und Δ leicht der Verwechslung unterworfen; so mag wohl im Urcodex c. 23, 1 gestanden haben: ΑΛΕΟΝΔΕΤΟΝΑΦΕΔΑΝΤΟΣ. Daraus machte V. LI: ἄλεον δὲ τὸν ἀφέλαντος. V. XXIII. M. mit einer Versetzung der Buchstaben nach dem Klange τὸν ἐλέφαντος. Ein anderes Beyspiel ist c. 44, 1, wo V. LI. λαδοσμέα hat, P. λοδοσμέα (absichtlich scheint Bekker diese Form des σ beybehalten zu haben, obgleich sie weder ungewöhnlich, noch die Verwechslung des σ und κ sehr selten ist; so hat z. B. c. 43, 2. V. XXIII. und M.

σαρῶν statt καρῶν), V. XXIII. δολοσμέα, eben so M. Auch von der Vertauschung des Δ und Γ hat unser Buch mehrere Beyspiele, die um so leichter ist, da das Γ oft liegend geschrieben ist; so hat V. LI. c. 31, 2. γεγομένοις sic. V. XXIII. c. 54, 4. λέλουσι. V. LI. c. 50, 5. καταλόλω sic. Eben so leicht wird auch Τ und Γ verwechselt, da der obere Querstrich des Γ nur etwas nach der Linken hin verlängert zu werden braucht, um ein Τ zu bilden. So ist c. 27, 10 aus κραύγιδος entstanden V. XXIII. LI. κράντιδος. P. κεράντιδος. — V. LI. c. 49, 4. πρὸς κλεομένγω γε (sic). — c. 41, 5. V. LI. ἐν γετέα (sic). — c. 53, 4. V. LI. βωμοὶ γενεάταις. — c. 50, 5. V. XXIII. κατεμπίκρασι τυθίω. — c. 47, 3. V. XXIII. LI. P. M. φασὶν αὐτὴν, wo Sylburg schon Αὔγην vorgeschlagen hatte. Uebrigens ließ der V. XXIII und M. ὑπὸ ἡρακλέους — ἐς αὐτὴν aus: das Auge irrte ab von αὔγην bis αὐτήν. Eben so gibt V. XXIII. c. 48, 5. τὴν αὐτὴν τεκεῖν. Wenn aber Valckenar in demselben Paragraph ἐπονομάζουσιν Αὔγην ἐν γόνασιν vorschlägt, kann ich nicht beytreten; eben so wenig finde ich das von Siebelis (ad 47, 3) erläuterungsweise angeführte Beyspiel: similiter Ταϋγέτης in Ταύτης corruptum III. 1, 2, für unsern Fall passend; auch ist es auffallend, daß Siebelis den M. ausdrücklich unter denen nennt, welche ταύτης haben, während Bekker aus demselben ταϋγέτης aufführt. Aehnlicherweise gibt Siebelis c. 45, 1 aus dem Cod. Mosq. τεγεατῇ an, wo Bekker aus demselben τεγέα τῇ anführt. Hatte Bekker eine andere Vergleichung als Siebelis?

C. 23, 5. V. XXIII. καὶ νῦν κα κατ' ἐκεῖ τὸ sic. — V. LI. M. κατ' ἐκεῖ τὸ. — c. 23, 6. V. XXIII. M. ἐπὶ ναέσους. V. LI. P. (c. 23, 2) νάσσους. — c. 25, 5. ἐς ἀτελέςου, beyde V. M. — c. 27, 3. V. XXIII. ὀρεθάσιον δὲ εἶπεν. M. δὲ εἶπε. P. δεῖπε. V. LI. ὀρεθάσιον δειπαῖα. — c. 28, 2. V. LI. ἐν θυσία τῇ μεθ' ὑδριεῦσιν. — V. XXIII. ἐν θεισία. M. θεισία μεθ' ὑδριεῦσιν. — c. 28, 3. μύθου statt θυμοῦ, beyde V. und M. — c. 29, 1. V. LI. τῆς πηγῆς πεpας ἀνίησιν; V. XXIII. M. P. πῦρ ἀνίησι; im folgenden Paragraph haben beyde V. P. M. πελλήνῃ; beyde V. und M. γυναιξὶ statt γίγασι. — c. 29, 3. V. XXIII. ὀρόντης τὸν σύρω ποταμὸν, οὗ τὰ πάντα. M. ὃ τὰ πάντα und σύρω. — c. 30, 2. beyde V. und M. οὐ μέγα μὴ πρὸς θεῶν. — c. 31, 1. V. XXIII. M. τὰ ἀναθήματα statt τὰ ἄνθη μετὰ. — c. 34, 2. beyde V. und M. τοῦτο δέ ἐςιν ἕτερον. — c. 34, 3. ἐκ μα ντινείων, beyde V. M. P. — c. 36, 3. V. XXIII. προελθ. δὲ οὐ πολὺν. —

V. LI. ου πολλῶ (sic). M. πολὺν; gleich darauf V. XXIII. ὃν δὲ οὐ; M. ὄνδε οὐ. — c. 36, 6. beyde V. und M. πόλις τινὶ ἀκακήσιον; bald darauf V. XXIII. M. ταναγραίων. — c. 37, 1. V. XXIII. φωκ. λόγου ἔχοντα ἀφικόμεθα; und im folgenden γεγραμμένον ἔχον ἐς τ. τελετὴν; der M. läßt ebenfalls ἐς δελφοὺς weg; gleich darauf γεγραμμένον ἔχοντα; am Rande ἔχον; richtiger freylich hätte der Schreiber ἔχοντα getheilt in ἔχον τὰ. — τὰ πάντα ἐποιεῖτο, beyde V. M. P. — c. 38, 2. V. XXIII. LI. καὶ οὐ διὰ τὴν νῆσον. M. καὶ οὐ διὰ τ. ν. — c. 38, 3. beyde V. M. ἐστιν ἐν θεισώα κώμη. — c. 40, 2. V. XXIII. M. ἑλλαδικῶν. — c. 40, 3. beyde V. M. δὲ ὄντες statt δέοντες. — c. 40, 3. beyde V. M. εἰκόνα μὲν ἀργεῖοι. — c. 42, 2. beyde V. M. ποσειδῶνα αὐτῆς. — c. 42, 5 hat V. XXIII. ἐς φιλαγαλίαν statt ἐς φιγαλίαν, eine Lesart, welche durch die Aehnlichkeit des Γ und Δ entstanden ist; derselbe gibt im gleich folgenden mit dem M. δεώτατοι statt νεώτατοι; im Urcodex mag Ν und Ε zu Einem Zeichen verbunden gewesen seyn; den untern Querstrich, welcher zur Vollständigkeit des Δ erforderlich ist, hielt der Abschreiber wohl für vergessen. — c. 43, 2. Sonderbarer Weise stimmen hier die beyden V. M. und P. überein in der Lesart ὦ statt φασὶ, und es ist dieses abermals ein Fingerzeig, der auf den gemeinschaftlichen Ursprung dieser vier Handschriften hindeutet. Ob der M und P das ι subscribirt hat, weiß ich nicht, in den beyden V. fehlt es; der V. XXIII schreibt es so ὦ. Die Entstehung dieser sonst so auffallenden Lesart erklärt sich übrigens sehr leicht aus der oben schon angeführten Abkürzung von φασί; dieses Φ findet sich, besonders zu Anfang eines Absatzes oder Punktes so verschnörkelt, daß man es sehr leicht als ὦ, ᾧ und ὦ lesen kann. — c. 43, 3. M. οὐτοῖς; eben so V. XXIII; durch Korrektur οὗτοι; im folgenden M. προθυμίαν; eben so der V. XXIII, nur mit ausradirtem ν; deßgleichen stimmen auch diese beyden in ἀλλότριον ἐς μνήμην und in δόξῃ δέ ἐμοί die beyden V. und M. — c. 44, 6. V. XXIII. τὸ δὲ παιδιὸν ὄνομα; V. LI. τῶ δὲ πεδίω ὄνομα τεθεῖναι; M. τὸ πεδίον. — c. 46, 2. V. XXIII. ἐς φιγαλίαν und χωρέσῃ, beydes mit M. — c. 49, 4, beyde V. M. ἐν σικελία statt σελλασία; beyde V. ὑπὸ τῶν πέδων; M. παίδων. — 50, 5. V. XXIII. M. συμμαχία statt ἀμαθία. — c. 51, 1. V. XXIII. M. ὑπέρφρων ἐς. — V. LI. ὑπερεφρόνησεν ἔς τε. — c. 52, 2. V. XXIII. M. lassen ἐπαμινωνδ· — θάλασσ. aus.

Die bis jetzt angeführten Belege würden für sich allein schon hinreichen, die nahe Verwandtschaft der beyden V., des M. und, wenn auch etwas entfernter, des P. in das gehörige Licht zu setzen. Dazu kommt nun noch ein äußerer Grund, welcher über das Verhältniß des V. XXIII und M. gar keinen Zweifel mehr

läßt. Siebelis zu VIII. 35, 2 sagt: memorabile autem quod pro vulgato καὶ οὗτοι Mosquensis exhibet εὑρέ τις· forsan ita scriptum a Pausania est: καὶ οὗτοι· καὶ εὕρεται ἐνταῦθα ἀγάλματα. Die Unrichtigkeit dieser Vermuthung werden wir bald sehen. Bey c. 36, 3 finden wir die Bemerkung: notabile autem, quod ante εὑρέτις Mosq. τοῦ ναοῦ insertum habet. Freylich zwey merkwürdige Lesarten, deren Entstehung ohne den Vindob. Hist. Gr. XXIII vermuthlich stets ein Räthsel geblieben seyn würde, und zugleich eine warnende Lehre, daß wir in der Kritik eines Textes nie vorsichtig genug seyn können, und daß bey einer bloß oberflächlichen oder stellenweisen Vergleichung der Handschriften selten etwas Bedeutendes erzielt wird, während uns die genaue Durchsicht eines, wenn auch übrigens schlechten, Codex auf eine folgenreiche Spur führen kann, welche für die andere, vergeblich aufgewendete Mühe hinlänglich belohnt. Wer hätte z. B. hier die Wechselbeziehung des εὑρέτις und τοῦ ναοῦ errathen können? Man höre aber nun unsern V. XXIII, welcher c. 35, 2 so liest: ὅροι μεσσηνίων | εὑρέτις, πεποίηται δὲ ἐν δεξιᾷ τῆς ὁδοῦ βορέα τῷ ἀνέμῳ τέμενος· καὶ οἱ μεγαπ. κ. λ., was c. 36, 3 am Ende und weiter steht; so fährt der Codex in gehöriger Ordnung fort bis c. 37, 4; hier lautet der Text: ἐν δεξιᾷ δὲ ἐξιόντι ἐκ | πρὸς μεγαλοπολίτας καὶ οὗτοι, καὶ ἀγάλματα οὐ μεγάλα δεσποίνης τε καὶ δήμητρος, und so, nach c. 35, 2 fgg., weiter bis ὅτι βουλευμάτων ἐςὶν ἡ θεὸς παντοίων καὶ ἐπιτεχνηματων | τοῦ ναοῦ κάτοπτρον ἡρμοσμένον, und so fort, wie wir es c. 37, 4 haben. Wir sehen daraus, daß in dem Codex, welcher dem Schreiber des V. XXIII vorlag, eine Verwirrung Statt fand, und daß das εὑρέτις und τοῦ ναοῦ des Mosq. damit zusammenhing; aber wie? Ohne allen Zweifel hing die Sache so zusammen: Es kommen hier drey Blätter des Urcodex in Betracht; das erste, von Verwirrung frey, hatte in der letzten Zeile δέσποιναν ὀνομαζόμενον ἑρμαῖον· ὅροι μεσσηνίων —; die erste Seite des folgenden Blattes fing an: πρὸς μεγαλοπολίτας καὶ οὗτοι· καὶ ἀγάλματα οὐ μεγάλα ꝛc.; die letzte Zeile: ὅτι βουλευμάτων ἐςὶν ἡ θεὸς παντοίων καὶ ἐπιτεχνημάτων —; die erste Zeile der Rückseite: εὑρέτις· πεποίηται δὲ ἐν δεξιᾷ τῆς ὁδοῦ βορέα ꝛc.; die letzte Zeile: ἐσκομίζουσιν ἐς τὸ ἱερόν· ἐν δεξιᾷ δὲ ἐξιόντι ἐκ —; die erste Zeile des folgenden, dritten, Blattes: τοῦ ναοῦ, κάτοπτρον ἡρμοσμένον ꝛc. ꝛc. Wären nun diese Blätter vom Buchbinder in gehöriger Ordnung eingeheftet worden, so war Verwirrung nicht möglich; aus Unvorsichtigkeit aber band er das zweyte Blatt verkehrt ein, so daß er den äußern Rand anheftete, wodurch der innere auswärts kam, und die erste Seite des Blattes zweyte, die zweyte erste wurde. In dieser Unord-

nung fand der Schreiber des V. XXIII den Codex, und schrieb, ohne die Verwirrung oder die Ursache derselben zu merken: ὅροι μεσσηνίων εὑρέτις· πεποίηται — — — ἐν δεξιᾷ δὲ ἐξιόντι ἐκ (das Blatt umwendend) πρὸς μεγαλοπολίτας — — — παντοίων καὶ ἐπιτεχνημάτων (auf das neue Blatt übergehend) τοῦ ναοῦ κάτοπτρον ἡρμοσμένον. — Während noch das mittlere Blatt falsch angeheftet war, setzte Jemand, vielleicht gar der Schreiber des V. XXIII, die sogenannten Kustoden bey, und so kam natürlich unter ὅροι μεσσηνίων der Kustos εὑρέτις; unter ἐπιτεχνημάτων das Wort τοῦ ναοῦ. Nachher merkte ein aufmerksamerer Leser, daß das Blatt verbunden sey, und ließ es umwenden, so daß der innere Rand angeheftet wurde, der äußere nach außen kam. Den so hergestellten Codex schrieb der Mosquensis ab, und nahm die Kustoden mit in den Text auf. So entstand ὅρ. μεσσηνίων εὑρέτις und ἐπιτεχνημάτων τοῦ ναοῦ. Ganz unbezweifelt ist demnach der V. XXIII und der Mosq. aus Einem Codex abgeschrieben, und zwar dürfte dieser in Folio gewesen seyn, da von εὑρέτις bis ἐν δεξιᾷ δὲ ἐξιόντι 86, von πρὸς μεγαλοπ. bis ἐπιτεχνημάτων 89 Zeilen nach der Bekker'schen Ausgabe sind, eine Zahl, welche für Quartformat wohl zu hoch wäre. Bey der nahen Verwandtschaft des V. LI und des P. mit dem V. XXIII und M. sind wir also wohl völlig berechtigt, sie alle Einer Familie zuzuzählen.

Nachdem ich nun meine Ansicht über das Verhältniß der mehrgenannten Handschriften zu einander dargelegt und möglichst begründet zu haben glaube, will ich eine größere Anzahl von Stellen aus dem achten Buche ausheben, zu denen die beyden Wiener Handschriften bemerkenswerthe Lesarten liefern, oder ich selbst etwas zu bemerken habe.

Cap. I. 1. Beyde V. πρὸ τῆς ἀργείας. — V. XXIII läßt τὸ nach ἀρκαδικὸν weg. — Beyde V. δυμαίων εἰσὶν ὅροι, welches bey der allgemeinen Uebereinstimmung der Handschriften beyzubehalten ist; denn der Vorschlag von Siebelis nach Steph. Byz. δυμαῖοί εἰσιν ὅμοροι beruht, gegen das Ansehen aller Handschriften, auf zu schwachem Grunde, zumal da an der Lesart des Stephanus vorher selbst eine Veränderung von δυμαίων εἰσιν in δυμαῖοί εἰσιν vorgenommen werden muß. Die ganze Beschreibung der Begrenzung von Elis ist überhaupt verworren und undeutlich. Ob durch Schuld des Verfassers? — Beyde V. ἀποκλ. θαλάσσῃ. — C. I. 2. Beyde V. lassen γὰρ aus nach ποίων. — Statt δερμάτων τῶν ὑῶν ist wohl der Vorschlag Schneiders τῶν οἴων aufzunehmen; V. XXIII hat ἐκ τῶν δερματίνων. — Derselbe ὀλεθρίους ἐνιασιτουμένους (sic) τοὺς ἀνθρώπους ὑπὸ ἀνθρώπων. V. LI. ἐδωδύμους ἀλλὰ ὀλεθρίουσμένους (sic) τοὺς ἀνθρώπους.

C. 2, 1. V. XXIII. λυκοσοῦραν γὰρ πόλιν. V. LI. λυκοσοῦραν τε γὰρ πόλιν ὤκησεν. Der P. läßt γὰρ aus, mit Unrecht. V. XXIII. οὐκ ἔτι; eben so M.; der P. οὐχ ὅτι. V. LI. οὐχὶ δὲ τ. π. ἀθ..; nicht übel. — Derselbe ἐτέθει συνηλλεγμένων. — V. XXIII. ἐπανάγουσι γὰρ αὐτὸν ἐς τὰ ἄνωτ. τῶν ἀνθρώπων γένους. — Derselbe ἐκτός μοι ἔσω μοι τοῦ; ich möchte lieber das zweyte μοι weglassen. — Derselbe und P. σοφ. δὲ οὐχ ὁμοία. — c. 2, 2. V. XXIII. ἐναυγῶς; beyde V., M. und P. haben den Artikel vor ὀργή; richtig. — V. LI. ἰοκλέους; über die häufige Verwechslung dieser Form mit οἴκλέους weiter unten. — V. XXIII. P. 1411. οὕτω πείθοιτο ἂν τις. — V. XXIII. P. richtig κ. ἀδίκ. τὸ μήνιμα, mit ausgelassenem μὲν. — V. XXIII. M. ἔνθεν τε; P. ἐνθένδε, gut. — c. 2, 3. V. XXIII. M. ἀληθέσιν ἐπιδοκοῦντες. Im V. LI fehlt ἄπιστα εἶναι — ἐψευσμένα. — Statt der Vulg. ὕστερον δή τις (V. XXIII. δέ τις) gibt Bekker aus Conjectur ἀεί τις; sehr gut; auch läßt es sich leicht erklären, wie aus ΔΕΙ sowohl ΔΕ als ΔΗ werden konnte. — V. XXIII. ἀπίσχοιτο; V. LI. ἀποίσχοιτο.

C. 3, 1. V. XXIII. Στησ. ὁ ἡμεγαραῖος ἐν γηρυόνη δῖι. — V. LI. ὁ ἡμειραιος ἐν γηρυόν δῖι. — V. XXIII. ὡσαύτως τε καὶ μαχ. — V. XXIII. ὑπὸ δὲ ὑψοῦντος καὶ μελεναίαι τε ἐκτ. καὶ ὑψοῦς. θύρ. τε καὶ αἵμονα. — V. LI. ὑπὸ δὲ ὑψοῦντος. καὶ μελαιναῖαί τε ἐκτίσθησαν. καὶ ὑψοῦς ἔτι θύραιόν τε καὶ αἵμονα. — V. XXIII. χαρασία χαράσιον und παραιθου παραῖθεῖς; ferner ἀπὸ αἰσαιάτα καὶ λυκεάται. σούματοι ἀπὸ σουματέως. V. LI. καὶ λυκαίαται mit ausgelassenem ἀπὸ λυκέως; dann σούματα; ἀλίφθηρος δ. κ. ἠρεεὺς. — V. XXIII. ἐπὶ τῇ τιμῇ τῇ.

C. 4, 1. V. XXIII. παρὰ τοῦ τριπτολέμου. — V. LI läßt δὲ vor βασιλεύσαντος aus. — V. XXIII. ἀζανία ὀνομάσθη. παρὰ δὲ τοῦτ. ἀποικ. — προσεχῆ ταύτης V. XXIII. M. P. V. LI. — c. 4, 5. V. XXIII. ἐπὶ τῷ ποταμῷ. — c. 4, 6. V. XXIII. ἐπίθημα χαλκοῦν.

C. 5, 1. V. XXIII. ἐπὶ τούτῳ δωριεῖς; und ὀρέστην ἔγραψα κ. ὕλλον καὶ ὀρ. βασ. — V. XXIII. ἐν παλαιπάφῳ, so auch P. und vielleicht M.; V. LI. ἐν πόλει πάφῳ. — Beyde V. λαγοδίκη und εὐρύχωρον. — c. 5, 3. V. XXIII. ἔσοδος δὲ οὔτε τότε mit Weglassung von ἀνθρώποις; und ἄχρι ἡμῶν ἔτι. — c. 5, 4. V. XXIII. βασιλεύσαντος; V. LI. βασιλεύοντος. — V. XXIII. πυνθ. τε ἐς αὐτ. κύψ. ὃν τῶν ἀρ. παίδ. — V. XXIII. θυγατέραν ἐσδοὺς. — c. 5, 5. V. XXIII. ἐσήμαινεν ἄρα. — c. 5, 6. ἐγένετο αἰγινήτου, ohne ὁ, V LI. XXIII. — V. LI. αὐτοὶ οἱ τεγ., ohne τε. — V. XXIII. νεώτ. δὲ ἦν πολυμήστωρ; V. LI. πολυμήστωρος.

— c. 5, 8. V. XXIII. τάχα μέν που ἐς τοὺς ἀρκάδους. — c. 5, 8. V. LI. P. καταφυγοῦσαν. — V. LI. ἅπαντας ἠγγέλθη.

C. 6, 1. V. XXIII. M. ἀρχαιότερα; V. LI. P. ἀρχαιότατα: — V. XXIII läßt ἐναντία weg; deßgleichen auch mit dem P. μάλιστα nach ἁπάντων (V. LI. ἁπάντων sic). V. XXIII. συνεδρίου δὲ τοῦ ἀχαίου. Sollte man nicht vielleicht τοῦ ἀχαιῶν oder τοῦ ἀχαικοῦ schreiben? so sagt z. B. Pausan. VII, 7, 1. συνέδριον ἀχαϊκὸν καλούμενον, und bald darauf συνεδρίου τοῦ ἀχαιῶν, so auch VII. 8, 1. VII. 14, 1. — Beyde V. mit P. richtig οὐχὶ ἐν κοινῷ. — c. 6, 2. V. XXIII. M. P. ὑπὲρ τὸ ὄρος; V. LI. κατὰ τὸ ὄρος. — V. XXIII. ςαδίους ἑπτά. Es scheint, als ob in den Handschriften ςάδια ὡς und ςαδίους öfter verwechselt seyen; so möchte ich z. B. c. 20, 1 schreiben ςάδια ὡς πεντήκοντα (V. XXIII. ςαδίους πεντήκοντα), und c. 21, 1 ςάδια ὡς ἑπτὰ (V. XXIII. ςαδίους ἑπτὰ ἀπέχοντα). — Beyde V. P. μελανίδος; eben so gibt Bekker II. 2, 4; dagegen IX. 27, 4. μελαινίδος, für welche Schreibart Siebelis sich erklärt. — V. XXIII. ὡς ἔχει μὲν, — ἔχει δὲ, welches sich sehr wohl vertheidigen läßt. Hätte Facius die Lesarten der Wiener Handschriften vollständig erhalten, so hätte er nicht nöthig gehabt, e coniectura ἔχει δὲ zu schreiben. — V. XXIII. κατὰ τῆς ἀργείας, durch Korrektur διά.

C. 7, 1. V. XXIII. καὶ διὰ τοῦ ἀρτεμισίου; dann αὐτὸ τοῦτο εἶναι und ἐς χῶμα γῆς. Sehr gut gibt der P. ἂν τὸ πεδίον τοῦτο εἶναι, wie Abresch ad Thuc. p. 569 diese Stelle schon korrigirt hatte. — V. XXIII. ἐνταῦθα ἀνιόν τῇ; auch V. LI. P. lassen ἐν weg; Bekker nimmt es aus P. 1399 auf. — V. LI. τὸ δὲ ἐκ τῆς νίλύος, ohne καὶ, welches man nicht vermissen würde. — V. XXIII läßt εἶναι nach ἀργὸν weg. — c. 7, 4. V. XXIII. läßt λέγουσιν nach φίλιππον weg; bald darauf πρῶτον δὲ und φίλιππος οὐ πρώσω. — c. 7, 5. beyde V. ἐπεὶ δὲ φ. — V. XXIII läßt δὲ nach γεγονότα, V. LI. ἀδελφιδῆς — ὀλυμπίας weg. — V. XXIII. καὶ τοῖς πᾶσιν; V. LI. P. πατσίν.

C. 8, 1. V. XXIII. τῆς ῥεςάνης; bald darauf V. LI. τὴν ἑςάνην. — V. XXIII. ἐπίκειται μοῖρα, ohne μάλιςα; läßt sich vertheidigen, indem ὑπόκειται μοῖρα καὶ αὐτὴ τοῦ πεδίου τ. ἀργοῦ, χορ. δ. ὀνομ. μ., selbst einen innern Widerspruch zu enthalten scheint; denn wie kann der χορὸς Μαιρᾶς ein Theil der brachliegenden Ebene seyn, wenn er ὑπόκειται? — C. 8, 2. V. LI. ὀνομ. καὶ τὴν γῆν; wie oft werden τὴν γῆν und τὴν πηγήν verwechselt! Um nur Ein Beyspiel zu geben, so haben beyde V. c. 54, 1. τῆς γῆς statt τῆς πηγῆς. — V. XXIII gibt, was Facius gewünscht hatte, καὶ οὐκ ἐκ τοῦ εὐθέως λέγειν αὐτούς. Οὐκ ἐκ τοῦ ziehe ich unbedenklich dem καὶ οὐκέτ' ἐκ τοῦ vor, welches Siebelis und

Bekker (dieser aus P.) aufgenommen haben. Der ganz einfache Sinn ist: die alten Weisen hüllten ihre Lehren in einen bildlichen Vortrag ein, und verkündeten dieselbe nicht so gerade heraus. — V. LI. καὶ οὐκ ἔτ' ἐκ τ. εὐθε..ς. — C. 8, 3. Statt der Vulg. μάλιστά που δύο hat V. LI. M. P. 1410 1411. δώδεκα; V. XXIII. δύο καὶ δέκα, welches ich wegen der Vulg. vorziehen möchte. — V. XXIII. συμβάλλεσθαι und ἀπολείποιεν. — ἐπίκλησιν δὲ οὐκ (beyde V. P.) ἔθ. ὄφιν τὸ ὕδωρ. V. XXIII. — C. 8, 5. εἷλον V. LI. — σφίσιν ἐπὶ τὸ τεῖχος. V. XXIII. — V. XXIII hat die einzig richtige, von Sylburg vorgeschlagene Lesart ὠμῆς ᾠκοδομημένον. — καὶ κηδῶσιν. V. XXIII. — Beyde V. P. ἡ δὲ πλίνθος, ohne ὠμή. — C. 8, 6. V. LI. οὐ κατὰ πάντα, und πράσσοντος. οὔτε διὰ. V. XXIII. πράσσαντος, οὔτε διὰ. — Beyde V. P. τῇ μαντινικῇ und μάχῃ. — V. LI. ἡγεμ. ἐπ' αὐτῷ (sic). — V. XXIII. ἔτι παῖδα ὄντα ἐπιτρ. — V. LI. ἐπιτηδείως. — V. XXIII. πρὸς τῇ ἄκρα τῇ ἀκ. τ. ἀκτ.. — V. LI. ἐβασίλευσεν ἀδριανός. — Sehr oft wird in den Handschriften — ε τε und — εν gegenseitig verwechselt. — V. XXIII hat hier am Rande die Bemerkung: ἀπὸ αὐ. ἕως ἀδριανοῦ χρόνοι ϡϛ ἢ ρ. β., und am obern Rande: ἡ α ὀλυμπιὰς ἤρξατο κατὰ ͵ΓΨΛΓ ἔτος κόσμου. ἀπὸ αὐγούστ καὶ ἕως ἀδριανοῦ γενεὰς δέκα ἐβασίλευσε ὕστερον ὁ ἀδριανός ὁ δὲ αὔγουστος ἀπέθανε ἔτει ͵εφιϛ. ὀλυμπιάδι ρϟδ. καὶ ἀδριανος βασιλεύει ͵εφκη (durch Korrektur ͵εχθ) ὀλυμπιάδι σιη. εἰσὶν πλείωνες χρόνοι ϡϛ. γίνονται αἱ δέκα γενεαὶ χρόνοι ρ πρὸς χρόνους ι ἡ γενεά. Allerdings eine vortreffliche Berechnung! Freylich wenn man Eine γενεά zu zehn Jahren annimmt, so machen zehn γενεαί unbestreitbar hundert Jahre. Wie kommt aber der Anmerker dazu, das Menschenalter zu zehn Jahren anzunehmen? Er begeht nur den Fehler, die zehn Menschenalter, welche Pausanias von Antigonus bis Adrianus berechnet, zwischen Augustus und Adrianus unterbringen zu wollen, welches allerdings eine schwierige Aufgabe ist. Schon auf dem ersten Blatte des Codex finden wir die Bemerkung: ἤρξατο ἡ αη ὀλυμπιὰς κα ἔτος ͵ΓΨΛΓ. Dann: Πανσανίας ἦν κατὰ τοὺς χρόνους ἀδριανοῦ βασιλέως καὶ ἀντωνίνου τοῦ εὐσεβοῦς. Alle diese Bemerkungen sind übrigens von derselben Hand, welche den ganzen Codex geschrieben hat.

C. 9, 1. ἀπείργασται στήλην. M. P. V. XXIII. Sehr oft werden ἀπείργασται und ἐπείργ. verwechselt; man vergleiche II. 1, 7. III. 17, 3. II. 25, 6. VI. 23, 4. VIII. 37, 3, und die Varianten zu diesen Stellen. — V. XXIII. ἐπιμνησόμεθα καὶ τοῖς ἔπειτα. — Beyde V. P. ἐπιδότου. — V. LI. πραξιτέλους δὲ

τὰ ἀγ.. — V. XXIII. παῖδας ἥρας. — C. 9, 2. τὰ ὀςᾶ ohne δὲ, beyde V. — V. LI läßt κοινῇ weg. Beyde schreiben überall γρύλος mit Einem λ. — c. 9, 3. Beyde V. P. ἐρείπια καὶ ἀγάλματα. Siebelis nahm auf Goldhagens Vorschlag ἄγαλμα auf, und in der That wird ἄγαλμα und ἀγάλματα in den Handschriften sehr oft verwechselt; man sehe beyspielsweise II. 1 am Ende, VIII. 32, 3. VIII. 31, 5. VIII. 47, 2, mit den Varianten zu diesen Stellen. Bekker sagt; praestat ἀγάλματος. Ob aber Pausanias wohl je gesagt hat: ἐρείπια ἀγάλματος? V. LI. πασαίου. — V. XXIII läßt τοῦτο οἱ vor μαντινεῖς weg. — c. 9, 4. V. LI. ἐναντίους statt ἀντίνους. — V. XXIII. P. νεώτατός ἐςιν ὁ τοῦ ἀ.; richtig; nur muß man mit Bekker nach ναός interpungiren.

C. 10, 2. V. XXIII. τὰ δὲ ἐς τοῦτο τὸ ἱερὸν ἐγὼ δὲ ἀκοὴν γράφω. In der Schreibart ἀκοὴν γράφειν scheinen sich beyde V. P. überall gleich zu bleiben, weßhalb ich mit Siebelis nicht übereinstimmen kann, wenn er diese Form ganz verbannen will; auch Bekker nimmt sie in Schutz; ἀκόη scheint in dieser Zusammenstellung das zu bedeuten, was man durch Hörensagen erfährt oder erfahren hat. — Nach ἀδριανὸς schiebt V. XXIII recht gut ὁ ein. — Derselbe εἰργασάμενοι und πρὸς τ. ἐσόδου; die Verwechslung von πρὸ und πρὸς, sowohl für sich stehend, als auch bey Zusammensetzungen ist sehr gewöhnlich; von beyden haben wir schon Beyspiele gehabt; so c. I. 1. πρὸ τῆς ἀργείας, und c. 8, 2, wo die Codd., auch beyde V. προσεληλυθὼς geben statt προεληλυθώς. — c. 52, 2 hat V. XXIII. πρὸς ἀριςείδου. — V. LI. προεβάλλοντο; V. XXIII läßt δὲ nach μίτον weg. — c. 10, 3. V. XXIII. ἐκίνησον statt ἐκίνειον. — c. 10, 4. V. LI läßt εἶχον nach δεξίον weg. — Derselbe μάντις κήλιος und mit V. XXIII. τοῦ ἰαμίδων. V. XXIII. μαντιςήλιος; bald darauf μετέσχεν. — V. LI. πόλεις ἦσαν, ohne τε; dieselbe Partikel läßt V. XXIII nach συκιωνίοις (sic) weg; an beyden Stellen ist es entbehrlich. — V. LI. ὑπέφυγεν; bald darauf V. XXIII. ἀποφεύγοντες. — V. LI. ἤλπιςον αὐτοῖς; ὅσοι τὰ ἡρώων. Beyde V. τοῦ ἔργου κατέσχοιεν.

C. 11. 2. Beyde V. P. ἥξεις, was Siebelis gewollt hatte. — V. XXIII. μετοικεῖσαι, wodurch die Vermuthung von Siebelis, es sey μετοικίσαι zu lesen, unterstützt wird; Bekker behält μετοικῆσαι bey, und sagt ante σφᾶς deest ὡς. Mir scheint der Vorschlag von Siebelis annehmbarer. — V. XXIII. ἀπαγγέλλεται und ἀποφαίνοι νεόν; V. LI. P. ἀποφήνοι. — V. XXIII. τὰ κέρατα ὀμ. φαρμ.; beyde V. M. P. οἷς ἐκ τ. λέβ. — Beyde V. παραλαμβ. δὲ δή. — V. LI läßt αἱ θυγατέρες weg. — Im Folgenden lautet die Vulg. καὶ ἀποθανούσαις τὰ μνήματα ἐχώσθη σφίσιν αὐταῖς. Daß die Stelle verdorben, haben schon andere bemerkt; nur schlug

man verschiedene Mittel der Herstellung vor. Siebelis wollte αὐταῖς entweder tilgen oder in ταύτῃ verwandeln; Bekker in ἐνταῦθα. Ich schlage vor: ἐχώσθη, φασὶν, αὐταῖς. Die Verwechslung von φασίν und σφίσιν gehört zu den allergewöhnlichsten. Beyspiele, daß φασί auf diese Art eingeschoben wurde, sind III. 25, 5. f. X. 6 am Ende. Die Stelle X. 32, 5. Bekk. mag ich nicht hieher ziehen, da hier umgekehrt die Handschriften mit Unrecht φασίν statt σφίσιν zu geben scheinen.

C. 11, 3. V. XXIII läßt τε nach ἀθηναίων weg. Derselbe μαχαιρίων ὄνομα; derselbe ἐπέτρωτο ὁ ἔπαμ. — c. 11, 5. σημαίνειν γένους, ohne τοῦ, beyde V. P. — Beyde V. lassen τε vor ἀνέθηκεν weg. Uebrigens scheint mir an der Vulg. nichts zu ändern zu seyn; τὴν δὲ αὐτήν τε bildet sehr gut den Gegensatz zu ἐπίγραμμα τὸ ἐπ' αὐτῇ. — V. XXIII. φρονήματος ἦσαν ἔχοντες. — V. LI. φρ. τὸ ἦσαν; Vulg. τὸ ἴσον; P. τὸ ἴσον. Bekker möchte lieber φρόνημα lesen. Der ganze Satz ist etwas unbeholfen, und nur mit Mühe entschließt man sich, zu οἱ στρατιῶται das Verbum finitum aus dem Vorhergehenden zu suppliren. Ich möchte lieber lesen: φρονήματος (besser φρόνημα) τὸ ἴσον ἦσαν ἔχοντες. Sehr leicht erklärbar ist es, wie bald ἴσον durch ἦσαν verschlungen werden konnte, bald umgekehrt; daher geben einige Handschriften τὸ ἴσον, andere ἦσαν, andere τὸ ἦσαν. Im Folgenden ist ohne Zweifel ἐν οὐ πολλῷ zu lesen; ἐν wurde durch die letzte Sylbe des vorhergehenden ἀπέφηνεν unterdrückt. — c. 11, 6. V. XXIII läßt μὴ vor ἐπιβῆναι aus. — Beyde V. νηός, beyde τὸ δὲ ἄρα. — τὰ ὁμώνυμα, beyde V. P. — V. LI läßt ἔτι nach πρότερον weg. — τῇ λιβύσσῃ (V. LI. λιβήσσῃ), beyde V. P. — V. LI. φίλος statt λόφος; ἔχει δ' ἂν beyde V.; ἐξευρεῖν ἄλλα. V. XXIII.

C. 12, 1. V. LI. χάρμονος; V. XXIII. χάλμονος. Beyde V. ὥστε ἐπ' αὐτοῦ. V. XXIII. ταύτας δὲ τῆς δρυὸς. — c. 12, 2. V. XXIII. ἀνεμιμεῖτο; P. ἀπεμιμεῖτο. — V. XXIII läßt γὰρ nach ἐνόμισε aus. — c. 12, 3. V. LI läßt τῇ vor θεσπρωτίδι weg. — c. 12, 4. V. XXIII. ἀναλκομενείας ἐστὶ πηγὴ τῆς πόλεως. μετὰ σταδίους τρ. κώμης τε (so auch V. LI) ἐρείπια καλ. μαιρᾶς. Statt τε ἐρείπια schlage ich vor τὰ ἐρείπια. c. 12, 5. Beyde V. ἐπὶ τῶν ὁδῶν. — V. LI läßt καὶ ἥτιδος weg; V. XXIII. καὶ οἴτιδος. — V. LI. ἀγχησία τε τὸ ὄρος.

C. 13. V. LI. ἀγχησίων; V. XXIII. ἀγχισίων. — V. LI. ἀγχιστεῦσιν (sic); V. XXIII. ἀγχιστεύειν. — V. XXIII. M. P. καὶ οὐ πρὸς ἐφεσίων. Bekker verbessert sehr schön: καὶ οὐ πρόσω ἐφεσίων, eine Vermuthung, welche kaum zweifelhaft ist, wenn wir c. 47, 2 vergleichen: ἱερᾶται δὲ τῇ ἀθηνᾷ παῖς χρόνον οὐκ οἶδα ὅσον τινὰ, πρὶν ἡβάσκειν, καὶ οὐ πρόσω, τὴν ἱερωσύνην. —

c. 13, 2. V. LI. ἐγεννήθησαν. V. XXIII. πεσοῦσιν ἀνδράσιν, αἴστισι πελοπ., ohne εἰς τιμὴν (so auch P. M.) und δὲ. — V. LI. εἰς τιμὴν πρότερον πελοπ. Die Wunde dieser Stelle scheint noch tief zu liegen. — c. 13, 3. V. XXIII. τὸ δὲ ὕδωρ τοῦ θεοῦ. c. 13, 4. Beyde V. P. ἱερουμένην; ähnlicherweise sind ἱερουμένην und ἱερωμένην verwechselt IX. 27, 7. Bekk. — V. LI. ταιπάλαι. — c. 13, 5. μάλιστα φάραγγα, ohne τὴν.

C. 14, 1. V. LI. κεῖται ὑπὸ, ohne μὲν; κατακλεισθῆναι: V. XXIII. κατακλυσθῆναι; derselbe läßt ἕτερον vor ὄρος weg. — c. 14, 3. διὰ μέσου ὤρυξεν ἤρ. τῶν φεν. πεδ. V. XXIII. — Beyde V., P. lassen τὸ vor ἔλυτρον aus. — c. 14, 4. V. XXIII. εὗρε τοὺς ἵππους. — Beyde V. χώρα τῇ φενακίων. — c. 14, 5. Beyde V. P. καὶ ἡ ἐπὶ τ. λ. — V. XXIII. ἐφόρει τὰ μάλιστα κ. ἐπ' αὐτῆς (αὐτῆς auch V. LI. P.). — c. 14, 6. V. LI. ἰολάου πατὴρ ohne δ. — V. XXIII. ὑπὸ μολίνης τ. μητρὸς. V. LI. περιεῖπον εὖ, ohne τε. — V. XXIII. ἀποθαν. τοῦ τραύματος und καὶ ἐς τὸ ἐναγίζουσιν. — c. 14, 8. μυρτ. ὑπὸ μυρτίλου. V. XXIII; eine gleiche Verwechslung wie im kurz vorhergehenden ὑπὸ μολίνης, und umgekehrt ἀπὸ τοῦ ἀπόλλωνος. c. 34, 3. V. XXIII. — c. 14, 8 (nach Bekker besser 15, 1). Beyde V. ἐλευσινείας; und im folgenden V. XXIII. τὰ ἐλευσίνεια δρώμενοι; P. τὰ ἐλευσίνια δρώμενα. Siebelis gibt τὰ ἐν ἐλευσῖνι δρώμενα, eben so Bekker, nur daß er ἐν ausläßt, und mit Recht; man vergleiche 1, 2, 4. 1, 37, 3. X. 31 gegen das Ende; VIII. 31, 4 (wo V. LI richtig τῶν ἐλευσῖνι; V. XXIII. τῶν ἐν ἐλευσίνι hat), und die Varianten zu diesen Stellen.

C. 15, 1. V. LI. XXIII. καλούμενοι. — Beyde V. P. lassen ἐς nach ἀναγνόντες aus; es wurde von der letzten Sylbe des vorhergehenden Wortes absorbirt. — V. XXIII. ἔχον δήμητρος, ohne ἐντὸς. Beyde V. ἐπιχθονίους; doch scheint wirklich V. XXIII vorher ὑποχθονίους gehabt zu haben. Beyde V. P. ὅσοι δὲ φεν.. Die Stelle ist lückenhaft; Bekker deutet die Lücke an nach ἢ Ναὸν..., und interpungirt nach πλανωμένην. Die Siebelis'sche Lesart kann ich nicht billigen. Denn abgesehen von der mehr als gewöhnlichen Unbeholfenheit der Satzfügung — wo möchte man ein Beyspiel finden, daß bey einem parenthetisch eingeschobenen Satze, καὶ πρὶν — πλανωμένην, das γὰρ die sechste Stelle eingenommen hätte? Schon das καὶ, mit dem die Parenthese anfängt, ist anstößig. Wollen wir keine Lücke annehmen, so wird man vielleicht folgenden Vorschlag wenigstens eben so gut finden, als die bisher gemachten. Man lese nämlich: φενεατῶν δέ ἐστι λόγος, καὶ πρὶν ἢ Ναὸν ἀφικέσθαι καὶ ἐνταῦθα Δήμητρα πλανωμένην· ὅσοι δὲ φενεατῶν. — Zwischen ἱερὸς und ἐπ' αὐτῷ (V. LI. ἀπ' αὐτῷ, schlecht) hat V. XXIII ein Zeichen,

welches gewöhnlich καὶ bedeutet; dasselbe scheint auch in der Lesart des P. ἱερὸς δ' ἐκ' zu liegen; ἱερὸς καὶ ἐκ' αὐτῷ λόγος wäre sehr gut. — V. LI. οἱ δὲ τῶν (?) φεν. μὲν λόγω. — c. 15, 1. V. XXIII. καὶ νῦν ἀπόλλωνος. — 15, 3. καλ. οἰνόνις. V. XXIII. — V. LI. ἀπέκτεινεν ἐν ἀμφυτρίων. Bekker schreibt e coniectura: πῶς μὲν γὰρ ἂν συνεπ. Ἡρ. τ. ἔργ. X., ὃν πρ. ἔτι ἀποκτεῖναι Ἀμφιτρύωνα κ. μαρτ. κ. π. ἃ. ἑ. ἑ. Θ.. Mir scheint die Stelle noch nicht völlig geheilt. — Beyde V. ἐν κύπρω πάλιν, welches mir nicht mißfällt. — V. XXIII. ἐκβαλόντες; V. LI. ἐκβαλλόντες. — V. XXIII läßt ὁμοίως weg. — 15, 4. V. XXIII läßt ἐςιν vor ἀρτέμιδος weg, und schreibt im folgenden ἀργεῖον πῦρ ἐς τὰ λερνέα; V. LI ἀργειῶν (sic) π. ἐς τ. λερνέα.

C. 16, 1. V. LI. ἐνταῦθα λοῦσαι. — 16, 2. τοῦ χρυσοῦ. V. LI; derselbe οὐ γὰρ οἶδεν. — V. XXIII schreibt ἔμελεν und läßt θαῦμα weg. — 16, 3. V. XXIII. τοῦ ἐν ἀλικαρνασσῷ, ἀλικαρνασῷ; ἀλικαρνασῶν; V. LI. ἀλικαρνασσῶν. — V. XXIII. ἐν τῷ τάφῳ ὁμοίως πάντα, ohne τὴν θύραν. — Derselbe ἀνοῖξαι μὲν οὐκ ἄν, κατάξειν.

C. 17, 1. Beyde V. ἀπὸ κυλλήνου, welches also nicht mera coniectura ist, wie Siebelis glaubt; die richtige Lesart κυλλῆνος hat der P. — 17, 2. Beyde V. P. μίλαξ. — 17, 3. V. XXIII. P. ἃ δή που; ich stimme ganz dem Vorschlage Bekkers bey, dieses in ἤδη που zu verwandeln. Die von Bekker gewünschte Lesart ἐκομίσθησαν hat der V. XXIII. — 17, 4. Beyde V. χελυδορέα. — 17, 5. V. LI. P. ἐς τοσοῦτον.

C. 18, 1. V. LI. πεποίηκεν ὅρκον. Das Perfektum ist zu billigen. — Beyde V. ἴςω δὲ νῦν τόδε. — V. LI. τικαρησίω; V. XXIII. τικαρησίων. — c. 18, 2. V. LI. ἐπισπίπτει, worin zwey Lesarten ἐπιπίπτει (M.) und ἐσπίπτει (P.) verschmolzen zu seyn scheinen. — V. XXIII. καὶ εἰ δή τι καὶ ἄλλο. — Beyde V. ἐμβληθέντα. — 18, 3. V. LI. ὅροι τε καλ. κ. σπήλ.. ohne ἀροάνια. — τὰς θυγατέρας τ. προίτ., ohne δὲ, beyde V. — V. LI. ἡμερασίαν; V. XXIII. ἡμεροσίαν.

C. 19, 1. V. XXIII läßt καὶ vor οὗτοι weg. — Derselbe ἀπωτέρω τοῦ ςαδίοις μᾶλλον. Dieses τοῦ scheint eine bis jetzt unbemerkt gebliebene Lücke anzudeuten. Ich schlage vor ἀπωτέρω τοῦ ἱεροῦ ςαδ. μ.; das ἱεροῦ bezöge sich dann auf das vorerwähnte ἱερὸν ἀρτέμιδος. — 19, 2. Beyde V. κυνὸς κατέσχετο; so auch P. — V. LI. ἄλλυσσον.

C. 20, 1. V. LI. τοῦ λάδανος. — V. XXIII. ἀλλῶς ἐςιν. ὁ δὲ λάδων, ohne ἔχον. — Beyde lassen διὰ vor τὰ ᾀδόμενα weg; so auch P. — 20, 2. V. XXIII. τῷ δυναςεύοντι. — V. LI läßt νομιζόμενος aus.

C. 21, 1. V. XXIII. παρὰ τὸν ἀροάνιον· οὐ πλέον τ. π.

Des Schreibers Auge irrte also vom ersten ἀροάνιον zum zweyten ab, und ließ aus, was in der Mitte zwischen beyden war. Der V. LI schreibt ποικιλλίαι mit doppeltem λλ. — 21, 2. Beyde V. lassen δὲ nach οἰκεῖται weg. Außerdem schreibt V. XXIII so: οἰκεῖται ἐν ὁμαλῷ, κλειτόρίοις δὲ τὰ ἱερὰ τὰ ἐπιφ.; dann τρίτον δὲ εἰλησυίας εἶναι κ. ἀρ. ἐπ. οὐδ. ἐπ' αὐτοῖς. — Beyde V. ὄηλιος ὕμνους und δηλῶν ὡς τῇ; mit M. P. Die ganze Stelle ist noch verdorben, und wird ohne neue Handschriften kaum hergestellt werden. — 21, 3. V. XXIII. ὅρους κεφαλῆς.

C. 22, 1. ἐπὶ τοῦ φ. κ. ς. ὅρους τοῦ ὀνομαζομένου γερ. M. P. V. XXIII. — ἐπὶ τοὺς ὅρους τοῦ ὀνομαζομένου γερόντιον. V. LI. Hierin liegt, wenn ich nicht irre, die richtige Lesart; wenn wir nämlich die Worte des Pausanias im Anfange des 16. Kap., φενεάταις δὲ ὅροι πρὸς ςυμφαλίους τῆς γῆς τοῦτό ἐςι τὸ γερόντειον vor Augen haben, scheint es einleuchtend, daß man auch hier nach Anleitung des V. LI. ἐπὶ τοὺς φ. κ. ς. ὅρους τὸ ὀνομαζόμενον γερόντειον lesen müsse. — V. XXIII. μεταναςάντες; derselbe γένους δὲ σφᾶς τῶν ἀρκάδων, ohne εἶναι, welches freylich entbehrlich ist. — 22, 2. οἰκῆσαι (V. XXIII. οἰκίσαι) τοῦ πελασγοῦ, beyde V. M. — Beyde V. P. οὔσῃ παιδί. — 22, 3. ποιεῖ ςύμφηλον. V. XXIII. — Derselbe προσλιμνάζει; V. LI πρὸς λιμνάζει. — V. XXIII. ἀπὸ τῆς γῆς, nach der schon erwähnten so häufigen Verwechslung von γῆς und πηγῆς. — 22, 4. V. XXIII. ἀφικουμένοις ἐπικέτανται; auch V. LI. ἐπικέτανται. — V. XXIII. καθὰ πτέρυγες, ohne καί. — V. LI. εἶδος δὲ τὸ αὐτὸ ἐκ., ohne οὐ; V. XXIII. P. εἶδος δὲ αὐτὸ ἐκείναις. — Beyde V. ποτὲ ἄμοιρα; auch M.; besser ἀπόμοιρα P. — Beyde V. P. ἄλλο που; Bekker schaltet τι ein. — 22, 6. Beyde V. P. ὑπερέβαινε.

C. 23, 1. Beyde V. schreiben ἀλέα. — 23, 2. V. LI. ἀπὸ τούτου δὲ ἐν ἀρ., ohne τό. — V. LI. πεποίηται τῆς γῆς χώματος ἀπείργεται; dann κατὰ δὲ τοῦ ἐντὸς τοῦ χώμ. ἔξεισιν, und ἐνταῦθα ὕδωρ, ohne τό. — V. XXIII. πεδ. τῷ καφυῷ πεποίηται τοῦ χώματος. ἐπείργεται τὸ ὕδωρ; καφυέος βλ. τῇ ἐν ἔργῳ; κατὰ δὲ τοῦ ἐντὸς, τοῦ χώματος γὰρ ἔξεισιν. Aehnliche Verwirrung herrscht in dem P. und M.; sie mag wohl schon in dem allen unsern Handschriften zu Grunde liegenden Urcodex Statt gefunden haben; das erste τοῦ χώματος scheint daher entstanden zu seyn, daß das Auge des Abschreibers auf das in der folgenden Zeile stehende τοῦ χώματος abirrte. Die Bekker'sche Lesart παρέξεισιν statt γὰρ ἔξεισιν verdient vollen Beyfall, besonders da die Verwechslung von Παρ und Γαρ so leicht ist. Einem ganz ähnlichen Irrthume schreibe ich die Lesart des V. XXIII. c. 23, 6 zu: λύρα γὰρ παρισουμέναις. — 23, 3. Beyde V. ἐκβληθέντος. — V. XXIII. τελετὴν ἀνάγουσι. — V. LI läßt τε nach ἀφικέσθαι weg. — 23, 4.

Beyde V. τεθηλὸς λείπ.; dieselben und P. M. ἱερῷ ἥρωϊ. — Beyde V. P. κ. ἐλαία τε ἣ ἐν ἀκρ. — 23, 5. Beyde V. καφ. δ. ἐφέστηκεν, beyde V. P. ἐπέλεγεν. — V. XXIII läßt ταῦτα vor ἐργασαμ. weg, und gibt ἔπεσεν. V. LI. ἐπιέπεσεν. P. ἐσέπεσεν. — V. LI läßt τῇ vor γαστρὶ weg; beyde haben ἐκβάλεσθαι; beyde lassen die letzte Sylbe von ἐκεῖνο weg. — 23, 6. Beyde V. ἄγειν μ. δ. ὁ σύρων.

C. 24, 1. V. LI. καρθρίονος, so auch P. V. XXIII; dann περιφήτου φρουνυκτίμου; und ξάνθιν τ. ἐρ.; V. XXIII. ἀριστὰ τοῦ καρθρίονος τοῦ περιφήτου φρουνυκτίμου; dann ξάνθιν τ. ἐρυμάνθου τοῦ ἐρυμάνθου τοῦ ἀρκάδος; daß diese Geschlechtsfolge in der zu Grunde liegenden Handschrift wirklich vorgekommen, scheint mir um deßwillen wahrscheinlich, weil der Schreiber unsers V. XXIII, indem er beym unmittelbar Vorhergehenden durch Versehen in eine falsche Zeile gerieth, so schreibt und korrigirt: τὸν ἄρρωνος τοῦ ἐρυμάνθου τοῦ ἐρυμάνθου τοῦ ἀριστά. Das ganze Kapitel gehört zu denen, wo ohne neue Handschriften wenig Heil zu erwarten ist. — οὖν οὐ κατὰ, beyde V. M. P. Bekker läßt οὐ weg; Siebelis und Koray verwandelten es in οὕτω oder οὕτως; der Satz bleibt verwickelt und unbeholfen. — Beyde V. ἔρωτος. — V. XXIII. βασιλεύσαντος, durch Korrektur von zweyter Hand δυναστεύσαντος. Derselbe οὐκ ἠξίου. καταλείπει; dann ξένῳ μένοντι (so auch V. LI) αὐτῷ, κατοικοῦντι δὲ; und γυν. τῆς σικανικῆς. — 24, 2. Beyde V. ζάκυνθός τε und σιραίων, so auch P. — V. XXIII. ὅμηρος ἐν ταϋγέτῳ; beyde θηρευτὴς οὖν; deßgleichen θέλκουσαν. — V. XXIII. θηράσειεν ἐν μεγέθει, und εἶεν τοῦ ἐρυμάνθου. Abermals eine verdorbene und verstümmelte Stelle; die verschiedenen Herstellungsversuche will ich hier nicht aufführen; nur scheint man bis jetzt noch nicht beachtet zu haben, daß die Worte: ἐποίησε δὲ ὅμηρος, bis vielleicht θηρευτὴς ἦν, an einem ganz unpassenden Orte stehen; wenigstens denke ich mir den Zusammenhang auf folgende Art. Die Quellen des Erymanthus, sagt Pausanias, sind auf dem Berge Lampea, der ein Theil des Berges Erymanthus zu seyn scheint; nachdem er dann beyläufig erwähnt, daß der Berg Lampea dem Pan heilig sey, beschreibt er ferner den Lauf des Flusses Erymanthus etwa so (wenn wir die Lesart des Facius annehmen): ῥεῖ οὖν ἐκ τῆς Λαμπείας — ἐς τὸν Ἀλφειόν. Bey Erwähnung des Berges Erymanthus führt er dann an, daß derselbe nach Homer (Od. VI. 102 fgg.) reich sey an wilden Schweinen und Hirschen, weßhalb ihn Diana auch gern besuche; und nun war der Uebergang zur Jagd des Erymanthischen Ebers durch Herkules von selbst gebahnt. Deßhalb scheinen die Worte ἐποίησε δὲ ὅμηρος .... erst nach κάτεισι ἐς τὸν Ἀλφεῖον eingeschaltet werden zu müssen. Der öfter vorkommende Name

Erymanthus mag die erste Veranlassung zur Verwirrung gegeben haben, indem das Auge von einem zum andern abirrte, und so theils Lücken, theils falsche Verbindungen veranlaßte, wozu dann noch Verbesserungsversuche gekommen seyn mögen. So verdankt vielleicht θηρευτὴς ἦν seinen Ursprung dem kurz darauf folgenden θηράσειεν ὖν. Der Abschreiber hatte ταϋγέτω τε καὶ ἐρυμάνθω geschrieben, irrte von da zu dem folgenden ἐρυμάνθω ab, und verband nun das etwas geänderte θηρευτὴς ἦν. In der That kommen hier auch gerade, abgesehen von dem öfter wiederkehrenden Namen Erymanthus, mehrere gleiche oder ähnliche Wörter und Wortausgänge vor: οὖν, ὖν, ἦν, ἐν, ειεν, θηράσ-ειεν.

24, 3. V.LI. ἐλείκε του αὐτοῦ; dann ἐλέγετο δὲ τὴν Ψωφίδα ἔρυκος αὐτὰ ἱδρύσασθαι παῖδα· καὶ ἐν τῷ λόγ., und ἐν τῇ χώρα ἁγιώτατόν τε, ohne τῇ ἔρυκος. — V. XXIII. ἐλέγ. δὲ ἡ Ψωφίδος αὐτὰ ἱδρύσασθαι παῖς. καὶ ἐν τ. λόγ.; dann χώρα τῆς ἔρυκος. Wiederum eine verdorbene und vielleicht auch lückenhafte Stelle. τοῦτο μὲν scheint nothwendig ein τοῦτο δὲ zu erfordern, und das von Siebelis aus Sophokles angeführte Beyspiel, wo auf τοῦτο μὲν ein einfaches δὲ folgt, dürfte weder auf unsern Schriftsteller im Allgemeinen, noch auf unsere Stelle insbesondere seine Anwendung finden. Da nun ferner das von den Handschriften hartnäckig beybehaltene αὐτὰ auf mehrere Gebäude hindeutet, und Pausanias von den Denkmälern des Promachus und Echephron im nächstfolgenden wie von schon erwähnten Dingen spricht, so trete ich der Clavier'schen Meinung bey, nach τοῦτο μὲν eine Lücke anzunehmen, die etwa so auszufüllen wäre: τοῦτο μὲν προμάχου καὶ ἐχέφρονος τὰ ἡρῷα, τοῦτο δὲ ἀφροδίτης ἱερὸν ἐρ.. Einer Annahme von zwey Gebäuden ist auch die Uebersetzung des Amasäus günstig. Nun fragt es sich ferner, worauf bezieht sich ἧς? Nur auf Ἀφροδίτης, und da hat denn doch Facius Recht, wenn er dieß für insolentius dictum hält. Siebelis erklärt ἧς ἐρείπια für ἧς τοῦ ἱεροῦ ἐρείπια; das ist aber wohl auch eine insolentior interpretatio. Weiter, wie sollen wir αὐτοῦ erklären? Siebelis nimmt es für *hic*, daselbst. Ja, wo denn sonst? Damals gab es noch keine Engländer, welche die Tempeltrümmer weggeschleppt hätten. Die Hauptfrage bleibt aber, wer hatte diesen Tempel der Erykinischen Aphrodite gebaut? Man scheint dieses einstimmig zu beantworten: die Kinder der Psophis; und doch dürfte dieses der ganzen Beweisführung des Pausanias entgegen seyn. Er findet die Sage, dieser Tempel sey von N. N. erbaut, deßhalb wahrscheinlich, weil auch in Sizilien am Eryx ein Tempel der Erykinischen Aphrodite sey; nimmt also eine Verpflanzung des Heiligthums von Sizilien

nach Psophis als wahrscheinlich an. Wie konnten denn aber die Söhne der Psophis dieses verpflanzen, da sie nie in Sizilien waren? Sie sind geboren in Phegia im Hause des Lykortas (c. 24, 1), daselbst erzogen (ἐπιτραφέντες αὐτόθι), und in Psophis (d. h. Phegia) begraben; denn dort waren ihre Heroa. Die Psophis dagegen war aus Sizilien, die Tochter des Eryx, und um nach der Sage zu kombiniren, die Gründerin des Erykinischen Heiligthums in Sizilien; denn konnte es wohl eine Erykinische Aphrodite geben vor dem Eryx? Da diese Psophis also wahrscheinlich den Tempel der Erykinischen Aphrodite in Sizilien gegründet hatte, wenigstens gewiß von dort herkam, so hat allerdings die Sage, sie hätte auch das Erykinische Heiligthum in Psophis gegründet, ihre große Wahrscheinlichkeit. Und in der That weisen auch die handschriftlichen Lesarten weit mehr auf Eine Gründerin hin, als auf mehrere. Einstimmig behaupten sie die Lesart ἐλέγετο; denkt man hierbey an den Promachus und Echephron, so muß man entweder mit Bekker dieses in ἐλέγοντο verwandeln, oder mit Siebelis einen Accusativus cum infinitivo nach ἐλέγετο annehmen. Nun mögen sich allerdings hin und wieder Beyspiele dieser Konstruction finden, stets aber bleibt es mißlich, eine solche in einer zweifelhaften Stelle einzuführen; dazu kömmt noch der auffallende Gebrauch des οἱ, und der Mangel des Artikels zu παῖδας, der hier nicht zu entschuldigen wäre; παῖδας aber ist sowohl bey Bekker, als bey Siebelis e coniectura; keine Handschrift gibt es; παῖδες verdankt sein Daseyn nur dem bessernden Abschreiber, welcher das Substantiv mit dem Artikel οἱ in Einklang bringen wollte; dieser aber entstand selbst durch unrichtige Aussprache. Ich schreibe nach Anleitung des V. XXIII. ἐλέγετο δὲ ἡ Ψωφὶς ἔρυκος αὐτὰ ἱδρύσασθαι παῖς. Wenn unser Codex Ψωφίδος gibt, so liegt die Ursache lediglich in der Auslassung von ἔρυκος, welches uns nebst dem V. LI noch mehrere Handschriften erhalten haben. — V. XXIII. τοῦ ἱεροῦ ἐν τάφῳ und κατ' ἐμὲ ἦν τὰ ἡρῷα, ohne ἔτι. Amasäus las übrigens, Ψωφίδος ἐπιφανῆ, ohne οὐκ. — 24, 4. V. XXIII läßt οὐ vor συνακολουθήσειν weg; derselbe ἐνταῦθα ᾤκει κ. γυν. ἔσχ. — Beyde V. τοὺς ἐν τ. ἠπείρῳ. — V. XXIII. P. τὰ πρὸ τούτου. — V. XXIII. κ. δι' αὐτὸ καὶ ἐς φ. τ. φ. — Beyde V. ἀναθῆναι. — 24, 5. γέγονε δὲ αἰτία, beyde V. M. P. Vielleicht γέγονε ἐν αἰτίᾳ? — V. XXIII. M. P. ἀρουμένης ὅσα ἔτη. V. LI. ἀρουμένης ἔτι.

C. 25, 1. V. XXIII. τοῦ λάδανος. — V. XXIII. τρίτα. — Derselbe ὅροι ψωφίδι πρ. τ. θ., ohne χώραν; V. LI hat dieses Wort. — Beyde V. καλοῦντος und καλοῦσιν. — 25, 2. V. XXIII. ἄγαλμ. δὲ ἐν αὐτῷ ποσειδῶν, ἑπτὰ οὐκ ἀποδ. ἔχ. δήμητρος· ἔστι καὶ ἡ παῖς; derselbe ἐπὶ λόφῳ μεγάλῳ, und οὖσαν, φασὶν αὐτῷ

μεσετάτω κοιηθ, τῶ ἐξαρχῆς; auch V. LI. μεσετάτω und τῶ ἐξ ἀρχῆς. τῶ ließe sich vielleicht vertheidigen, indem man es auf ἐπὶ τῷ πέρατι bezöge. — 25, 3. V. XXIII. θάλπουσαν; beyde V. schreiben dieses Wort bald mit α, bald mit ε. — V. LI. ἐπὶ τῶ ἱερῶ. — V. XXIII. δήμητρος τοδὶ φασίν. — Beyde V. ὁ μὲν δὴ (V. LI. δὲ) οἶκος ἀπόλλ. — V. XXIII. ἐδυναστεύετο ὄγκιον; καὶ συγγενέσθαι τ. δήμ.; ἐθελῆσαι αὐτὴν φασίν; und ποδῶν ἐξεφαίνετο. — V. LI. ἐστιν ταναῶ ξ. πρόσω δὲ. V. XXIII. τὰ ἐν τῶ ναῶ. — c. 25, 5. Beyde V. ἵππειον πος. — V. LI. σὺν ἀρείονι; αἰνιάσσεσθαι οὖν ἐθέλωσιν; τελαῶ υἱὸς κρηθηΐδα. ὁ πρώτιστος δαναῶν αιοναίτω (sic); ὀγκαΐοις (sic); αὕτη γαῖας ἀνέδωκε; δύναιτο δ' ἂν καὶ ἀναφ. (so auch P.); ὃς ῥά ποτ' ἀδρ. τριτ. δ' ἐδμήθ' ὑπ' ἄνακτι. — V. XXIII. οὐδ' εἴκειν μετόπ.; ὡς ἄδρα (sic) ἔφευγεν; λιγρὰ φερίων; αἰνιάσσεσθαι; ἄδρ. τελαῶ υἱὸς κριθηΐδα, ὁ πρώτ. δαναῶ νέω αἰνέτω; ἄλσ. ὀγκαίοις; αὕτη γαία σ' ἀνέδ.; αἱ τριχ. αἱ π. χρ.; ὃς ῥά ποτ' ἀδρ. τιτάνω δ' ἐδμήθη ὑπ' ἄνακτι. — 25, 6. V. LI. ἀπολειπὼν. — V. XXIII. ἱερόν ἐστι τρυγόνος. — 25, 7. Beyde V. wiederholt τοῦ θόα. — V. XXIII. ὠνόμασται ναὸς. — V. LI. ὑπὸ τοῦ ὁμήρου; — und ὧ οἱ πεπιστευκότες. — V. XXIII. μέγεθος δὲ ὁ τοιοῦτος.

C. 26, 1. V. LI läßt μὲν vor γέγονεν aus; παντών (sic) statt ἐπ' αὐτὸν, eine nicht ungewöhnliche Verwechslung; so geben z. B. die Handschriften c. 6, 1. ἁπάντων, wo Bekker ἀπ' αὐτῶν schreibt. — c. 26, 2. Beyde V. ἀξίτην. — V. XXIII. ἀθληταὶ δὲ ὁπόσοι; δαμάρετος; beyde V. lassen ἐν vor ὀλυμπία und ἐς vor ἐρύμανθον weg. — c. 26, 3. V. XXIII. καὶ ὁ κόρυβος ἐνίκησεν καὶ ἀνθρώπων πρῶτος; der Abschreiber sprang also vom ersten κορ. ἐνίκησεν zum zweyten über; daraus erklärt sich auch die Einschaltung des καὶ vor ἀνθρώπων; es ist nämlich das, welches auf das erste ἐνίκησε folgt; mit Recht hat es also Bekker gestrichen. — 26, 4. Beyde V. ἐνταῦθα τῇ πανηγύρει; eine nicht seltene Verwechslung; man vergleiche c. 16, 1, wo die Lesart zwischen ἐνταῦθα und ἐν ταύταις schwankt. — V. XXIII läßt δὲ nach βουφάγον weg.

C. 27, 2. V. LI. P. ποσσικράτης. — c. 27, 3. ἁλίαν· παλλάντιον. εὐτασουμάτειον· ἰασαί. ἀπαρέθεις. ἑλισσών. ὀρεθάσιον δὲ εἶπεν· ἁλύκαια. — παρὰ δὲ αἰγυπτίων καὶ σκιρτώνιον· καὶ μαλαῖα. — παρρασίων, λύκος, ὀρεισθωκρεις, τραπ. προσείδα. καικήσιον. ἀκόντιμα. καριδάσεα. — γόρτις κ. θισαία πρὸς λυκαίω. καὶ λυκόται κ. ἀλιφ. — θισόα μεθ. τευθὶς. — καὶ δίποι κ. νών. V. XXIII. — ἁλίαν. παλλ. ἰασαία, ἀπερέθεις, ἑλισσὼν, ὀρεθάσιον, δειπαῖα ταύτας μὲν ꝛc.; es fehlen also mehrere Namen; παρὰ δὲ αἰγυπτίων καὶ σκ.; ἀλένινα statt βλένινα. λύκος ὀρυεισθωκνεῖς oder (-οῖς) προσει (sic, ein leerer Raum nach dem Namen). ἀκοντια

(sic), χαρία, δασέα. — γόρτις καὶ θίσα. — καὶ λυκόται. — θίσοα, μεθίδριον. V. LI. — 27, 4. Beyde V. ἐλήφθησαν. — V. XXIII. M. P. μητρόπολιν τάττοντας; vortrefflich ist Bekkers Verbesserung μητροπολίτας τ' ὄντας. Die folgende Stelle von λυκοσουρεῦσι bis τὸ ἱερόν ist wieder verdorben. Die Handschriften geben keine Abweichungen an, und weder das von Kuhn vorgeschlagene ἐς τὸ ἱερὸν, noch das von Abresch beliebte ἐσελθόντας sind im Stande, dem Satze aufzuhelfen. Denn wenn wir auch annehmen, Pausanias oder seine Abschreiber hätten ἐς vergessen, wovon soll denn der Akkusativ ἐλθόντας abhängen? Mit Siebelis eine casus mutationem anzunehmen, hieße doch dem Pausanias eine mehr als liederliche Schreibart zutrauen; in einem kaum zwey Zeilen langen Sätzchen kann er unmöglich so plump aus der Konstruktion gefallen seyn. Aber auch nach Annahme dieses Anakoluths und nach Einschiebung des ἐς ermangeln Satz und Sinn einer gehörigen Haltung; Satz, indem τὸ ἱερόν nothwendig eine genauere Bestimmung verlangt; der Sinn, indem es nicht glaublich ist, daß alle Lykosurer im Tempel Platz hatten, und man durchaus nicht erfährt, was eigentlich mit den Ungehorsamen geschehen sey. Ich bin überzeugt, daß wir hier abermals eine verdeckte Lücke haben, und schlage vor: Λυκοσουρεῦσι δὲ καὶ ἀπειθήσασιν ἐγένετο ὅμως παρὰ τῶν Ἀρκάδων αἰδὼς Δήμητρός τε εἵνεκα καὶ Δεσποίνης.... Δεσποίνης ἐλθόντας τὸ ἱερόν. Es kam in dem Satze zweymal das Wort Δεσποίνης vor, und der Abschreiber sprang von dem einen zum andern über, eine Nachlässigkeit, welche leider nur zu oft vorkommt. — 27, 5. V. LI. θυάσσαν τ. πρ. τ. ὀρχ. — V. XXIII. γόργινα. διπιάθισον (sic) ἂν τὴν πρὸς ὀρχαμενὸν (in der letzten Sylbe liegt durch Korrektur ῶ und ὸν); καλιὰς; mit P. καὶ τότε τοῦ δαίμονος. — Beyde V. πόλις σφὰς (V. LI. σφᾶς). — 27, 7. V. LI. αὐτοὺς ἄλλους; gleicherweise hat P. c. 7, 1. ἂν τὸ, wo die übrigen Handschriften unrichtig αὐτὸ gegeben. — V. LI. οὐκ ἀθύμων; dann durch die Aussprache veranlaßt τῶν περιήκων, wofür V. XXIII. τῶν περιόγκων hat, so wie umgekehrt beyde V. c. 25, 3. οἶκος statt ὄγκος gaben. — Beyde V. σφίσιν ἐπίκουρον, V. LI ohne Accent. — V. XXIII. τῷ λόγῳ μέν. — c. 27, 8. V. XXIII. ἀνέφερε τύραννος; beyde V. ἐπὶ τούτῳ τυραννοῦντι. — V. XXIII. ἐς τὴν μεγαλόπολιν στρατιὰν λαχ. — Derselbe τὰ ἐς τοῦτον. — c. 27, 9. V. XXIII. δύο μάλιστα γενεαῖς, ohne ὕστερον; derselbe mit dem P. οἴκου μὲν οὐκ ἀφανοῦς; dann καθορμισμένης; V. LI. καθορμημμένης. — V. XXIII. οὗτος δόκιμος; dann ὑπελθόντας τ. μεγ. ἐνίκησεν; V. LI. ὑπεξελθόντας. — Beyde V. ἔμελλεν ἄρα und ἐρύσατο. — 27, 10. V. XXIII. λυσιάδην. — Beyde V. richtig ἐγκαταληφθέντας. — V. LI. καὶ ἑκάστην πόλιν; V. XXIII. κατέσκαπτέ τε ἑκάστην πόλιν. — Beyde V.

ὅϛις σφίσιν; V. XXIII. μετέϛηκεν. — 27, 11. V. XXIII läßt καὶ vor ἠραιεῦσι weg; beyde V. P. θόρνακος. ταύτην καὶ ἐν τῇ λακωνικῇ.

C. 28, 1. Beyde V. ἰόντι δὲ und αὐγέας ἄγαλμα. — 28, 2. V. XXIII. λουτρ. δὴ τοῦ διὸς τεχθ.; εὖ τῶν ὀρῶν. — V. LI. ψυχρ. μὲν ὕδωρ, ohne δή. — Beyde V. πλέον ψυχρότητα. — V. XXIII. ἀνακινοῦσι; so auch der M.; P. ἀνακοινοῦσι; V. LI. τῶ ἀδελφειῶ ῥεῦμα ἀνακινοῖ. — 28, 3. V. LI. ἐπὶ τοῦ πολέμου, ohne δέ. — Beyde ἀναϛρέψας. ὁ δέ. — V. XXIII. κατέβαλεν τεῦθιν φθ. ν., und καταλιμμένον; V. LI. κατηλημμένον. — c. 28, 3. Beyde V. βερενθεάτης (V. LI. βερενθιάτης), ὅσον ϛαδ., ohne καί.

C. 29, 2. M. P. beyde V. πελλήνη. — V. XXIII. θυέλλαις κ. βροντ., ohne τε. — Beyde V. ἐν ὀδ. δὲ ἐγράψαμεν. — V. XXIII. λαὸν ἐν τ. ἔπεσιν. — 29, 3. V. XXIII. ἐξέτρεψεν εἰς τοῦτον τ. ποτ.

C. 30, 2. V. XXIII. συνόεις und συνόης; ἐκομίσθη ἐκ, ohne δέ. — Beyde ἐκ τῆς φιγαλέως. — V. LI. δηλῶροι, Beyde οὐ μέγα μὴ πρὸς θεῶν. — V. XXIII. διοφ. φασὶν εἶναι. — V. LI. υἱὸς, συντήξαντος; das letzte Wort auch V. XXIII; richtig P. συντάξαντος. — 30, 3. V. XXIII. σκοτείλας. μετεκ. ἀπὸ λ. τ. σκοτείλα; τοῦ σκότους ἐϛὶν ἐντός; ἐκ τῆς πηγῆς. — 30, 4. Eine verzweifelte Stelle, wo uns abermals alle Handschriften ohne Trost entlassen. Der P. hat σκιπιονι τινά (ον); V. LI. ῥωμαίοις σκιπίωνά τινα, und τέλος δέ. Der V. XXIII. καὶ ὡς ὀψὲ οὐκ ἄνευ ιγ'' (sic; was soll dieses bedeuten?) κινδύνων μεγάλων ῥωμαίοις σκιπίων ἰόντινα (sic) καρχ. ὀνομ. τέλος τε ἐπιθέντος τῶ πολέμω (die beyden ω e correctura; vorher waren es ου) κ. τ. καρχ. καταβαλόντα (V. LI. καταλαβόντα; ein Beyspiel dieser Verwechslung hatten wir schon c. 28, 3). Der M. hat ῥωμαίοις σκιπίωνι ὄντινα — welche Lesarten zusammengenommen nun keinen Sinn geben. Da schon so viele den vorliegenden Stoff zu ordnen versucht haben, so wage auch ich einige Vorschläge, ohne jedoch selbst ein großes Vertrauen hinein zu setzen. Gehen wir von der Lesart ῥωμαίοις aus, und verwandeln wir τε nach τέλος in δὴ (der V. LI hat ohnehin δὲ, und die häufige Verwechslung von τὲ, δὲ und δὴ braucht wohl nicht erst erwiesen zu werden); so lautete vielleicht der Satz so: καὶ ὡς ὀψὲ οὐκ ἄνευ κινδύνων μεγάλων ῥωμαίοις σκιπίων, ὄντινα καρχηδονιακὸν ὀνομάζουσι, τέλος δὴ ἐπιθέντα τῷ πολέμῳ, τὴν καρχηδόνα κατέβαλεν ἐς ἔδαφος. Oder gehen wir von der Lesart ῥωμαῖοι aus, und nehmen wir aus V. XXIII. ἐπιθέντος auf, so möchte der Satz etwa so zu stellen seyn: καὶ ὡς ὀψὲ οὐκ ἄνευ κινδύνων μεγάλων ῥωμαῖοι, σκιπίωνος, ὄντινα καρχηδονιακὸν ὀνομάζουσι, τέλος δὴ ἐπιθέντος τῷ πολέμῳ, τὴν

καρχηδόνα κατέβαλον ἐς ἔδαφος. Freylich sind beyde Vorschläge etwas kühn; aber es gibt Stellen, wo nur ferrum sanat. — Der V. XXIII gibt ἀμάρτημα, was mir nicht mißfällt. — c. 30, 5. Beyde V. ἀρτέμιδος σωτῆρας.

C. 31, 1. V. LI. θεῶν τῶν προτέρων. — 31, 2. V. XXIII. παῖδα μὲν διαφέρουσά ἐστι; V. LI. πάις μὲν δία φέρουσά ἐστι. In der letzten Lesart finde ich nichts, als die Hand eines nachbessern wollenden Abschreibers; was diese guten Leute nicht verstanden, glaubten sie nach ihrer Einsicht ändern zu dürfen. Die ohne Zweifel einzig richtige Lesart hat Hermann hergestellt νέδα; man braucht nur c. 47, 2 zu vergleichen. — Beyde V. ὑδρία τὰ φορ. V. LI. κόθορνοί τε καὶ τὰ ὑποδ. — καίτοι γε εἰς διον. Beyde V. M. P. — V. LI. δήμ. καὶ κόρος, ὅσω τε ποδ. — 31, 3. Beyde V. τῆς ἐξόδου; P. richtiger ἐσόδου. — V. XXIII. ἀπόλλων καὶ μοῦσαι, ohne τε. — Beyde V., wohl richtig, μαχανίτιν. — Beyde V lassen, mit P., γὰρ vor ἐπιτεχνήσεις weg; richtig, nur muß man mit Bekker nach δοκεῖν interpungiren, und das Komma hinter εἵνεκα und das Kolon hinter ταύτης streichen. — 31, 4. V. XXIII. σωτὴρ δὲ εἶναι; V. LI läßt τε εἶναι weg, was ich billige. — Beyde lassen ἱερόν vor μεγέθει weg; auch P.

C. 32, 1. Die Vermuthung Bekkers, statt μία ἐστι καὶ ἀπ. zu lesen μία ἔτι κ. ἀ., wird durch den V. LI bestätigt. — Ders. ἐρίκεια δὲ τῆς ἀφροδ., ohne καὶ; gut. — Beyde V. πλ. ὅσον πρὸς ναόν τε; richtig schrieb Sylburg πρόναός τε. — Beyde V. οὐρανίαν. Uebrigens kann ich mich durchaus nicht überzeugen, daß die Worte ἐπίκλησιν bis ἐτίθεντο, so von Pausanias herrühren sollen; wenn man dieß mit Siebelis variare orationem und breviter loqui nennt, so kann jeder Schüler seine Schnitzer mit den Redefiguren der Variatio orationis und brevitas locutionis entschuldigen; denn in der That abgeschmackter könnte man wohl nicht variare orationem, und wo eigentlich das breviter loqui steckt, sehe ich gar nicht ein, da die natürliche Ausdrucksweise sicherlich kürzer seyn würde. ἐπίκλησιν δὲ οὐρανίαν, τῇ δὲ πάνδημον, τῇ τρίτῃ δὲ οὐδὲν (οὐδεμίαν) ἐτίθεντο. — 32, 2. Beyde V. ὡς καὶ ἐξαρχῆς (ohne ἱερόν) ὠκοδομηθείη. — V. XXIII läßt τὸ vor ἕτερον aus. — V. LI läßt ἦν nach οὐκέτι weg, nicht übel. — 32, 3. Beyde V. καὶ ἄγαλμα, αὐτός τε καὶ ὑγεία.

C. 33, 1. V. XXIII. ὑπὸ ἀρκάδων. — Beyde V. θαῦμα οὐδὲ. — V. XXIII. τὰ γιγνόμενά τε καὶ ὁπόσα ἀπόλλυνται; das letzte Wort auch V. LI. P. — V. XXIII. οὐδέν τι ἔτι ἦν. — 33, 2. V. XXIII. ἡχρύση νῆσος. — Beyde V. lassen ἀνέδωκεν ἡ weg; auch P.; Bekker deutet nach ἱεράν eine Lücke an. — V. XXIII. εἰσιν ἐχυρά; V. LI. ἰσχυρά.

C. 34, 1. V. LI läßt καὶ vor σταδίους weg. — V. XXIII.

θεῶν ἱερὰ; ὀρέςην τῷ φόνῳ τ. μητρ. αὐτόθι μανῆναι, ohne ἐπὶ und φασιν. — 34, 2. Beyde V. τοῦτο δέ ἐςιν ἕτερον; V. LI. μόριον statt χωρίον. — V. XXIII. ταῖς μὲν ἐναγῆσαι; V. LI. τὰς μὲν ἐνηγῆσαι und ἔθυσαι. — V. XXIII. ἐκήρετο τὴν κόμην. Die folgende Stelle gehört wieder zu den verdorbenen. V. XXIII. κατήγορον τὸν τυνδάρεων; ἐπιςῆναι αἴκην καὶ ἐπὶ τῷ αἵμ. τ. μητρ. αὐτόν τε ἀνεφ. τ. κλυτ.; τῷ ἰκάρῳ. — V. LI. κατήγ. τὸν τυντάρεων; αἴκην καὶ ἐπὶ τῷ αἵμ.; τῷ ἰκάρῳ. — 34, 3. V. XXIII. κατοῦτο γαθεάτας; eine ähnliche Zusammenziehung hat derselbe c. 33, 2. κατοῦ βυθοῦ. — Ders. ὁ καρίων; μὲν δὴ πηγαὶ; αἰγυπτίδος (auch V. LI) ἀπὸ τοῦ ἀπ. — V. XXIII. κρωμώνου πανταπάσι, und beyde V. κρώμωνος εἴκοσι ς.. Schon lange hatte ich vermuthet, daß κρώμων οὐ zu lesen sey, worauf die Uebersetzung des Amasäus auch hindeutet; jetzt sehe ich, daß Bekker denselben Gedanken gehabt, und κρώμων οὐ in den Text aufgenommen hat; eben so sicher scheint aber in κρώμωνος zu liegen κρώμων ὡς. — Recht gut hat hernach Bekker aus dem P. πεποίηνται δὲ αὐτ. κ. ἑρμῆν hergestellt; eben so geben beyde V., nur daß V. XXIII unrichtig ἑρμὴν schreibt.

C. 35, 1. Beyde V. καρνάσσιον; πρῶτα μέν γε; μαλοῦς, mit Einem λ; weiter unten V. XXIII. καλοῦντα; V. LI. μαλόντα. — V. XXIII. σύρος; V. LI. P. ὁ σκῦρος. — V. LI. M. πρόσαντες τέρας, wodurch der Vorschlag Böckh's προσαντεςέρας bestätigt wird, welches Bekker im P. fand. — 35, 2. V. LI. ὅροι μεσσ. πρ. μεγ. καὶ οὗτοι. — Beyde V. δοκεῖ δέ μοι, welches ich billige; gerade so spricht auch Pausanias z. B. c. 34 im Anfang. — 35, 3. V. LI. ςαδίοις τριάκοντα. — Im Folgenden liefert uns der V. XXIII ein auffallendes Beyspiel von Schreibernachlässigkeit; wir finden: ἀπὸ δὲ τοῦδε παρὰ ποταμὸν ὁδεύσας θειοῦντα ἐν ἀριςερᾷ ςαδίους τριάκοντά εἰσιν· ἀπὸ δὲ τοῦδε παρὰ ποταμὸν ὁδεύσας θειοῦντα ἐν ἀριςερᾷ ςαδίους ἀπὸ τοῦ ἀλφειοῦ τεσσαράκοντα. ἥξεις μάλιςα ἐς φαλαισίας. ἀπέχουσι δὲ αἱ φαλασίαι (sic) ςαδίους εἴκοσι τοῦ ἑρμαίου τοῦ βελεμίναν. Er schrieb also richtig bis ὁδεύσας θειοῦντα; dann irrte das Auge ab zum folgenden θειοῦντα, und er fuhr fort ἐν ἀριςερᾷ ςαδίους; von diesem ςαδίους sprang er über zum vorhergehenden ςαδίοι, und knüpfte also τριάκοντά εἰσιν an, und wiederholte die Worte von ἀπὸ δὲ τοῦδε — θειοῦντα; von diesem θειοῦντα irrte er abermals ab zum folgenden θειοῦντα, und fuhr dann fort ἐν ἀριςερᾷ — βελεμίναν. Wie manche Stelle mag auf diese Art verdorben worden seyn, wo wir weder die Verdorbenheit, noch die Mittel zur Heilung so deutlich zu erkennen im Stande sind. Fand z. B. diese Verwirrung schon im Urcoder Statt, wer hätte etwas von den Worten κάτεισι δὲ — ἀπολικὼν οὖν τὸν ahnen können? Doch

bestätigt dieser Codex die Lesart ἀπὸ δὲ τοῦδε (so auch M.), und die Vermuthung Böckh's, ὁδεύσας (V. LI. ὁδεύσεις, M. ὁδεύσα), welches auch der P. hat; im Folgenden hat V. LI. ἀπολειπών. Uebrigens möchte ich vermuthen, daß der Satz immer noch lückenhaft ist, und daß vor ἀπολιπὼν mehrere Wörter ausgefallen sind; denn ich kann mich unmöglich überzeugen, daß παρὰ ποταμὸν ὁδεύσας Θειοῦντα, ἀπολιπὼν οὖν τὸν Θειοῦντα ἐν ἀριστερᾷ einen vernünftigen Zusammenhang haben; auch scheint οὖν deutlich genug zu erkennen zu geben, daß im Vorhergehenden schon erwähnt worden sey, die Straße wende sich vom Flusse ab landeinwärts. Diese Bemerkung und die Bestimmung des Ortes, bis zu welchem die Straße dem Laufe des Thius folgt, muß verloren gegangen seyn. Vielleicht war dieß nach Stadien, vom Alpheus an berechnet, angegeben, und so konnte der Abschreiber leicht von ἐς τὸν ἀλφειὸν zu diesem ἀλφειόν abirren. — 35, 4. Beyde V. P. ἐλασσουμένους. — 35, 5. V. LI. σταδίων δὲ ἀπόλλων δέκα. Diese Lesart mag wohl aus der Verschmelzung der neben einander stehenden οὐ πόλλα und δὲ ἄλλων entstanden seyn. — 35, 6. V. XXIII. πόλεις δὲ ἦσαν κ. οἱ τριχ. ποτὲ μὲν. εἰ δὲ αὐτόθι. — V. LI. πόλεις δὲ ἦσαν κ. οἱ τριχ. ποτέ μιν (sic) πέντε που στάδια καὶ δέκα σταδίοις κειμένην δεον (sic) ἦν δὲ αὐτόθι. Die Veranlassung zur Verwirrung liegt vor Augen; der Abschreiber merkte sie auch bald, und korrigirte, doch nicht vollständig. Bey einem Stadtnamen pluralis numeri setzen die Abschreiber gern πόλεις statt πόλις. So haben z. B. c. 44, 2 beyde V. αἱμονίαι πόλεις. Statt der Vulg. ταύτης haben beyde V. M. ταύτας; P. ταύταις. — Die Worte οἳ καὶ ἐς ἐμὲ ἦσαν will Böckh getilgt haben, ut nihil nisi praecedentium repetitionem continentia; auch erklärt sich ihre Entstehung sehr leicht aus dem gleich vorhergehenden ἐρημ-οι δὲ καὶ ἐς ἐμὲ ἦσαν. — 35, 7. Beyde V. P. καλουμένους κρουνοὺς (V. LI. κρουνοῦς), richtig. — V. XXIII. πόλλα καὶ ἥμερα; δοκεῖ δέ μοι καὶ πᾶν φῶς μαθόντι; auch V. LI. δοκεῖ δέ μοι. — Statt ἀγελάου hat V. XXIII. ἀγελαίου; P. 1411. ἀγελάδου. Eine gleiche Verwechslung zwischen ἀρχελάου und ἀρχελάδου ergeben die Handschriften IV. 4, 2. — 35, 8. Beyde V. P. ὑπὸ τούτου δὲ. — V. LI. ἔχον τ. κλῆσιν. — V. XXIII. ἐπεδήμησεν; ἀρχ. εἶναι φασὶν τ. χώρ. ἐνταῦθα.

C. 36, 1. V. LI. ὅτι εἰ μὴ αὐτὸ; μάλιστά τε; ἐφ' ὃ τ. πολ. (auch V. XXIII). V. XXIII. μάλιστά τε; ὁ ὀρχομενὸς (P.); beyde V. ᾤκιζε, auch P. — 36, 2. Beyde V. M. P. εἴη. — V. XXIII. ὀρχομενίων κοινοὺς. — 36, 3. V. XXIII. διὰ τούτων ὁδὸς ἐσιοῦσιν ἐς μ. κ. τ. ποταμὸν ἑλισσόντα. ἔστι δὲ τῆς ὁδοῦ ἐν ἀρ. ἀγαθοῦ

ναός. V. LI. κοτ. τὸν ἑλλησπόντα. ἐστι τῆς ὁδ. ἐν ἀρ. ἀγαθ. ναός, beyde ohne θεοῦ. Statt ὁδὸς ἐσιοῦσιν ἐς hat Bekker die schöne Vermuthung ὁδεύουσιν ἐς in den Text aufgenommen. Doch möchte ich die Stelle so lesen und interpungiren: διὰ τούτων ὁδὸς ἐξιοῦσιν ἐς μ. παρὰ τ. κοτ. τ. ἐλισσόντα ἐστί, τῆς δὲ ὁδοῦ ἐν ἀρ. ἀγ. θεοῦ ναός. Da den Abschreibern ἐξιοῦσιν ἐς nicht zusammen zu passen schien, so korrigirten sie ἐσιοῦσιν ἐς.; und da sie nach ἐλισσόντα interpungirten, mußten sie nothwendig auch dem δὲ eine andere Stelle anweisen. Daß aber den Abschreibern dergleichen Aenderungen nicht fremd waren, zeigt ein ganz ähnliches Beyspiel c. 38, 5, wo V. XXIII. γενέσθαι σκίαν. ἐστι δὲ τὸ ἐν τ. λ. τέμ. τῷ αὐτῷ ἐς τ. σκ. gibt; der V. LI. γενέσθαι σκίαν· ἐστι δὲ τόδε ἐν τῷ λυκαί (sic) τέμ. — Beyde V. ἑπόμενος, welches in den Text aufzunehmen ist. — V. XXIII. ὃν δὲ οὐ τυραννν. — 36, 4. Beyde V. M. P. ἰοκλέους, statt dessen Bekker, nach meiner Ansicht mit Unrecht, οἰκλέους in den Text aufgenommen hat, da diese beyden Formen nicht allein von den Abschreibern, sondern gewiß auch oft von den Verfassern selbst verwechselt wurden; ja sie scheinen sogar in den alten Sagen nach den verschiedenen Gegenden geschwankt zu haben. Gegen das Ansehen aller Handschriften möchte ich wenigstens οἰκλέους nicht aufnehmen. So geben auch c. 45, 4 beyde V. M. ἰοκλέους; P. durch Schreibfehler ἰκλέους. — V. XXIII. σταδίους πέντε ἀπωτέρω σταδίοις πολίσκιος (sic) ὄνομ. χ.; der Abschreiber sprang also vom ersten ἀπωτέρω zum zweyten ab, und ließ das Zwischenliegende aus; während umgekehrt der M. vom zweyten ἀπωτέρω zum ersten zurücksprang, und das Zwischenliegende doppelt gab. — Beyde V. κεραιθέως. — 36, 6. Beyde V. P. αὐτόθεν δὲ ἐστιν ἐρ. ἄλλα.
οι
— V. LI. ἑπτὰ εἰσι στάδια (sic), τοσούτους δὲ ἐκ δασέων; V. XXIII. τοσούτοις δὲ. — Beyde πόλις τινὶ ἀκακήσιον.

C. 37, 1. Beyde V. εἰργασμέναι; P. das von Sylburg verlangte ἐπειργασμέναι. — V. LI. γενέσθαι μόνον. — 37, 2. Beyde V. αὐτὰ τὰ ἀγάλμ., ohne δὲ. Im Folgenden scheint die Partikel τε einen falschen Platz eingenommen zu haben; ich möchte so schreiben: αὐτὰ δὲ τ. ἀγ., Δέσποινά τε καὶ ἡ Δήμητηρ, καὶ ὁ θρόνος ἐν ᾧ κ. λ. V. XXIII. τὸ ὑπόδημα. — V. LI. ἐστιν οἷς λίθος; οὐκ ἐκοσμήθη; ἡ μὲν οὖν μήτηρ; beyde lassen χεῖρα nach ἑτέραν und τὴν vor καλουμένην weg; deßgleichen τῆς vor κίστης. Ohne Nachtheil können wir τὴν entbehren; τῆς aber hielt Koray mit Recht für nothwendig; Bekker hat es in den Text aufgenommen. Uebrigens ist der Satz völlig gesund, und bedarf keiner Aenderung. Die Despöna hat in der linken Hand das Zepter, die rechte ruht auf der cista, welche auf ihrem Schooße liegt. —

V. XXIII. κατάκεινται κυνῶν. V. LI. θηρεύουσι (sic: i. e. -ειν); θηρεύουσι wäre wohl nicht übel. — 37, 3. V. XXIII. παρὰ δὲ ὁμήρῳ ὄνομα κρητός; V. LI. ὄνομα κριτός; ἀπειργασμένους. καὶ οὐ κουρῆτας. V. XXIII. καὶ ἐς κουρῆτα τὰ ἐς τούτους. Die Stelle ist ohne Zweifel verdorben; wenn der Schaden nicht tiefer liegt, gefällt mir besonders der Vorschlag Bekkers: γένος δὲ οἶδε ἀλλοῖον καὶ οὐ κόρητες. — 37, 4. Beyde V. ἢ οὐδὲν ὄψεται; P. οὐδὲ. Die umgekehrte Verwechslung hatten wir c. 33, 1. 37, 5. — V. XXIII läßt τε vor δρῶσιν weg. Beyde V. P. πολλά τε καὶ ἄφθονα. θύειν und ἀποτέμειν. — 37, 6. ταύτην δὲ μάλιστα. V. XXIII. — αὕτη δέσποινα. V. LI. P. richtig. — V. XXIII. οἷά τε ἐστιν ὄνομα. — Beyde V. τῆς δεσποίνης τὸ ὄν., ohne δὲ. — V. XXIII. ἀπελάστους; V. LI. ἀτελεστέρους. — 37, 9. V. XXIII. ὡς ἔτι παλ., ohne τὰ. — Bekker gibt im Folgenden sehr gut e coniectura ἔπη τῆς ἐρατοῦς; die Handschriften haben ἐπὶ. Von der häufigen Verwechslung dieser beyden Wörter einige Beyspiele: I, 43, 7. Bekk., wo P. statt ἔπη κοινὰ hat ἐπίκοινα. II, 6, 2. VIII, 18, 1, wo V. XXIII. ἐπὶ τὴν θεογονίαν hat; VIII, 25, 5, wo V. XXIII. τὰ ἐπὶ ποσειδῶνος liest; IX, 9 gegen das Ende, wo P. καὶ ἐπὶ θηβαίοις hat. — V. LI. P. ὡσαύτως δὲ καὶ ἀπόλλωνός τε κ. ἀθ. — V. XXIII. τῇ δὲ ἀθηνᾶ καὶ ἱερόν ἐστι καὶ οἰκήτορες ἔνεισιν οὐ πολλοί; der Abschreiber übersprang also eine Zeile.

C. 38, 1. V. LI. καὶ ἐν ὅσοις statt ἐν νήσοις, leicht erklärbar durch die Aussprache. — 38, 2. V. XXIII. ἀπόλλ. ἄλσος ἐπίκλ. παρασίου. — 38, 3. V. XXIII. ταῖς δὲ νύμφαις δὲ ὀνόματα. Das von Bekker nach πηγή eingeschobene ἡ halte ich für überflüssig. V. XXIII. καθίη δρυὸς κλ.; V. LI. καθείη (sic). — 38, 4. V. LI. ἐπὶ τ. βάθρ. ἐνὶ ἀστνάν· φησὶν εἶναι. V. XXIII. βάθρων ἐς ἀστυάνακτος. — 38, 5. Beyde V. ἀνωτ. τοὺς ὅρους. — V. XXIII. διὸς λυκαίου (V. LI. λυκίου) βωμὸς. — V. LI. αὐτοὶ statt ἀετοί. Beyde V. τὰ δὲ ἔτι παλ. — V. XXIII. ἐπὶ τοῦ βωμοῦ τῶ λυκ. — 38, 6. V. LI läßt τῷ ἀπόλλωνι weg; dagegen ist in τῷ ἐπικουρίῳ, ἐπι e correctura; vorher war es ἀπο. V. XXIII. αὐτίκα το ἱερόν. — 38, 7. V. XXIII. τὰ πρὸς τῆς γῆς ἡ θεισωαία; V. LI. τὰ πρ. τῆς ἄρκτου τε ἡ θεισωγήαία αἶα (sic). — V. XXIII. ἀκαρν. καὶ διὰ σιπυλίας (V. LI. δι' ἀντωλίας); V. LI. ἐν ἰλιάδι δὲ ὅμ.; beyde ποταμὸν τῶν πάντων.

C. 39, 1. Die Handschriften geben μετὰ δὲ αὐτό(ν) (V. LI. αὐτό) ἐστιν ἄνοδος ὅσον τε σταδίους τρ. ἢ πλείοσι τῶν (V. XXIII. τοῖς) τριάκοντα οὐ πολλῷ; Bekker schrieb nach Buttmanns Vorschlag πλείους. Siebelis vertheidigt die Vulg. mit einer variata constructio, eine Redefigur, der ich auch hier meinen Beyfall nicht

Erymanthus mag die erste Veranlassung zur Verwirrung gegeben haben, indem das Auge von einem zum andern abirrte, und so theils Lücken, theils falsche Verbindungen veranlaßte, wozu dann noch Verbesserungsversuche gekommen seyn mögen. So verdankt vielleicht *θηρευτὴς ἦν* seinen Ursprung dem kurz darauf folgenden *θηράσειεν ὗν*. Der Abschreiber hatte *ταΰγέτῳ τε καὶ ἐρυμάνθῳ* geschrieben, irrte von da zu dem folgenden *ἐρυμάνθῳ* ab, und verband nun das etwas geänderte *θηρευτὴς ἦν*. In der That kommen hier auch gerade, abgesehen von dem öfter wiederkehrenden Namen Erymanthus, mehrere gleiche oder ähnliche Wörter und Wortausgänge vor: *οὗν*, *ὗν*, *ἦν*, *ἐν*, *ειεν*, *θηράσ-ειεν*.

24, 3. V. LI. *ἐλείπε του αὐτοῦ*; dann *ἐλέγετο δὲ τὴν Ψωφίδα ἔρυκος αὐτὰ ἱδρύσασθαι παῖδα· καὶ ἐν τῷ λόγ.*, und *ἐν τῇ χώρα ἁγιώτατόν τε*, ohne *τῇ ἔρυκος*. — V. XXIII. *ἐλέγ. δὲ ἡ Ψωφίδος αὐτὰ ἱδρύσασθαι παῖς. καὶ ἐν τ. λόγ.*; dann *χώρα τῆς ἔρυκος*. Wiederum eine verdorbene und vielleicht auch lückenhafte Stelle. *τοῦτο μὲν* scheint nothwendig ein *τοῦτο δὲ* zu erfordern, und das von Siebelis aus Sophokles angeführte Beyspiel, wo auf *τοῦτο μὲν* ein einfaches *δὲ* folgt, dürfte weder auf unsern Schriftsteller im Allgemeinen, noch auf unsere Stelle insbesondere seine Anwendung finden. Da nun ferner das von den Handschriften hartnäckig beybehaltene *αὐτὰ* auf mehrere Gebäude hindeutet, und Pausanias von den Denkmälern des Promachus und Echephron im nächstfolgenden wie von schon erwähnten Dingen spricht, so trete ich der Clavier'schen Meinung bey, nach *τοῦτο μὲν* eine Lücke anzunehmen, die etwa so auszufüllen wäre: *τοῦτο μὲν προμάχου καὶ ἐχέφρονος τὰ ἡρῷα, τοῦτο δὲ ἀφροδίτης ἱερὸν ἐρ.*. Einer Annahme von zwey Gebäuden ist auch die Uebersetzung des Amasäus günstig. Nun fragt es sich ferner, worauf bezieht sich *ἧς*? Nur auf *Ἀφροδίτης*, und da hat denn doch Facius Recht, wenn er dieß für insolentius dictum hält. Siebelis erklärt *ἧς ἐρείπια* für *ἧς τοῦ ἱεροῦ ἐρείπια*; das ist aber wohl auch eine insolentior interpretatio. Weiter, wie sollen wir *αὐτοῦ* erklären? Siebelis nimmt es für *hic*, daselbst. Ja, wo denn sonst? Damals gab es noch keine Engländer, welche die Tempeltrümmer weggeschleppt hätten. Die Hauptfrage bleibt aber, wer hatte diesen Tempel der Erykinischen Aphrodite gebaut? Man scheint dieses einstimmig zu beantworten: die Kinder der Psophis; und doch dürfte dieses der ganzen Beweisführung des Pausanias entgegen seyn. Er findet die Sage, dieser Tempel sey von N. N. erbaut, deßhalb wahrscheinlich, weil auch in Sizilien am Eryx ein Tempel der Erykinischen Aphrodite sey; nimmt also eine Verpflanzung des Heiligthums von Sizilien

durch Wiederholung des ἔτι δὲ in der vorhergehenden Zeile entstehen), und so lesen: ἔτι δὲ ὑπὲρ τὸ ἱερὸν τοῦ ἀπόλλωνος τοῦ ἐπικουρίου ἐν κωτίλῳ μὲν ἐπίκλησιν, ἀφροδίτη ἐν κωτίλῳ καὶ αὕτη· ναός τε ἦν κ. λ. Es war also ein Tempel des Apollo Epikurius und der Aphrodite, beyde mit dem Beynamen ἐν κωτίλῳ:

C. 42, 3. Beyde V. ἀναθῆναι. — V. XXIII. μὲν δὴ τὸ ξόανον, ohne οἱ. — 42, 4. Zur Antwort des Orakels: V. XXIII. ἀζάνες. οἳ φιγαλίαν. νάσσασθαι. δηιοῦς. ἄνδρον. δυσνομάδες. μόνοι πάλιν. δηιὼ μέν σ' ἐκ. ν. δηιὼ νομήων. ἑλκεσισταχύων. ἀναστροφείγων πάλιν. τεκνοδάστην. ἱλάσεσθε. σήριγγος. τιμάς. — V. LI. οἳ φιγαλίαν. νάσσασθ'. δηιοῦς. ἵκετε. λυμοῦ. μόνοι πάλιν. δηιώ μὲν σέ σε ἐκ. νομ. δηιώ. ἕλκησι σταχύων. ἀναστροφάγων πάλιν θ. γ' ἄρα. τεκνοδάρτην. — V. XXIII läßt τὸ vor μάντευμα weg. — Beyde V. P. τὰ πλείω δὲ ὡς λέγ. — Beyde V. κατὰ τὴν ξέρξ., ohne γάρ; und ἀναθῆναι. — V. XXIII läßt ἱέρωνος vor ἀπέδωκεν weg. — V. LI. ἃ εὔξαιτο. — Beyde καὶ ἐπίγραμμα. — Zu den Inschriften: V. XXIII. ζεῦ ὀλύμπιας. κέλητι. δῶρα. ἐχαρίσατο. συρακουσίου. μὲν μίκωνος ὀνάτας ἐξετέλεσεν ἐν αἰγίνη να (sic) δώμναιετ. — V. LI läßt τεθρίππῳ — ἐχαρίσσατο weg. καῖδ' ἀνέθ. δηνομένης. συρακουσίου. υἱός με μίκ. ὀνάτας ἐξετέλεσεν. — Beyde V. ἀγελάδα συμβαίνοι. — 42, 5. V. XXIII. καλουμένων· ὁ δεώτατοι οἱ δέ εἰσι. — 42, 6. ἐπὶ τὸ σπήλαιον. V. XXIII; derselbe ψυχρόν τε ἄνεισιν. — V. LI. εἰ ἐγίνετο; καὶ ἔν τε τῷ ὀρόφῳ.

C. 43, 2. Beyde V. P. θύβριδι. — Beyde V. P. lassen ὅπερ vor οἰκεῖτο (sic) weg; eine Lesart, die sich vertheidigen läßt, wenn wir im folgenden ὄνομά τ' ἔσχε schreiben. — V. XXIII. τοῦ λ, ohne τε. — 43, 3. Beyde V. εἵλωντο. — V. LI. σὺν τοῖς ὅπλοις, und ἦρξαν τὴν, ohne ἐς. — V. XXIII. καὶ ἔργον κατεσκεύασέ τε τῇ. — V. LI. καὶ ἔργόν κατεσκεύασέ ... (in den letzten Buchstaben ist eine Korrektur, so daß sie nicht wohl zu lesen sind) γε τῇ ἑλλ.. Im Folgenden bietet der V. XXIII eine merkwürdige Lesart, nämlich τάδε μὲν ἐν ἄλλοις ἔγραψα ἐς τὸ ἀκριβέσταρον (sic); aus dem ε ist durch Korrektur α, aus dem ρ ein τ gemacht worden. Der M. hat τάδε μὲν ἄλλοις ἔγραψαν. Sollte vielleicht Pausanias ein eigenes Werk über die Regierung des Kaisers Antoninus geschrieben haben? oder beruft er sich vielleicht auf verloren gegangene Stellen seiner Periegesis? — V. LI. εἶναι νεῖμαι (sic). Bekker hat die vortreffliche Vermuthung Böckh's ἢ καταπεῖμαι statt οἰκότα νεῖμαι in den Text aufgenommen. — V. XXIII. πολέμου καὶ ἀρκαδίας ἄρξαντα; auch V. LI. ἀρξαντα.

C. 44, 1. V. LI. P. τὰ δὲ δὴ ἐπίλοιπα. — 44, 3. V. LI. ἀνακεράννυταί τε πρὸς. — Beyde V. προσίασι. — V. LI. ἐν τῇ γῇ

λακ., ohne τῇ. — 44, 5. Beyde V. ἐπὶ κορυφὴν. — V. LI. οὐκ ἐθέλουσιν. — 44, 6. V. XXIII. ἔτι δὲ ἐν ὅροις. — V. LI läßt που nach σαδίων aus. — Beyde V. ἱερὸν τοῦ ἀλφειοῦ.

C. 45, 1. Beyde V. M. P. τεγέα τῇ λυκάονος; V. LI. ἀπ' αὐτῆς γενέσθαι. — Beyde V. φυλακεῖς. — V. XXIII. πωταχ. καὶ οἱ τὰς (vortrefflich Buttmann οἰάτας) μανθυρεῖς κ. ἐχευῖθας (das α ist zweifelhaft; V. LI. ἐχευνίθεις). V. XXIII. ἔννατος σφίσι προσεγένετο ἀφείδαντος; auch V. LI läßt δῆμος weg. — 45, 2. V. XXIII. τεγεάται δὲ παρέξεισι τὰ ἀρχ. κοινὰ und παρέξουσι τῶν καταλελεγμένων; V. LI läßt ἐς nach κοινὰ weg; und gleich darauf ἀγὼν; τοῦ θηρίουτων εἵνεκα. — 45, 3. V. XXIII. ἐκεῖνον μὲν und διοφάντους. — 45, 4. Beyde V. αὐτῶν κόσμος. — V. XXIII. ἐπὶ τοῦτο κορ.; τὸν παριώνος καὶ. Beyde V. τὰ δὲ περὶ ohne καὶ; beyde περχύονος ἀγαμήδους.

C. 46, 1. V. LI. ἐν ᾧ οἱ ἀρχ., ohne καὶ. — 46, 2. Beyde V. P. ἐπάγεσθαι. — V. XXIII. P. βραυρῶνος· καὶ ἄγαλμα. — V. LI. κατέχεσθαι μὲν.

C. 47, 1. V. XXIII. μανθουριεῦσιν. — Beyde V. ἐκνενίκησεν. — 47, 2. V. XXIII. ἐφάνισεν αὐτῶν· ἢ ὅσα γε ἔχ.; V. LI. ἠφάν. αὐτῶν ὁ χρόνος ἢ ὅσας γε ἔχ. Bekker gibt ex emendatione ἠφάνισεν αὐτῶν ἰός, ἅς γε ἔχ., ohne Zweifel eine sehr schöne und geistreiche Verbesserung; nur bleibt es nach derselben unbegreiflich, wie ὁ χρόνος in den Text kam. Da dieses sich in mehreren Handschriften findet, möchte ich so lesen: πλὴν ὅσας ἠφάνισεν αὐτῶν ὁ χρόνος καὶ (ὁ) ἰός. ἅς γε ἔχοντες. In dieser Vermuthung bestärkt mich die vortreffliche Parallelstelle 1, 15 am Ende, wo es heißt: μὴ σφᾶς ὅ τε χρόνος λυμήνηται καὶ ὁ ἰός. Sonderbarer Weise geben auch hier die Handschriften καὶ ὅσα, worin erst Facius das richtige καὶ ἰός fand. — V. LI. γραφῇ μεμιγμένῃ; dann läßt er τε nach μαρπήσσης weg; V. XXIII. μὲν zwischen ταύτης und δή. — V. LI. τῇ δὲ ἤδη ἀγνῷ; φρύξα; ἄγαλμα. — 47, 3. V. XXIII. ἀλαίας ὀνομάζοντες; V. LI. ἄλεα; beyde V. ἀλωτία. — 47, 4. V. XXIII. τὸ τοῦ ἐρύμαντος ἱερὸν ὀνομάζουσι δὲ λέγοντες κήφει τοῦ ἀλέου; derselbe läßt δὲ nach ἐρασθεὶς weg. — πρὶν ἀθηνὰ; ἀθηνᾶ M. P., woraus Bekker, nach meiner Meinung sehr gut, ἀχθῆναι machen möchte. — V. XXIII. ἀποκτένουσιν; V. LI. ἀποκτείνουσιν (sic); überhaupt ist dieses Wort eine wahre Probe für die Abschreiber; wenigstens ist es in den beyden Wiener Handschriften des Pausanias fast regelmäßig falsch geschrieben.

C. 48, 1. V. LI. τυραννίδας. — V. XXIII. ἵππου τε ὠχούμενος; vielleicht ἵππῳ ἐποχούμενος? — Derselbe διδόναι σέφανον. — 48, 3. Beyde V. γυναικῦθοιαν; beyde lassen γὰρ nach ἐπὶ

weg; V. XXIII auch τὸν; derselbe hat φυλακτίδα. — V. LI. ἐργαζομένας; beyde V. ὑπερβάλλεσθαι. — V. XXIII. ἴδια τε ἐπιν.; V. LI. ἴδιά τε ἐπιν. — V. XXIII. καὶ τοῦ ἱερείου τῶν κρεῶν μὴ μεταδ. — Derselbe τεγέαν τοῦ τε λυκ. κ. μαιρᾶς; V. LI. ἐστιν ἐντεῦθεν τεγέας, τοῦτε λυκ. κ. μαιρᾶς γ. τ. τεγ. δὲ θυγ., ἀπλ. φ. — 48, 5. V. XXIII. αὐτὴν εὐγόνασιν; derselbe ἐπανάγοντες; V. LI. ἐπαναγάγοντας. V. XXIII. δοῦναι γάλα. — 48, 6. Sollte man nicht ἐπὶ δὲ αὐτῇ πολύβιος lesen?

C. 49, 1. V. XXIII läßt εἶναι nach ἀνδριάντα weg. Derselbe κραῦγις (V. LI. κραύγις) ἐλείπετο ohne ἀρκάδων, welches ich billige. — V. LI. διδασκαλίοις. — V. XXIII. μεγαλοφ. τε καὶ εὐδήλῳ, welches mir wohlgefällt; dann τοῦ δὲ ἀρκεσ., ebenfalls nicht übel. — 49, 2. V. XXIII μέγ. μ. δὴ σώμ. ρ., ohne καί. — V. LI. καὶ ὅσα ἐς πολ. μν. — V. XXIII. ἐπαμεινώνδου; überhaupt bleiben sich die Handschriften bey diesem Namen durchaus nicht gleich, indem sie ihn bald mit dem einfachen Vokale, bald mit dem Diphthong schreiben; in den Ausgaben sollte man Uebereinstimmung der Schreibart einführen. Bekker schreibt ihn bald mit ῑ, bald mit ει̅. V. XXIII. οὖ οὐ (sic videtur) τὰ πάντα εἶναι ἐξισ. δυν. — 49, 3. V. XXIII. ἡλικία καταδύο μάλιστα; οἷς κλεομένης, ohne ὁ; beyde V. μεταγινώσκειν. — 49, 4. V. XXIII. ἐπεὶ δὲ τῷ πεζῷ. — V. LI. ἀπέφηνεν. ἱππεύειν; ἦσαν καὶ περὶ λάρισσον. — Beyde V. P. ἐπικουροῦντας.

C. 50, 1. V. LI. κατὰ πάντα ἐκείνων (sic); μετέβαλλε. — Beyde V. φοροῦντες. — 50, 2. V. XXIII. ἡγεῖτο μὲν περὶ τοῦ ἀχ. — V. LI τοὺς ἀσκαίους; V. XXIII. τοὺς ἀσκίους. — 50, 3. Beyde V. δοκιμωτάτων. — V. XXIII. τότε ἄδοντος, ohne δέ. — Derselbe τῶν ἐν ὀλυμπία θ. — 50, 4. V. LI. καταλειπόντες. — 50, 5. V. LI. πρὶν statt πλὴν, eine nicht ungewöhnliche Verwechslung; man vergleiche IX. 26, 3. Bekk. — Beyde V. τῶν ἀρκάδων αὐτῶν, — V. XXIII τριήρους ἔλαβεν; ὡς ἐν καταλόγῳ; μετὰ ταῦτα νάβις, ohne δέ. — Beyde V. κατὰ δὴ συμμαχίας. — V. LI. ἐπ' αὐτῷ ἐσταλμένον; V. XXIII. ἐπ' αὐτὸ (der letzte Buchstabe e correctura; vorher scheint es ῦ gewesen zu seyn) ἐπεσταλμένον; ὑπὸ αἰτωλῶν, ohne τῶν.

C. 51, 1. V. XXIII. ἐς σπάρτην, ohne τὴν; dann τούτων εἵνεκα, ohne τε. — Beyde V. θεραπ. δόσεων ἀνθ' αὐτοῦ τῶν ἐν τ. σ. — V. XXIII. P. ἀχαιῶν στρατηγῆσαι. — Beyde V. ἀσκῆσθαι; beyde νικάνορος. — M. P. V. LI und XXIII lassen νικησάντων weg. — V. LI. ὁ φιλοποίμην ἀπεῖδε μηδενὸς ἐς τ. ἀρισ. — V. XXIII. ὑπὲρ μηδενὸς τὴν πεπρωμένην, läßt also einige Zeilen aus. — V. LI. καταδέξ. θέλοντᾶς sic; V. XXIII. θέλοντος τότε ἤδη κατελθεῖν; fehlt abermals eine Zeile. — 51, 2. V. XXIII. οὐ τῶν ἐνδόξων. — V. LI. δηώσαντα; beyde V. ἐπείγετο. — 51, 3. Beyde V. ἀνέστρεφεν.

—V.LI. ἐβλήθην; ähnlicherweise hatte derselbe c. 50, 5. διέβην. — V. XXIII. φιλοποίμην δὲ ἐβλήθη ἐν τῇ μάχῃ. — V. LI. ἐγίνοντο γνῶμαι, ohne αἱ; derselbe δινοκράτης; auch im Folgenden mit dem einfachen Vokal. — Beyde V. προεχώρησε(ν).

C. 52, 1. V. XXIII. μετὰ τούτων. — 52, 2 nimmt Bekker die Vermuthung Claviers πρῶτον in den Text auf, schreibt aber statt μήδων, τοῦ μήδου. Die Vulg. πρὸς τὸν μῆδον läßt sich recht wohl vertheidigen. Der V. XXIII. M. haben δῆμον statt μῆδον, eine nicht seltene Verwechslung, die nach meiner Meinung auch einer Korrektur im V. LI zu Grunde liegt, welcher c. 47, 1 so hat: ἐκ μ δήμου; vermuthlich wollte der Abschreiber μήδου geben, merkte aber seinen Irrthum früh genug. — Beyde V. M. φιλοποίμην ὁ κραυγίδας (M. κραύγιδας). — V. XXIII. ἀθρόως; Bekker gibt aus dem P., was Abresch gewollt hatte, ἀθρόαν. — Beyde V. M. ἀναξανδρίδους, und ἀφεῖλε (V. LI. ὑφεῖλε) τὰ ἀδικήματα, ἔταξε φόρα. — V. LI. P. ἡγησαμένου. Beyde V. ἐγγύτατα κοντισὰς; P. κατακοντισὰς, welches Bekker richtig im Texte hat. — V. LI. P. ἀνεκτήσατο; dann läßt er λακεδαιμονίων nach ἄνω weg. — Beyde V. P. ἐκβάλλοντες. — 52, 3. V. XXIII. ἔπετ' ἐνὶ; σπάρτας δ' αὐξαμέναν δ' ἄρατο; πᾶσ ἐν ἀμ.; V. LI. πᾶσα ἐν ἀμ..

C. 53, 1. V. LI. οἱ τεγεᾶτε[αι] τῷ ἀγμεῖ. — Beyde V. πρὸς αὐτὸν λειμῶνα· ἦν δὲ. — V. LI. τῇ ἑορτῇ τῇ δρῶσιν. — 53, 2. V. XXIII. λεγ. δὲ καὶ ὅσοι τεγεᾶται τ. παιδ.; V. LI. λεγ. δὲ καὶ τεγεάται τῶν παίδων. — Beyde V. ἀρχήδιον. — V. XXIII. ἥξοι. — V. LI. ἥξει; derselbe läßt ὡς nach ἐποίησεν weg, und gibt im Folgenden τάλον δὲ εἶναι; V. XXIII. ἡφ. δὲ εἴη ταλωτάλου, ταλώταλον δὲ εἶναι; diese sonderbare Lesart verdankt ohne Zweifel ihren Ursprung einer beygeschriebenen Korrektur, welche dann mit der ursprünglichen Lesart verschmolzen in den Text kam. — 53, 3. Beyde V. ἱδρυμένον, welches auch der P. hat, und welches durch das aus dem letztgenannten Codex nach φυλῆς eingeschobene ἐν vortrefflich geschützt wird. — V. LI. ἀπολλωνιάτις; V. XXIII. ἱπποθοῦντις, ἀπολλωνεᾶτις; ἀθανεάτις läßt er weg. — Derselbe ἔστι δὲ δήμητρος; ohne καὶ. — 53, 4. V. XXIII. ὑψηλὸν ἀφ' οὗ; V. LI. ἐφ' οὗ (sic). — V. LI. διὸς καρίου; νείφειν; dann läßt er πῦρ vor καῦσαι weg. — V. XXIII. κ. ὄντα ἐν τ. ὄχλ.; ὑπὸ τοῦ κρύους. — 53, 5. τοῦ ἐχέμου τ. πρ. τ. ὕλλον. V. XXIII. — V. LI. τούτων ὅσων δέκα; V. XXIII. τούτου δὲ ὅσον δέκα, welches ich vollkommen billige; dann κνεάτιδος; V. LI. κνατεάτιδος; beyde ἀλέου statt ναοῦ.

C. 54, 2. ἀφανίζ. γὰρ ohne τε. V. XXIII; beyde V. ἐθέλειν; beyde ἐν ἀσαίᾳ. — V. XXIII. ἔμελλε δὲ ἄλλα μηδὲ ἀνδρίας;

V. LI. ἀνδρείας. — Beyde V. P. καὶ τοῦτον πέλαγος; völlig richtig, wenn man mit Bekker nach τοῦτον ein Komma setzt. — V. XXIII. ἀλφ. τε καὶ πρὸς ἀρ., ohne ὤν. — 54, 3. ἡ εὐθεῖα ἐπὶ θυραίαν. V. LI; ἐγίνατο ὁ τάφος. — 54, 4. V. LI. ἡ δὲ ἐς ἄγος; eben so im gleich folgenden καὶ ἀγείων; dann ἔτι λεοφόρος. — Derselbe ἐκ κορυθέουσι; V. XXIII. ἐκ κορυθύοις. — 54, 5. V. XXIII läßt mit dem M. ἀεὶ nach δεδοίκασιν weg.

Ich habe in dem Vorhergehenden freylich bey weitem nicht alle vom Siebelis'schen Texte abweichenden Lesarten der beyden Wiener Handschriften aufgeführt, und alle auf augenscheinlichen Schreibfehlern beruhenden oder minder bedeutenden mit Stillschweigen übergangen; doch glaube ich genug gegeben zu haben, um das Verhältniß der Wiener Handschriften unter einander und zum Codex Mosquensis, theilweise auch dem Parisinus 1410, mit einiger Sicherheit bestimmen zu können; wonach man denn nun auch das Urtheil von Facius würdigen kann, wenn er sagt: Quod ad hos Codd. collatos attinet, alter est Caesareus Vindobonensis, qui in Catalogo Bibl. Caesar. Vindob. a D. de Nessel vulgato n. XXIII. notatur, cuius lectioni in multis locis lectio Cod. Vindob. n. LI. subiecta est; alter autem Mosquensis. Neuter eorum ex altero, nec uterque ex uno eodemque descriptus est exemplari, quippe cuique sua lectionis varietas. — Jeder oder auch nur den meisten der Lesarten mein Urtheil beyzufügen, hielt ich für unnöthig; viele gute Lesarten werden sich selbst empfehlen.

Um nun zum Schlusse noch etwas vom Aeußeren der Bekker'schen Ausgabe zu sagen, muß man den anständigen Druck auf gutem Papier anerkennen. Der Preis des Buches ist aber zu hoch angesetzt. Dr. J. H. Chrn. Schubart.

Art. VII. Geschichte der Kreuzzüge, nach morgenländischen und abendländischen Berichten. Von Dr. Friedrich Wilken, k. preuß. geh. Regierungsrathe, Oberbibliothekar und Professor an der Universität zu Berlin, Historiographen des preußischen Staates, R. d. r. A. O., Mitgliede der k. preuß. Akademie der Wissenschaften, so wie der asiatischen Gesellschaften zu Paris und London, Korrespondenten der königl. französ. Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, Ehrenmitgliede der märkischen ökonomischen Gesellschaft und des Vereins für nassauische Alterthumskunde u. s. w. Siebenter Theil. Erste und zweyte Abtheilung: Die Kreuzzüge des Königs Ludwig des Heiligen und der Verlust des heiligen Landes. Mit zwey Charten und Registern über das ganze Werk. Leipzig 1832, bey Fr. Christ. Wilh. Vogel. Text 790 S., Beyl. 63 S., Register 175 S.

Mit dem vorliegenden siebenten Bande hat eines der verdienstvollsten Werke deutscher Geschichtsforschung sein Ende er-

θεῶν ἱερά; ὀρέϛην τῷ φόνῳ τ. μητρ. αὐτόθι μανῆναι, ohne ἐπὶ und φασιν. — 34, 2. Beyde V. τοῦτο δέ ἐϛιν ἕτερον; V. LI. μόριον statt χωρίον. — V. XXIII. ταῖς μὲν ἐναγῆσαι; V. LI. τὰς μὲν ἐνηγῆσαι und ἔθυσαι. — V. XXIII. ἐκήρετο τὴν κόμην. Die folgende Stelle gehört wieder zu den verdorbenen. V. XXIII. κατήγορον τὸν τυνδάρεων; ἐπιϛῆναι αἴκην καὶ ἐπὶ τῷ αἵμ. τ. μητρ. αὐτόν τε ἀνεψ. τ. κλυτ.; τῷ ἰκάρῳ. — V. LI. κατήγ. τὸν τυντάρεων; αἴκην καὶ ἐπὶ τῷ αἵμ.; τῷ ἰκάρῳ. — 34, 3. V. XXIII. κατοῦτο γαθεάτας; eine ähnliche Zusammenziehung hat derselbe c. 33, 2. κατοῦ βυθοῦ. — Ders. ὁ καρίων; μὲν δὴ πηγαί; αἰγυπτίδος (auch V. LI) ἀπὸ τοῦ ἀπ. — V. XXIII. κρωμώνου παντακάσι, und beyde V. κρώμωνος εἴκοσι ϛ.. Schon lange hatte ich vermuthet, daß κρώμων οὐ zu lesen sey, worauf die Uebersetzung des Amasäus auch hindeutet; jetzt sehe ich, daß Bekker denselben Gedanken gehabt, und κρώμων οὐ in den Text aufgenommen hat; eben so sicher scheint aber in κρώμωνος zu liegen κρώμων ὡς. — Recht gut hat hernach Bekker aus dem P. πεποίηνται δὲ αὐτ. κ. ἑρμῆν hergestellt; eben so geben beyde V., nur daß V. XXIII unrichtig ἑρμὴν schreibt.

C. 35, 1. Beyde V. καρνάσσιον; πρῶτα μέν γε; μαλοῦς, mit Einem λ; weiter unten V. XXIII. καλοῦντα; V. LI. μαλόντα. — V. XXIII. σύρος; V. LI. P. ὁ σκῦρος. — V. LI. M. πρόσαντες τέρας, wodurch der Vorschlag Böckh's προσαντεϛέρας bestätigt wird, welches Bekker im P. fand. — 35, 2. V. LI. ὅροι μεσσ. πρ. μεγ. καὶ οὗτοι. — Beyde V. δοκεῖ δέ μοι, welches ich billige; gerade so spricht auch Pausanias z. B. c. 34 im Anfang. — 35, 3. V. LI. ϛαδίοις τριάκοντα. — Im Folgenden liefert uns der V. XXIII ein auffallendes Beyspiel von Schreibernachlässigkeit; wir finden: ἀπὸ δὲ τοῦδε παρὰ ποταμὸν ὁδεύσας θειοῦντα ἐν ἀριϛερᾷ ϛαδίους τριάκοντά εἰσιν· ἀπὸ δὲ τοῦδε παρὰ ποταμὸν ὁδεύσας θειοῦντα ἐν ἀριϛερᾷ ϛαδίους ἀπὸ τοῦ ἀλφειοῦ τεσσαράκοντα. ἥξεις μάλιϛα ἐς φαλαισίας. ἀπέχουσι δὲ αἱ φαλασίαι (sic) ϛαδίους εἴκοσι τοῦ ἑρμαίου τοῦ βελεμίναν. Er schrieb also richtig bis ὁδεύσας θειοῦντα; dann irrte das Auge ab zum folgenden θειοῦντα, und er fuhr fort ἐν ἀριϛερᾷ ϛαδίους; von diesem ϛαδίους sprang er über zum vorhergehenden ϛαδίοι, und knüpfte also τριάκοντά εἰσιν an, und wiederholte die Worte von ἀπὸ δὲ τοῦδε — θειοῦντα; von diesem θειοῦντα irrte er abermals ab zum folgenden θειοῦντα, und fuhr dann fort ἐν ἀριϛερᾷ — βελεμίναν. Wie manche Stelle mag auf diese Art verdorben worden seyn, wo wir weder die Verdorbenheit, noch die Mittel zur Heilung so deutlich zu erkennen im Stande sind. Fand z. B. diese Verwirrung schon im Urcodex Statt, wer hätte etwas von den Worten κάτεισι δὲ — ἀπολικὼν οὖν τὸν ahnen können? Doch

bestätigt dieser Codex die Lesart ἀπὸ δὲ τοῦδε (so auch M.), und die Vermuthung Böckh's, ὁδεύσας (V. LI. ὁδεύσεις, M. ὁδεύσα), welches auch der P. hat; im Folgenden hat V. LI. ἀπολειπών. Uebrigens möchte ich vermuthen, daß der Satz immer noch lückenhaft ist, und daß vor ἀπολιπὼν mehrere Wörter ausgefallen sind; denn ich kann mich unmöglich überzeugen, daß παρὰ ποταμὸν ὁδεύσας θειοῦντα, ἀπολιπὼν οὖν τὸν θειοῦντα ἐν ἀριστερᾷ einen vernünftigen Zusammenhang haben; auch scheint οὖν deutlich genug zu erkennen zu geben, daß im Vorhergehenden schon erwähnt worden sey, die Straße wende sich vom Flusse ab landeinwärts. Diese Bemerkung und die Bestimmung des Ortes, bis zu welchem die Straße dem Laufe des Thius folgt, muß verloren gegangen seyn. Vielleicht war dieß nach Stadien, vom Alpheus an berechnet, angegeben, und so konnte der Abschreiber leicht von ἐς τὸν ἀλφειὸν zu diesem ἀλφειόν abirren. — 35, 4. Beyde V. P. ἐλασσουμένους. — 35, 5. V. LI. σταδίων δὲ ἀπόλλων δέκα. Diese Lesart mag wohl aus der Verschmelzung der neben einander stehenden οὐ πόλλα und δὲ ἄλλων entstanden seyn. — 35, 6. V. XXIII. πόλεις δὲ ἦσαν κ. οἱ τριχ. ποτὲ μὲν. εἰ δὲ αὐτόθι. — V. LI. πόλεις δὲ ἦσαν κ. οἱ τριχ. ποτέ μιν (sic) πέντε που στάδια καὶ δέκα σταδίοις κειμένην δεον (sic) ἦν δὲ αὐτόθι. Die Veranlassung zur Verwirrung liegt vor Augen; der Abschreiber merkte sie auch bald, und korrigirte, doch nicht vollständig. Bey einem Stadtnamen pluralis numeri setzen die Abschreiber gern πόλεις statt πόλις. So haben z. B. c. 44, 2 beyde V. αἱμονίαι πόλεις. Statt der Vulg. ταύτης haben beyde V. M. ταύτας; P. ταύταις. — Die Worte οἳ καὶ ἐς ἐμὲ ἦσαν will Böckh getilgt haben, ut nihil nisi praecedentium repetitionem continentia; auch erklärt sich ihre Entstehung sehr leicht aus dem gleich vorhergehenden ἐρημ-οι δὲ καὶ ἐς ἐμὲ ἦσαν. — 35, 7. Beyde V. P. καλουμένους κρουνοὺς (V. LI. κρουνοῦς), richtig. — V. XXIII. πόλλα καὶ ἥμερα; δοκεῖ δέ μοι καὶ πᾶν φῶς μαθόντι; auch V. LI. δοκεῖ δέ μοι. — Statt ἀγελάου hat V. XXIII. ἀγελαίου; P. 1411. ἀγελάδου. Eine gleiche Verwechslung zwischen ἀρχελάου und ἀρχελάδου ergeben die Handschriften IV. 4, 2. — 35, 8. Beyde V. P. ὑπὸ τούτου δὲ. — V. LI. ἔχον τ. κλῆσιν. — V. XXIII. ἐπεδήμησεν; ἀρχ. εἶναι φασὶν τ. χώρ. ἐνταῦθα.

C. 36, 1. V. LI. ὅτι εἰ μὴ αὐτὸ; μάλιστά τε; ἐφ' ὃ τ. πολ. (auch V. XXIII). V. XXIII. μάλιστά τε; ὁ ὀρχομενὸς (P.); beyde V. ᾤκιζε, auch P. — 36, 2. Beyde V. M. P. εἴη. — V. XXIII. ὀρχομενίων κοινοὺς. — 36, 3. V. XXIII. διὰ τούτων ὁδὸς ἐσιοῦσιν ἐς μ. π. τ. ποταμὸν ἑλισσόντα. ἐστι δὲ τῆς ὁδοῦ ἐν ἀρ. ἀγαθοῦ

ναός. V. LI. κοτ. τὸν ἐλλησκόντα. ἐςι τῆς ὁδ. ἐν ἀρ. ἀγαθ. ναός, beyde ohne θεοῦ. Statt ὁδὸς ἐσιοῦσιν ἐς hat Bekker die schöne Vermuthung ὁδεύουσιν ἐς in den Text aufgenommen. Doch möchte ich die Stelle so lesen und interpungiren: διὰ τούτων ὁδὸς ἐξιοῦσιν ἐς μ. παρὰ τ. κοτ. τ. ἐλισσόντα ἐςί, τῆς δὲ ὁδοῦ ἐν ἀρ. ἀγ. θεοῦ ναός. Da den Abschreibern ἐξιοῦσιν ἐς nicht zusammen zu passen schien, so korrigirten sie ἐσιοῦσιν ἐς.; und da sie nach ἐλισσόντα interpungirten, mußten sie nothwendig auch dem δέ eine andere Stelle anweisen. Daß aber den Abschreibern dergleichen Aenderungen nicht fremd waren, zeigt ein ganz ähnliches Beyspiel c. 38, 5, wo V. XXIII. γενέσθαι σκίαν. ἐςι δὲ τὸ ἐν τ. λ. τέμ. τῷ αὐτῷ ἐς τ. σκ. gibt; der V. LI. γενέσθαι σκίαν· ἐςι δὲ τόδε ἐν τῷ λυκαί (sic) τέμ. — Beyde V. ἐχόμενος, welches in den Text aufzunehmen ist. — V. XXIII. ὃν δὲ οὐ τυραννν. — 36, 4. Beyde V. M. P. ἰοκλέους, statt dessen Bekker, nach meiner Ansicht mit Unrecht, οἰκλέους in den Text aufgenommen hat, da diese beyden Formen nicht allein von den Abschreibern, sondern gewiß auch oft von den Verfassern selbst verwechselt wurden; ja sie scheinen sogar in den alten Sagen nach den verschiedenen Gegenden geschwankt zu haben. Gegen das Ansehen aller Handschriften möchte ich wenigstens οἰκλέους nicht aufnehmen. So geben auch c. 45, 4 beyde V. M. ἰοκλέους; P. durch Schreibfehler ἰκλέους. — V. XXIII. ςαδίους πέντε ἀπωτέρω ςαδίοις πολίσκιος (sic) ὀνομ. χ.; der Abschreiber sprang also vom ersten ἀπωτέρω zum zweyten ab, und ließ das Zwischenliegende aus; während umgekehrt der M. vom zweyten ἀπωτέρω zum ersten zurücksprang, und das Zwischenliegende doppelt gab. — Beyde V. κεραιθέως. — 36, 6. Beyde V. P. αὐτόθεν δέ ἐςιν ἐρ. ἄλλα.
οι
— V. LI. ἑπτά εἰσι ςάδια (sic), τοσούτους δὲ ἐκ δασέων; V. XXIII. τοσούτοις δὲ. — Beyde πόλις τινὶ ἀκακήσιον.

C. 37, 1. Beyde V. εἰργασμέναι; P. das von Sylburg verlangte ἐπειργασμέναι. — V. LI. γενέσθαι μόνον. — 37, 2. Beyde V. αὐτὰ τὰ ἀγάλμ., ohne δέ. Im Folgenden scheint die Partikel τε einen falschen Platz eingenommen zu haben; ich möchte so schreiben: αὐτὰ δὲ τ. ἀγ., Δέσποινά τε καὶ ἡ Δήμητηρ, καὶ ὁ θρόνος ἐν ᾧ κ. λ. V. XXIII. τὸ ὑπόδημα. — V. LI. ἐςιν οἷς λίθος; οὐκ ἐκοσμήθη; ἡ μὲν οὖν μήτηρ; beyde lassen χεῖρα nach ἑτέραν und τὴν vor καλουμένην weg; deßgleichen τῆς vor κίςης. Ohne Nachtheil können wir τὴν entbehren; τῆς aber hielt Koray mit Recht für nothwendig; Bekker hat es in den Text aufgenommen. Uebrigens ist der Satz völlig gesund, und bedarf keiner Aenderung. Die Despöna hat in der linken Hand das Zepter, die rechte ruht auf der cista, welche auf ihrem Schooße liegt. —

V. XXIII. κατάκεινται κυνῶν. V. LI. θηρεύουσι (sic: i. e. -ειν); θηρεύουσι wäre wohl nicht übel. — 37, 3. V. XXIII. παρὰ δὲ ὁμήρῳ ὄνομα κρητός; V. LI. ὄνομα κριτὸς; ἀπειργασμένους. καὶ οὐ κουρῆτας. V. XXIII. καὶ ἐς κουρῆτα τὰ ἐς τούτους. Die Stelle ist ohne Zweifel verdorben; wenn der Schaden nicht tiefer liegt, gefällt mir besonders der Vorschlag Bekkers: γένος δὲ οἶδε ἀλλοῖον καὶ οὐ κόυρητες. — 37, 4. Beyde V. ἢ οὐδὲν ὄψεται; P. οὐδὲ. Die umgekehrte Verwechslung hatten wir c. 33, 1. 37, 5. — V. XXIII läßt τε vor δρῶσιν weg. Beyde V. P. πολλά τε καὶ ἄφθονα. θύειν und ἀποτέμειν. — 37, 6. ταύτην δὲ μάλιστα. V. XXIII. — αὕτη δέσποινα. V. LI. P. richtig. — V. XXIII. οἷά τε ἐστιν ὄνομα. — Beyde V. τῆς δεσποίνης τὸ ὄν., ohne δέ. — V. XXIII. ἀπελάστους; V. LI. ἀτελεστέρους. — 37, 9. V. XXIII. ὡς ἔτι καλ., ohne τά. — Bekker gibt im Folgenden sehr gut e coniectura ἔπη τῆς ἐρατοῦς; die Handschriften haben ἐπί. Von der häufigen Verwechslung dieser beyden Wörter einige Beyspiele: I, 43, 7. Bekk., wo P. statt ἔπη κοινὰ hat ἐπίκοινα. II, 6, 2. VIII, 18, 1, wo V. XXIII. ἐπὶ τὴν θεογονίαν hat; VIII, 25, 5, wo V. XXIII. τὰ ἐπὶ ποσειδῶνος liest; IX, 9 gegen das Ende, wo P. καὶ ἐπὶ θηβαίοις hat. — V. LI. P. ὡσαύτως δὲ καὶ ἀπόλλωνός τε κ. ἀθ. — V. XXIII. τῇ δὲ ἀθηνᾶ καὶ ἱερόν ἐστι καὶ οἰκήτορες ἔνεισιν οὐ πολλοί; der Abschreiber übersprang also eine Zeile.

C. 38, 1. V. LI. καὶ ἐν ὅσοις statt ἐν νήσοις, leicht erklärbar durch die Aussprache. — 38, 2. V. XXIII. ἀπόλλ. ἄλσος ἐπίκλ. παρασίου. — 38, 3. V. XXIII. ταῖς δὲ νύμφαις δὲ ὀνόματα. Das von Bekker nach πηγή eingeschobene ἡ halte ich für überflüssig. V. XXIII. καθίη δρυὸς κλ.; V. LI. καθείη (sic). — 38, 4. V. LI. ἐπὶ τ. βάθρ. ἐνὶ ἀστυάν· φησὶν εἶναι. V. XXIII. βάθρων ἐς ἀστυάνακτος. — 38, 5. Beyde V. ἀνωτ. τοὺς ὅρους. — V. XXIII. διὸς λυκαίου (V. LI. λυκίου) βωμός. — V. LI. αὐτοὶ statt ἀετοί. Beyde V. τὰ δὲ ἔτι καλ. — V. XXIII. ἐπὶ τοῦ βωμοῦ τῷ λυκ. — 38, 6. V. LI läßt τῷ ἀπόλλωνι weg; dagegen ist in τῷ ἐπικουρίῳ, ἐπι e correctura; vorher war es ἀπο. V. XXIII. αὐτίκα το ἱερόν. — 38, 7. V. XXIII. τὰ πρὸς τῆς γῆς ἡ θεισωαία; V. LI. τὰ πρ. τῆς ἄρκτου τε ἡ θεισωγήαία αἶα (sic). — V. XXIII. ἀκαρν. καὶ διὰ σιπυλίας (V. LI. δι' ἀντωλίας); V. LI. ἐν ἰλιάδι δὲ ὅμ.; beyde ποταμὸν τῶν πάντων.

C. 39, 1. Die Handschriften geben μετὰ δὲ αὐτό(ν) (V. LI. αὐτό) ἐστιν ἄνοδος ὅσον τε σταδίους τρ. ἢ πλείοσι τῶν (V. XXIII. τοῖς) τριάκοντα οὐ πολλῷ; Bekker schrieb nach Buttmanns Vorschlag πλείους. Siebelis vertheidigt die Vulg. mit einer variata constructio, eine Redefigur, der ich auch hier meinen Beyfall nicht

geben kann. Da alle Handschriften πλείοσι haben, schlage ich vor: ὅσον τε ςαδίοις τρ. ἢ πλείοσι τ. τρ. οὐ πολλῷ. 39, 2. V. XXIII. οὗτος γὰρ τῇ πόλει, ohne δὴ. — V. LI. μετέβαλλεν. — V. XXIII. P. ἀπὸ φιγάλου; V. LI. φυγαλοῦ. Beyde V. P. ἀξιόχρεα. — V. LI. εἰρημένοις ον (sic). — Beyde προκαθεζόμενοι. — V. LI. XXIII. P. ἢ καὶ οἱ λακεδ. gut. — Beyde V. ἐγένετο δὲ ἐκ τῆς φιγ. — V. XXIII. τὴν γενομένην τοῖς φιγαλ.; V. LI. τὴν γεναμένην τὴν φιγ. — V. LI. P. κ. γὰρ αὐτοῖς λογ. μαχ. ἀξ. ἐγ. (ἐπεγένετο. P.) ἢ τελ.; V. XXIII. μαχεσαμένοις αὐτοῖς ἀξ. — Beyde V. πλέονα καὶ ohne δὲ. — V. XXIII. ἀρτέμιδος ἐνταῦθα.

C. 40, 1. Der Name des Pankratiasten erscheint in folgenden Formen: V. XXIII. ἀρχίονος. ἄρχοντι. ῥαχιωννος. ἀρχίωνα. ἀραχίων. ἀρχίων. ἀρχίωνα. ἀρχίονος. — V. LI ἀρχίονος. ἄρχωνι. ἀρραχίωνος. ἄρχωνα. ἄρχων. ἄρχων. ἄρχωνα. ἄρχωνος. — V. LI. κάθηνται (auch V. XXIII) παρὰ πλευρὰν. — V. XXIII. ἀρραχ. αὐτῇ τῇ ἀρετῇ. — 40, 2. V. LI. P. ὀλυμπικαὶ νῖκαι; ταῖς πρὸς τῆς; — V. XXIII. καταλικούμενον; V. LI. καταλικόμενον. — 40, 3. V. XXIII. ἐπὶ κρεῦγα ποιήσαντες; ἐφέξειν γὰρ, ohne μὲν; ἵνα δάκτυλοι ohne οἱ. — Beyde V. κεχρημ. πολλὰς; V. LI. am Rande πολλαῖς.

C. 41, 2. V. LI. ὡς γὰρ τεκοῦσαν, ohne δὴ. — 41, 3. Beyde V. lassen δὲ nach καθότι weg. — V. XXIII. κόμας τὰς πρ. θαλάσσῃ· καὶ ἀναπλ.; auch V. LI läßt δὲ weg — V. LI. ποταμῶν μὲν ὁπόσους. — 41, 4. Beyde V. P. ἧς δὴ καὶ ὅμ. — Beyde V. καὶ τηνικαῦτα; beyde lassen δὲ vor ἤκουσα weg; in beyden fehlt συνδέουσιν. — V. XXIII. τὰ ἄκρη τ. γλουτῶν; V. LI. τῇ ἄκρῃ τ. γλούτων. — Beyde lassen θυγατρὶ — ἰχθύς weg. — 41, 5. Die Schreibart des Namens Kotilion schwankt. V. XXIII. κωτύλου. κωτύλιον. κωτυλίω. κωτυλίω. κωτύλω. κωτύλω. — V. LI. κωτύλου. κωτύλιον. κωτιλίω. κοτιλίω. κωτίλω. κωτίλω. — V. LI. ἐς δεξία; αὐτοῖς ὄρος; nicht übel. — Beyde V. ὑπὸ τῶν πελοποννησίων, ohne τὸν. — V. XXIII. ἐοικότι ὑποσημ. — V. LI. τὰ ἀγάλματα εἶναι. — 41, 6. V. XXIII. τὸ ῥεῦμα λύμακι. — Beyde V. P. M. ἀκοὴν. — V. XXIII. ὃ ἑωρῶμεν; V. LI. ὃν ἑωρ.; richtig P. ὃν. — Das Ende dieses Kapitels scheint verdorben, und aus den Handschriften ergibt sich wenig Hilfe. Der P. hat κωτίλω μὲν und τε ναός τε. V. XXIII. κωτύλω μὲν ἐπίκλ. und ἐςιν ἐν (?) κωτύλω. καὶ αὕτη. V. LI. κωτίλω μὲν und ἐςιν ἐν κωτίλω· καὶ αὕτη. Der M. κώτυλων μὲν und αὕτη; es stimmen also in αὕτη die beyden V., M.; in κωτ.ʹ.λω die beyden V. P. überein. Wenn die Vermuthung nicht allzukühn ist, möchte ich δέ ἐςιν nach ἀφροδίτῃ wegwerfen (wie leicht konnte dieses

durch Wiederholung des ἔτι δὲ in der vorhergehenden Zeile entstehen), und so lesen: ἔτι δὲ ὑπὲρ τὸ ἱερὸν τοῦ ἀπόλλωνος τοῦ ἐπικουρίου ἐν κωτίλῳ μὲν ἐπίκλησιν, ἀφροδίτη ἐν κωτίλῳ καὶ αὕτη· ναός τε ἦν κ. λ. Es war also ein Tempel des Apollo Epikurius und der Aphrodite, beyde mit dem Beynamen ἐν κωτίλῳ.

C. 42, 3. Beyde V. ἀναθῆναι. — V. XXIII. μὲν δὴ τὸ ξόανον, ohne οἱ. — 42, 4. Zur Antwort des Orakels: V. XXIII. αζάνες. οἳ φιγαλίαν. νάσσασθαι. δηιοῦς. ἄνδρον. δυσνομάδες. μόνοι πάλιν. δηιὼ μέν σ' ἐπ. ν. δηιὼ νομήων. ἑλκεσισταχύων. ἀναστροφείγων πάλιν. τεκνοδάστην. ἱλάσεσθε. σήριγγος. τιμάς. — V. LI. οἳ φιγαλίαν. νάσασθ'. δηιοῦς. ἵκετε. λυμοῦ. μόνοι πάλιν. δηιὼ μὲν σε σε ἐπ. νομ. δηιὼ. ἕλκησι σταχύων. ἀναστροφάγων πάλιν θ. γ' ἄρα. τεκνοδάρτην. — V. XXIII läßt τὸ vor μάντευμα weg. — Beyde V. P. τὰ πλείω δὲ ὡς λέγ. — Beyde V. κατὰ τὴν ξέρξ., ohne γάρ; und ἀναθῆναι. — V. XXIII läßt ἱέρωνος vor ἀπέδωκεν weg. — V. LI. ἃ εὔξαιτο. — Beyde καὶ ἐπίγραμμα. — Zu den Inschriften: V. XXIII. ζεῦ ὀλύμπιας. κέλητι. δῶρα. ἐχαρίσατο. συρακουσίου. μὲν μίκωνος ὀνάτας ἐξετέλεσεν ἐν αἰγίνη να (sic) δώμ. ναιετ. — V. LI läßt τεθρίππῳ — ἐχαρίσσατο weg. παῖδ' ἀνέθ. δηνομένης. συρακουσίου. υἱός με μίκ. ὀνάτας ἐξετέλεσεν. — Beyde V. ἀγελάδα συμβαίνοι. — 42, 5. V. XXIII. καλουμένων· ὁ δεώτατοι οἱ δὲ εἰσι. — 42, 6. ἐπὶ τὸ σπήλαιον. V. XXIII; derselbe ψυχρόν τε ἄνεισιν. — V. LI. εἰ ἐγίνετο; καὶ ἔν τε τῷ ὀρόφῳ.

C. 43, 2. Beyde V. P. θύβριδι. — Beyde V. P. lassen ὅπερ vor οἰκεῖτο (sic) weg; eine Lesart, die sich vertheidigen läßt, wenn wir im folgenden ὄνομά τ' ἔσχε schreiben. — V. XXIII. τοῦ λ, ohne τε. — 43, 3. Beyde V. εἵλωντο. — V. LI. σὺν τοῖς ὅπλοις, und ἦρξαν τὴν, ohne ἐς. — V. XXIII. καὶ ἔργον κατεσκεύασέ τε τῇ. — V. LI. καὶ ἔργον κατεσκεύασέ... (in den letzten Buchstaben ist eine Korrektur, so daß sie nicht wohl zu lesen sind) γε τῇ ἑλλ.. Im Folgenden bietet der V. XXIII eine merkwürdige Lesart, nämlich τάδε μὲν ἐν ἄλλοις ἔγραψα ἐς τὸ ἀκριβεστ̄ρον (sic); aus dem ε ist durch Korrektur α, aus dem ρ ein τ gemacht worden. Der M. hat τάδε μὲν ἄλλοις ἔγραψαν. Sollte vielleicht Pausanias ein eigenes Werk über die Regierung des Kaisers Antoninus geschrieben haben? oder beruft er sich vielleicht auf verloren gegangene Stellen seiner Periegesis? — V. LI. εἶναι νεῖμαι (sic). Bekker hat die vortreffliche Vermuthung Böckh's ἢ καταινεῖμαι statt οἰκότα νεῖμαι in den Text aufgenommen. — V. XXIII. πολέμου καὶ ἀρκαδίας ἄρξαντα; auch V. LI. ἄρξαντα.

C. 44, 1. V. LI. P. τὰ δὲ δὴ ἐπίλοιπα. — 44, 3. V. LI. ἀνακεράννυταί τε πρός. — Beyde V. προσίασι. — V. LI. ἐν τῇ γῇ

λακ., ohne τῇ. — 44, 5. Beyde V. ἐπὶ κορυφὴν. — V. LI. οὐκ ἐθέλουσιν. — 44, 6. V. XXIII. ἔτι δὲ ἐν ὅροις. — V. LI läßt που nach σταδίων aus. — Beyde V. ἱερὸν τοῦ ἀλφειοῦ.

C. 45, 1. Beyde V. M. P. τεγέα τῇ λυκάονος; V. LI. ἀπ' αὐτῆς γενέσθαι. — Beyde V. φυλακεῖς. — V. XXIII. πωταχ. καὶ οἱ τὰς (vortrefflich Buttmann οἰάτας) μανθυρεῖς κ. ἐχευῖθας (das α ist zweifelhaft; V. LI. ἐχευνίθεις). V. XXIII. ἔνναστος σφίσι προσεγένετο ἀφείδαντος; auch V. LI läßt δῆμος weg. — 45, 2. V. XXIII. τεγεᾶται δὲ παρέξεισι τὰ ἀρχ. κοινὰ und παρέξουσι τῶν καταλελεγμένων; V. LI läßt ἐς nach κοινὰ weg; und gleich darauf ἀγών; τοῦ θηρίουτων εἵνεκα. — 45, 3. V. XXIII. ἐκεῖνον μὲν und διοφάντους. — 45, 4. Beyde V. αὐτῶν κόσμος. — V. XXIII. ἐπὶ τοῦτο κορ.; τὸν παρίωνος καὶ. Beyde V. τὰ δὲ περὶ ohne καί; beyde περχύονος ἀγαμήδους.

C. 46, 1. V. LI. ἐν ᾧ οἱ ἀρχ., ohne καί. — 46, 2. Beyde V. P. ἐπάγεσθαι. — V. XXIII. P. βραυρῶνος· καὶ ἄγαλμα. — V. LI. κατέχεσθαι μὲν.

C. 47, 1. V. XXIII. μανθουριεῦσιν. — Beyde V. ἐκνενίκησεν. — 47, 2. V. XXIII. ἐφάνισεν αὐτῶν· ἢ ὅσα γε ἔχ.; V. LI. ἠφάν. αὐτῶν ὁ χρόνος ἢ ὅσας γε ἔχ. Bekker gibt ex emendatione ἠφάνισεν αὐτῶν ἰός, ἅς γε ἔχ., ohne Zweifel eine sehr schöne und geistreiche Verbesserung; nur bleibt es nach derselben unbegreiflich, wie ὁ χρόνος in den Text kam. Da dieses sich in mehreren Handschriften findet, möchte ich so lesen: πλὴν ὅσας ἠφάνισεν αὐτῶν ὁ χρόνος καὶ (ὁ) ἰός. ἅς γε ἔχοντες. In dieser Vermuthung bestärkt mich die vortreffliche Parallelstelle 1, 15 am Ende, wo es heißt: μὴ σφᾶς ὅ τε χρόνος λυμήνηται καὶ ὁ ἰός. Sonderbarer Weise geben auch hier die Handschriften καὶ ὅσα, worin erst Facius das richtige καὶ ἰός fand. — V. LI. γραφῇ μεμιγμένη; dann läßt er τε nach μαρπήσσης weg; V. XXIII. μὲν zwischen ταύτης und δή. — V. LI. τῇ δὲ ἤδη ἀγνῷ; φρύξα; ἄγαλμα. — 47, 3. V. XXIII. ἀλαίας ὀνομάζοντες; V. LI. ἄλσα; beyde V. ἀλωτία. — 47, 4. V. XXIII. τὸ τοῦ ἐρύμαντος ἱερὸν ὀνομάζουσι δὲ λέγοντες κήφει τοῦ ἀλέου; derselbe läßt δὲ nach ἐρασθεὶς weg. — πρὶν ἀθηνᾶ; ἀθηνᾶ M. P., woraus Bekker, nach meiner Meinung sehr gut, ἀχθῆναι machen möchte. — V. XXIII. ἀποκτένουσιν; V. LI. ἀποκτείνουσιν (sic); überhaupt ist dieses Wort eine wahre Probe für die Abschreiber; wenigstens ist es in den beyden Wiener Handschriften des Pausanias fast regelmäßig falsch geschrieben.

C. 48, 1. V. LI. τυραννίδας. — V. XXIII. ἵππου τε ὠχούμενος; vielleicht ἵππῳ ἐποχούμενος? — Derselbe διδόναι στέφανον. — 48, 3. Beyde V. γυναικύθοιαν; beyde lassen γὰρ nach ἐπὶ

weg; V. XXIII auch τὸν; derselbe hat φυλακτίδα. — V. LI. ἐργαζομένας; beyde V. ὑπερβάλλεσθαι. — V. XXIII. ἴδια τε ἐπιν.; V. LI. ἴδιά τε ἐπιν. — V. XXIII. καὶ τοῦ ἱερείου τῶν κρεῶν μὴ μεταδ. — Derselbe τεγέαν τοῦ τε λυκ. κ. μαιρᾶς; V. LI. ἐστιν ἐντεῦθεν τεγέας, τοῦτε λυκ. κ. μαιρᾶς γ. τ. τεγ. δὲ θυγ., ἀτλ. φ. — 48, 5. V. XXIII. αὐτὴν εὐγόνασιν; derselbe ἐπανάγοντες; V. LI. ἐπαναγάγοντας. V. XXIII. δοῦναι γάλα. — 48, 6. Sollte man nicht ἐπὶ δὲ αὐτῇ πολύβιος lesen?

C. 49, 1. V. XXIII läßt εἶναι nach ἀνδριάντα weg. Derselbe κραῦγις (V. LI. κραύγις) ἐλείπετο ohne ἀρκάδων, welches ich billige. — V. LI. διδασκαλίοις. — V. XXIII. μεγαλοφ. τε καὶ εὐδήλω, welches mir wohlgefällt; dann τοῦ δὲ ἀρκεσ., ebenfalls nicht übel. — 49, 2. V. XXIII μέγ. μ. δὴ σώμ. ρ., ohne καὶ. — V. LI. καὶ ὅσα ἐς πολ. μν. — V. XXIII. ἐπαμεινώνδου; überhaupt bleiben sich die Handschriften bey diesem Namen durchaus nicht gleich, indem sie ihn bald mit dem einfachen Vokale, bald mit dem Diphthong schreiben; in den Ausgaben sollte man Uebereinstimmung der Schreibart einführen. Bekker schreibt ihn bald mit ῑ, bald mit ει̅. V. XXIII. οὗ οὐ (sic videtur) τὰ πάντα εἶναι ἐξισ. δυν. — 49, 3. V. XXIII. ἡλικία καταδύο μάλιστα; οἷς κλεομένης, ohne ὃ; beyde V. μεταγινώσκειν. — 49, 4. V. XXIII. ἐπεὶ δὲ τῷ πεζῷ. — V. LI. ἀπέφηνεν. ἱππεύειν; ἦσαν καὶ περὶ λάρισσον. — Beyde V. P. ἐπικουροῦντας.

C. 50, 1. V. LI. κατὰ πάντα ἐκεῖνων (sic); μετέβαλλε. — Beyde V. φοροῦντες. — 50, 2. V. XXIII. ἡγεῖτο μὲν περὶ τοῦ ἀχ. — V. LI τοὺς ἀσκαίους; V. XXIII. τοὺς ἀσκίους. — 50, 3. Beyde V. δοκιμωτάτων. — V. XXIII. τότε ἄδοντος, ohne δὲ. — Derselbe τῶν ἐν ὀλυμπία θ. — 50, 4. V. LI. καταλειπόντες. — 50, 5. V. LI. πρὶν statt πλὴν, eine nicht ungewöhnliche Verwechslung; man vergleiche IX. 26, 3. Bekk. — Beyde V. τῶν ἀρκάδων αὐτῶν, — V. XXIII τριήρους ἔλαβεν; ὡς ἐν καταλόγω; μετὰ ταῦτα νάβις, ohne δὲ. — Beyde V. κατὰ δὴ συμμαχίας. — V. LI. ἐπ' αὐτῷ ἐσταλμένον; V. XXIII. ἐπ' αὐτὸ (der letzte Buchstabe e correctura; vorher scheint es ῦ gewesen zu seyn) ἐπεσταλμένον; ὑπὸ αἰτωλῶν, ohne τῶν.

C. 51, 1. V. XXIII. ἐς σπάρτην, ohne τὴν; dann τούτων εἵνεκα, ohne τε. — Beyde V. θεραπ. δόσεων ἀνθ' αὐτοῦ τῶν ἐν τ. σ. — V. XXIII. P. ἀχαιῶν στρατηγῆσαι. — Beyde V. ἀσκῆσθαι; beyde νικάνορος. — M. P. V. LI und XXIII lassen νικησάντων weg. — V. LI. ὁ φιλοποίμην ἀπεῖδε μηδενὸς ἐς τ. ἀριστ. — V. XXIII. ὑπὲρ μηδενὸς τὴν πεπρωμένην, läßt also einige Zeilen aus. — V. LI. καταδέξ. θέλοντᾶς sic; V. XXIII. θέλοντος τότε ἤδη κατελθεῖν; fehlt abermals eine Zeile. — 51, 2. V. XXIII. οὐ τῶν ἐνδόξων. — V. LI. δῃώσαντα; beyde V. ἐπείγετο. — 51, 3. Beyde V. ἀνέστρεφεν.

—V.LI. ἐβλήθην; ähnlicherweise hatte derselbe c. 50, 5. διέβην. — V. XXIII. φιλοποίμην δὲ ἐβλήθη ἐν τῇ μάχῃ. — V. LI. ἐγίνοντο γνῶμαι, ohne αἱ; derselbe δινοκράτης; auch im Folgenden mit dem einfachen Vokal. — Beyde V. προεχώρησε(ν).

C. 52, 1. V. XXIII. μετὰ τούτων. — 52, 2 nimmt Bekker die Vermuthung Claviers πρῶτον in den Text auf, schreibt aber statt μήδων, τοῦ μήδου. Die Vulg. πρὸς τὸν μῆδον läßt sich recht wohl vertheidigen. Der V. XXIII. M. haben δῆμον statt μῆδον, eine nicht seltene Verwechslung, die nach meiner Meinung auch einer Korrektur im V. LI. zu Grunde liegt, welcher c. 47, 1 so hat: ἐκ μ δήμου; vermuthlich wollte der Abschreiber μήδου geben, merkte aber seinen Irrthum früh genug. — Beyde V. M. φιλοποίμην ὁ κραυγίδας (M. κραύγιδας). — V. XXIII. ἀθρόως; Bekker gibt aus dem P., was Abresch gewollt hatte, ἀθρόαν. —

Beyde V. M. ἀναξανδρίδους, und ἀφεῖλε (V. LI. ὑφεῖλε) τὰ ἀδικήματα, ἔταξε φόρα. — V. LI. P. ἡγησαμένου. Beyde V. ἐγγύτατα ποντιςὰς; P. καταποντιςὰς, welches Bekker richtig im Texte hat. — V. LI. P. ἀνεκτήσατο; dann läßt er λακεδαιμονίων nach ἄνω weg. — Beyde V. P. ἐκβάλλοντες. — 52, 3. V. XXIII. ἔπετ' ἐνὶ; σπάρτας δ' αὐξαμέναν δ' ἄρατο; ςᾶσ ἐν ἀμ.; V. LI. ςᾶσα ἐν ἀμ..

C. 53, 1. V. LI. οἱ τεγεᾶτε^αι τῶ ἀγμεῖ. — Beyde V. πρὸς αὐτὸν λειμῶνα· ἦν δὲ. — V. LI. τῇ ἑορτῇ τῇ δρῶσιν. — 53, 2. V. XXIII. λεγ. δὲ καὶ ὅσοι τεγεᾶται τ. παιδ.; V. LI. λεγ. δὲ καὶ τεγεάται τῶν παίδων. — Beyde V. ἀρχήδιον. — V. XXIII. ἥξοι. — V. LI. ἥξει; derselbe läßt ὡς nach ἐποίησεν weg, und gibt im Folgenden τάλον δὲ εἶναι; V. XXIII. ἠφ. δὲ εἴη ταλωτάλου, ταλώταλον δὲ εἶναι; diese sonderbare Lesart verdankt ohne Zweifel ihren Ursprung einer beygeschriebenen Korrektur, welche dann mit der ursprünglichen Lesart verschmolzen in den Text kam. — 53, 3. Beyde V. ἱδρυμένον, welches auch der P. hat, und welches durch das aus dem letztgenannten Codex nach φυλῆς eingeschobene ἐν vortrefflich geschützt wird. — V. LI. ἀπολλωνιάτις; V. XXIII. ἱπποθοῶτις, ἀπολλωνεᾶτις; ἀθανεάτις läßt er weg — Derselbe ἔςι δὲ δήμητρος; ohne καὶ. — 53, 4. V. XXIII. ὑψηλὸν ἀφ' οὗ; V. LI. ἐφ' οὗ (sic). — V. LI. διὸς καρίου; νείφειν; dann läßt er πῦρ vor καῦσαι weg. — V. XXIII. κ. ὄντα ἐν τ. ὅπλ.; ὑπὸ τοῦ κρύους. — 53, 5. τοῦ ἐχέμου τ. πρ. τ. ὕλλον. V. XXIII. — V. LI. τούτων ὅσων δέκα; V. XXIII. τούτου δὲ ὅσον δέκα, welches ich vollkommen billige; dann κνεάτιδος; V. LI. κνατεάτιδος; beyde ἀλέου statt ναοῦ.

C. 54, 2. ἀφανίζ. γὰρ ohne τε. V. XXIII; beyde V. ἐθέλειν; beyde ἐν ἀσαία. — V. XXIII. ἔμελλε δὲ ἄλλα μηδὲ ἀνδρίας;

V. LI. ἀνδρείας. — Beyde V. P. καὶ τοῦτον πέλαγος; völlig richtig, wenn man mit Bekker nach τοῦτον ein Komma setzt. — V. XXIII. ἀλφ. τε καὶ πρὸς ἀρ., ohne ὤν. — 54, 3. ἡ εὐθεῖα ἐπὶ θυραίαν. V. LI; ἐγίνατο ὁ τάφος. — 54, 4. V. LI. ἡ δὲ ἐς ἄγος; eben so im gleich folgenden καὶ ἀγείων; dann ἔτι λεοφόρος. — Derselbe ἐκ κορυθέουσι; V. XXIII. ἐκ κορυθύοις. — 55, 5. V. XXIII läßt mit dem M. ἀεὶ nach δεδοίκασιν weg.

Ich habe in dem Vorhergehenden freylich bey weitem nicht alle vom Siebelis'schen Texte abweichenden Lesarten der beyden Wiener Handschriften aufgeführt, und alle auf augenscheinlichen Schreibfehlern beruhenden oder minder bedeutenden mit Stillschweigen übergangen; doch glaube ich genug gegeben zu haben, um das Verhältniß der Wiener Handschriften unter einander und zum Codex Mosquensis, theilweise auch dem Parisinus 1410, mit einiger Sicherheit bestimmen zu können; wonach man denn nun auch das Urtheil von Facius würdigen kann, wenn er sagt: Quod ad hos Codd. collatos attinet, alter est Caesareus Vindobonensis, qui in Catalogo Bibl. Caesar. Vindob. a D. de Nessel vulgato n. XXIII. notatur, cuius lectioni in multis locis lectio Cod. Vindob. n. LI. subiecta est; alter autem Mosquensis. Neuter eorum ex altero, nec uterque ex uno eodemque descriptus est exemplari, quippe cuique sua lectionis varietas. — Jeder oder auch nur den meisten der Lesarten mein Urtheil beyzufügen, hielt ich für unnöthig; viele gute Lesarten werden sich selbst empfehlen.

Um nun zum Schlusse noch etwas vom Aeußeren der Bekker'schen Ausgabe zu sagen, muß man den anständigen Druck auf gutem Papier anerkennen. Der Preis des Buches ist aber zu hoch angesetzt. Dr. J. H. Chrn. Schubart.

Art. VII. Geschichte der Kreuzzüge, nach morgenländischen und abendländischen Berichten. Von Dr. Friedrich Wilken, k. preuß. geh. Regierungsrathe, Oberbibliothekar und Professor an der Universität zu Berlin, Historiographen des preußischen Staates, R. d. r. A. O., Mitgliede der k. preuß. Akademie der Wissenschaften, so wie der asiatischen Gesellschaften zu Paris und London, Korrespondenten der königl. französ. Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, Ehrenmitgliede der märkischen ökonomischen Gesellschaft und des Vereins für nassauische Alterthumskunde u. s. w. Siebenter Theil. Erste und zweyte Abtheilung: Die Kreuzzüge des Königs Ludwig des Heiligen und der Verlust des heiligen Landes. Mit zwey Charten und Registern über das ganze Werk. Leipzig 1832, bey Fr. Christ. Wilh. Vogel. Text 790 S., Beyl. 53 S., Register 175 S.

Mit dem vorliegenden siebenten Bande hat eines der verdienstvollsten Werke deutscher Geschichtsforschung sein Ende er-

reicht. Das Vierteljahrhundert, welches zwischen der Erscheinung des ersten und letzten Bandes liegt, hat wohl die Ungeduld mancher Leser geweilt, aber dafür die fleißige Bearbeitung aus bisher zum Theil unbenützten Quellen verbürgt. Gleichzeitig haben Franzosen und Deutsche die Nothwendigkeit eingesehen, die Geschichte der Kreuzzüge nicht bloß aus den Berichten der Kreuzfahrer, sondern auch aus denen gleichzeitiger morgenländischer Geschichtschreiber zu schöpfen, und dadurch nicht nur die Angaben jener zu vervollständigen, sondern auch des Morgenlandes Sitten, Religion und Kultur in richtigerem Lichte darzustellen, als dasselbe von von Vorurtheil befangenen Mönchen geleistet werden konnte. Wie die Geschichte des byzantinischen Reiches nicht bloß aus den Byzantinern, sondern nur mit Beyziehung der arabischen Geschichtschreiber des Chalifates, der persischen, der Mongolen und der türkischen der Osmanen auf vollkommen befriedigende Weise verfaßt werden kann, so kann die der Kreuzzüge nur durch die gegenseitige Beleuchtung und kritische Würdigung morgenländischer und abendländischer Quellen in ihrem vollständigen Lichte erscheinen. Die ersten zwey Jahrhunderte des laufenden Jahrtausends sind durch die Kreuzzüge die große Uebergangsbrücke der Kultur vom Osten in den Westen in der Geschichte des Mittelalters, und kein Zeitraum dieser Geschichte kann sich jenem an Mannigfaltigkeit und Wichtigkeit der Interessen, an Reichthum der Sitten- und Völkergemälde, an Lebendigkeit wechselseitiger Einwirkung des Ostens und Westens zur Seite stellen. In allen Geschichten des Mittelalters ist der Zeitraum der Kreuzzüge der wahre Glanzpunkt derselben, in welchem frisches Leben aufathmet, und ein neuer Hauch der Kultur aus dem Osten herüberweht. In diesen Zeitraum fällt die Einwanderung so vieler Wörter und Sachen, die lange für rein europäische gehalten wurden, bis nach verflossenen sieben Jahrhunderten östliche Reisebeschreibung und Geschichtforschung jener Wörter morgenländischen Ursprung nachgewiesen. Das größte Verdienst um die Zusammenleitung orientalischer Quellen zur Geschichte der Kreuzzüge hat Hr. Reinaud, welchem aus den handschriftlichen Schätzen der Pariser Bibliothek ein größerer Reichthum, als irgend einem anderen orientalischen Geschichtsforscher, über diese Periode zu Gebote stand. Seine Arbeiten sind von dem französischen Geschichtsschreiber der Kreuzzüge, Hrn. Michaud, fleißig und getreu benützt worden, aber vor diesem hat Hr. Professor Wilken nicht nur die Kenntniß der orientalischen Sprachen, sondern in den zwey letzten Bänden auch die Benützung mancher, von jenem nicht erforschter Quellen, wie z. B. die Sammlungen der venetianischen Verträge, des kaiserli-

chen Hausarchivs zu Wien (sieben Foliobände libro dei patti, liber albus ein Folioband und liber blancus ein Folioband), voraus. Die ergiebigste französische Quelle für die Geschichte der Kreuzzüge des heiligen Ludwig, nämlich die Denkwürdigkeiten des durch seine Naivheit und Wahrheitsliebe so einnehmenden Sir Joinville, hat Hr. W. vielleicht nur zu gewissenhaft benützt, indem er fast alle Umständlichkeiten einzelner Gefechte aufgenommen, deren Interesse im Vergleich mit dem größeren des allgemeinen Kampfes verschwindet, und außer Verhältniß mit dem Uebrigen, welches solcher Details ermangelt.

Dieser siebente und letzte Band enthält in fortlaufender Seitenzahl die zwey Kreuzzüge Ludwig des Heiligen und den Verlust des heiligen Landes, und das Titelblatt der zweyten Abtheilung ist bloß, um die Dickleibigkeit des mit den Beylagen und Registern über tausend Seiten starken Bandes zu brechen, eingeschoben worden. Die Geschichte des heiligen Ludwig ist aus der französischen zwar bisher bekannt genug gewesen, weit weniger aber die seiner Gegner, nämlich des letzten Sultans aus dem Hause Ejub und der diesem folgenden Sultane der Mamluken, Bahariten, so wie des vom heiligen Ludwig bekämpften Sultans von Tunis, über welchen aber auch dem Verfasser die nöthigsten Quellen gemangelt haben müssen, da er der Dynastie mit keinem Worte erwähnt, ja nicht einmal den Namen des Sultans nennt; desto ausführlicher und genügender sind die Nachrichten über die beyden großen Sultane der Mamluken, Bibars und Kolaun, welche der Herrschaft der Kreuzfahrer in Syrien ein Ende gemacht. Hr. W. schreibt den Namen des Letzten Kelawun, was unrichtig, indem durchaus kein W in demselben zu hören ist, sondern Kolaun oder richtiger Kilaun, welches nach der Form von Firaun (Pharao) ausgesprochen wird. Wie zu Anfang dieses Jahrhunderts die Aegypter den Namen Firaun (Pharao) mit Naboleun (Napoleon) als sinn- und reimgemäß zusammen stellten, so findet sich in früheren Geschichten Kolaun mit Firaun zusammengestellt. Rec., der diesen Namen in Aegypten nie anders als Kolaun aussprechen gehört, hat zwar in der Folge, dem Beyspiele französischer Orientalisten nachgebend, selbst mehrmals irrig Kelaun geschrieben, später aber erst aufgefunden, daß dieses E der französischen Orientalisten für den Vokal Kesr (I) gemeint ist, welchen französische und nach ihrem Beyspiele deutsche Orientalisten irrig als E schreiben und aussprechen, wie Oesterreicher und Sachsen Kerschen statt Kirschen. Diese Verwechslung des I mit E findet sich in mehreren Sprachen, wie z. B. in der Benennung des konstantinopolitanischen Thores *τυ Κερκυ*, welches

nichts anderes als das lateinische porta Circi ist; zugestanden also, daß die Volksaussprache des I in E verderbt, ist dennoch die Aussprache des Kesr als I die allein sprachrichtige. Es ist nicht zu läugnen, daß in der Vulgar-Aussprache des Arabischen das Kesr öfters als E lautet, aber eben so oft geht dasselbe in O oder U über, wie z. B. gerade in dem Namen des Sultans Kelaun, Kolaun oder Kulaun, welcher, in der Schrift mit einem Kesr bezeichnet, am richtigsten Kilaun ausgesprochen wird; das W ist aber eben so wenig darin zu finden, als in dem türkischen Worte Kulauf (ein Wegweiser), nach dessen Analogie auch das ursprünglich türkische Kolaun oder Kilaun gesprochen wird. Aehnliches wäre über die Aussprache mancher anderer Wörter zu erinnern, wie z. B. über die des mongolischen Chanes Berke, welcher (S. 607) Berkeh (S. 588) Barkah geschrieben wird, so, daß der mit orientalischer Schreibweise nicht vertraute Leser leicht in den Fall kommen könnte, Barkah und Berkeh für zwey verschiedene Personen zu halten. Eben so wenig kann Rec. billigen, daß Hr. W.: den Moslims und den Imams statt: den Moslimen und den Imamen, ja sogar noch Muselmänner statt Musulmanen schreibt, indem die letzten wirklich um nichts besser, als die Talismänner oder Osmänner oder Dragomänner oder Dargoleute; auch ist der Dolmetscher nicht so richtig als der Dolmetsch, indem das Wort im Altdeutschen Tulimatsch und im Persischen Tilmatsch *) lautet, es ist also das er im Dolmetscher eben so überflüssig, als im Märtyrer statt Martyr.

Die Erzählung dieses Bandes beginnt mit der Schilderung Papst Innocenz des Vierten:

»Der Name, welchen der neue Papst sich beylegte, verkündigte der Christenheit, daß er die Standhaftigkeit und Besonnenheit des Papstes Innocenz des III. zum Vorbild und Muster sich erwählt habe, und jenem großen Vorgänger war Innocenz der IV. sowohl in Hinsicht seiner Bildung als seiner Gesinnung überaus ähnlich. — Als Papst bewahrte Innocenz seine Liebe für die Wissenschaften; er stiftete eine hohe Schule zu Piacenza, beförderte das Studium der Rechtskunde durch die Wiedereröffnung der seit langen Zeiten verschlossenen Rechtsschulen zu Rom, und die Schriften, welche er als Oberhaupt der Kirche mitten unter zahllosen und schweren Geschäften verfaßte, seine fünf Bücher von Erläuterungen der Dekretalen des Papstes Gregor des IX und sein Kommentar über seine eigenen Dekretalen erwarben ihm die glänzenden Beynamen eines Monarchen des Rechts, eines glänzenden Lichts des geistlichen Rechts, eines Herrn der Kanonisten und eines Vaters und Werkzeuges der Wahrheit.«

---

*) Im Siebenmeer, I. Bd., S. 353: Tilmatsch.

Papst Innocenz IV. war der erste der vier nach einander folgenden Päpste, deren jeder der Vierte seines Namens (Innocenz IV., Alexander IV., Urban IV., Klemens IV.), welche vom Jahre 1243 bis in das Jahr 1268 den päpstlichen Stuhl füllten, und in deren Zeit die wichtigsten Resultate der letzten Bemühungen der Kreuzfahrer um die Erhaltung des heiligen Landes fallen. Diese vier Päpste und ihre drey Nachfolger (Gregor X., Innocenz V. und Hadrian V.) stehen als die Hebel der letzten Kreuzzüge den sieben Chanen der Mongolen (Gajuk, Mangu, Kubilai, Hulaku, Abaka, Ahmed Nigudar, Arghun) gegenüber, welche durch Gesandtschaften im beständigen Verkehre mit den Päpsten, mit denselben gemeinsame Maßregeln wider ihre gemeinschaftlichen Feinde, die arabischen Könige in Syrien und türkischen Sultane in Aegypten, verabredeten. Diese so häufig wiederkehrenden mongolischen Gesandtschaften sind eine der interessantesten Erscheinungen der Diplomatie des Mittelalters, indem dieselben durchaus auf Großsprecherey und lügenhaften Versprechungen der Annahme des Christenthums beruhend, eigentlich zu gar keinem Resultate führten, als Papst, Kaiser und König in den Augen der Mongolen, von denen sie mit leeren Versprechungen genarrt wurden, lächerlich zu machen. Kaum waren einige Jahre verflossen, seitdem wider die Mongolen, welche kurz vor der Thronbesteigung Innocenz des IV. in Polen, Ungern und Mähren eingefallen waren, selbst das Kreuz gepredigt worden, und dennoch traten gleich darauf der Papst und der König von Frankreich mit diesen Heiden in Verbindung wider die Sarazenen, das Kreuz diente der Politik zum Vorwande, indem es nicht nur wider Ungläubige und Heiden, sondern auch wider Ketzer und persönliche Feinde des Papstes gepredigt ward:

»Die Privilegien der Kreuzfahrer wurden nicht nur denen bewilliget, welche in Frankreich die Albigenser, in Spanien die Sarazenen, im Norden die heidnischen Esthen und Liefländer, und zur Beschützung des Königreichs Ungern die unchristlichen Bosnier und die Tataren bekämpften, oder ihre Waffen der Vertheidigung des lateinischen Kaiserthrons von Konstantinopel zu widmen versprachen, sondern selbst denjenigen wurden Kreuze und Ablaß ertheilt, welche in Deutschland für den Pfaffenkönig Heinrich Raspo und nach dessen Tode für den von der hierarchischen Partey zum König erwählten Grafen Wilhelm von Holland wider den Kaiser Friedrich stritten; und den Predigermönchen ertheilte Innocenz den Auftrag, wider das hohenstauffische Haus in Deutschland das Kreuz zu predigen.

Hingegen nahm Innocenz IV. die morgenländischen Bischöfe aller Secten (die Jakobiten, Maroniten und Nestorianer) in seinen Schutz, um die von den Lateinern wider dieselben

verübten Bedrückungen zu verhindern, und gab hiedurch den ersten apostolischen Fingerzeig der Propaganda, welcher unter seinen Nachfolgern Sixtus V. durch eine Botschaft an alle Secten der morgenländischen Kirche befolgte, und den Versuch anstellte, dieselben in den Schooß der Mutterkirche zurückzuführen.

Am 25. August des Jahres 1248, am selben Tage, an welchem er 22 Jahre hernach starb, und welchen die Kirche hernach seinem Andenken als Heiligen weihte, bestieg Ludwig IX. das Schiff in dem Hafen zu Aigues-mortes zur Kreuzfahrt nach Aegypten, welche vor dreyßig Jahren durch den päpstlichen Legaten Pelagius und den König Johann von Jerusalem so ungeschickt und so unglücklich unternommen worden war, ohne daß die damals begangenen Fehler der Kreuzfahrt von Ludwig als Lehre benützt worden. Auf Cypern erschienen die Gesandten der Fürsten von Syrien und Aegypten, des Fürsten Boemunds von Antiochien, des Königs Hayton von Armenien und endlich die mongolischen des Fürsten Iltschikedai (nicht Ilschigatai), des Statthalters des großen Chans der Mongolen in Vorderasien. Die Botschafter Ludwigs, welche die mongolische Botschaft an den großen Chan und seinen Statthalter Iltschikedai im Namen Ludwigs erwiederten, brachten als Geschenke ein Stück des heiligen Kreuzes und ein Scharlachzelt, »welches in feiner und künstli»cher Stickerey die Verkündigung Mariä und die Geschichte des »Lebens und Leidens Christi darstellte.« So wenig ließ sich Ludwig durch die schlechte Behandlung erschrecken, welche die letzte päpstliche Gesandtschaft von dem mongolischen Chane Batu (nicht Batschu) erfahren hatte.

Am 21. Ssafer des Jahres d. H. 647 (4. Junius *) 1249) warf die aus achtzehnhundert Schiffen bestehende Flotte der Kreuzfahrer die Anker vor Damiette:

»Einer der ersten, welche die Küste erreichten, war der edle Seneschall der Champagne, Johann von Joinville. Als sein Boot dem königlichen Schiffe voraneilte, riefen dem Seneschall die Leute des Königs zu, er möchte nicht auf solche Weise eilen, und von der heiligen Oriflamme sich entfernen; Joinville aber kehrte sich nicht an diesen Zuruf, sondern setzte seine schnelle Fahrt fort, und bestieg mit seinen Rittern das Land in der Nähe einer sarazenischen Schaar, welche an sechstausend Reiter zählte. Diese Sarazenen machten zwar Anstalten zum Angriffe; als aber die Ritter die Füße ihrer Schilde und die Schafte ihrer Lanzen in den Sand pflanzten, dergestalt, daß die Lanzenspitzen den Feinden entgegengewandt waren, so wagten die Sarazenen keinen Angriff, sondern entflohen. Bald darauf landete mit tausend Rittern der treffliche Bal-

*) Der 21. Ssafer 647 entspricht dem 5. Junius, welcher ein Sonnabend und kein Freytag; der 21. Ssafer beginnt aber schon mit Sonnenuntergang des 4. Junius, welcher ein Freytag.

duin von Rheims, welcher den Seneschall bitten ließ, ihn zu erwarten, und Joinville gab zur Antwort, daß es nicht anders als schicklich wäre, in solcher Sache, als die gegenwärtige, auf einen so edlen Ritter zu warten; und für diese Gefälligkeit war ihm, wie Joinville selbst bemerkt, der Ritter Balduin während seines ganzen übrigen Lebens dankbar. Die Pilger beeilten sich um so mehr, an die Küste zu gehen, als sie sahen, daß die Landung nicht schwierig war, und da weder die Galeen noch die flachen Böte wegen des niedrigen Wassers dicht an das feste Land gelangen konnten, so sprangen sie mit ihren Waffen und Rüstungen in das Meer, und durchwateten das seichte Wasser. Hierauf kam die stattliche Galee des Grafen von Joppe, Johann von Ibelin und Berytus, welcher sich dem Könige von Frankreich mit der cyprischen Ritterschaft angeschlossen hatte, an die Küste; dieses Schiff war mit sorgfältig gemalten Wappenschilden des Grafen, rothen Ankerkreuzen in goldenen Feldern trefflich geschmückt, dreyhundert Ruderer, deren jeder durch einen Schild mit dem Wappen des Grafen geschützt war, trieben das Schiff so schnell vorwärts, daß es zu fliegen schien, und das geräuschvolle Schlagen dieser zahlreichen Ruder, an deren jedem ein Fähnlein mit dem gestickten Wappen des Grafen befestiget war, verbunden mit dem Schalle der Heerpauken, Trommeln und sarazenischen Horner, welche auf dem Schiffe sich befanden, war von gewaltiger Wirkung. Sobald diese Galee so nahe an die Küste, als es die Seichtigkeit des Meeres erlaubte, gekommen war, so sprangen der Graf und seine Waffengefährten in das Wasser, eilten wohl gerüstet und gewaffnet nach dem Lande, nahmen ihre Stellung zur linken Seite der Ritterschaft, in welcher der Seneschall von Joinville war, und errichteten sogleich ihre Zelte. Die Sarazenen kamen, als sie dieses bemerkten, im gesprengten Laufe heran; als aber die Pilger Stand hielten, und zum Widerstande sich bereiteten, so wichen die sarazenischen Reiter zurück. Es kam denn zunächst zur rechten Seite der Ritter, welche zuerst gelandet waren, in der Entfernung eines starken Armbrustschusses, die Galee, welche die Oriflamme führte, an die Küste, und ohne Schwierigkeit wurde das heilige Panier an das Land gebracht.«

Gleich nach der Landung geschieht schon des griechischen Feuers Erwähnung (S. 111), welches von einigen Sarazenen, die in die Stadt zurückkehrten, gegen die Kreuzfahrer geschleudert ward, und es ist davon in der Folge noch an mehreren Stellen (S. 141, 145, 168, 203, 307) die Rede. Daß die Sarazenen sich eines künstlichen Flammengeschosses bedienten, dessen größter Bestandtheil Nafta gewesen zu seyn scheint, ist sowohl aus ihren Büchern über die Kriegskunst und die Wurfmaschinen (s. Fundgruben des Orients, I. Bd., S. 248) hinlänglich bekannt, als auch aus den Geschichtsquellen der Kreuzzüge zur Genüge erwiesen; ob aber dieses von den Kreuzfahrern als griechisches Feuer benannte Flammengeschoß wirklich eine griechische Erfindung gewesen, verdient noch erörtert zu werden. In Hadschi Chalfas chronologischen Tafeln findet sich zwar i. J. d. H. 39 (659) die ganz gewiß aus einem byzantinischen Schriftsteller genommene Angabe, daß in diesem Jahre Pulver- und Feuergeschoß zu Ale-

xandria durch griechische Philosophen erfunden worden sey, aber es ist wenig wahrscheinlich, daß diese Erfindung von den Griechen zu den Arabern übergegangen, welche ihren pyrotechnischen Apparat der Naftaröhre vielmehr von den Mongolen und diese von den Chinesen erhalten zu haben scheinen. Rec. hat sogar der Meinung kein Hehl, daß der Name der Karabiner, dessen Etymologie bisher ungewiß als eine arabische angegeben worden, ursprünglich von diesen Feuerröhren der Mongolen herstamme. In dem Heere derselben war der tapferste Stamm der Karawinas mit denselben bewaffnet, und dieser Name scheint dann in der Folge in Europa den ersten Feuerröhren beygelegt worden zu seyn, deren Gebrauch zur Schleuderung des sogenannten griechischen, arabischen, mongolischen oder chinesischen Naftafeuers schon aus den Kriegen der Kreuzzüge und aus den Raubzügen der Mongolen bekannt war. Die Stellen, welche die Karawinas betreffen, finden sich in dem bisher so gut als unbekannten Meisterwerke persischer Historiographie und Stylistik, nämlich in der Geschichte Waßaf's, wovon in der Geschichte der persischen Redekünste zuerst Kunde gegeben worden, und wovon sich auf der kaiserlichen Hofbibliothek nicht nur eine vom Staatskanzleyrathe Hrn. v. Hußar verfertigte kalligraphische Abschrift befindet, sondern auch seit Kurzem die unter der Präfectur Sr. Excellenz des Hrn. Grafen von Dietrichstein angeschafften Kommentare und Glossare Neili's und Nasmisade's, ohne welche das Werk selbst gelehrten Türken nicht ganz verständlich. Durch eine Uebersetzung desselben und noch mehr durch die Herausgabe des persischen Textes würde, abgesehen von dem historischen Werthe für die Geschichte Asiens unter der Herrschaft der Nachfolger Tschengis-Chans, dem Studium des Persischen ein eben so großer Dienst geleistet werden, als dem Studium des Arabischen durch die Herausgabe der Makamat Hariri geleistet worden. Das Unternehmen selbst aber ist zu kostspielig, als daß es der Gegenstand einer Buchhändler-Spekulation seyn könnte, selbst eine gewöhnliche Subscription würde nicht hinreichen, wenn sie nicht durch die Generosität asiatischer Gesellschaften oder (wie die Herausgabe der Makamat Hariri) durch die Municifenz von Souveränen gedeckt würde.

Nach der Eroberung Damiatte's setzte sich das Heer der Pilger auf demselben Wege nach Kahira in Bewegung, auf welchem vor dreyßig Jahren das Heer des Kardinals Pelagius und des Königs Johann von Jerusalem seinem Verderben entgegen gegangen war. Am 21. November 1249 *) (14. Schaaban 647)

*) Der 14. Schaaban entspricht dem 22. November, da er aber schon

starb Nedschmeddin Ejub, der Herrscher der Familie Ejub, nach dessen Tode seine Witwe Schedschreddorr (nicht Schadschar ed' dor), die erste Frau im Islam als Vormünderin ihres Sohnes Turanschah, an der Spitze der Regierungsgeschäfte erschien.

Die Mamlukken, welche unter dem Namen der baharitischen oder dschamdarischen vom Sultan Ejub gebildet worden waren, bemächtigten sich der Regierung unter der Anführung Roknedbin Bibars Bondokdar's; der letzte Beyname wird (S. 160) als Bogenhalter, weiter unten (S. 424) als Pfeiltrager übersetzt; keines von beyden streng richtig, indem Bondok (das türkische Funduk), d. i. eine Haselnuß, im übertragenen Sinne der Name der Kugel ist, welche von Armbrüsten und in der Folge von Flinten abgeschossen worden, so daß Bondokdar wörtlich als der Kugelhalter oder Kugelschütze zu übersetzen wäre. Die Herleitung des Beynamens der Bahariten von Bahr, welches sowohl das Meer als auch der Nil bedeutet, ist bekannt, aber ihre andere Benennung der Dschamdarischen wird nicht beygebracht, vermuthlich von einem Mundschenken, denn Dschamdar heißt der Glashalter, so wie Dschamedar der Kleiderbewahrer oder Vestiar.

mit Sonnenuntergang des 21sten beginnt, so ist hier keine Unrichtigkeit, wenn der Tod des Sultans in den ersten Stunden des 22sten, d. i. nach Sonnenuntergang des 21sten vor Mitternacht Statt hatte. Das Gefecht vom 6. Dezember setzt Abulfeda auf den 1. Ramadhan = 8. Dezember 1249. Der Verfasser rechnet nach de Guigne's die Hidschret vom 15. Julius statt vom 16ten, und nimmt diese Angabe (nach Ideler) als die richtigere an, während in diesen Jahrbüchern mehr als einmal (Band LI, S. 42 u. f. Bd. LII, S. 27 u. f.) bewiesen worden, daß die christlichen und moslimischen Daten nur nach der Zeitrechnung der Art de vérifier les dates und den Tafeln des Lenglet Dufresnois in Uebereinstimmung gebracht werden können; die Thatsache, daß die jetzt alljährlich zu Konstantinopel, Tehran und Kairo gedruckten Almanache alle vom 16. Julius an und nicht vom 15ten rechnen, läßt sich nicht in Abrede stellen, und schlägt also die Annahme der Hrn. Ideler und Wilken, welche dem Grävius und De Guignes wider die bewiesene Wahrheit der Berechnung Langlet Düfresnois's und der art de vérifier les dates folgen, gänzlich zu Boden. S. 194. Le mardi au soir après les Octaves des Paques (Joinville). Quinto die mensis Aprilis (Epistola S. Ludovici). In der Nacht, welche Mittwoch den 3. Moharrem 648 voranging (Abulfeda IV. p. 508; Reinaud, p. 462). Hr. W. versteht die letzte Stelle zu Gunsten der Berechnung vom 15. Julius an; sie ist aber so zu verstehen: »in der Nacht des Mittwochs, welche dem 3. Moharrem voranging,« so, daß der dritte Moharrem (7. April) an einem Donnerstag fiel.

S. 227 kömmt der Verfasser in der Note abermals auf den Namen der baharitischen oder dschamarischen Mamluken zurück, ohne den letzten zu erklären; er führt auch eine dritte Benennung derselben, die sich bey Joinville findet, an, nämlich: ceulz de la Haulogua, und meint, daß das letzte Wort das verderbte arabische Alok (Agmen copiosum) seyn dürfte, es ist aber nichts anderes, als das arabische Halka, das ist der Ring, wie noch heute alle Haustruppen der Paschen und Statthalter des osmanischen Reiches genannt werden [1]), Halkai scherife, d. i. der edle Ring, nämlich der innere Kreis des Gefolges, und in so weit entspricht es einiger Maßen dem Cercle europäischer Höfe. S. 234 und S 278 kömmt noch ein vierter, ebenfalls unerklärter Name der baharitischen oder dschemdarischen Mamluken vor, indem sie die haimaritischen oder haimarischen genannt werden.

Die Gefangenschaft Ludwigs und die Ermordung der Gefangenen, deren Zahl sich auf zehntausend belaufen haben soll, erinnert sehr an das Schicksal der zehntausend Gefangenen bey der Schlacht von Nikopolis, wo ebenfalls nur die Heeresführer des Lösegeldes willen am Leben erhalten, die Soldaten aber wie Schlachtvieh abgethan wurden.

Montags den 2. May [2]) 1250 wurde Turanschah von Bibars ermordet. Dieser Mord wird selbst von den arabischen Geschichtschreibern als ein göttliches Strafgericht für den vom Vater Turanschah's an seinem Bruder Malek el' Adel (Melik el' Aadil) begangenen angesehen. Bey dem von Ludwig abgeschlossenen Vertrage zu seiner Befreyung gegen Lösegeld fand die Form erhebliche Schwierigkeit:

»Die Emire trugen zwar kein Bedenken, von ihrer Seite den Eid in der Weise zu leisten, welche der König auf den Rath des Ministers Nikolaus von Ptolemais, eines der morgenländischen Sitten und Gebräuche, so wie auch der sarazenischen Sprache kundigen Mannes, in Vorschlag brachte; sie sollten nämlich schwören, daß sie, falls der geschlossene Vertrag von ihnen nicht gehalten würde, so ehrlos und verrucht seyn wollten, als ein Muselmann, welcher mit entblößtem Haupte nach Mekka gepilgert, oder sein verstoßenes Weib wieder zu sich genommen, oder Schweinefleisch genossen hätte. Als aber die Emire auf den Rath einiger Renegaten forderten, der König sollte schwören, daß er im Falle des Meineides so ehrlos und verrucht seyn wollte, als ein Christ,

---

[1]) Bey Meninski circulus, conventus hominum.

[2]) Nach Abulfeda T. IV. p. 410 Montags am 29. Moharrem 648; da der 29. Moharrem dem 3ten und nicht dem 2. May entspricht, so muß, wenn diese Angabe richtig seyn soll, Bibars in den ersten Stunden des 29. Moharrem, d. i. am 2. May nach Sonnenuntergang, ermordet worden seyn.

welcher Gott und seine heilige Mutter verläugnet, oder von der Gemeinschaft Gottes, der zwölf Apostel und aller übrigen Heiligen sich lossagt, oder Gott zum Hohne das heilige Kreuz bespien und mit Füßen getreten hätte: so weigerte sich Ludwig, die dritte dieser Verwünschungen als gotteslästerlich auszusprechen.«

Hier ist ein großer Irrthum im Rathe des Meisters Nikolaus, denn, wie bekannt, müssen die Moslimen die Pilgerschaft mit entblößtem Haupte verrichten, und gerade das Gegentheil wäre sündlich und verrucht, man sehe nur die Pflichten des Pilgers bey Mouradjea [1]).

Die Angabe Joinville's, daß nach der Ermordung Turanschahs die Mamluken gesonnen gewesen, den gefangenen König von Frankreich zum Sultan von Babylon (Aegypten) zu erheben, wird von dem Verfasser aus so besserem Grunde bezweifelt, als keiner der arabischen Geschichtschreiber hievon das Geringste erwähnt. Die Verschiedenheit der Urtheile Abul Mahasin's und Makrisi's (der beyden Hauptquellen, welche der Verfasser nach den trefflichen Auszügen Reinaud's) benützte, wird in den Noten ausgetragen, welche durchaus einen Schatz von berichtigender und ausgleichender Gelehrsamkeit enthalten. Nachdem Damiatte zurückgegeben worden war, und der König von Frankreich Aegypten verlassen hatte, kehrten die Mamluken Donnerstag den 9. Ssafer 648 [2]) nach Kairo zurück; die alte Stadt Damiat wurde zerstört, und die neue, heutige, gebaut, welche sie Almonschajah, d. i. die Erneuerte, nannten. Rec. erräth die wahre arabische Aussprache und die Wurzel dieses Wortes in dieser Form und Schreibweise nicht; das gewöhnliche Wort für die Erneuerte ist Modscheddedet.

Nach der Ermordung Turunschah's parteyten sich die ägyptischen Emire und kaimarischen Mamluken für die Sultanin Schedschreddorr und den Atabeg Aseddin für den Prinzen Molek al Mogits (Melik el Moghajiß), einen Enkel des Sultans Malek al Kamel (Melik el Kamil) und für Malek annaser Joseph (Melik en Naßir Ju-

---

[1]) Il ne lui est pas non plus permis, tant qu'il est couvert de l'Ihhram — de se couvrir la tête et le visage. (Mouradjea d'Ohsson tableau de l'empire Ottoman, T. III, p. 68.)

[2]) 12. May 1250; hier ist nicht zu läugnen, daß der 12. May, welcher der Berechnung vom 15. Julius an entspricht, wirklich ein Donnerstag ist, während die Berechnung vom 16ten an einen Freytag gibt; dasselbe gilt von den weiter unten folgenden Daten, wo Sonnabend der 29. Rebiulachir 648 dem 30. Julius 1250; Sonnabend der 5. Dschemasulewwel 648 am 6. August 1250 nur nach der Berechnungsweise vom 15. Julius an dieselben Wochentage wie Abulfeda gibt.

suf) von Haleb, einen Urenkel Saladins. Rec. hat hier der fehlerhaften Vulgar-Aussprache die richtige beygesetzt; es ist keineswegs gleichgültig, ob man Malik oder Melik schreibt, indem jenes der Besitzer, dieses der König heißt. Eben so unstatthaft als jene Schreibweise ist es den schärfsten Sauselaut des Arabischen, nämlich: das Ssad, welches ganz wie das deutsche ß lautet, mit einem ſ zu schreiben, welches in der Mitte des Wortes zwischen zwey Vocalen von dem deutschen Leser als das lindeste ausgesprochen wird; Naser (Nasir), wie Hr. W. schreibt, heißt der Sehende und nicht der Helfende, welches die Bedeutung von Naßir dem Beynamen Jusufs von Haleb. Außerdem bedient sich der Verfasser des ſ sowohl für das Sin als für das Ssad, indem er Mahasen (Mahasin) und Naser (Naßir) gleich schreibt. Mahasin könnte nur für eine Form der Wurzel Hasene (tristis fuit) gelten, wo der Wurzelbuchstabe ein Se (der lindeste Sauselaut), wie z. B. in Machasin die Magazine. So schreibt der Verfasser auch Malek al Aschraf, d. i. der Herrlichste *) (edelste König), statt Melik el Eschref; jenes heißt der Besitzer der Edelsten, denn Malik heißt, wie gesagt, der Besitzer, und Eschraf ist der Plural von Eschref, der Edelste. Eben so unrichtig, als in Mahasen und Nasir, ist das ſ im Worte Assasinen, wie der Verfasser statt Assassinen schreibt. Die letzte Schreibart fordert nothwendig die Etymologie, sey es, daß man das deutsche Assassine vom französischen Assassin oder unmittelbar von dem arabischen Stammworte Haschischin ableiten wolle.

Unter den Gesandtschaften, welche Ludwig vor seiner Abreise aus dem gelobten Lande noch zu Ptolomais empfing, ist die des Scheichs der Assassinen ihrer symbolischen Geschenke wegen die merkwürdigste:

»Bald hernach erschien ein Emir mit zwey Begleitern als Botschafter des Alten vom Berge. Als der König nach der Messe diese Gesandtschaft empfing, so gestattete er ihnen, in folgender Ordnung vor ihm sich niederzusetzen: vorne saß der Emir, hinter demselben der eine seiner Begleiter, welcher drey in einander gesteckte Dolche in seiner Hand hielt, und hinter diesem der andere, welcher ein feines Tuch um seinen Arm gewickelt hatte; die Dolche sollten dem Könige, wenn er die Forderung des Scheichs der Assassinen ablehnte, als Zeichen der Aufkündigung des Friedens und seines baldigen Todes, und das feine Tuch ihm zum Gebrauche als Leichentuch eingehändiget worden« (S. 286). — »Der Emir und seine Begleiter kamen innerhalb der bestimmten Frist wieder nach Ptolomais, und überbrachten dem Könige als Geschenk ein Hemd

*) S. 388 wird derselbe Beyname als der Glorreichste übersetzt; Eschref heißt aber weder der Herrlichste noch der Glorreichste, sondern der Edelste.

ihres Scheichs und einen Ring von feinem Golde, indem sie erklärten, durch das Hemd, als das Gewand, welches dem Leibe am nächsten sey, gebe ihr Scheich zu erkennen, daß Niemand ihm näher sey, als der König von Frankreich, so wie durch den Ring, daß er mit dem Könige sich vermähle, und künftig mit ihm nur eine Person seyn wolle« (S. 288).

Diese diplomatische Symbolik des Orients ist ganz dieselbe, wie sie sich schon in den Geschichten Alexanders auf seinem Zuge in Indien und in der osmanischen Geschichte in den Sendungen zwischen Selim I. und Schah Ismail wieder findet. Merkwürdiger noch, als diese Bildersprache morgenländischer Diplomatik, ist als Resultat der Unterhandlungen Ludwigs mit den ägyptischen Emiren das mit denselben geschlossene unnatürliche Bündniß, vermög dessen Ludwig und seine Barone gelobten, den ägyptischen Emiren wider den Sultan von Damaskus beyzustehen, und die Emire sich verpflichteten, nach Gaza (Ghasa) zu kommen, und dem Könige, welcher zu Joppe (Jaffa) sich einfinden sollte, das Königreich Jerusalem zu überantworten (S. 284). Der Sultan von Aegypten vereitelte dieses unnatürliche Bündniß durch die Besetzung von Ghasa. Ludwig beschloß nichts desto weniger, sich nach Joppe zu begeben, um von seiner Seite den Vertrag zu erfüllen (S. 315):

»Der Graf Johann hatte zum Empfange des Königs von Frankreich auf jeder Zinne der Mauer von Joppe, welche mit nicht weniger als fünfhundert Zinnen versehen war, einen Schild mit seinem Wappen, einem rothen Ankerkreuze im goldenen Felde und einem Fähnlein aufrichten lassen, so, daß die Stadt den heranziehenden Pilgern einen überaus schönen Anblick gewährte; die Pilger bezogen außerhalb der Burg von Joppe ein Lager, welches die am Meere gelegene Burg an der ganzen Landseite umgab; und Ludwig machte seinen Aufenthalt bey Joppe dadurch nützlich, daß er rings um die alte Burg eine neue erbaute, indem er selbst thätigen Antheil an dieser Arbeit nahm, und um die Vergebung seiner Sünden zu verdienen, auf seinem Rücken oftmals in einem Tragkorbe Steine an den Graben trug. Diese neue Burg wurde mit drey Thoren, vier festen Mauern, vier und zwanzig Thürmen und einem trefflichen Graben versehen, und die Kosten dieses Baues waren so beträchtlich, daß dem päpstlichen Legaten Odo die Herstellung eines Thors und eines Theils der Mauer, welche er übernommen hatte, nach seiner eigenen Versicherung, dreyßigtausend Livres kostete. Auch baute Ludwig zu Joppe ein Kloster, welches er mit allen Bedürfnissen reichlich ausstattete, und Mönchen des Ordens der Minoriten übergab, und die Kirche dieses Klosters schmückte er mit zehn Altären, deren jeden er mit einem silbernen und vergoldeten Kelche, den nöthigen Meßbüchern, Gewändern und anderen Erfordernissen des Gottesdienstes versah« (S. 315).

Das eilfte Kapitel ist eines der wichtigsten, weil es sich über die Wichtigkeit der Schiffahrt und des Handels nach Syrien für die italienischen Handelsstaaten, namentlich für die Genueser, Pisaner und Venetianer, über die Verhältnisse der Bürger und

der übrigen Bewohner der syrischen Städte, über die bürgerlichen Gerichtshöfe, Gerichtskämpfe, Vorrechte der Bürger und Verhältnisse der Sarazenen verbreitet.

»Zur Vollständigkeit eines bürgerlichen Gerichtshofes im Königreich Jerusalem war die Zahl von wenigstens zwölf Geschwornen, welche aus der Mitte der fränkischen Bürger gewählt werden mußten, erforderlich, und der Vorsitz, so wie die Vollstreckung der von dem Gerichtshofe gesprochenen Urtheile war mit dem Amte des Vicegrafen vereinigt; für den Dienst des Vicegrafen und seines Hofes waren mehrere Beamte angestellt, ein Schreiber, ein Mattasip und zwey Schaaren von Sergeanten oder Stäblern, jede zu vier und zwanzig Mann (S. 357).

In der Note wird richtig bemerkt, daß der Mattasip das verderbte arabische Mohtesib, welches noch heute insgemein einen Marktrichter bedeutet: desgleichen (S. 383) ist das Wort Fondaco, welches im lateinischen Texte der Urkunden Fontico lautet, das ursprünglich türkische Wort Funduk, welches zwar insgemein eine Haselnuß, aber auch eine Herberge und Niederlage für Waaren, oder auch einen Ort, wo sich feile Dirnen und Lotterbuben aufhalten, bezeichnet. Die reichhaltigste Quelle dieses Kapitels sind die Berichte des venetianischen Bailo in Syrien, Giorgio Marsigli, aus den Jahren 1243 und 1244 über den Bestand der venetianischen Besitzungen und Verhältnisse in Syrien, überhaupt und insbesondere zu Tyrus, aus den Liber albus des k. k. Hausarchivs.

Das zwölfte Kapitel berichtet über den großen Krieg der Venetianer und Genueser im heiligen Lande im Jahre 1256 und den Friedensschluß, der im selben Jahre Statt hatte, als Bagdad durch Holaku erobert ward, und das Chalifat endete. Holaku setzte seinen Marsch nach Haleb und Damaskus fort, und war im Begriffe, gegen Jerusalem zu ziehen, als ihn die Nachricht von dem Tode seines Bruders, des großen Chans Mangu, umzukehren, und den Befehl des zurückgelassenen Heeres seinem Feldherrn Katbogha zu übertragen zwang.

Nach der Ermordung Sultans Kotuf bestieg endlich Bibars den Thron Aegyptens, der eigentliche Gründer der ersten Dynastie der Mamluken, dessen Geschichte so innig in die des Endes der Kreuzzüge eingreift, und welche noch nirgends so ausführlich behandelt worden. Er nahm zuerst den Titel Malek al-kaher (Melik el-kahir) an, welchen er auf die Bemerkung, daß keiner der Könige, welche diesen Titel angenommen, sich einer langen Regierung erfreuet, wieder ablegte, und sich Malek addaher (Melik edh-Dhahir) nannte. Hr. W. übersetzt das erste als der Ueberwältigende, das zweyte als der Siegreiche, beydes nicht ganz richtig, denn Kahir heißt eigentlich der Rächende

und Dhahir der Hülfreiche; der Ueberwältigende heißt auf arabisch El-Ghalib und der Siegreiche En-Naßir. Das Femininum von Kahir ist Kahiret oder vulgar Kahira, der Name der Hauptstadt Aegyptens, welche, so oft sie im Werke vorkömmt, durchaus richtig mit dem I-Laute Kahira geschrieben wird; es hätte also billig das Masculinum ebenfalls Kahir und nicht Kaher geschrieben werden sollen. Interessant ist das Charaktergemälde von Bibars:

»Bibars war ein Fürst von unruhiger und unermüdlicher Thätigkeit, und während seiner ganzen siebzehnjährigen Regierung verweilte er niemals lange Zeit an einem Orte, sondern zog fortwährend von einer Provinz seines Reichs zur andern, oft mit solcher Raschheit, daß er innerhalb einer Woche Kahirah und Damaskus besuchte. Darum pflegte sein Mihmandar oder Reisemarschall zu sagen: »Heute ist der Sultan in Aegypten, Morgen in Arabien, übermorgen in Syrien und in vier Tagen in Haleb.« So wie Bibars ein eifriger Anhänger der rechtgläubigen Lehre des Islams war, und daher auch gern die Unterweisung gelehrter Fakirs vernahm, so hielt er auch mit großer Strenge auf die von dem Propheten Mohammed gebotene Reinheit der Sitten, gegen die Ausschweifungen der Sinnlichkeit erließ er nachdrückliche Gesetze, und strafte die Uebertreter dieser Gesetze ohne alle Rücksicht und Schonung. Da in Aegypten der Genuß des Weines, welchen italienische Kaufleute lieferten, sehr gewöhnlich geworden war, so ließ der Sultan von den Kanzeln aller Moscheen seines Reichs nach den gewöhnlichen Gebeten einen Befehl verkündigen, durch welchen er den Genuß des Weines untersagte, diejenigen, welche Trauben keltern würden, mit der Todesstrafe bedrohte, und verordnete, daß alle Weinvorräthe in den Straßen ausgegossen werden sollten. Bibars selbst trank niemals Wein, er liebte dagegen leidenschaftlich das tatarische Getränk Kumis, welches aus geronnener Stutenmilch bereitet wurde. Auch in seinem übrigen Lebenswandel gab Bibars seinen Unterthanen ein löbliches Beyspiel; er hielt keine Beyschläferinnen, haßte und verabscheute unnatürliche Laster, und begnügte sich mit vier Ehegattinnen, deren Eine, welche den Sultan auf allen seinen Reisen begleitete, eine Christin aus Antiochien war; und selbst christliche Nachrichten geben ihm das Zeugniß, daß er nicht nur gerecht gegen die Muselmänner war, sondern auch seinen christlichen Unterthanen niemals ihr Recht versagte, und den Mönchen des Berges Sinai und anderer christlicher Klöster seines Reichs manche Gnadenbezeigungen gewährte.«

Hierauf noch einige Züge, welche beweisen, daß Bibars ungeachtet der Strenge, welche in seinem Charakter vorherrschte, für das Gefühl der Freundschaft empfänglich war. Er kehrte seine Waffen zuerst gegen den Fürsten Boemund von Antiochien, und unternahm im Jahre 1263 seinen ersten Feldzug wider die Christen in Syrien, er zerstörte die Kirche der Verkündigung zu Nazareth, die der Verklärung auf dem Berge Tabor, die der Erscheinung des Heilands nach seiner Auferstehung zu Kabela, und verheerte die Gegend um Ptolomais und Tyrus.

Den Bemühungen Urbans IV., dem gelobten Lande wieder aufzuhelfen, und das eingegangene lateinische Kaiserthum wieder herzustellen, machte sein Tod zu Perugia am 2. Oktober 1264 ein Ende. Bibars, um sich an der Treulosigkeit der Franken, welche die Mongolen wider ihn aufgereizt, zu rächen, erschien am 26. Februar 1265 [1]) vor Cäsarea, das er einnahm und zerstörte; hierauf begann er am 15. März die Belagerung von Arsuf, das er am 25. April [2]) erstürmte. Papst Clemens IV. ließ auf das eifrigste nach allen Seiten Kreuzzüge predigen wider die Heiden in Preußen und Liefland, wider König Manfred in Sicilien, wider die Mongolen in Polen, Ungern, Oesterreich und Kärnten, wider die Araber in Spanien. Ungeachtet dieses Eifers fehlte es den syrischen Christen an Mitteln der Vertheidigung, als Bibars im Jahre 1266 seinen dritten Feldzug unternahm, am 2. Junius vor Ptolomais erschien, die Landschaften von Tripolis, Tyrus und Tortosa verheerte, und am 14. Junius [3]) die Belagerung der den Templern gehörigen Stadt und Burg Ssafed begann; am 21. Julius [4]) wurde die Stadt gestürmt, zweytausend Christen ließ der Sultan in seiner Gegenwart die Köpfe abschlagen, nur zweyen schenkte er das Leben, dem Einen als einen Renegaten und Verräther, dem Anderen als Ueberbringer der Nachricht der Niederlage an die Christen; abermals wurden sechshundert Christen enthauptet, und zwey Minoriten, welche sie zur Standhaftigkeit im Glauben ermahnt hatten, und der Prior der Templer geschunden. Bibars bewilligte den von den Johanittern angetragenen Waffenstillstand unter der Bedingung: »daß sowohl der Tribut von zwölfhundert Goldstücken, funfzig»tausend Scheffeln Korn und eben so vielen Scheffeln Gerste, »welchen bisher jener Orden von den Ismaeliten oder Assassinen »des Berges Libanon erhoben hatte, als die jährliche Abgabe von »viertausend Goldstücken, welche den Johannitern von den Be»wohnern der Städte Hamah und Emeßa entrichtet wurde, und »was sonst von Abgaben und Lasten die Ritterschaft des Hospi»tals den Moslims aufgebürdet hatte, für immer abgestellt und aufgehoben würden.« Bibars betrachtete diese Abgaben als eine Schmach für alle Bekenner des Islams, und eignete sich auch den Tribut an, welchen bisher die Assassinen den Johannittern

---

[1]) Am 9 Dschemassiol-ewwel 663, Abulfeda V. p. 14, nach der Berechnung vom 16. Julius an der 27. Februar.

[2]) Am 8. Redscheb 663, nach der Berechnung vom 16. Julius an der 26. April.

[3]) Montags den 8. Ramasan 664.

[4]) Bey Makrisi 14. Schaaban statt 14. Schewwal.

gezahlt. Je mehr der Eifer der abendländischen Christen für die Sache des heiligen Landes erkaltete, je fruchtloser die Bemühungen des heiligen Ludwig und Papst Clemens IV., welcher den König Haiton von Armenien, den Kaiser Paläologus von Byzanz, die Venetianer und Genueser zur Hülfe des heiligen Landes ansporute, desto größeren Aufschwung nahmen die Siege und Eroberungen des Sultans Bibars und die Bemühungen der Sarazenen zur Wiedereroberung Palästina's. Wie in späterer Zeit im Abendlande der Orden der Trinitarier zur Erlösung der Gefangenen aus türkischer Sklaverey gestiftet und von den Päpsten Türkensteuer bewilliget ward, so wurde im Jahre 1267 ein Verein zur Erlösung gefangener Moslimen aus christlicher Sklaverey gestiftet, und eine Steuer für die Kosten des heiligen Krieges unter dem Namen Gottessteuer ausgeschrieben:

»Der Statthalter Dschemaleddin stiftete schon, als die Eroberung von Cäsarea und Arsuf den Muth und die Zuversicht der Moslims von Neuem belebt hatte, einen Verein damascenischer Männer, dessen Zweck war, die Befreyung gefangener Moslims aus der christlichen Sklaverey zu bewirken; und der Thätigkeit dieses Vereins verdankten viele sarazenische Männer, Weiber und Kinder ihre Freyheit, und manche sarazenische Jungfrauen, welche aus der Gefangenschaft losgekauft nach Damaskus zurückkehrten, anständige Versorgung. Als im Jahre 1267 Bibars seine Länder von einem neuen Einbruche der Mongolen bedroht sah, und er für die Kosten des heiligen Krieges von seinen Unterthanen in Aegypten, Arabien und den Inseln des rothen Meeres den Zehnten des Ertrags ihres Viehes und ihrer Aecker unter dem Namen der Gottessteuer forderte; so wurde diese Steuer mit Willfährigkeit entrichtet; nur der Emir von Medinah versuchte es, jedoch ohne Erfolg, sich dieser Abgabe zu entziehen« (S. 514).

Bibars befestigte Ssafed, verwüstete die Gegend um Ptolomais, und erschien im Jahre 1268 mit seiner ganzen Heeresmacht zum vierten Feldzuge in Syrien, er schleifte die Mauern von Joppe, eroberte die Templerburg Banfur oder Schakif, belagerte Antiochien *), und eroberte dasselbe so wie die Templerburg Bagras. Hier sowohl (S. 521) als in andern Stellen wird in den Quellen nach Rainaud der arabische Geschichtschreiber Jafii citirt, eine durchaus irrige Angabe, indem in diesen Jahrbüchern (Band LII, S. 19) auf das ausführlichste bewiesen worden ist, daß das von Reinaud unter dem Namen Jafii's angeführte arabische Geschichtswerk keineswegs die Geschichte Jafii's ist, und einem bisher dem Namen nach unbekannten späteren

*) Am 16. May 1268 = 1. Ramadhan 666, eingenommen am 4. Ramadhan = 19. May; diese beyden vom Verfasser selbst angegebenen Berechnungen sind richtig, weil er hier die Hidschret vom 16ten und nicht vom 15. Julius an berechnet hat.

Geschichtschreiber angehöret. Jafii theilt mit Wakidi und Ibn Haukal das durch den Irrthum europäischer Orientalisten verfügte Schicksal, seinen Namen einem fremden Werke angeheftet zu sehen, worüber von denselben Okely, Ousely und Reinaud Rechtens belangt werden mögen.

Der zweyte Kreuzzug Ludwigs IX. nach Tunis, welcher mit dessen Tode (25. August 1270) endigte, ist der Schluß der Kreuzzüge, denn die dreyßig Jahre, welche noch bis zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts bis zur gänzlichen Vertreibung der Christen aus Syrien verflossen, sind nur durch eine Reihe von Verlusten bezeichnet, ohne daß ein christliches Heer weiter nach dem gelobten Lande gekommen, die überseeischen Eroberungen zu behaupten. Aus Mangel von Quellen geht hier die Geschichte der damals in Tunis herrschenden Dynastie ganz leer aus. Diesem Stillschweigen hilft die nächste beste arabische oder türkische Universalgeschichte ab, in welcher die Fürsten der Dynastie Beni Hafß, welche damals zu Tunis herrschten. Diese Dynastie begann (nach Hadschi Chalfa's chronologischen Tafeln, S. 165) im J. d. H. 551 (1156), und endete im J. 982 (1574), in welcher Zeit sie zwey und zwanzig Herrscher zählte; ihre Fürsten waren aus dem Stamme Hentani, einem Zweige des Stammes der Maßamide. Zur Zeit der Kreuzfahrt des heiligen Ludwig herrschte Mohammed Ben Ebi Sekeria Jahja, der vierte Fürst dieser Dynastie; er hatte den Thron i. J. 647 (1249) bestiegen, und sich den Beynamen Chalifet el-Mostanßir Billah beygelegt, und regierte durch 27 Jahre. Der Verfasser der türkischen Universalgeschichte Nochbetet-tewarich erwähnt, daß unter seiner Regierung i. J. 668 (1270) »der verfluchte Franzose »mit einem großen fränkischen Heere nach Afrika übersetzte, und »nachdem er durch seine Gegenwart die Moslimen sehr beängstiget hatte, dort natürlichen Todes verstarb, wodurch die Moslimen von diesem Uebel befreyt wurden.« Den letzten Fürsten dieser Dynastie, Sultan Hasan, stieß Kaiser Karl V. von dessen mit dem Blute von vier und vierzig Brüdern verkitteten Throne [1]).

Bey der Belagerung von Tunis wurden Fahrzeuge über die Erdzunge in die See gebracht, wie vormals bey der Belagerung von Syrakus, wie später bey der von Konstantinopel und anderen [2]). Ob die Stadt, welche von den Kreuzfahrern als das alte Karthago belagert ward, wirklich auf den Ruinen desselben

[1]) Gesch. des osman. Reichs, III. Bd., S. 170.

[2]) Gesch. des osman. Reichs, Bd. I, S. 534.

erbaut gewesen, bleibe dahingestellt. Der Friedensschluß wird ausführlich mitgetheilt, und das arabische Datum (5. Rebiul-Achir = 21. Nov. 1270) auf den vom Augenzeugen Peter von Condet angegebenen 30. Oktober berichtiget [1]).

Sobald Bibars vernommen, daß die Kreuzfahrer nach dem Abschlusse des Friedens mit dem Könige von Tunis die Vollziehung ihrer Meerfahrt verschoben hatten, eröffnete er im März d. J. 1271 seinen fünften Feldzug wider die syrischen Christen mit der Belagerung des dem Ritterorden des Hospitals gehörigen, in der Nähe von Tripolis gelegenen Schlosses der Kurden (Hißnol-ekrad). Der von den Hospitalitern und Templern angesuchte Anstandfrieden (Waffenstillstand) wurde denselben unter der Bedingniß gewährt, daß jene nicht ihre Burg Markab (Merkeb), diese nicht Tortosa befestigen dürften. Bibars bedurfte seiner ganzen Macht wider die Mongolen, welche im Sommer des Jahres 1271 in Syrien einbrachen, und die Landschaften von Antiochien, Haleb, Hama (nicht Hamah, denn der Endbuchstab ist ein Elif und kein He) [2]), Emeßa (Himß), Apamea und Cäsarea (Kaißarije) verwüsteten. Sehr merkwürdig ist der Brief des Sultan Bibars aus Damaskus an die in Aegypten zurückgebliebenen Emire, wo er ihnen offen gesteht, daß er sich des Dolches der Assassinen bedient habe. »Nicht immer aber reicht das Schwert »aus, sondern auch der Dolch ist oft nützlich, was der Fürst »von Morakiah erfahren hat, dessen wir wegen seines Einver-»ständnisses mit den Tataren durch die Dolche der Fedais (d. i. »Assassinen) uns entledigt haben.« (Die Handlanger der Assassinen, die Todgeweihten, heißen Fedawi oder Fedaji, nicht Fedai). Dieses Geständniß ist so merkwürdiger, als Bibars in der Folge selbst die Burgen der Assassinen in Syrien brach und ihre Macht zerstörte [3]), wovon aber der Verfasser keine Kunde genommen. Um seine ganze Macht gegen Abaga (Abaka), den Chan der persischen Mongolen, zu richten, welche durch König Haiton von Armenien und nach dessen Tode durch seinen Sohn Leo aufgereizt, in die syrischen Länder drangen, schloß Bibars mit den syrischen Christen einen zehnjährigen Waffenstillstand. Es ist bemerkenswerth, daß die Jahrzahl, welche den Morgen-

---

[1]) Der 30. Oktober wird als der 30. Rebiulewwel angesetzt; in dieser Berechnung sowohl als in der des obigen Datums vom 21. Nov. ist der Verfasser selbst der Berechnung vom 16. Julius an gefolgt, oder er muß sich um einen Tag geirrt haben.

[2]) S. Abulfeda und Dschihannuma, S. 591.

[3]) Geschichte der Assassinen, Stuttgart 1818, S. 311—315, nach Makrisi.

ländern als die vollkommenste aller Zahlen gilt [1]), in der orientalischen Diplomatie zur Zeit der Kreuzzüge eine Hauptrolle spielt; so wurde zehn Jahre später zwischen Sultan Kilaun und dem Meister der Templer Wilhelm von Beaujeu ein Vertrag auf zehn Jahre, zehn Monate, zehn Tage und zehn Stunden verabredet (S. 671); im Jahre 1283 dem König von Armenien der Friede abermal auf zehn Jahre, zehn Monate und zehn Tage, und im Jahre 1285 der Witwe Johanns von Monfort vom 14. Dschemasiul-ewwel 684 bis zum 14. Dschemasiul-ewwel 694 [2]) zehnjähriger Friede bewilliget. In der osmanischen Geschichte war die beliebte Zahl der Kapitulationen oder Anstandfrieden nicht die Zehn, sondern die Acht, indem dieselben meistens auf acht Jahre geschlossen oder verlängert wurden. Sultan Bibars endete Sonnabends den 19. Junius 1277 sein Leben [3]). Nach seinem Tode traten Verwirrungen im sarazenischen Reiche von Aegypten und Syrien ein, und die syrischen Christen lebten in größtem Unfrieden. Das Königreich Jerusalem ward mit der cyprischen Krone vereint, die Venetianer wurden in ihre alten Rechte zu Tyrus wieder eingesetzt; endlich bewilligte Sultan Kilaun, welcher die Zügel der Regierung mit fester Hand gefaßt, den drey Städten Ptolomais, Sidon und Aßliß und den dazu gehörigen Landschaften einen Waffenstillstand vom Donnerstag 5. Rebiul-ewwel 682 oder dem 3. Hasiran (3. Junius 1283) angefangen, dessen Inhalt in voller Länge mitgetheilt wird. Da die Hospitaliter diesen Vertrag brachen, lagerte Kolaun mit seinem Heere am 18. April 1285 vor der Burg Markab [4]).

Nach der Eroberung Merkebs lagerte Kilaun vor der Veste Merakia, deren Herr, um den Dolchen der Assassinen, durch

[1]) Siehe die Belege in der Geschichte des osmanischen Reiches, Bd. III, S. 4.

[2]) Vom 18. Julius 1284 bis zum 10. April 1294.

[3]) Nach Abulfeda Donnerstags 27. Moharrem 676 = 1. Julius 1277 (30. Junius). Sein Tod soll durch die Furcht vor den geweissagten Folgen einer totalen Mondesfinsterniß (18. May 1277) beschleuniget worden seyn. In der Note S. 652 finden sich noch die folgenden Daten zu berichtigen: Sonntags 22. Redscheb = 26. November 1279; der 26. Nov. war ein Sonntag, der 22. Redscheb entspricht aber dem 28. Nov., und nach der Berechnung vom 15ten an dem 27sten.

[4]) Mittwochs den 10. Ssafer 684. Hr. W. bemerkt, der 10. Ssafer (17. April) sey kein Mittwoch, sondern ein Dinstag gewesen, und folglich der 11. Ssafer anzunehmen. Hier rechnet der Verfasser abermals selbst vom 16ten an, denn nach der Berechnung vom 15ten gäbe der 10 Ssafer den 16. April, was gar ein Montag statt eines Mittwochs wäre.

welche ihn Sultan Bibars verfolgte, auszuweichen, zu den Mongolen entflohen war.

»Sie bestand aus einem viereckigen Hauptthurme, welcher fast so breit als lang, und aus sieben Stockwerken bestehend, mit großer Sorgfalt und Geschicklichkeit angelegt und eingerichtet worden war; die Mauern dieses Thurmes waren sieben Klafter dick, die Steine der Außenwerke wurden durch eiserne Klammern zusammengehalten, und jede Lage dieser Steine war mit einem Aufgusse von Bley bedeckt, und im Innern des Thurmes eine Cisterne angebracht worden, welche für die Bedürfnisse der Besatzung ausreichte. Hinter dem Hauptthurme war ein zweyter Thurm erbaut worden, um im Falle der Noth der Besatzung zur Zuflucht zu dienen.«

Auf den Verlust von Merkeb und Marakia folgte der von Laodicea und Tripolis, welchen die vereinten Kräfte der Christen nicht abzuwenden vermochten [1]).

Die Bemühungen des Papstes Nikolaus des IV. blieben ohne Erfolg; König Alfons III. von Aragonien und sein Bruder, König Jakob von Sizilien, schlossen mit Sultan Kilaun einen Handelsvertrag am 25. April 1290 [2]), deßgleichen die Genueser Sonntags den 2. Dschemasiul-ewwel 681 = 14. May 1290 [3]). Da die Christen den Waffenstillstand mit Kilaun brachen, zog er wider sie von Kahira aus, starb aber, noch ehe er die Gränzen von Aegypten erreicht, am 11. November 1290 (Sonnabend den 6. Silkide 689). Hier ist abermal die Hidschret vom 16. Julius an ganz richtig berechnet; nach dieser Berechnung ist der 6. Silkide richtig der 11. November, welcher ein Sonnabend. Da, wie dieses und die zwey letzten Beyspiele zeigen, der Verfasser selbst öfters seine Daten vom 16. Julius an berechnet, wenn die Wochentage richtig zusagen, so hat er so mehr Unrecht, der Berechnung vom 15. Julius den Vorzug zuzuerkennen, und gleich darauf den 4. Rebiulewwel 690 als den 7ten statt des 5. März anzusetzen.

Kilaun's Sohn und Nachfolger, Melik-el Eschref, trat am 4. Rebiul-ewwel 690 (d. i. am 5ten, nicht am 7. März 1291) den Zug aus Aegypten nach Syrien an, welcher mit der

---

[1]) Am 27. April 1289, nach Abulfeda an einem Dinstag 4. Rebiul-achir 688; der 4. Rebiul-achir entspricht dem 26. April, welcher wirklich ein Dinstag und der 27ste; eben so entscheidend, als diese Uebereinstimmung der Daten, spricht für die Berechnung der Hidschret vom 16. Julius an das obige Datum, wo der 5. Rebiulewwel 682 in der Urkunde selbst als der 3. Junius angegeben ist, während es der zweyte seyn müßte, wenn die Hidschret vom 15. Julius datirte.

[2]) Am Dinstag 13. Rebiul-achir 689 gibt den 26. April.

[3]) Der 2. Dschemasiulewwel 631 ist der 8 August und nicht der 14. May.

Eroberung von Ptolomais, der Burg der Templer und der übrigen syrischen Städte endete. Wortbrüchig ließ Eschref zweytausend Christen der Besatzung der Burg der Templer ermorden und eben so viele gefangen nehmen, um die Wortbrüchigkeit der Christen zu strafen, welche nach dem Abschlusse des ersten Vertrages dreyhundert Türken der Besatzung des Tempelhauses getödtet und einen Emir erschlagen hatten; mit gleicher Grausamkeit ließ er die Besatzung von Ptolomais erwürgen, deren Eroberung er durch einen Triumpheinzug zu Damaskus feyerte.

»Die gefangenen Christen wurden vor ihm gefesselt an den Füßen auf Pferden geführt; von den Soldaten der Scharen, welche an diesem Einzuge Theil nahmen, trugen einige in ihren Händen christliche Paniere, jedoch umgekehrt, andere auf Lanzen die Köpfe getödteter Kreuzfahrer. Die Straßen der Stadt waren mit Teppichen geschmückt, und eine unermeßliche Zahl von Bewohnern der benachbarten Städte und Ortschaften war nach Damaskus geeilt, um den Siegeszug zu schauen. Einen großen Theil der Beute von Ptolemais verwandte Aschref (Eschref) theils zur Begründung frommer Stiftungen, theils zur Ausschmückung der Grabdenkmäler, welche er sowohl für seinen Vater, als für sich selbst erbaute.«

Die Erzählung der Geschichte der Kreuzzüge endet still und ruhig, ohne Betrachtungen, ohne Rekapitulation, ohne Zusammenstellung der Resultate derselben für den Westen und Osten; sie verliert sich wie ein großer Steppenfluß, wie der Strom der erzählten Begebenheiten selbst, gleichsam im Sande, und überläßt die Betrachtungen dem Leser. Da der Verfasser die in den neuesten Geschichten des Mittelalters hierüber angestellten Betrachtungen zu wiederholen verschmäht hat, so will diese Wiederholung noch weniger dem Rec. geziemen, doch glaubt er, daß die Fundgrube der durch die Kreuzzüge nach Europa eingewanderten morgenländischen Ideen, Sitten, Waaren, Wörter u. s. w. bey weitem noch nicht erschöpfend ausgebeutet worden, und daß dieses Feld sowohl für den Philologen als Philosophen noch reiche Nachlese gewähren dürfte. Rec. wünscht dem Verfasser, seinem verehrten Freunde, und der deutschen Literatur zur Beendigung dieses so wichtigen, durch fünf und zwanzigjährige Arbeit zur Reife gediehenen Werkes Glück, und Bemerkungen über Kleinigkeiten, wie die oben gerügten, benehmen demselben nichts von seinem bleibenden Werthe. Da sich Rec. die Mühe gegeben, so oft die Daten nachzurechnen, um zu zeigen, daß dieselben größtentheils nur nach der Berechnung der Hidschret vom 16ten und nicht vom 15. Julius an den angegebenen Wochentagen entsprechend, so kömmt er zum Schlusse dieser Anzeige noch einmal darauf zurück, weil es doch zur Einförmigkeit der chronologischen Angaben für europäische Geschichtforscher nicht gleich-

gültig ist, ob die Tafel von De Guignes oder die der Art de vérifier les dates die richtigere. Nur eine sehr kleine Anzahl der in arabischen Geschichtschreibern enthaltenen Daten mit Wochentagen entspricht der Berechnung vom 15ten, die bey weitem größere Anzahl der vom 16. Julius; nach dieser letzten sind alle türkischen, persischen und arabischen Kalender, so weit wir dieselben kennen, eingerichtet, und gesetzt, daß diese um einen Tag irrten, so haben europäische Astronomen gewiß kein größeres Befugniß, den morgenländischen eine andere Zeitrechnung aufzudringen, als diesen zustehen würde, jenen unsere christliche Zeitrechnung abzudisputiren, weil das wahre Geburtsjahr Christi nie mit Gewißheit ausgemittelt worden ist. Was die in den morgenländischen Geschichtschreibern vorkommenden Daten selbst betrifft, so beweisen viele derselben schon deßhalb nichts, weil sie weder nach der Berechnung vom 15ten, noch vom 16ten den beygesetzten Wochentagen entsprechen, andere, wenn sie gleich der Berechnung vom 15ten zuzusagen scheinen, beweisen nichts für dieselbe, wenn es nicht ausgemacht ist, ob die Begebenheit (besonders wenn ein Todesfall) nicht in der Nacht, und zwar vor Mitternacht, Statt hatte, in welchem Falle der spätere Tag unseres Kalenders gilt, weil der Tag des mohammedanischen mit Sonnenuntergang des vorhergehenden unseres Kalenders anfängt; deßhalb können auch die angegebenen Daten von Mondesfinsternissen gar nicht zum Beweise dienen, wenn nicht zugleich angegeben wird, ob die Mondesfinsterniß vor oder nach Mitternacht Statt gehabt habe, was nach der moslimischen Zeitberechnung einen verschiedenen Tag gibt. Dieser Zweifel hingegen kann keineswegs bey den Sonnenfinsternissen obwalten, deren Daten immer die sichersten chronologischen Beweise liefern. Schlagen wir nun die nächste beste moslimische Geschichte, z. B. die osmanische, auf, so finden wir durch Sonnenfinsternisse die Berechnung vom 16ten an als die wahre bestätigt, wo z B. die Sonnenfinsterniß am 28. Dschemasiulachir 920 = 20. August 1514 [1]); am 29. Redscheb 1161 = 25. Julius 1748 [2]), wogegen nicht in Abrede zu stellen ist, daß die Sonnenfinsterniß am 8. Jänner 1750 in dem zu Konstantinopel gedruckten Reichshistoriographen Isi auf Donnerstag den 28. Moharrem angegeben ist, welcher nach der Berechnung vom 16ten an der 29ste seyn müßte. Daß die Zeitrechnung der osmanischen Reichsgeschichte übrigens durchaus nach der Berechnung vom 16. Julius angefangen geführt ist, beweiset

[1]) S. Gesch. des osman. Reichs, II., S. 412, nach Seadeddin, Ebulfasl und Dschelalsade.

[2]) Eben da, VIII. Bd., S. 118.

gleich der chronologische Eingang der ältesten zu Konstantinopel gedruckten Geschichte, nämlich der Naima's, wo der Anfang des tausendsten Jahres d. H. (19. Oktober 1519) auf den Sonnabend den 354,499sten Tag festgesetzt wird, was nur der Berechnung vom 16ten an entspricht, nach welcher der 1. Moharrem an einem Sonnabend fällt*). Wie viel sich zum Behufe der Richtigkeit moslimischer Datenberechnung aus den ältesten Angaben ihrer Geschichte, nämlich aus den zehn letzten Lebensjahren des Propheten, d. i. aus den zehn ersten der Hidschret ausmitteln läßt, wird, so Gott will, ein andermal bey einer Anzeige der jüngsten Lebensgeschichten des Propheten zu untersuchen die beste Gelegenheit seyn. J. v. Hammer.

Art. VIII. 1) Goethe, aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk von Johannes Falk. Leipzig, b. Brockhaus. 1832.

2) Goethe's letzte literarische Thätigkeit, Verhältniß zum Ausland und Scheiden, nach Mittheilungen seiner Freunde, dargestellt von Dr. Karl Wilhelm Müller. Jena, b. Frommann. 1832.

»Es gibt Zeiten, in welchen Männer von großartiger Erfahrung, unerschütterlich gesunder Vernunft und einer über allen Zweifel erhabenen Reinheit der Gesinnung, schon durch ihr bloßes Daseyn erhaltend und bekräftigend wirken. In einer solchen Zeit erleidet — nicht die deutsche Literatur bloß, Deutschland selbst, den schmerzlichsten Verlust, den es erleiden konnte. Der Mann entzieht sich ihm, der in allen innern und äußern Verirrungen wie eine mächtige Säule stand, an der viele sich aufrichteten, wie ein Pharus, der alle Wege des Geistes beleuchtete; der, aller Anarchie und Gesetzlosigkeit durch seine Natur feind, die Herrschaft, welche er über die Geister ausübte, stets nur der Wahrheit und dem in sich selbst gefundenen Maß verdanken wollte; in dessen Geist und — wie ich hinzusetzen darf — in dessen Herzen Deutschland für Alles, wovon es in Kunst oder Wissenschaft, in der Poesie oder im Leben bewegt wurde, das Urtheil väterlicher Weisheit, eine letzte versöhnende Entschei-

---

*) The thousandth year of the Hijrah commenced on the first of Moharrem - which is also the Sabbath - day (Saturday)-and is the three hundred and fifty - fourth thousand four hundred and ninety - ninth day of the Prophet's flight. *Annals of the turkish Empire by Naima, translated by Fraser. London* 1832. Diese vier Zeilen gehören unter die höchst wenigen richtigen dieser fast durchaus verfehlten oder verstümmelten gänzlich unbrauchbaren englischen Uebersetzung.

dung zu finden sicher war. Deutschland war nicht verwais't, nicht verarmt, es war in aller Schwäche und innerer Zerrüttung groß, reich und mächtig von Geist, so lange Goethe lebte.«

Diese eben so klar und wahr gedachten, als frey und treu empfundenen, gedrängt und höchst würdig ausgedrückten Sätze sprach ein Mann aus, der selbst von der ganzen Nation als einer der geistreichsten und in seinen Urtheilen von Nebenrücksichten freyesten anerkannt ist; er sprach sie aus, als eben die Nachricht von Goethe's Verscheiden eingetroffen war, vor einer Gesellschaft hochachtbarer Gelehrter *), und der Vollgehalt dieser seiner Worte bewährte sich augenblicks durch einmüthige Zustimmung der Geister und Herzen Aller. Dieselben Worte, denen wohl auch der aufmerkende, ernste und umsichtige Leser dieser Blätter zustimmt, werden besser, als irgend ein Anderes, unsrer Anzeige der oben angeführten Schriften zur Einleitung — sie werden hoffentlich auch uns zur Rechtfertigung dienen, wenn wir bey ihnen beyden länger verweilen, als ihre Bogenzahl erwarten läßt. Doch nicht nur die Veranlassung ist zu wichtig und von zu allgemeinem Interesse: sie selbst auch, diese Schriften, sind von dem, was bisher über Goethe bey seinem Hintritt erschienen ist, für die Gegenwart und Folgezeit das Bemerkenswertheste überhaupt, und auch durch das Wesentlichste ihres Inhalts von entschiedener Wichtigkeit im Besondern. Sie verlaufen sich nicht (außer in einem untergeordneten Abschnitt die erste) in Allgemeinheiten und Abstractionen, noch in erneuete Betrachtungen über schon vielmals Betrachtetes; sie führen uns Goethe'n selbst vor, und zwar nicht zunächst als Dichter oder Schriftsteller überhaupt, sondern mehr als Menschen zu Menschen, bey wichtigen Ereignissen, in bedeutenden Verhältnissen, verwickelten Lebenslagen u. dgl.; sie schildern vorzüglich ihn da, wo er, wie ein Jeder, vergißt oder bey Seite legt, was unser allzucomplicirt gewordenes Leben einem so vielfach verflochtenen und öffentlich so lauersam beachteten Manne sonst wohl auf- oder abdrängt; wo er gar nichts anders seyn und gar nicht anders erscheinen will, als was und wie er eben jetzt von innen heraus wirklich ist, und wo er auch dieses sein Inneres in seinen Aeußerungen am unbesorglichsten, mithin zugleich, am Eigenthümlichsten, walten läßt. Falks Schrift zeigt ihn uns in seinem Hause in Gegenwart eines einzelnen Mannes, den er gern hat, mit dem oder vor dem er spricht über allerley Bedeutendes, was ihn eben jetzt beschäftigt oder früher ernstlich beschäftigt hat, und was nun durch irgend eine Veranlassung von neuem zum Anklange kömmt; eines

*) Schelling, in der Akademie der Wissenschaften zu München.

Mannes, der ihm in keinerley Hinsicht einigen Zwang auflegt, und von dem er gar nicht glaubte, eigentlich beobachtet zu seyn, am allerwenigsten aber sich einfallen ließ, der Mann werde in seiner Einsamkeit sich hinsetzen und Buch halten über das, was er so eben gesehn oder gehört. Müller's Schrift führt uns zu Goethe'n in den letzten Tagen, Stunden und Augenblicken seines Lebens; und mit der Schilderung hiervon wird verbunden, was, nachdem er die Augen geschlossen, in Weimar geschehn, um den allgemeinsten, würde- und liebevollesten Antheil an den Tag zu legen. Das ist es, warum wir bey diesen Schriften glauben länger verweilen zu dürfen; und mag, weil dies einmal geschieht, uns wohl auch noch vergönnet seyn, Manchem, was sie uns darbringen, Einiges beyzufügen, was sich uns selbst aus nicht kurzem und nicht fernem Verhältniß zu G. ergeben hat.

I. Da bey Schriften, die Beobachtungen (besonders Beobachtungen, die zum größten Theile in die geistige Welt fallen) und Urtheile über das Beobachtete enthalten, sehr viel darauf ankömmt, wer beobachtet und urtheilet: so werden zuvor einige Worte über Falk selbst nicht am unrechten Orte seyn. Wir haben auch mit ihm in einigem persönlichen Verhältnisse gestanden, und eben zu der Zeit, wo dies Buch höchstwahrscheinlich entstanden ist; wenn es auch später seine jetzige Anordnung und den ihm zugegebenen »Anhang« erhalten hat. Für unsern Zweck wird Folgendes ausreichen. Falk war ein Mann von Geist und mancherley Talenten im Allgemeinen, besonders aber von reicher, doch etwas unsteter Phantasie, von lebhaftem, doch in seinen Richtungen etwas wandelbarem Gefühl, und (besonders in jener Zeit) von treuester Hingebung an G. Früh aufgewachsen in Verhältnissen, die seine vollständige Entwickelung und noch mehr seine innere Begründung unmöglich machten, war er schon ein junger Mann, als er von jenen Verhältnissen frey ward und seinem Drange nach Wissenschaft und Kunst Raum und Stoff zu schaffen, sein Vaterland verließ, endlich, nach manchen Ausbeugungen, nach Weimar kam, wohlbelehrt in mehreren Fächern der Wissenschaft, besonders in Kenntniß der Natur und der Philosophie der Zeit; auch wohlgeübt für einige Gattungen der Poesie. Von Wieland bald erkannt, mit lebhafter Zuneigung aufgenommen, und nun von allen vorzüglichen Geistern des Orts günstig behandelt, verblieb er in Weimar, zunächst schriftstellerischer Thätigkeit sich hingebend, und von Jedermann als ein treuer, höchst regsamer und uneigennütziger, eifriger und eifernder Freund jedes Guten und Schönen, das ihm einleuchtete, geschätzt; wenn auch seines enthusiastischen, mitunter wohl auch excedirenden Wesens halber zuweilen geneckt und belächelt. Da-

bey war er ein leicht erregbarer und nicht ungewandter, auch in dem Maße ein genauer Beobachter der Menschen und menschlicher Dinge, als es Männer eben jener seiner Art überhaupt seyn können. Was er von Goethe gesehen und gehört, das hat Er sicherlich gesehen und gehört; er hat es auch sicherlich möglichst genau aufzuzeichnen sich bestrebt. Seine Urtheile darüber, so wie seine Ansichten und Discussionen über Anderes, was von G. ausgegangen, sind eben so zuverläßig, seinen innigsten Ueberzeugungen gemäß; und wenn er in mancherley Hinsicht anders im Buche, anders im Anhange erscheint, so hat das seinen Grund darin, daß er dort (früher) anders war, als hier (später). Wir, unsers Theils, haben uns besser und lieber mit dem frühern Falk vereinigen können, als mit dem spätern (Goethe auch): so wollen wir hier gleichfalls uns mehr an den frühern, mehr an das Buch als den Anhang, halten.

Die kurze Vorrede (unterzeichnet im Jahre 1824) beweiset, daß F. das Buch wirklich hat wollen drucken lassen, und gibt zunächst an, daß es »gewissenhafte Auszüge« aus seinem »sorgfältig geführten Tagebuche« enthält, die jetzt zusammengestellt und unter gewisse Rubriken geordnet worden sind. Die erste dieser Rubriken: G.'s Mutter — liefert, nicht zahlreiche, aber ziemlich anziehende Beyträge zu ihrer Charakteristik und zur Bemerkung, wie Vieles und sehr Bedeutendes von dieser geistvollen, originellen, in all ihrem Denken und Thun klaren, besonnenen, festen, dabey stets wohlwollenden und heitern, auch schönen, feinsittigen und stattlichen Frau in den Sohn übergegangen*). — II. Allgemeiner Umriß von G.'s Charakter als Mensch und Künstler. Ein trefflicher Abschnitt: das Verschiedenartige, was hier zur Sprache zu bringen war, scharfsinnig auf- und durchgreifend zusammengefaßt, zu seiner Einheit erhoben, in seiner Einheit deutlich und treu dargestellt. Ein Auszug ist nicht wohl möglich, hier, wo Alles gewissermaßen selbst nur Auszug aus dem ist, was hernach im Besondern

*) Der letztverstorbene Großherzog von S. Weimar besaß eine ziemlich zahlreiche Folge von Briefen der Mutter G.'s an die seinige — die noch jetzt hochverehrte Amalia. Die Sammlung war aus deren Nachlaß an ihn gekommen, und er hielt darauf eben um deswillen, was wir so eben bemerkt haben und was auch Falk (der von diesen Briefen nichts gewußt haben mag) in jenem Kapitel seines Buchs zu bemerken gibt. Sollte diese Sammlung, wie wohl mit Sicherheit anzunehmen, noch vorhanden seyn: so würde sie einen schönen Beytrag zum G.schen Nachlasse, wenn auch nicht für das große Publikum, doch für näher Theilnehmende, auch in der Folgezeit, abgeben und ohne Zweifel Gelegenheit genug bieten, das, was Falk beygebracht, zu bereichern.

betrachtet wird: so mögen einige Hauptsätze dessen Stelle vertreten. Gleich Anfangs, wo der Verf. von G.'s Vielseitigkeit (Objectivität) in Kunst, in treuer Auffassung der Charaktere und aller Gegenstände überhaupt gesprochen, fährt er fort: Ein ganz eigenthümlicher Vorzug seines Genie's ist es ohne Zweifel, daß er sich gleichsam in den Gegenstand, auf dessen Betrachtung er sich in diesem oder jenem Zeitpunkte beschränkt, mag es nun ein Mensch, ein Thier, ein Vogel oder eine Pflanze seyn, sinnig verliert, ja sich gewissermaßen in denselben träumend verwandelt. Man darf nicht in Abrede stellen, daß G.'s Größe als Naturforscher und Dichter, sein Styl, seine Denkart, seine Darstellung, seine Originalität, fast möcht' ich sagen die ganze Schwäche so wie die ganze Stärke seines sittlichen Wesens, auf dem Wege einer solchen objectiven Entwickelung zu suchen ist. Wie oft hörte ich ihn, wenn er sich irgend einer Betrachtung dieser Art hingeben wollte, mit Ernst seine Freunde ersuchen, ihn ja mit den Gedanken Anderer über diesen Gegenstand zu verschonen, weil es eine strenge, ja unabweichliche Maxime bey ihm war, in solcher Stimmung allen fremden Einflüssen zu wehren. (Auch der Ref. hat dies nicht selten von ihm gehört. »Die Sache! die Sache! wie ist die?«) Erst dann, wenn er seine eigene Kraft an einem solchen Object durchversucht, sich gleichsam ihm gegenübergestellt und allein mit ihm gesprochen hatte, ging er auch auf fremde Vorstellungen ein ꝛc. ꝛc. Mehr oder weniger hing mit diesem hohen Talent ein zweytes zusammen, was der Verf. erst behutsam berührt, dann bestimmt und ausführlich erörtert; ein zweytes, das man G.'n (wie er in seinen Schriften erscheint) so oft und in letzter Zeit so heftig vorgeworfen hat: Lauheit in sittlichen Gesinnungen; was auch zunächst den Zwiespalt herbeygeführt hat, worein er in späten Jahren mit seiner Zeit gerathen war. Statt jene Lauheit, in wiefern sie zugegeben werden müßte, ihm, wie er nun war, zuzugeben — ihm, geboren und gewöhnt zu ruhiger Betrachtung aller Dinge, in dem daher auch der sittliche Enthusiasmus, den man verlangte, nicht aufkommen konnte — stellten abgöttische Verehrer sie als ein, wenigstens in Hinsicht auf Poesie und Kunst, Höchstes auf; ertheilten (sagt der Verf.) der Kunst den Rath, sich ganz und gar von der Moral und ihren so belästigenden Vorschriften loszusagen; erklärten diejenigen, welche ihre Unzufriedenheit mit gewissen allzufreyen Darstellungen der G.'schen Muse äußerten, ohne weiteres für beschränkte Köpfe ꝛc. ꝛc. Was sie damit aus sich und Anderen für Producte hervorgerufen, das wissen die Leser: aber sind diese Producte G.'n aufzubürden? So auch, was jenen Zwiespalt betrifft: Er, der ruhig betrachten wollte, war in eine

Zeit gekommen, die unruhig, meist auch heftig und stürmisch handeln wollte, und weil sie dies wollte, »auch den seichtesten Beweggrund hierzu in sich aufnahm!« G. wußte genau, wozu er seiner ganzen Natur nach geeignet war: das wollte er und wollte es in möglichst vollkommener Weise. Darum fühlte er eine Art Scheu vor Jedem, was ihn zwänge, das Reich der Erfahrung, der innern und äußern — sein Reich — zu verlassen: innerhalb desselben wollte er aber Jedes sorgfältig betrachten — als Gegenstand, von allen Seiten, auch der dunklern Rückseite — Jedes, auch was gut oder böse; was dann freylich Aeußerungen veranlaßte, die mit Wachsamkeit vernommen seyn wollen und ihn selbst, zwar nicht als gleichgültig, doch als lau gegen die sichtbarere und den Ausschlag gebende Vorderseite des Gegenstandes erscheinen lassen können. So hat wenigstens der Ref. G.'n in seinen Schriften stets aufgefaßt, und diesem gemäß ist er — was das hier zur Sprache Gebrachte anlangt — mit seinen Schriften, für sich und für Andere, die ihm Einfluß auf sich haben gönnen wollen, verfahren; dahin zielt wohl auch Alles, was wir hierüber bey Falk lesen; und — können wir hinzusetzen — damit, eben damit, war auch G. selbst gar wohl zufrieden, und mehr als das. Alles in Allem seyn zu wollen, ließ er so wenig sich beykommen, als irgend Einem Alles und Jedes. — III. Goethe's Ansicht der Natur. Wenn in irgend einem Kapitel dieses Buchs — ja wir dürfen wohl sagen: wenn in irgend einem Buche, das G.'n in spätern Lebensjahren schildert, als er selbst dies gethan hat: wenn irgendwo aus der Schilderung der leibhaftige G. vor uns tritt, so ist es hier; und wie der Beschauer gewisser Portraits von Raphael, Tizian, Rubens u. A. aus ihnen selbst nicht zweifeln kann, daß sie vollkommen ähnlich, so wird von den Lesern auch der, welcher G.'n persönlich nie nahe gekommen, aus dieser Schilderung selbst nicht zweifeln können, er sey hier vollkommen getroffen. Falk war hier selbst in seinem Elemente. Wir können nicht unterlassen, eine der kürzesten und anmuthigsten Scenen ihm nachzuerzählen, und zwar mit all' ihren kleinen individuellen Nebenzügen, da diese zugleich das kindlichheitere, kindlichfreundliche Wesen des tiefen, ernsten Mannes in solchen Stunden darstellen. Falk fand ihn eines Nachmittags im Sommer in seinem Garten vor einem kleinen Tische sitzend. Auf diesem stand ein langhalsiges Zuckerglas, worin sich eine kleine, lebendige Schlange munter bewegte, die G. mit einem Federkiele fütterte und, wie öfters, Betrachtungen über sie anstellte. Falk theilt uns mit, was er eben äußerte. »Die herrlich verständigen Augen! Mit diesem Kopfe ist freylich Manches unterwegs: aber, weil es

das unbeholfene Ringeln des Körpers nun einmal nicht zuläßt, wenig genug angekommen. Hände und Füße ist die Natur diesem länglich in einander geschobenen Organismus schuldig geblieben, wiewohl dieser Kopf und diese Augen Beydes wohl verdient hätten; wie sie denn überhaupt Manches schuldig bleibt, was sie für den Augenblick fallen läßt, aber späterhin doch wieder unter günstigern Umständen aufnimmt. Das Skelett von manchem Seethiere zeigt uns deutlich, daß sie schon damals, als sie dasselbe verfaßte, mit dem Gedanken einer höhern Gattung von Landthieren umging. Gar oft muß sie in einem hinderlichen Elemente sich mit einem Fischschwanze abfinden, wo sie gern ein Paar Hinterfüße in den Kauf gegeben hätte; ja, wo man sogar die Ansätze dazu bereits im Skelett bemerkt hat*).« Neben dem Glase, fährt F. fort, lagen einige Cocons von eingesponnenen Raupen, deren Durchbruch G. nächstens erwartete. Es zeigte sich in ihnen eine der Hand fühlbare, besondere Regsamkeit. G. nahm sie vom Tische, betrachtete sie noch einmal scharf und aufmerksam, und sagte sodann zu seinem Knaben: »trage sie herein, heute kommen sie schwerlich. Die Tageszeit ist zu weit vorgerückt.« Es war Nachmittag um vier Uhr. In diesen Augenblicken kam auch Frau v. Goethe in den Garten hereingetreten. G. nahm dem Knaben die Cocons aus der Hand und legte sie wieder auf den Tisch. Wie herrlich der Feigenbaum in Blüthen und Laub steht! rief Frau v. G. uns schon von weitem zu, indem sie durch den Mittelgang des Gartens auf uns zukam. Nachdem sie mich darauf begrüßt und meinen Gegengruß empfangen hatte, fragte sie mich gleich, ob ich auch wohl den schönen Feigenbaum schon in der Nähe gesehen und bewundert hätte. »Wir wollen ja nicht vergessen,« so richtete sie in dem nämlichen

---

*) Der Ref. fand ihn einmal umgeben von einer Folge anderer Naturgegenstände, die er geordnet hatte, um der letztverstorbenen Frau Großherzogin, deren Besuch er erwartete, den leisern, verborgneren Uebergang der Natur von dem Einen zu dem Andern, und besonders anch anschaulich zu machen, wie die alma mater in dem Einen nicht nur andeute, was erst das Zweyte empfangen solle, sondern zuweilen es dort gewissermaßen, halb und halb, schon vorausnehme. Ueber Letzteres, wo er glaubte, es nachweisen zu können, verbreitete er sich mit besonderm Vergnügen und mit mancher höchst unerwarteten, bald heitern und leichten, bald sanftfeyerlichen und weit hinaus deutenden Wendung. So begann er in letzter Weise einmal, indem er eben zwey solche Gegenstände in den Händen hielt: Was meynen Sie: könnte nicht St. Paulus, diese tiefe Seele, dergleichen im Sinne gehabt haben, wo er des »ängstlichen Harrens der Creatur« gedenkt, und wie sie »sich sehnet immerdar?«

Augenblicke an G. selber das Wort, »ihn diesen Winter einle-
gen zu lassen.« G lächelte und sagte zu mir: Lassen Sie sich
ja, und das auf der Stelle, den Feigenbaum zeigen, sonst haben
wir den ganzen Abend keine Ruhe! Er ist aber auch wirklich se-
henswerth und verdient, daß man ihn prächtig hält und mit aller
Vorsicht behandelt.« »Wie heißt doch die ausländische Pflanze,«
fing Fr. v. G. wieder an, »die uns neulich ein Mann von Jena
herüber brachte?« »Etwa die große Nieswurz?« »Recht!
Sie kommt ebenfalls trefflich fort.« »Das freut mich. Am Ende
können wir noch ein zweytes Anticyra hiesiges Ortes anlegen!«
»Da seh' ich, liegen auch die Cocons. Haben Sie noch immer
nichts bemerkt?« »Ich hatte sie für dich zurückgelegt. Ich bitt'
euch,« indem er sie auf's Neue in die Hand nahm und an sein
Ohr hielt, »wie das klopft, wie das hüpft und in's Leben hin-
auswill! Wundervoll möcht' ich sie nennen, diese Uebergänge
der Natur, wenn nicht das Wunderbare in der Natur eben das
Allgewöhnliche wäre. Morgen oder übermorgen kann es seyn,
daß der Vogel da ist, und zwar ein so schöner und anmuthiger,
wie ihr wohl selten gesehen habt. Ich kenne die Raupe und be-
scheide Euch morgen Nachmittag um dieselbe Stunde in den
Garten hierher, wenn Ihr etwas sehen wollt, was noch merk-
würdiger ist als das Allermerkwürdigste, was Kotzebue in sei-
nem merkwürdigsten Lebensjahre auf seiner weiten Reise bis To-
bolsk irgend gesehen hat. Indessen laßt uns die Schachtel
hier, worin sich unsere noch unbekannte, schöne Sylphide befin-
det und sich auf's prächtigste zu Morgen anlegt, in irgend ein
sonniges Fenster des Gartenhauses stellen! So! Hier stehst du,
gutes, artiges Kind! - Niemand wird dich in diesem Winkel
daran hindern, deine Toilette fertig zu machen!« »Aber wie
möchte ich nur,« hub Frau v. G. auf's Neue an, indem sie ei-
nen Seitenblick auf die Schlange richtete, »ein so garstiges Ding
um mich leiden wie dieses, oder es gar mit eigenen Händen groß
füttern? Es ist ein so unangenehmes Thier. Mir graut jedes
Mal, wenn ich es nur ansehe.« »Schweig du,« gab ihr G. zur
Antwort, wiewohl er, von Natur ruhig, diese muntere Lebendig-
keit nicht ungern in seiner Umgebung hatte. »Ja,« indem er das
Gespräch zu mir herübertrug, »wenn die Schlange ihr nur den
Gefallen erzeigte, sich einzuspinnen und ein schöner Sommervo-
gel zu werden: da würde von dem greulichen Wesen gleich nicht
weiter die Rede seyn. Aber, liebes Kind, wir können nicht alle
Sommervögel und nicht Alle mit Blüten und Früchten geschmückte
Feigenbäume seyn« — — die Sache wird weiter geführt: aber
wir müssen den Raum schonen und setzen nur noch das Schluß-
wort her. Es war die Rede von erfolglosem Plaudern gewor-

den und vom Zeichnen. Da gedenkt G. nochmals jener Gegenstände. Er sagt: »Jener Feigenbaum, diese kleine Schlange, der Cocon, der dort vor dem Fenster liegt und seine Zukunft ruhig erwartet: alles das sind inhaltschwere Signaturen. Ja, wer nur ihre Bedeutung recht zu entziffern vermöchte, der würde alles Geschriebenen und alles Gesprochenen bald zu entbehren im Stande seyn! Je mehr ich darüber nachdenke: es ist etwas so Unnützes, so Müßiges, ich möchte fast sagen Geckenhaftes im Reden, daß man vor dem stillen Ernste der Natur und ihrem Schweigen erschrickt, sobald man sich ihr vor einer einsamen Felsenwand oder in der Einöde eines alten Berges gesammelt entgegenstellt!« — Wie tief gedacht und wie leichtfaßlich, anmuthigheiter ausgesprochen ist, was er dann (von S. 43 an) von Schmarotzerpflanzen und Moosen, hernach von Baumfrüchten sagt! wie sonderbar gewendet, was von der Sonne, und wie schlagend, was von der Grundursache des Unzusammenhängenden in unserer Naturbetrachtung folgt! — IV. Goethe's wissenschaftliche Ansichten. An dies wichtige Kapitel wird wohl Niemand aus Mißverständniß der Ueberschrift mit der Erwartung gehen, es enthalte eine Art Resumé aller der Wissenschaften selbst, mit denen sich G. beschäftiget, nach seinen besondern Ansichten; denn das hieße: aller Wissenschaften, da sich G. mit allen beschäftigt hat. Falk will zunächst die Weise bezeichnen, nach welcher G. überhaupt in seinem wissenschaftlichen Forschen und Bilden verfuhr: dann an einigen Wissenschaften im Besondern dies deutlicher machen und durch einige, auch an sich wichtige Beyspiele es lebendig vor's Auge führen. So verstehen wir wenigstens unsern Autor; und dieß hat er im Ganzen sehr achtbar, in einigem Einzelnen trefflich geleistet. Er beginnt mit der vollkommen begründeten Bemerkung, daß G. dieselbe folgerichtige Gliederung, welcher er in den Erzeugnissen der Natur liebend und ahnend nachgespürt, auch in den labyrinthischen Tiefen und Bildungen der Geisterwelt auszuspähen bemüht gewesen sey. Dann theilt er, um sich selbst den Uebergang zu ebnen und zugleich dem Leser das Eigenthümliche des Entwickelungsganges G.'s anschaulich zu machen, eine Discussion über einen höchstwichtigen Gegenstand ausführlich mit; einen Gegenstand, worüber wohl nur sehr Wenige G.'n werden verhommen haben, da er all' dergleichen sonst möglichst abzulehnen pflegte. Auch F. würde ohne ganz besondere Veranlassung ihn schwerlich darüber vernommen haben. Es war Wieland's Begräbnißtag; Falk fand G.'n am Abend in einer so feyerlichen Stimmung, wie man sie selten an ihm bemerkte. Es war etwas so Weiches (spricht F.), ich möchte fast sagen, Wehmüthiges in

ihm, seine Augen glänzten häufig, selbst sein Ausdruck, seine Stimme, waren anders als sonst. Allerdings ward der entschlafene Freund Gegenstand des Gesprächs, und bald wendete sich dies auf die Fortdauer der Seele. G. vermochte heute weder auszubeugen, noch mit irgend einem schönen, treffenden, doch mehr andeutenden, als aussagenden Spruche sich zurückzuziehen*): er ließ sich nicht nur ein, sondern verbat auch jede Störung, wenn er »dem Gange seiner Ideen eine vollständige und ruhige Entwickelung geben solle.« Diese Entwickelung folgt nun, von F. mit größter Aufmerksamkeit aufgefaßt, unmittelbar, nachdem er sie vernommen, aufgezeichnet, dann mit unverkennbarem Fleiße und möglichster Treue in's Reine ausgearbeitet. G. geht davon aus, daß die Fortdauer der Seele vorauszusetzen sey, als Etwas, das sich von selbst versteht. »Vom Untergang hoher Seelenkräfte kann in der Natur niemals und unter keinen Umständen die Rede seyn. So verschwenderisch behandelt sie ihre Capitalien nie,« u. s. w. So kömmt er bald auf *persönliche* Fortdauer. Auch von ihr ist er überzeugt und gehet ausführlich in mancherley Vorstellungen ein, die darauf hinführen und nähere Erläuterung darüber geben sollen; Vorstellungen, die allerdings sämmtlich ingeniös, zum Theil aber sonderbar und wohl auch parador erscheinen — fast in der Art, wie die, der geistvolleren unter den alten Gnostikern, wenigstens nach des Origenes Darstellung. Der Gang dieser Erörterung läßt sich nicht in's Kurze fassen; erfreulich aber wird allen unsern Lesern seyn, G.'n am Schlusse sich also aussprechen zu hören: »damit ist aber keineswegs gesagt,

*) Ueber G.'s Gewohnheit, Gespräche, die sich in's Uebersinnliche richteten, abzulehnen oder sich aus ihnen also zurückzuziehen, (*Falk* setzt sogar hinzu: »wo nicht zu verschmähen;« was wohl nur ein vergriffener Ausdruck ist), — darüber sey erlaubt, statt allen Erklärens, von mehrern einander ähnlichen Erfahrungen, die der Ref. selbst gemacht, eine einzige herzusetzen. Sie bedarf nur weniger Zeilen und bezeichnet doch hoffentlich, was sie soll. Ein gewisses, großes, höchst unerwartetes, eben damals eingetretenes Weltereigniß war der Gegenstand eines langen, sehr ernsten und eindringlichen Gesprächs gewesen. Der Ref. von diesem Gespräch endlich angegriffen, konnte nicht unterlassen — ohne alle Absicht, bloß weil er sich zu angegriffen fühlte — auszurufen: Ich dächte, genug davon für heute! und lassen Sie uns nur noch Gott die Ehre geben und seine *moralische* Weltregierung laut anerkennen! — Beyde Sprechende waren im Zimmer auf- und abgegangen: hier blieb G. plötzlich stehen und sagte mit feyerlichem Tone: Anerkennen? sie? wer muß das nicht! Ich aber schweigend. »Schweigend? eben das?« — »Wer kann es ausreden, außer allenfalls für sich selbst? Für Andere: wer? Und wenn er weiß, *daß er es nicht kann, so ist's ihm nicht erlaubt.*« —

daß durch diese Beschränkung unserer Naturbetrachtungen auch dem Glauben Schranken gesetzt wären. Im Gegentheil kann, bey der Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns, der Fall gar leicht eintreten, daß das Wissen als Stückwerk besonders auf einem Planeten erscheinen muß, der, aus seinem ganzen Zusammenhange mit der Sonne herausgerissen, alle und jede Betrachtung unvollkommen läßt, die eben darum erst durch den Glauben ihre vollständige Ergänzung erhält.« Und dann (S. 66): »Sobald man nur von dem Grundsatz ausgeht, daß Wissen und Glauben nicht dazu da sind, um einander aufzuheben, sondern um einander zu ergänzen: so wird schon überall das Rechte ausgemittelt werden.« — Falk, von dieser Unterhaltung tief ergriffen und erschüttert, arbeitete, nachdem er sie niedergeschrieben, auch eigene Betrachtungen aus, sich selbst zu beruhigen und von neuem zu befestigen. Diese Betrachtungen schaltet er von S. 67 an ein. Wir rühmen die in ihnen herrschenden Gesinnungen und unterzeichnen sie unbedingt in ihren Resultaten: daß sie aber aus jener Unterhaltung eigentlich und folgerecht geflossen, entweder als Fortführung oder als Widerlegung; daß sie mehr, als von ihr veranlaßt seyen: das will sich uns nicht deutlich machen. — Im Anfange des Kapitels, wo F. seine Absicht mit der Mittheilung jener Unterhaltung erklärt, weiset er auch auf eine zweyte hin, vom Staate, mit welcher er dieselbe Absicht habe. Was er nun aber S. 77 und 78 hierüber beybringt, das kann nicht ausreichen, weder an sich, noch zu jenem Zweck. Man findet nämlich nur eine, allerdings treffliche Ansicht von der Entstehung der Staaten überhaupt, leicht, piquant und freundlich hingeworfen: eine Ansicht aber, für die Herder (in den Ideen zu einer Geschichte der Menschheit) weit mehr gethan und die jetzt wohl Jeder, statt der dichterischen Träume Plato's oder der künstlich erzwungenen Rousseau's, zu der seinigen gemacht hat. Es schließt sich daran eine geistvolle Bemerkung über Hauptstädte, die — nach G.'s unter uns Dentschen so höchstseltenen Gabe — nur wie ein glücklicher Einfall aussieht, aber ihre Tiefe hat und für eigene, weitere Betrachtung ein weites Feld eröffnet. — Falk kömmt nun auf G.'s Ansichten von der Philosophie. Auch hier dasselbe geist- und sinnvolle Bestreben, die Spuren des Ganges der Natur aufzufinden und durch treue Verfolgung derselben jede Frage und Antwort auszumitteln. »Alle Philosophie muß geliebt und gelebt werden, wenn sie Bedeutsamkeit für das Leben gewinnen will.« »Die Philosophen können uns ihrerseits nichts als Lebensformen darbieten. Wie diese nun für uns passen; ob wir, unsrer Natnr oder unsern Anlagen nach, ihnen den er-

forderlichen Gehalt zu geben im Stande sind: das ist unsre Sache.« Wie weitausgreifend und doch das Concrete festhaltend, wie lichthell und heiter, erklärt sich der Meister über jene und verwandte Behauptungen! Fast so wenig, als er ein Freund zusammengetragener und dumpfeingelernter Philosophie ist, ist er's auch von Popularphilosophie. Es gibt ein Mysterium, sagt er, so gut in der Philosophie, wie in der Religion. Billig soll man damit das Volk verschonen, am wenigsten aber dasselbe in Untersuchung solcher Stoffe gleichsam mit Gewalt hereinziehen. Noch läßt sich, fährt er dann fort — noch läßt sich das Ende von jenen unerfreulichen Geistesverwirrungen schwerlich ab- und voraussehen, die seit der Reformation dadurch bey uns entstanden, daß man die Mysterien derselben dem Volke preis gab und sie eben dadurch der Spitzfündigkeit aller einseitigen Verstandesurtheile bloßstellte. Das Maß des gemeinen Menschenverstandes ist wahrlich nicht so groß, daß man ihm eine solche ungeheure Aufgabe zumuthen könnte, es zum Schiedsrichter in solchen Dingen zu erwählen. Die Mysterien, besonders die Dogmen der christlichen Religion, eignen sich zu Gegenständen der tiefsten Philosophie, und nur eine positive Einkleidung ist es, die sie von diesen unterscheidet« rc. rc. Und gegen den Schluß: Die Resultate der Philosophie, der Politik und der Religion sollen billig dem Volke zu gute kommen: das Volk selbst aber soll man weder zu Philosophen, noch zu Politikern, noch zu Priestern erheben wollen. Es taugt nichts! — — V. Goethe's Humor. Ueber Humor gut zu schreiben, muß man ihn selbst besitzen. Wie sonst als Ganzes erfassen und darstellen, wo Alles — so ist es ja doch im Wesen des Humors — nur im Einzelnen, von Einer Seite erfaßt und dargestellt, mithin immer anders gemalet und immer ein Anderes wird? Im Leben begnügt man sich, diesen Proteus gewähren zu lassen, wie er nun eben in dieser Stunde ist, und erquickt — oder doch ergötzt sich daran für den Augenblick. Dies hat Falk nun auch schreibend zu erreichen gesucht, indem er, bloß referirend, G.s Humor gewähren und sich aussprechen läßt, wie er in dieser oder jener Stunde nun eben herausbrach. Steht es dann um den Humoristen, wie es soll: so bleibt doch wohl auch, neben dem Ergötzen, von seinen absichtlichen Einseitigkeiten und Extravaganzen so Manches haften, was ernstlich bedacht, zurechtgelegt, und für eigenes Urtheilen, Wollen und Thun verarbeitet seyn will. Und um G.'n stand es wahrlich auch in dieser Hinsicht, wie es soll: daher zu wünschen, daß auch hier von dem Seinigen so Manches haften bliebe. Schade aber ist es, daß F. fast nur Beyspiele gibt, wo und wie G. unwirsch und brummig losfährt und damit es arg

genug macht. Gelesen macht das eine weit andere, ungünstigere Wirkung, als gehört: man hört und sieht am Sprechenden all' das Besondere nicht, was seinen Worten erst die feinere Würze und selbst im Schelten die eigene, versöhnliche Anmuth gibt. Eben dieses Letztern: wie vieles war an G.! Doppelt Schade ists, daß sich hier daneben nicht auch Beyspiele jener Art finden, womit G. nicht selten und unübertrefflich herausbrach: Beyspiele, wo er über wichtige Dinge ernst, stark, durchgreifend, kurz und gedrängt auftrat, und, bemerkte er die verhoffte Wirkung, Augenblicks den Schmerz der Verwundung durch eine höchst unerwartete, heiterwitzige Schlußwendung linderte, so daß mit Eins die angenehme Stimmung wieder hergestellt ward und doch die Nachwirkung des scharfen Ernstes gewiß in der Seele blieb. F. bringt an einem andern Orte Einiges der Art bey: er hat aber nicht auf's Beste gewählt, oder das Beste nicht kennen gelernt. Um unsern Lesern auch von diesem Kapitel einigen Vorschmack zu geben, möge der Schluß einer langen Rede über den momentanen Zustand der deutschen Literatur hier Platz finden. »Als ich noch jung war,« eifert G. fort, »hab' ich mir freylich von verständigen Männern sagen lassen, es arbeite oft ein ganzes Zeitalter daran, um einen einzigen tüchtigen, großen Maler oder Dichter hervorzubringen. Aber das ist lange her. Jetzt geht das Alles viel leichter von Statten. Unsere jungen Leute wissen das besser einzurichten und springen mit ihrem Zeitalter um, daß es eine Lust ist. Sie arbeiten sich nicht aus dem Zeitalter heraus, wie es eigentlich seyn sollte, sondern sie wollen das ganze Zeitalter in sich hineinarbeiten; und wenn ihnen dies nicht nach Wunsche glückt, so werden sie über die Maßen verdrießlich und schelten die Gemeinheit eines Publicums, dem in seiner gänzlichen Unschuld eigentlich Alles recht ist. Neulich besuchte mich ein junger Mann, der so eben von Heidelberg zurückkehrte; ich konnte ihn kaum über neunzehn Jahre schätzen. Dieser versicherte mich im vollen Ernste, er habe nunmehr mit sich abgeschlossen, und da er wisse, worauf es eigentlich ankomme, so wolle er künftighin so wenig wie möglich lesen, dagegen aber in gesellschaftlichen Kreisen seine Weltansichten selbstständig zu entwickeln suchen, ohne sich durch fremde Sprachen, Bücher und Hefte irgend darin hindern zu lassen. Das ist ein prächtiger Anfang! Wenn Jeder nur erst wieder von Null ausgeht, da müssen die Fortschritte in kurzer Zeit außerordentlich bedeutend werden.« Dies war 1808 gesprochen: ob wir denn jetzt dergleichen Fortschritte erleben? — VI. Goethe's Verhältnisse zu ausgezeichneten Zeitgenossen und Urtheile über sie. Wir brauchen wohl nicht erst zu versichern,

daß dies Kapitel manchfach belehrend und durchgehends höchst anziehend sey. 1) Goethe und der Herzog von Weimar. Hier werden die Leser mehr (quantitativ) erwarten, als sie bekommen: aber F. wollte nur geben, was er selbst gesehen und mitgelebt; sonach bekommen sie nur Eins, aber dies ist (qualitativ) viel; es ist groß, herrlich, entscheidend. Jedermann erinnert sich der höchst gefährlichen Lage Weimars und besonders des Herzogs, unmittelbar nach der Schlacht bey Jena 1806. Wir finden hier ein belebt und kräftig ausgeführtes Bild von ihr. F., der Dinge kundig und der Sprache vollkommen mächtig, wurde zu mancherley Geschäften gebraucht, die ihn in die Nähe der bedeutendsten Umgebungen Napoleons brachten; und so erfuhr er die Ansichten des Siegers und der Seinigen von dem edlen Fürsten, und aus diesen durfte man wohl auf die Absichten mit ihm schließen. Falk brachte die Schreckenspost zur Stadt und zuerst zu G.'n. Wir wollen danken dem wackern F., daß er uns G.'n eben hier so ausführlich geschildert und selbst möglichst seine Aeßerungen aufbehalten hat. In Auszug läßt so was sich nicht bringen: aber Eine Stelle des im Innersten erschütterten und mit seinem Innersten herausbrechenden Fürstenfreundes können wir unsern Lesern nicht vorenthalten. »Unglück! Was ist Unglück? Das ist ein Unglück, wenn sich ein Fürst dergleichen von Fremden in seinem eigenen Hause muß gefallen lassen. Und wenn es auch dahin mit ihm (dem Herzog) käme, daß beydes, sein Fall und sein Unglück, gewiß wäre: so soll uns auch das nicht irre machen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn, wie jener Lucas Cranach den seinigen, in's Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zu einander sprechen: das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war, weil er den Herzog von Braunschweig, seinen Oheim, auf dem Todbette besuchte; weil er seine alten Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte verhungern lassen!« F. schaltet ein; Hier rollten ihm die Thränen stromweise von beyden Backen herunter rc. rc. G. fuhr fort: »Ich will ums Brot singen! Ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern verfassen! Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist; die Schande der Deutschen will ich besingen und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden, und damit meinem Herrn wieder auf den Thron herauf- und euch von dem euern herunter-

singen! Ja, spottet nur des Gesetzes: ihr werdet doch an ihm zuletzt zu Schanden werden! Komm an, Franzos! Wenn du dieses Gefühl dem Deutschen nimmst oder es mit Füßen trittst, was Eins ist: so wirst du diesem Volke bald selbst unter die Füße kommen!« 2c. 2c. — Doch wir müssen endlich an Schonung unsers Raums denken; und so begnügen wir uns nur noch mit kurzen Nachweisungen. 2) Goethe über Lessing und Heinr. v. Kleist. Wahr und schön: doch wie jetzt wohl die Meisten über das hier von Beyden Berührte urtheilen. 3) G. und Lenz. Einige Anekdoten. 4) G. und Klinger. Ein guter Witz. 5) v. Einsiedel. Einige flüchtige Striche zu seinem Bildniß. 6) G. und Gleim. Ein sehr charakteristisches Histörchen. 7) G. und Herder. Es war eben Zeit, daß F. sich wieder höher hob; und er thut es auf sehr interessante Weise. Der Leser erinnert sich wohl noch der hochtrabenden Tiraden Friedr. Schlegels (in dessen jüngern Jahren) von dem erhaben-gleichgültigen Schweben G's über »dem Spiele der Welt« u. dgl.; was dann eine ganze Zunft vergötternder Lehrlinge nachsprach, auch wohl gelegentlich selbst zu exerciren beflissen war. Falk hing damals gleichfalls dort hinüber und ergoß sich davon gegen Herder. »Alles recht gut,« unterbrach ihn dieser. »Ob sich aber der Mensch hier in diese Region versteigen soll, wo gemalte und wirkliche Leiden ihm Eins sind, wo er aufhört Mensch, wenn auch nicht Künstler zu seyn, wo das Licht nur noch scheint, aber weder wärmt, noch erquickt; und ob diese Maxime, anerkannt, nicht zu einer allgemeinen Charakterlosigkeit führen würde: das ist doch eine andere Frage« 2c. 2c. »Spiel und immer nur Spiel! Sophokles ist kein Spielmann gewesen; Aeschylus noch weniger. Das sind Alles Erfindungen neuer Zeit, die wenig oder nichts taugen. David sang Hymnen, kühner als Pindar, und nebenbey regierte er ein Königreich. Was regiert Ihr?« 2c. 2c. Da Goethe nach seiner Weise auch jenes phantastische Wesen gelassen gewähren ließ, so ward er selbst von Freunden, wie Herder, Jakobi u. A., verkannt. Sie wollten überhaupt ihn meistens anders haben, als er ungefähr seit Beginn der zweyten Hälfte seines Lebens sich zeigte. Wir können hinzusetzen: Auch der Herzog war unter diesen. Es schmerzte G.'n: aber er ließ auch dies gelassen hingehen. Nur bey Herder ging es allgemach in ein offenes Mißverhältniß über, wo man sich gegenseitig nicht mehr aufsuchte und vielmehr vermied. Eben dies wird von F. sehr gut dargestellt und erläutert. Er hätte aber auch noch hinzusetzen können, daß G. dessen ungeachtet gegen den großen, edlen Gegner lebenslang dieselbe Gesinnung, ja selbst über dessen Hauptwerke (vor allem über die »Ge-

schichte der Menschheit«) dasselbe Urtheil — nicht etwa nur fest-hielt, sondern auch laut und eifernd aussprach, wie in früherer Zeit. Wir können dies verbürgen. Nur das scharf-grämelnde, abstoßende, auch wohl störrigharte Wesen, das Herder'n in späten Lebensjahren nicht selten übernahm: nur das war ihm gänzlich zuwider. Eben so aber auch dem Herzog, Schiller'n und andern höchst bedeutenden Männern. — 8) G. und Wieland. Das Bedeutendste ist G.'s vortreffliche Kritik oder vielmehr Charakteristik Wielands, des Dichters, und — so weit das zur Verdeutlichung dabey nöthig war — auch des Menschen. G. will die frühern und die spätern Urtheile über W., die, wie bekannt, von einander so sehr weit abweichen, nicht sowohl vermitteln; denn da sie von entgegengesetzten Punkten ausgingen, die ja nie zusammen kommen können, hätte dies zu einer Halbheit geführt, die seine Sache nicht im Geringsten war: er will ein Anderes; er führt jedes dieser Urtheile auf seinen Ausgangspunkt zurück, würdigt es, diesen im Auge — wodurch es besonders auch der Alles übertreibenden Verallgemeinerung enthoben und in die ihm zukommenden Gränzen eingeschränkt wird; so stellt er ein Jedes an seinen Ort, sich selbst aber, wie voraus-zusehen war, weit mehr dem früheren, als dem späteren Urtheile anschließend. Die Prophezeyung, die dabey ausgesprochen wird, (S. 158, unten), scheint sich wirklich jetzt schon zu erfüllen. Ueber die nähern, in mancher Hinsicht ganz besondern Verhältnisse zwischen beyden großen Männern im Leben erwartet man vergebens, Etwas von Falk zu vernehmen. — 9) G. und der König Ludwig von Holland. (Nämlich Ludwig Bonaparte.) Sie trafen 1810 in Töplitz zusammen und wohnten in Einem Hause, nur durch die Thür eines Schlafzimmers getrennt. G.'s Schilderung dieses milden, höchst gütigen Charakters, den alles Ungerechte, Ungesetzmäßige, Unbarmherzige tief verletzte, und so Manches, was auf Veranlassung dieser Schilderung mitberührt wird, ist angemein anziehend, muß aber im Zusammenhange gelesen werden, und spiegelt zugleich den Schildernden selbst in all' seiner Liebenswürdigkeit zurück. — 10) Goethe und Kotzebue. Ein ganz unparteyisches Urtheil des Ersten über den Zweyten, das jetzt wohl jeder Leser dafür erkennen wird und von dem anzumerken genügen mag: Wer ist — nämlich mit Einsicht und Vernunft — über K. laut geworden und hat seinen Talenten so viel Günstiges nachgerühmt, als eben G., dem doch Er das Leben sauer zu machen sich so beharrlich hat angelegen seyn lassen? — Hierauf folgt die Geschichte einer curiosen, etwas kleinlichen, literarisch-künstlerisch-gesellschaftlich-freund-feindlichen Intrigue. Sie ist

lebhaft und gewandt, aber auch mit solchem Wortüberfluß, mit solchem Genuß am Ausmalen der geringsten Nebenumstände und solchen artigen Phrasen nach Links und Rechts vorgetragen, daß man glauben könnte, ein Frauenzimmer habe sie geschrieben. Aber es ist nur der gute Falk im Schreiben hier einmal in die Eigenheit verfallen, in die er im Leben oftmals verfiel: übermannte ihn die Redefluth, so war kein Aufhalten, viel weniger ein Aufhören, bis auch das Letzte heraus war. Die Geschichte lieset sich übrigens flink weg: nur ist sie mit zwey und zwanzig Blattseiten zu theuer erkauft und schließt ein sonst so ernst vorschreitendes Ganze viel zu leichtfüßig.

Das Buch enthält noch zwey Anhänge: einen kurzen und einen langen. Der kurze gibt uns den »Brief eines sechzehnjährigen Jünglings, als er Goethe'n zum ersten Male gesehen.« Gesehen, nicht gesprochen: aus einem Versteck in des Nachbars Garten gesehen und möglichst genau beobachtet. Der Lauscher zeigt jugendlich-eifrigen Enthusiasmus und jugendlich-gesunde Augen. Der zweyte Anhang bringt: »Ueber G.'s Faust;« Fragment eines Commentars, der mehrere Hauptpunkte der Dichtung zu erläutern bestimmt ist. Daß er diese Bestimmung erreiche, hat F. sich ernstlich angelegen seyn lassen. Am vorzüglichsten ist ihm, unserm Urtheile nach, gelungen, was er zur Entwickelung des Charakters des Faust selbst beybringt: am wenigsten — wo er sich abmühet mit dem phantastischen Wesen, z. B. dem Pudel, den Scenen im Keller und in der Hölle, mit alle dem, was G. einmal dem Ref. bezeichnete, als »toll gewordenen Unsinn.« Wir empfehlen diesen Commentar denen, die seiner bedürfen; und auch die seiner eigentlich nicht bedürfen, werden manche Bemerkungen, auf welche sie nicht gekommen, scharfsinnig und treffend finden.

2. Die zweyte der angeführten Schriften macht keine Ansprüche, außer, ein möglichst vollständiger und genauer Bericht über das zu seyn, was der Titel angibt. Der Verf. (wie wir erfahren, Lehrer am Gymnasio zu Weimar) wendete sich über Alles, was er nicht selbst unmittelbar vor Augen hatte, an die, G.'n am nächsten stehenden Personen und wurde von diesem auf's bereitwilligste unterstützt, selbst z. B. mit den Originalien des letzten Schriftlichen G.'s; wovon schon die Vorrede ein kleines, aber wahrhaft merkwürdiges Actenstück mittheilt. Da das kleine Buch baldigst nach G.'s Tode zunächst seinen »näheren Freunden« geboten und vielleicht sein Anfang schon gedruckt wurde, ehe sein Schluß geschrieben war: so wird man dem Verf. nicht zu hoch anrechnen, wenn das Verhältniß der Theile zum Ganzen nicht überall genau genug beobachtet, die Sprache, obschon über-

all anständig und gebildet, doch nicht durchgehends sich selbst gleich ist u. dgl. m. Der vorhandene Stoff ist unter folgende Rubriken gebracht.

Goethe's letzte literarische Thätigkeit und sein Scheiden. Nach allgemeiner Einleitung, ein Bild von G.'s täglicher Lebensweise und Thätigkeit bis an sein letztes Erkranken. Letzte historische Beschäftigungen. (Sehr gegründet ist hierbey die Bemerkung, daß G.'n in der Geschichte nicht sowohl die Ereignisse interessirt hätten, als vielmehr die Charaktere, wie sie sich in der Zeit entwickelt. Er meinte, nur in diesen wäre innere Wahrheit, nicht in jenen, und am wenigsten in den für dieselben aufgestellten Ursachen. Ref. hat ihn oft bey sogenannten pragmatisch-historischen Darstellungen aus alter oder neuer Zeit nach seiner halb ernst- halb scherzhaften Weise einmal über das andere in jener Hinsicht einschalten hören: »Meint der Mann!« In solcher Beziehung nannte er die ganze Geschichte — die geschriebene — »einen großen Euphemismus,« und fand die, der letzten Jahre, nur von massenhaftem, aber überaus unerquicklichem Interesse.) Letzte naturhistorische, politisch-historische, philologische Beschäftigungen. (Bey letztern dürften vorzüglich seine Aeußerungen über Euripides nicht Wenigen unerwartet seyn.) Letzte poetische Erzeugnisse: Faust's zweyter Theil und Abschluß, »Aus meinem Leben,« vierter Band, und mehrere kleine Gedichtchen, worin der Dichter seine Naturempfindungen und seine stille Zufriedenheit in letzter Zeit ausspricht, sind sämmtlich — wenn auch jene ersten nach frühern Vorarbeiten — in den letzten zwey Jahren seines Lebens entstanden: der gesammte literarische Nachlaß aber, wie er ihn testamentarisch für den Druck bestimmt hat, wird — und zwar mit Ausschluß des höchst merkwürdigen Briefwechsels mit Zelter — nicht weniger als funfzehn Bändchen der neuesten Ausgabe der Werke anfüllen. Von jenen Gedichtchen möge eines, das noch nicht bekannt, hier eingeschaltet werden:

Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge sehnlich sieht,
Nachts das Uebermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht:
Alle Tage, alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Loos;
Denkt er ewig sich in's Rechte,
Ist er ewig schön und groß.

Endlich: künstlerische Beschäftigungen. (Hier ist besonders anziehend der vollständig mitgetheilte Brief des Architekten Zahn aus Neapel über das nach G.'s Namen genannte Haus des verschütteten Pompeji das man eben an seinem Geburtstage 1830 auszugraben anfing und das hernach zu Aller Freude als

das schönste der bisher ausgegrabenen befunden ward. Ref. ist unterrichtet, daß Hr. Zahn sogleich nach seiner Rückkehr aus Aegypten, Griechenland ꝛc. ꝛc. eine Beschreibung dieser Casa di Goethe mit Zeichnungen all seines Aeußern und Innern bekannt machen wird. — Artig ist auch der umständliche Bericht über die Entstehung des G.'schen Portraits von Schwertgeburt, das wir so eben, indem wir dies schreiben, zugesandt bekommen. Wir müssen darüber auf das Büchlein verweisen und können hier nur hinzusetzen: der würdevolle, heitere Greisenkopf ist von sprechender Naturwahrheit und mache geneigt, Einiges im Beywerk, das weit minder gelungen ist, zu übersehen. Uebrigens ist das Ganze in der werthvollesten Art der Kupferstecherey, der Linienmanier, ausgeführt.) Jetzt folgt die, mit größtem Recht ganz ausführliche Geschichte der Krankheit G.'s, von Stunde zu Stunde; will man anders die, von leichter Erkältung veranlaßte, stufenweise aber schnelle Abnahme aller Lebenskräfte, ohne Schmerz, ohne Bekümmerniß, bey vollem Bewußtseyn, zufriedener, liebreicher Stimmung und gelassener, getroster Hingebung, Krankheit nennen, und dann ein leises Entschwinden des Lebens, Tod. Ueber die Hauptmomente sind unsre Leser schon durch öffentliche Blätter unterrichtet: sie werden gewiß aber in dieser ruhigen, angemessenen Zusammenstellung von Augenzeugen es gern noch einmal an sich vorübergehen lassen. — G.'s Verhältnisse nach Außen. Der Verf. geht übersichtlich bis auf die Zeit des ersten Auftretens G.'s vor dem Publicum zurück und schreitet fort bis zum letzten Lebenstage. Es ist das ausgeführteste aller Kapitel und, wie es scheint, mit besonderer Vorliebe geschrieben. Man findet, neben mehrerm schon früher Bekannten, auch nicht Weniges, was noch nicht, oder nur halb und halb, flüchtig, zum Theil unrichtig, vor das Publicum gebracht worden ist. Wir sagen dem Verf. und denen, welche ihn unterstützt haben, unsern Dank für die nicht seltenen, als Actenstücke wörtlich mitgetheilten Papiere größtentheils hochverdienter Personen, aus fast allen Nationen Europa's. Eines einzigen kleinen Ereignisses möge hier gedacht werden, weil es, wenn auch schon früher erwähnt, nun genau nachgewiesen worden und in der gesammten Geschichte der Poesie und Literatur der Völker wohl nur dies eine Mal vorgekommen ist. G. beschäftigte sich im Anfange des Jahres 1831, gewisse frühe Schriften auszuwählen, zu ordnen u. dgl. Da gerieth ihm ein Blatt aus seiner Studentenzeit auf der Leipziger Universität vom Jahre 1771 in die Hände. Die nachher so berühmt gewordene Sängerinn, Mara, die noch jetzt in Liefland lebt, hatte damals im dortigen Concert in Metastasio's und Hasse's Oratorium, Sta Elena al Calvario, die Zuhörer

und darunter auch G.'n entzückt, so daß dieser nicht unterlassen konnte, ihr seinen Dank in einem Gedichtchen auszudrücken. Jetzt nun, nach sechzig Jahren, sandte er ihr zu ihrem zwey und achtzigsten Geburtstage (dem 23sten Februar 1831) jenes Gedichtchen und schrieb ein neues dazu. Hier sind sie beyde:

1771.

Klarster Stimme, froh an Sinn,
Reinster Jugendgabe,
Zogst du mit der Kaiserin
Nach dem heilgen Grabe.
Dort, wo Alles wohlgelang,
Unter die Beglückten
Riß dein herrschender Gesang
Mich, den Hochentzückten.

1831.

Sangreich war dein Ehrenweg,
Jede Brust erweiternd:
Sang auch ich, auf Pfad und Steg
Müh' und Schritt erheiternd.
Nah dem Ziele, denk' ich heut
Jener Zeit, der süßen:
Fühle mit, wie michs erfreut,
Segnend dich zu grüßen.

Eine und dieselbe Frau von einem und demselben Dichter vor sechzig Jahren und nach sechzig Jahren in froher Begeisterung besungen: sollte das noch jemals vorgekommen seyn? — Es folgt: G.'s Bestattungsfeyerlichkeit, den 26sten März. Bekanntlich war sie die würdevolleste, die je einem deutschen Dichter und Gelehrten veranstaltet worden ist. Wie ihn selbst, so ehrte sie sein hohes Fürstenhaus und die andern handelnd Theilnehmenden. Schöner konnten — um — nur Eines anzuführen — die Inschriften nimmermehr gewählt werden, als bey der Ausstellung des lorbeergekränzten Leichnams, aus »Hermann und Dorothea«:

Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen:
Jenen drängt es in's Leben zurück und lehret ihn handeln;
Diesem stärkt es zu künftigem Heil in Trübsal die Hoffnung:
Beyden wird zum Leben der Tod —

und auf dem Sarge, worin er, wie sein Freund Schiller, in Einer Gruft mit seinem Fürsten ruht, gar nichts, außer: Goethe. — G.'s Todtenfeyer im Theater zu Weimar macht den Beschluß. So wie sie hier beschrieben wird, mußte sie, und eben nach der Darstellung des Tasso, von großer und eben der erwünschtesten Wirkung seyn. —

Wie wir diese unsere Anzeige mit Worten eines der geehrte-

sten Denker Deutschlands eingeleitet haben, so wollen wir sie mit Worten eines zweyten beschließen *). »Das Bemühen, auf die Geistesthätigkeit seiner Zeitgenossen einzuwirken, war ihm (Goethe'n) besonders eigenthümlich; ja, man kann mit gleicher Wahrheit hinzusetzen, daß er ohne alle Absicht, gleichsam unbewußt, bloß durch sein Daseyn und sein Wirken in sich den mächtigen Einfluß darauf ausübte, der ihn vorzugsweise auszeichnet. Es ist dies noch verschieden von seinem geistigen Schaffen als Denker und Dichter; es liegt in seiner großen und einzigen Persönlichkeit. Dies fühlen wir an dem Schmerze selbst, den wir um ihn empfinden. Wir betrauern in ihm nicht bloß den Schöpfer so vieler Meisterwerke jeder Gattung; nicht bloß den Forscher, der das Gebiet mehrerer Wissenschaften erweiterte und ihnen durch tiefe Blicke in ihre innerste Natur neue Bahnen vorzeichnete; nicht bloß den immer theilnehmenden Beförderer jedes auf Geistesbildung gerichteten Bestrebens. Es ist uns neben und außer diesem allen, als wäre uns bloß dadurch, daß er nicht mehr unter uns weilt, etwas in unsern innersten Gedanken und Empfindungen, und gerade in ihrer erhebendsten Verknüpfung, genommen. Indem wir aber dies schmerzlich empfinden, belebt uns zugleich wieder die Ueberzeugung, daß er in seine Zeit und seine Nation Keime gelegt hat, die sich den künftigen Geschlechtern mittheilen und sich lange noch fortentwickeln werden, wenn auch schon die Sprache seiner Schriften zu veralten beginnen sollte.«

v. L.

Art. IX. Die Erscheinungen und Gesetze des organischen Lebens. Von G. R. Treviranus. Erste Abtheilung des zweiten Bandes. Bremen 1832, bey J. G. Heyse.

Wir haben bereits in dem 57sten Bande dieser Jahrbücher den ersten Theil dieses trefflichen Werkes angezeigt und freuen uns, ihn so bald von dem zweyten Theile gefolgt zu sehen. Die gegenwärtige erste Abtheilung dieses zweyten Bandes enthält drey Bücher, nämlich das achte Buch des ganzen Werkes, über das allgemeine Verhältniß des Nervensystemes zum physischen Leben; das neunte, über die äußeren Sinne und das zehnte, über das Verhältniß des geistigen Lebens zum körperlichen in der Sinnenwelt.

Die Nerven, die ausschließend den Thieren oder den Geschöpfen mit Bewußtseyn ihrer selbst angehören, sind Stränge,

*) Wilhelm von Humboldt, in den gedruckten »Verhandlungen der am 1sten May 1832 gehaltenen Versammlung des Vereins der Kunstfreunde des preußischen Staats.« Berlin.

die von Centralorganen, bey den höheren Thieren vom Gehirn und Rückenmark ausgehen, sich bei ihrem Fortgange verzweigen und mit ihren äußeren Enden sich in der Substanz der übrigen Theile des Körpers verlieren. Sie bestehen aus häutigen Scheiden, mit dem sogenannten Nervenmark gefüllt. Dieses Mark zeigt uns längs laufende, parallele Streifen, in deren Zwischenräumen sich unregelmäßige Querstreifen, oder auch ganze Reihen von Kügelchen finden. Durch das Durchschneiden oder Unterbinden des Nerven wird das zu ihm gehörige Bewegungs- oder Auffassungsorgan der äußeren Eindrücke gelähmt. Alle Theile des thierischen Körpers scheinen eines beständigen, vom Gehirn und Rückenmark ausgehenden Nerveneinflusses zu bedürfen. Das Athemholen und der Blutumlauf stehen besonders unter dem Einflusse des Rückenmarks, von dem so viele Nerven ausgehen. Eine andere Herrschaft der Nerven über einzelne Theile des Körpers zeigt sich bey der Schamröthe, beim Anschwellen der Geschlechtstheile, der Brustwarzen, des Kammes der Hähne und bey anderen Turgescenzen. Durchschneidung des Gehirnes oder des Rückenmarks hat den Tod des Thieres zur Folge, und darauf tritt die Erkaltung der Leiche desto schneller ein, je näher der Schnitt an dem verlängerten Mark angebracht wurde.

Das Nervensystem hat eine dreyfache Wirkung auf den übrigen Körper, indem es 1) den Lauf und 2) die Mischung des Blutes beherrscht und endlich 3) Erregungsmittel für die meisten Lebenserscheinungen ist. — Bey den bereits erwähnten Anschwellungen einzelner Theile des Körpers kann die Ursache nicht bloß, wie manche glauben, in dem größeren Zuflusse des Blutes nach diesen Theilen gesucht worden: die Nerven müssen vielmehr unmittelbar auf das Blut einwirken und dasselbe ausdehnen. Ohne diese Ausdehnung ließe sich nicht der Turgor erklären, den alles Lebende in jedem Theile vor dem Todten voraus hat. Denn die Masse des Blutes ist in dem todten Körper noch dieselbe, wie in dem lebenden. Der aufhörende Umtrieb des Blutes könnte wohl in einigen Theilen des Körpers ein Einsinken veranlassen, aber dann müßte er auch in anderen Theilen einen Turgor verursachen.

Eine unmittelbare Einwirkung der Nerven auf die thierische Wärme ist noch durchaus unerwiesen, eben so auf das phosphorescirende Leuchten mancher Thiere. Manche Physiologen wollen eine unmittelbare bewegende Ursache der Nerven auf das Blut annehmen, allein dazu wird man durch keine unzweifelhafte Beobachtung berechtiget.

Wenn gleich die Nerven als Vermittler des organischen Lebens zu betrachten sind, so geschieht der Anfang der Bildung

der organischen Körper nicht mit dem Nervensysteme, sondern die Rudimente des letztern zeigen sich erst, wenn die Bildung des Körpers schon bis auf eine gewisse Stufe vorgerückt ist. Uebrigens sind die Nerven des bewußten und des unbewußten Lebens in demselben Thiere wohl zu unterscheiden, welche letztere zu den Organen gehören, die von der Willkür des Thieres unabhängig und die bey den Thieren der niedrigsten Organisation am wenigsten ausgebildet sind. Zu dem Nervensystem des unbewußten Lebens gehört vorzüglich der sympathische Nerve mit seinen Verzweigungen; zu dem des bewußten Lebens aber das Gehirn und das Rückenmark. Zwischen ihnen liegen diejenigen Nerven, welche wenigstens zum Theil von äußerer Willkür abhängen, obschon sie im gewöhnlichen Zustande ohne Bewußtseyn sich zu äußern pflegen, wie die Organe des Athemholens, das vordere und hintere Ende des Nahrungskanals und die Werkzeuge der Excretionen und der Zeugung. Der sympathische Nerve wird einfacher, je tiefer die Organisation des Thieres steht. Er ist bey den Fischen und Amphibien schon viel beschränkter, als bey den Vögeln und Landthieren. Bey den wirbellosen Thieren scheint er ganz zu verschwinden. Immer aber scheint ein Wirken des geistigen Princips auf die Organe des unbewußten Lebens zu der Zeit, wo die Seele nicht in der Sinnenwelt lebt, also zur Zeit des Schlafes, zu bestehen. Im Zustande des Wachens vertritt ein automatisches Wirken der Nerven jener Organe die Stelle des unmittelbaren geistigen Einflusses. Je weniger das Wachen vom Schlafe verschieden, je dunkler das Leben in der Sinnenwelt ist, desto unmittelbarer ist dieser Einfluß. Daher z. B. die geringe Entwicklung der Nerven der Ernährungswerkzeuge bey den niederen Thieren und das gänzliche Verschwinden derselben bey den Pflanzen.

Obschon aber die Seele im bewußten Leben durch die Nerven Eindrücke von außen empfängt, so ist doch ihr Sitz keinesweges auf irgend einen Mittelpunkt des Nervensystems beschränkt. Sie empfindet durch die Nerven ohne Zuthun des Willens. Allein bestimmte Empfindungen erhält sie nur mittels eines willkürlichen Wirkens auf die Nerven. Die Seele übersendet aber hierbey nicht ihre Befehle, sie ist nicht der Spinne ähnlich, die von der Mitte ihres Gewebes die einzelnen Fäden aufspannt, sondern dem Bogen, der die beyden Pole der Voltaischen Saule verbindet.

Ueber viele körperliche Verrichtungen scheint der Wille keine Macht auszuüben, wie über die Absonderung der Galle, des pancreatischen Saftes, über die Bewegung des Herzens u. s. Doch findet man, obwohl selten, auch hier merkwürdige Ausnahmen. So

erzählt Reid von einem Manne, der Athemholen, Herzschlag und Puls so sehr aussetzen konnte, daß er ganz einem Todten glich Er machte den Versuch sehr gern, aber verlor doch dabey endlich wirklich das Leben, indem er einige Stunden nach demselben starb, ohne daß man eine andere Ursache entdecken konnte. Nach Regnièr de Graaf soll es Menschen geben, welche die Testikeln durch den Cremaster willkürlich zurückziehen und wieder herablassen können. Weber hat an sich selbst das Vermögen entdeckt, die Pupille des einen Auges willkürlich zu erweitern und zu verengern, daß ihm derselbe Gegenstand bald deutlich, bald undeutlich erschien.

Der sympathische Nerven steht den Wirkungen vor, welche im bewußten Leben Statt haben. Aber es gibt kein Organ der willkürlichen Bewegung, das durch ihn von dem Willen in Thätigkeit gesetzt würde, auch das Athemholen nicht ausgenommen. — Nicht bloß Bewegungen des Körpers, sondern auch Empfindungen des Geistes kann man sich angewöhnen und zur Fertigkeit bringen. Manche consensuelle und sympathische Erscheinungen lassen sich auf eine wahrscheinliche Art aus Nerventhätigkeit erklären. Es gibt aber auch gleichzeitige Wirkungen von solchen Nerven, zwischen welchen gar keine Verbindung Statt hat. So wirkt der innere gerade Augenmuskel des einen Auges immer gemeinschaftlich mit dem äußeren geraden des anderen, obschon beyde einen ganz verschiedenen Ursprung und keine Verbindung durch Nerven haben. Weiter sind die Nerven des unbewußten Lebens weicher als die andern, und von grauer oder röthlicher Farbe, während die Nerven des bewußten Lebens alle weiß sind. Jene theilen sich nicht, wie diese, in primitive Bündel, und kommen daher hierin mit den sämmtlichen Nerven der wirbellosen Thiere überein. Ueber die Reizbarkeit der Nerven für verschiedene Einwirkungen, über ihren Zusammenhang mit den Ganglien, über Verletzungen derselben sind mehrere interessante Fälle S. 28 u. f. zusammengestellt. Ueberhaupt soll jeder Nerve eine Empfänglichkeit für Reize eigener Art haben. Eben so auch der sympathische Nerve, der mit dem geistigen Leben in so naher Verbindung steht, obschon er im Zustande des gesunden Wachens weder vom Willen beherrscht wird, noch Eindrücke zum Bewußtseyn bringen kann. Ihm scheint die Seele im Wachen eine andere Seite, als im Schlafe zuzuwenden.

Im Allgemeinen wird man immer von der Gegenwart der Ganglien auf willkürliche und automatische Bewegungen schließen, aber die Gränzen beyder sind nicht bey allen Thierarten dieselben. Bey den gegliederten, wirbellosen Thieren ist die Thätigkeit dieser Organe mehr automatisch, als bey den höheren Thie-

ren. Da bey jenen eigene, von keinen Ganglien unterbrochene Hirnnerven zu den Arterien laufen, so kann z. B. bey ihnen der, auf den höheren Stufen des Thierreichs der Willkür entzogene Umlauf des Blutes dem Einflusse des Willens unterworfen seyn. Die Wirkungen des Nervensystems können daher in zwey große Klassen eingetheilt werden: in ein esoterisches und exoterisches Wirken. Dem ersten steht der sympathische Nerve vor und die übrigen Nerven nehmen hieran nur so fern Theil, als sie mit ihm vereinigt sind. Die zweyten sind verschieden in ihren Functionen und theilen sich gegenseitig durch die Verbindungen, worin sie mit einander stehen, ihre Eigenschaften mit, und sind theils Empfindungs- theils Bewegungsnerven.

In Betreff der Rückenmarksnerven hat man geglaubt, daß die hinteren Wurzeln derselben Empfindungen, die vordern aber Bewegungen hervorbringen. Allein dieß ist noch nicht bewiesen. Der Verf. gibt hier S. 40 seine eigenen Beobachtungen über diesen Gegenstand umständlich, und endet damit, daß der Schluß aus allen bisherigen Beobachtungen über die Empfindlichkeit einzelner Nerven noch ganz unsicher sey. Die Functionen der einzelnen Nerven sind ohne Zweifel verschieden, aber dabey muß doch in ihnen die Anlage vorhanden seyn, einer des andern Stelle zu ersetzen und sich gleichsam in Bewegung und Empfindung unter einander zu theilen. Vielleicht geht dem Empfindungsnerven nur darum die Bewegung ab, weil jene sich nicht zu Muskeln hinbewegen. Es gibt Thiere, die sehr empfindlich für das Licht sind, ohne Augen zu besitzen. Man hat Fälle beobachtet, wo nach dem Verlust der Glans des männlichen Veretrum der übrige Stumpf die Empfindlichkeit der Glans erhielt. Auch das Volumen der Nerven steht mit ihrer Empfindbarkeit in Verbindung, aber in welcher? So besitzen die geflügelten Insecten in der Regel sehr dicke Nerven der Augen, mit denen sie wohl ein weites Gesichtsfeld überschauen, aber nicht die verschiedenen Formen der Gegenstände unterscheiden können. Ist das gewiß?

Was immer den Nerven zur Thätigkeit aufregt — sobald er aufgeregt wird, erfolgt ein Zufluß des Blutes zu ihm, zu dem äußeren Ende desselben, auf welches sich dann die Thätigkeit der Seele richtet. So treibt angestrengtes Sehen das Blut nach den Augen, macht sie anschwellen und erhitzt dadurch die Reizbarkeit der Nerven. Diesen Einfluß des Blutes äußern in noch höherem Grade solche Vorstellungen, die Thätigkeit des Willens veranlassen, die sich auf sinnliche Triebe beziehen, und die überhaupt Ursachen von Leidenschaften sind; doch gibt es auch hier, wie überall, bestimmte Gränzen. Bey länger fortgesetzter Aufmerksamkeit tritt endlich in den gespannten Nerven Unempfind-

lichkeit ein, und bey längerer Dauer des sinnlichen Triebes erschlafft die Turgescenz der ihn äußernden Theile um so eher, je heftiger der Trieb ist. Auch ist bey der erhöhten Thätigkeit des einen Nerven die der andern gewöhnlich supprimirt. Wenn das Auge einen Gegenstand recht scharf beobachtet, versagt das Gehör seinen Dienst. Daher der Unterschied, den in neueren Zeiten die Astronomen in ihren Beobachtungen der Durchgänge der Sterne an den Fäden ihrer Fernröhre bemerkt haben. Daher mehrere Thiere während der Paarungszeit keine Nahrung zu sich nehmen.

Viele äußeren Einwirkungen auf den Körper gelangen zu diesen, nicht durch die Nerven, sondern nur durch das Blut. So z. B. wirken die meisten Gifte nicht, wenn bloß der entblößte Nerve damit bestrichen wird. Die Zufälle von Vergiftung treten immer erst nach dem Einfluß des Giftes auf das Blut ein. Wunderbar ist dabey die Aehnlichkeit dieser Wirkungen mit einzelnen Trieben und Leidenschaften. Die rothe Digitalis wirkt wie der Kummer auf das Blut; die falsche Angustura wie die Angst auf das Athemholen; das Opium wie die übermäßige Freude auf das Gehirn; alle drastischen Gifte wie die Furcht auf den Darmkanal, und endlich die Vanille wie der Geschlechtstrieb auf die Organe der Zeugung.

In dem nun folgenden neunten Buche geht der Verf. die fünf gewöhnlich sogenannten äußeren Sinne durch. Den speciellen Betrachtungen derselben gehen einige allgemeine Bemerkungen voraus, von welchen wir nur die vorzüglichsten hier kurz anführen wollen. — Die Vollkommenheit der Sinne steigt im Allgemeinen von den niedersten Thieren bis zum Menschen. Mit der größeren Vollkommenheit jedes Sinnes ist immer ein höherer Grad von Ausbildung der ihm angehörigen Nerven verbunden. Dieser höhere Grad gibt sich nicht durch vermehrtes Volum der Nervenmasse, sondern dadurch zu erkennen, daß mehrere verschiedene Nerven sich in den Organen des Sinnes verbreiten. Es ist Gesetz für alle Wirbelthiere, daß ihre Sinneswerkzeuge, die des Gefühls ausgenommen, außer den eigenen Nerven, die zu den Muskeln derselben gehen, zwey besondere Nerven für die Aufnahme der Sinneseindrücke besitzen, welche letztere die wirbellosen Thiere nicht haben.

Jeder Sinn wirkt ungemein schnell, besonders der des Gesichts und des Gehörs, dessen Eindrücke urplötzlich von den äußersten Enden der Nerven zu dem Sensorium gelangen. Doch wird auch hier eine gewisse, wenn gleich sehr kurze Zeit, zur Fortpflanzung des Eindrucks erforderlich seyn, wie der feurige Kreis einer umgeschwungenen glühenden Kohle zeigt.

Der Gefühlssinn äußert sich vorzüglich bey dem Ein-

drucke der äußeren Temperatur auf den thierischen Körper. Aber nicht bloß die Thermometerwärme, sondern auch die Verschiedenheit der Leitungsfähigkeit äußerer Körper wirkt auf das Gefühl. So kann die Luft bey derselben Temperatur Wärme oder Kälte erregen, wenn sie trocken oder feucht, wenn sie ruhig oder von Winden bewegt ist. Daher vielleicht die brennende Hitze in den Faulfiebern. Auch hängt die Reizbarkeit des Gefühls für die Temperatur ungemein von der Stimmung des Nervensystems ab. Innere Veränderungen bringen oft Frost oder Hitze hervor ohne alle äußere Veränderung der Temperatur. Bestimmte Organe für diesen Sinn gibt es nicht, wenn wir nicht den schwarzen Fächer der Vögelaugen u. dgl. dahin rechnen wollen. Für das Licht überhaupt aber sind alle Hautnerven empfindlich. Die Armpolypen, die Asterien und mehrere andere Zoophyten gehen dem Lichte nach; die Medusen und Regenwürmer fliehen es, obgleich weder die einen, noch die anderen Augen besitzen. Lyonet fand, daß von einer Naidenart selbst Stücke ohne Kopf gleich in Unruhe geriethen, wenn sie des Nachts auch nur von dem Schein einer Kerze getroffen wurden. Merkwürdig ist noch der stufenweise Uebergang bey den verschiedenen Thieren bis zu den wirklichen Augen. Bey einigen Limax- und Helix-Arten tragen die Fühlhörner wirkliche, mit einer Hornhaut und Linse versehene Augen. Bey den Arions-Arten aber breitet sich der Sehnerve bloß zerästelt unter einer eigenen schwarzen Haut aus.

Die Wirkungen der Luftschwingungen bilden gleichsam die Basis des Gehörsinnes. Viele Thiere vernehmen jene Schwingungen, ohne einen eigentlichen Gehörsinn zu besitzen. Die Vibrationen fester Körper werden von ganz tauben Menschen oft sehr lebhaft durch die Hautnerven gefühlt. Viele Wasserthiere, wie die Rochen und Hayen, haben, nebst ihren eigentlichen Ohren, noch besondere Organe, durch welche sie die Undulationen des Wassers empfinden, die zu langsam vor sich gehen, um auf das Gehör wirken zu können. Die Zoophyten, Anneliden und Mollusken, deren äußere Umgebung jene Einwirkung des Mediums, in dem sie sich bewegen, verhindert, haben eigene Fühlfäden, wodurch sie jenen Mangel ersetzen. Die Cirren mancher Fische, wie der Störe, sind mit äußerst zarten Säumen besetzt, die schon von den leichtesten Strömungen des Wassers erschüttert werden müssen. Der Kabliau hat Tastfäden zwischen den Zähnen und Lippen, die ihn selbst ohne Sehvermögen, bey den meisten seiner Handlungen leiten, da Couch ein solches Thier sah, das sehr groß und wohlgenährt war, obschon ihm beyde Augäpfel fehlten. Die langen Haare vieler Insecten werden zu ähnlichen Zwecken dienen. Wie empfindsam für diese Undulationen

der Luft, von benachbarten festen Gegenständen durch Repercussion entstanden, müssen wohl die Fledermäuse seyn, da sie bebekanntlich, selbst geblendet und mit verstopften Ohren beym Fliegen im Finstern doch den ihnen entgegenstehenden Gegenständen so gut ausweichen.

Die eigentlichen Tastorgane wirken durch eine Art von Sondiren, so die Fühlhörner der Zoophyten, die Palpen der Insecten, der nervenreiche Schnabel der Aenten, die Zunge der meisten Thiere. Diese Organe befinden sich meistens am Kopfe, aber auch zuweilen an anderen Theilen, z. B. bey den Insecten häufig am After: die Ichneumoniden haben Antennen, die Pimpla manifestator eigene Fühlhörner, mit welchen sie die Oerter betastet, wo sie Larven wittert, in welche sie ihre Eyer absetzen kann. Manche Thiere messen auch, durch Ausstreckung und Einziehung ihrer Tastorgane, die Entfernung der Dinge, die sie erhaschen wollen. Die Fühlhörner des Cerascopus marginatus, einer Wanzenart auf Madera, werden von diesen Thieren gebraucht, um die Beute zu betasten und ihren Abstand zu messen. Ohne diese vorläufige Messung unternimmt diese Wanze keinen Fang, ungeachtet sie neben den Fühlhörnern auch Augen hat. Sind ihr jene verstümmelt, so ist sie unfähig zum Fange und stirbt vor Hunger. — Es gibt aber auch Tastwerkzeuge, die den ganzen Umfang der zu erhaschenden Beute betasten und in allen ihren Punkten empfindlich sind. Dazu gehören die Fangarme der Polypen und Sepien und der ganze Körper mancher Schlange. Auf ähnliche Art wirken die weichen Ballen unter den Fußsohlen vieler Insecten und die Blätter an dem Ende der Fühlhörner der Scarabäen. Die vorzüglichsten Werkzeuge zur genauen Bestimmung der Gestalt der Körper mittels des Tastens sind die Hände des Menschen und des Affen, die zugleich von der Schwere des Körpers einen Begriff zu geben im Stande sind, einen Begriff, der den meisten Thieren zu fehlen scheint. Doch haben die Spinnen in ihren langen, vielgliedrigen Beinen vielleicht ein feines Gefühl für die Schwere, da sie, wenn ihrem Netze ein unterer Befestigungspunkt fehlt, es durch einen kleinen Stein gespannt erhalten, den sie an dem untersten Faden in der Luft schweben lassen.

Zur Untersuchung der Oberfläche der Körper dienen den Thieren besonders die Papillen oder Nervenwärzchen. Bey der Hand des Menschen sind sie sehr ausgebildet, aber vielleicht bey manchen Affenarten noch mehr. So sollen alte Cay's ihren Herrn oder Aufwärter sogleich, auch in der dunkelsten Nacht erkennen, wenn sie nur einen Augenblick sein Gesicht oder seine gewöhnliche Kleidung betastet haben. Die Insecten haben diese Papil-

len gar nicht. Für den eigentlichen Geschmack scheint nur die Zunge und der Gaumen, bey den Wirbelthieren, empfänglich, und sonst kein Theil ihres Körpers. Bey den wirbellosen Thieren aber scheint auch ihre äußere Haut dafür empfänglich zu seyn und ihr Tastsinn zugleich als Geschmacks- und Geruchssinn zu wirken.

Das Gesicht scheint nur den wenigsten Thieren ganz zu fehlen. Schon auf manchen Infusorien will man augenähnliche Dinge gesehen haben. Selbst eine Gattung Eingeweidewürmer, Polystoma integerrimum, soll, nach Baer, Augen haben. — Die Hirudo medicinalis hat sie ohne Zweifel, so wie die H. vulgaris. Viele kriechende Mollusken und Sepien tragen die Augen an den Fühlhörnern. Auch die meisten Schnecken haben Augen, so wie die Crustaceen und alle geflügelten Insecten im ausgebildeten Zustande. — Das eigentliche Sehen theilt der Verf. in zwey Arten: das dioptrische und catoptrische Sehen. Zu jenem gehört eine Linse und Netzhaut und eine dunkle Einfassung der Linse, um die dem Sehen schädlichen Strahlen abzuhalten. Aus diesen Stücken bestehen die Augen der Wirbelthiere. Das catoptrische Sehen der Insecten und Crustaceen geschieht auf andere Weise, die S. 74 erläutert wird. Die meisten dieser letztgenannten Thiere müssen nahe Gegenstände, wie hinter einem Gitter, und weiter als 15 Fuß entfernte Dinge meistens gar nicht sehen. Die Augen derselben scheinen sehr unvollkommen zu seyn, woran besonders ihre Unbeweglichkeit derselben Schuld ist. Die Augen der Wirbelthiere aber haben nebst dem großen Vorzuge ihrer Beweglichkeit auch noch mehrere andere. Sie sind z. B. für verschiedene Grade des Lichtes eingerichtet, während die am Tageslichte schwärmenden Insecten im Dämmerlichte nicht sehen. Sie sind ferner mit beweglichen Augenliedern versehen, die das Licht von dem Auge, wenn es nöthig ist, ganz abhalten können. Um nahe und ferne Gegenstände gleich deutlich sehen zu können, ist die Iris und die Linse der Wirbelthiere beweglich, bey den Fischen aber nur wenig beweglich, daher diese, wegen der geringen Durchsichtigkeit ihres Elements, nur nahe Gegenstände wahrnehmen. Was S. 85 u. f. über die Aenderungen im Innern des Auges beym Sehen der nahen und fernen Gegenstände gesagt wird, scheint doch noch mancher Berichtigung zu bedürfen. Wir wünschten, daß der Verf. schon damals das von uns früher angezeigte Werk Herschel's über das Licht« gekannt hätte, wo dann ohne Zweifel manches anders gegeben worden wäre. — Auch die Nickhaut soll zum Nahe- und Fernsehen dienen, weil ihre Krümmung, wenigstens an der äußeren Seite, verschieden seyn kann. Ohne sie könnte mit einem und demselben Auge

das Lustthier nichts unter dem Wasser und das Wasserthier nichts in der Luft deutlich erkennen. Die größten Landthiere sind zugleich die weitsichtigsten, und die größten Arten der Vögel haben kein weiteres Gesicht, als der Elephant, der Ochse, das Pferd u. s. w. Ob wohl das, was der Verf. S 93 von elliptischen und hyperbolischen Krümmungen sagt, auf Messungen beruht? Und wenn dieß nicht: worauf dann? —

Bey der Schätzung der Entfernung der Gegenstände ist vorzüglich die gleichzeitige Richtung der Achsen beyder Augen von Wichtigkeit. Die Größe des Winkels, den diese beyden Achsen mit einander machen, wird unmittelbar aus der Anstrengung empfunden, deren das Auge zu dieser Richtung bedarf. Ohne ein geistiges Wirken auf die Augenmuskeln bleiben die Achsen beyder Augen immer parallel. Für die Anstrengung, die erforderlich ist, um beyde Achsen auf denselben Punkt zu richten, müssen manche Thiere ein noch feineres Gesicht haben, als die Menschen, da z. B. die Gemsen und Fledermäuse beym Springen oder beym Herabstürzen im Fluge den nöthigen Kraftaufwand so genau zu schätzen wissen, daß sie sehr selten ihre Beute oder den Punkt verfehlen, auf welchen sie sich niederlassen wollen.[1]

Gehör, im weitesten Sinne des Wortes, haben ohne Zweifel die meisten Thiere. Eigentliche Hörorgane finden wir nur bey den Wirbelthieren. Aber auch bey jenen, wo wir es nicht finden, kann es doch nicht leicht fehlen, wenn diese Thiere durch bestimmte Töne zu bestimmten Handlungen angetrieben werden. So locket bey den Heuschrecken und Cicaden das eine Geschlecht das andere durch einen Gesang an, und bey den Bienen werden einige Individuen durch gewisse Töne der andern zu gemeinschaftlichen Handlungen aufgefordert. Ueber die vermeintlichen Gehörorgane der wirbellosen Thiere wird S. 102 ff. das Vorzüglichste, auch aus eigenen Erfahrungen, zusammengestellt. Eben so S. 106 ff. die verschiedenen Grade der Ausbildung des Gehörsinns bey den Wirbelthieren, welche letztere Darstellung, bis S. 130, uns besonders interessant und lehrreich scheint.

Manche Vögel übertreffen die Menschen an Feinheit des musikalischen Gehörs. Spix und Martius erzählen, daß sie in Brasilien einen graulich-braunen Vogel, wahrscheinlich eine Drossel, gefunden haben, der in häufigen Wiederholungen die Tonleiter von H[1] bis A[2] so regelmäßig durchging, daß auch kein einziger Ton darin fehlte. — Man behauptet häufig, daß die aus der Luft kommenden und dem Gehörorgan mitgetheilten Schwingungen sich durch die festen Theile des Kopfes bis zum Hörnerven fortpflanzen; aber die Beweise, die man dafür anführt, sind von keinem Gewicht, wie die zwey hier S. 131 angeführten

Beyspiele von Esser und Itard zeigen. Eben so ist die Spannung des Trommelfells weder zur Verstärkung, noch, wie einige sonderbar genug glaubten, zur Schwächung des Tons, sondern nur zur Hervorhebung eines einzelnen Schalls vor allen anderen bestimmt. Diese Spannung des Trommelfells und der weichen Theile des Labyrinths ist willkürlich, und ihre nächste veranlassende Ursache ist das Aufmerken auf einzelne Töne, etwa so, wie sich auch die Pupille des Auges erweitert und verengert, wenn die Aufmerksamkeit auf einen nahen oder fernen Gegenstand gerichtet ist. — Das äußere Ohr ist beynahe ausschließend nur den Säugthieren eigen. Es leistet, wenn es trichterförmig ist, die Dienste eines Hörrohrs, allein es muß offenbar noch andere Zwecke haben, da man sich sonst die Leisten, Ecken und Gänge desselben nicht erklären könnte. Es scheint daher, daß das äußere Ohr mehr ein Mittel zur Beurtheilung der Richtung des Schalles ist; da der Schall von jenen Gängen des äußeren Ohres immer anders gebrochen wird, wenn er aus verschiedenen Richtungen zu dem Ohre gelangt.

Gegenstand des Geruchs ist alles, was die athembare Luft in sich aufgelöst enthält. Viele riechbare Substanzen, wie Moschus, Castoreum u. s. sind nur in der Luft, nicht im Wasser, auflösbar, daher die Wasserthiere, wenn sie gleich in ihre Respirationsorgane Wasser aufnehmen, dieß doch nur der darin enthaltenen Luft wegen thun. Wäre dieß nicht der Fall, so würde es für sie keinen Unterschied zwischen Geruch und Geschmack geben. Die meisten Thiere brauchen den Geruch als Wächter und Prüfer beym Athemholen und als Untersuchungsmittel bey der Wahl ihrer Nahrung. Ob man gleich die Organe des Geruchs bey vielen Thieren nicht nachweisen kann, so sieht man doch an ihren Handlungen deutlich, daß sie Geruch besitzen. So gehen viele Insecten den riechenden Körpern selbst dann nach, wenn sie vor ihren Augen verborgen sind. Die Wirbelthiere besitzen übrigens alle deutliche Geruchswerkzeuge, die aber bey den Luft- und Wasserathmenden verschieden sind. Ueber das Riechen der Fische hat man noch wenige zuverlässige Beobachtungen. Alle Wirbelthiere, die luftathmend sind, riechen bloß durch die eingeathmete Luft und bey ihnen steht immer das Geruchsorgan so mit den Lungen in Verbindung, daß bey jedem Athemzuge die Luft durch dasselbe in diese Theile gelangt. Ueber die stufenweise Ausbildnng der Riechbeine s. w. S. 148 ff. Von der Ausbildung des ganzen Organs aber hängt die Schärfe des Geruchsinnes ab, worüber wir jedoch nur wenige zuverläßige Erfahrungen besitzen. Die Amphibien werden bey der Wahl ihrer Nahrungsmittel von dem Geruche nicht geleitet. Die Frösche z. B. verschlingen nicht

todte, sondern nur lebende Insecten: aber auch jene, wenn man sie durch Hin- und Herziehen an einem Faden in Bewegung setzt. Ueber den Geruchssinn der Vögel hat man noch wenig Verläßliches, obschon man (S. 153 u. f.) viele Beyspiele dafür angeführt hat, die aber auch eine andere Deutung zulassen. Daß dieser Sinn bey vielen Säugthieren ganz ungemein scharf ist, beweisen die bekannten Beyspiele an unseren Jagdhunden. Der Maulwurf schwimmt zuweilen über breite Gewässer, um sich auf Inseln anzusiedeln. Das Hornvieh in Paraguay wittert das Wasser oft fünf und selbst zehn Stunden weit, und geht demselben nach. Da die Riechfortsätze, welche manche Säugthiere in so hoher Ausbildung haben, dem Menschen und dem Affen fast ganz fehlen, so mag sich daraus erklären, wie bei den letztern der Geruchssinn so wenig ausgebildet ist, während die Hunde, die Rehe und andere Thiere in einer riechbaren Welt zu leben scheinen, welche uns größtentheils unbekannt ist.

Der Geruch ist mit dem Geschmacke sehr verwandt. Manche riechbare Substanzen haben den ihnen eigenthümlichen Geschmack nur dann, wenn sie beym Schmecken zugleich auf die Geruchswerkzeuge wirken. Im Finstern und bey verstopfter Nase soll Campher wie gepfeffertes Brod und Assa foetida wie Campher schmecken. Eben so hängt der Geschmack auch vom Gesichtsinne ab. Dem besten Weinkenner soll es oft unmöglich seyn, im Finstern weißen nnd rothen französischen Wein bloß am Geschmack zu unterscheiden. Daß der Geschmack endlich auch von der Stimmung der Verdauungswerkzeuge abhängt, ist allgemein bekannt, da es die erste Klage der Kranken ist, daß sie keinen oder keinen rechten Geschmack haben Ueber die Verbreitung des Geschmacksinns bey den verschiedenen Thieren haben wir noch wenig verläßliche Beobachtungen, die S. 166 u. f. aufgezählt werden.

Das zehnte und letzte Buch dieses Theiles verbreitet sich »über die Verhältnisse des geistigen Lebens zum körperlichen in »der Sinnenwelt.« Hier heben wir denn vor allem den Eingang als Uebersicht des Ganzen und als Beyspiel der Darstellung aus. »Alle geistige Thätigkeit besteht in einer Wechselwirkung zwischen »einer Kraft, die ein Mannigfaltiges erzeugt, und einer anderen, »welche Einheit in die Mannigfaltigkeit bringt. Ein Product die»ses Wirkens ist das Selbstbewußtseyn. Die zweyte dieser Kräfte »strebt immer, alles Bedingte mit einem weniger Bedingten in »ein Causalverhältniß zu setzen. Dieses Streben ist Denken. — »Indem die Denkkraft an dem Bedingten ihre Thätigkeit ver»sucht, entsteht das Bewußtseyn einer äußeren Welt und eines »uns selbst fremdartigen Etwas. Ist auch unser ganzes Leben »nur eiu Traum von dem, was wir Wirklichkeit nennen, so bleibt

»es demungeachtet gewiß, daß die Folge dieser Traumbilder ih-»ren Ursprung von einem uns fremden Dinge hat. Wenn die »Glaslinse in der Camera obscura sich der Bilder bewußt wäre, »die sie auf dem Grunde der dunklen Kammer erzeugt, so würde »sie sagen können: diese Bilder sind zwar bloß dein Werk, denn »sie verschwinden, sobald du nicht bist, und verändern sich, sobald »du dich veränderst. Aber wenn auch die Bilder nicht ohne die »Linse sind, so sind sie doch nicht durch die Linse allein. — Jedes »metaphysische System maßte sich an, sagen zu wollen, was je-»nes äußere Etwas sey, von dem wir uns abhängig fühlen. »Aber keines gab darüber mehr als Dichtungen. — Es gibt »Nachtwandler, die beym Erwachen staunend vernehmen, was sie »im Schlafe gethan. Ein solches, schlafend zweckmäßig handeln-»des und nichts aus dem Schlafleben sich erinnerndes Wesen, ist »jedes Lebende. Unser Körper ist unser eigenes Werk, und doch »erscheint er uns als etwas Fremdartiges. Daher kann aber »auch die eigentliche geistige Kraft in uns nicht durch ein mate-»rielles Wirken vermittelt seyn. Im sinnlichen Leben ist das gei-»stige Bilden, also auch das Denken, eine organische Thätigkeit. »Doch ist dieses nicht ganz eine solche. Wie das Spiel des Vir-»tuosen, auch auf einem verstimmten Instrumente, noch immer ver-»räth, von wem es kömmt, so zeigt sich eine höhere Denkkraft auch »noch bey der Zerrüttung der Organe des geistigen Bildens.«

Wir müßten das ganze Buch abschreiben, wenn wir alles in ihm enthaltene Treffliche mittheilen wollten. Aber selbst die Inhaltsanzeige oder ein Auszug ist hier schwer, da alles zu wohl unter einander verschmolzen ist, um stückweise wieder vorgezeigt werden zu können. Wir beschränken uns daher auf einige vorzügliche Momente, die wir nur in der Absicht mittheilen, den Leser zu bewegen, sich bald mit dem Buche selbst näher bekannt zu machen.

Der Verf. geht zuerst die Stufenfolge der Lebenden in Beziehung auf die ihnen einwohnende geistige Kraft durch. Auf der niedrigsten Stufe erblickt man noch kaum solche Aeußerungen dieser Kraft, die Freiheit und Willen verrathen. Höher schon stehen die, denen die Bedürfnisse ihres Lebens nicht ohne ihr Zuthun entgegen kommen, und die ihres Gleichen zur Paarung aufsuchen. Hier wird über den Instinct und die Kunsttriebe dieser Thiere gesprochen (S. 185), die dem Verf. nur dann erklärbar scheinen, wenn man Visionen dieser Geschöpfe annimmt, die, nach festen Gesetzen in gewissen Perioden des Lebens entstehend, der Grund der Handlungen derselben sind. Aus dem Grade, diese instinctartigen Handlungen nach den wandelbaren äußeren Verhältnissen einzurichten, offenbart sich der Grad der thierischen

Intelligenz. So ist der See-Elephant muthlos und träge auf dem Lande, hingegen muthig und lebhaft in seinem Elemente, in der See. Der Mensch aber hat ein weit höheres Vermögen, seine Vorstellungen willkürlich zu associiren, und deßwegen ist er auch im Besitz der Sprache. Durch die Sprache kann er seinen Geist durch fremden Geist beleben und wird hierdurch einer Vervollkommnung fähig, welcher nur durch das, was an ihm Thierisches ist, und was er nur mit dem Austreten aus dem Leben der Sinnenwelt ablegen kann, Schranken gesetzt sind. Mit dieser einzigen, aber großen Ausnahme, sind alle Thiere dem Menschen mehr oder weniger ähnlich. Alle haben Gedächtniß, Einbildungskraft, Urtheilskraft, Gemüthsbewegungen und Leidenschaften.

Ein sicherer körperlicher Maßstab für den Grad der geistigen Kräfte ist die Bildungsstufe der Vereinigungsknoten der Nerven des bewußten Lebens. Man findet beynahe gar keine solche Knoten bey den Muschelthieren, die fast ein automatisches Leben führen. Bey höher organisirten Thieren sind in dieser Beziehung besonders die Versuche sehr lehrreich, die man an ihnen angestellt hat, nachdem man sie ihres Kopfes ganz oder zum Theil beraubt hatte. S. 192 u. f. werden viele Versuche dieser Art aufgezählt. Von da wird zu dem Gehirn der wirbellosen Thiere übergegangen, das besonders für die Augen, Fühlhörner und Palpen bestimmt scheint, daher diese Thiere in einer sicht- und tastbaren Welt leben. Ueberhaupt findet sich in den Bewegungen der wirbellosen Thiere viel mehr Automatisches und Vereinzeltes, als in denen der Wirbelthiere. Noch nie sah man ein Insect dahin gebracht, wohin sich schon die Schlangen bringen lassen, nach gewissen, ihnen gegebenen Zeichen gewisse Stellungen anzunehmen oder Bewegungen zu machen. Keines jener Thiere hat Sinn für Töne, Farben und Formen, die nicht in die Sphäre ihres Instincts gehören. Man kann sie nicht locken durch Worte oder durch andere sinnliche Zeichen. Dafür tritt aber auch schon bey den untersten der Wirbelthiere eine ganz andere Bildung der Centralorgane der Nerven des bewußten Lebens ein, als selbst bey den höchsten der wirbellosen Thiere. Alle Wirbelthiere besitzen ein großes Centralorgan. Dieses ist das Rückenmark mit Einschluß des verlängerten Marks, mit welchem auch das ganze Nervensystem des unbewußten Lebens in Verbindung gebracht ist. Daher die nähere Betrachtung des Rückenmarks S. 200 hier umständlich aufgeführt, und S. 202 gezeigt wird, wie das eigentliche Gehirn immer mit dem Rückenmark verbunden ist. Alle unsere Untersuchungen zeigen, daß das Gehirn der Aufbewahrungsort des Vorgestellten und des Gedachten ist,

und daß von demselben aus der Wille auf den übrigen Körper wirkt. Dann folgt S. 205 die nähere Betrachtung der Nerven, die den Sinnorganen eigenthümlich sind. Wie das geistige Leben des Thieres steigt, erhält das Gehirn mehr Uebergewicht über das Centralorgan des niederen, thierischen Lebens, über das Rückenmark. Kein Vogel besitzt ein relativ so großes Gehirn, als die höheren Säugthiere, kein Amphibium ein so großes, wie die meisten Vögel, und kein Fisch ein so großes, wie die meisten Amphibien. Wie aber die Größe des Gehirns bey den Wirbelthieren wächst, mehrt sich auch die Zahl der inneren, ungleichartigen Theile desselben, und zugleich treten diese mit einander in immer engere Verbindung. Die Wirkungen dieser einzelnen Theile hat man vorzüglich durch die Versuche über die Verletzungen derselben erkannt. So fand man, daß Verletzungen der bloßen Haube des großen Gehirns keinen unmittelbaren Einfluß auf die äußeren Erscheinungen des Lebens haben. Wird aber ein bedeutender Theil der Kernorgane des großen Gehirns weggenommen, so wird das Leben in der höheren Sinnenwelt und alle selbstthätige Handlung plötzlich aufgehoben; das Thier sieht, hört, riecht und schmeckt nicht mehr, nimmt Speise und Trank nicht mehr aus eigenem Antriebe zu sich und verändert seine Stelle nicht, wenn es nicht fortgestoßen wird. Vögel können in diesem Zustande Monate leben und selbst fett werden. Ist der Verlust der Hirnmasse nicht zu bedeutend, so erlangt das Thier allmählich den Gebrauch seiner Sinne und Geisteskräfte wieder, obschon Reproduction des Gehirns nicht mehr Statt hat. Das Wegschneiden einer Schichte von den Vierhügeln hat Blindheit und convulsivische Bewegungen zur Folge: die andern Sinne und Geisteskräfte leiden dabey nicht. Dieselben Operationen am kleinen Gehirn gemacht, stören die Functionen der Sinne nicht, aber das Thier geräth in heftige Unruhe, sucht immerfort seine Stellung zu ändern, ohne daß es seine Glieder gehörig brauchen kann. Das Leben des Gehirns dauert noch einige Zeit fort, wenn das Rückenmark nicht zu nahe dem großen Hinterhauptsloche durchschnitten ist. Aber eine Fortdauer des Gehirns bey gänzlicher Trennung desselben von dem verlängerten Mark hat selbst bey den niedrigsten Wirbelthieren nicht Statt. Das verlängerte Mark ist also der Mittelpunkt des ganzen organischen Lebens. Diese Bemerkungen verdanken wir größtentheils dem thätigen und geschickten Flourens. — Auch Mißgestaltungen der Thiere haben uns oft lehrreiche Aufschlüsse gegeben. So sah Parry ein Kind, das ohne die mindeste Spur des großen oder kleinen Gehirns geboren war, und doch, zwanzig Stunden nach der Geburt, an dem in den Mund gesteckten Finger saugte, Harn ließ

und Speise verschluckte. Es gibt wenig organische Krankheiten des Gehirns, die nicht auf Geist und Körper ihren Einfluß haben. **Burdach** hat in seinem Werke über das Gehirn diese Beobachtungen alle sehr fleißig gesammelt.

Die Vorstellungen werden durch das große Gehirn vermittelt: denn nur so lange dieses vorhanden ist, äußert das Thier noch Zeichen von Denken. Das kleine Gehirn aber ist ein Organ für die Vorstellungen der hörbaren Eindrücke und zugleich für die, diesen Vorstellungen entsprechende Einwirkung durch Töne auf die äußere Welt. Der Sinn des Gesichts und des Geruchs steht mit dem großen Gehirn in Verbindung. Für den Geschmacks- und Tastsinn aber lassen sich nicht eben so Beziehungen auf einzelne Theile des Gehirns angeben.

Auch nur nach dieser kargen Anzeige des Inhalts unsers Werkes wird es unnöthig seyn, den Leser auf den Reichthum und Gehalt des Ganzen aufmerksam zu machen. Wir könnten nur all das Gute wiederholen, was wir bereits bey der Anzeige des ersten Bandes gesagt haben. Eine große Anzahl sehr schätzbarer Bemerkungen mußten wir auch dieses Mal, der Kürze wegen, ganz übergehen, da es uns genügt, auf diesen Schatz aufmerksam gemacht zu haben, den dann Jeder an der Quelle selbst zu heben suchen wird. Viele Stellen, welche bey einer ersten Lectüre vielleicht übergangen werden, treten erst bey einer wiederholten Ansicht derselben hervor, ja mehrere derselben werden erst von der Zukunft, von unsern Nachfolgern, in ihr ganzes Licht gesetzt werden. Man möchte es bedauern, daß das Buch, seines Umfanges ungeachtet, so kurz ist; daß vieles so allgemein gehalten wurde; daß der Verf. an manchen Orten, wie man deutlich sieht, viel mehr gedacht habe, als er eben niederschrieb, und daß er endlich von seinen Lesern so viele Vorkenntnisse fordert, um ihn ganz, selbst in seinen bloßen Andeutungen, zu verstehen, woran bloß die Allgemeinheit seines Ausdruckes und die Oekonomie seines sonst so trefflichen Vortrages Schuld seyn kann. Viel leichter wäre das Werk zu lesen und in allen seinen zahlreichen Partien zu übersehen gewesen, wenn es dem Verf. gefallen hätte, mehr Unterabtheilungen zu machen, und auch die einzelnen, oft großen Abschnitte seiner Kapitel mit kurzen Aufschriften zu versehen, während jetzt diese isolirten Theile oft so künstlich an einander gereiht und so innig in einander verschmolzen sind, daß Aug und Geist vergebens nach Ruhepunkten suchen, und daß nur eine wiederholte, aufmerksame Lesung die feinen Fäden und Bänder bemerkt, welche diese Theile an einander halten. Die practischer gebildeten Engländer scheinen uns auch darin mit einem nachahmungswerthen Beyspiele vorzugehen. Nicht nur ihre ma-

thematischen Werke, bey welchen die erwähnte Einrichtung schon längst, auch selbst von uns, als nothwendig gefühlt wurde, sondern selbst ihre großen geschichtlichen Werke von Gibbon, Hume, Robertson u. a., ja selbst ihre Romane haben jene zahlreichen Unterabtheilungen und Aufschriften derselben angenommen, da sie so sehr zur Verständlichkeit und zur Uebersicht des Ganzen beytragen. Doch hindert dieß nicht, das Werk selbst als eines der trefflichsten zu betrachten, die seit lange in unserer Literatur erschienen sind, und als ein solches, das nicht bloß für die Gegenwart, sondern vielmehr so recht eigentlich nur für die künftigen Geschlechter geschrieben ist, da gar manches in demselben nur im Allgemeinen angedeutet und gleichsam den erstfolgenden, mehr in das Einzelne gehenden Untersuchungen durch eine dem höheren menschlichen Geiste eigene Divination abgewonnen und anticipirt zu seyn scheint.

Littrow.

Art. X. Die Dichtkunst der Chinesen. Erste Epoche. Confucii Chi-king, sive liber Carminum. Ex latina P. Lacharme interpretatione edidit Julius Mohl. Stuttgartiae et Tubingae sumptibus J. G. Cottae 1830. 8.

Nach dem Zeugniß der Geschichte war China in den ältesten Zeiten eine Wahlmonarchie; doch nicht das Volk, sondern der Fürst, der auf dem Throne saß, wählte den tüchtigsten des Reiches zu seinem Nachfolger. Der Kaiser Jao, der erste, von welchem die klassischen Annalen (Schu king) berichten, übergab das Reich sammt seinen zwey Töchtern dem Schun, einem Privatmanne von schlechter Familie, wie in den Annalen ausdrücklich bemerkt wird. Nachdem nämlich Jao 70 Jahre regiert hatte, hielt er eine Versammlung aller seiner Großen und sprach: Ihr Großen, wer von euch ist im Stande, zu befehlen? Ihm will ich das Reich abtreten. Die Großen antworteten, daß keiner von ihnen weder Tugend noch Verdienst genug besitze, um den Thron zu besteigen. Sie schlugen hierauf den Schun vor, der, obgleich von einem blinden und einsichtslosen Vater erzeugt, und von einer bösen Mutter mißhandelt, durch sich selbst sich zu einem trefflichen Menschen emporgebildet hatte *). Schun wählte zu seinem Nachfolger den großen Yu, der im Jahre 2205 vor Chr. die Regierung angetreten hat. Yu hatte zwar seinen Minister Y nach alter Weise sich zum Nachfolger erkoren, die Großen wählten aber nach dem Tode Yu's einstim-

*) Schu king nach der Ausgabe von Nan tschang fu vom J. 1814, Buch 2, Bl. 14.

nig dessen Sohn Ki. Yu ward demnach, und zwar gegen seinen Willen, der Gründer der ersten chinesischen Dynastie, Hia genannt. Diese Dynastien behaupteten sich bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts v. Chr. Geb. auf dem Throne. Kie, der letzte Herrscher der Hia wird in den Annalen als ein grausamer, ausschweifender und gottloser Mensch geschildert; er ward deßhalb von dem Feudal-Fürsten Tsching tang, der zu Schang herrschte, mit Krieg überzogen. Die Heere des legitimen Herrschers der Hia und die des Rebellen begegneten sich nahe bey Ping gang fu in der Provinz Scham si 1767 vor Chr. Geb. — Das Glück neigte sich auf die Seite des Tsching tang. Der Fürst von Schang ward nach dem Siege alsbald von den Großen des Reiches als Kaiser anerkannt. Seine Hofhaltung war zu Ho nan in der Gegend von Knei te fu. Tsching tang ist der Gründer der zweyten chinesischen Dynastie, Schang genannt. Der 17te Nachfolger des großen und in den Annalen vielfach gepriesenen Tsching tang nannte die Dynastie bey dem Namen Yn. Diese zweyte Dynastie wird gemeinhin bald Yn bald Schang genannt; sie erhielt aber erst den Namen Yn von Pan keng gegen 1401 v. Chr. Geb. Das Schicksal der Dynastie Hia hatte, wie es im Liederbuche (Schi king) heißt, den Schang als Spiegelbild dienen können; die Lehren der Geschichte gingen aber auch hier spurlos verloren. Rührend sind die Klagen Wen wang's über die Verblendung und die schlechte Verwaltung der Yn. »O unglückliche Yn,« ruft er aus, »die Regenten berauben das Volk; die auf dem Throne sind, sorgen bloß für sich! Da du, o Kaiser der Yn, durch Tugend nicht erleuchtet bist, so werden dir in der Noth die Diener und Helfer mangeln! Du achtest nicht auf die Zeiten, du vernachläßigst die alten Sitten, du hast treffliche Männer und die von den Vorfahren überlieferten Anordnungen und Gesetze; aber du hörst nicht auf sie, du beachtest sie nicht, und so wird der große Auftrag des Himmels dir entzogen werden*).«

Der Auftrag des Himmels, nach welchem die Regenten China's herrschen, warp auch wirklich der Dynastie Schang entzogen; der berühmte Sohn des noch berühmtern Vaters, Wu wang, der Sohn des Wen wang ließ, nachdem er in der Ebene Mu ye (in dem Distrikt Wei hoey fu in Ho nan) den Sieg davon getragen und der letzte grausame

*) Schu king nach der Ausgabe in Nan tschang fu vom Jahr 1814. Abth. Ta ya Tang. Buch 18. Bl. 1 folg. Nach der Uebersetzung von Lacharme. III. Cap. 3, Ode 1. p. 168 f.

Herrscher der Schang in den Flammen seinen Tod gefunden hatte, sich im Jahre 1122 v. Chr. Geb. zum Kaiser von China ausrufen. Wu wang ist der erste der dritten kaiserlichen Dynastie, die nach ihrem angeerbten Feudal-Fürstenthum, Tscheoe genannt wird. In dem Liederbuche werden die Thaten der zwey ältesten und größten Fürsten der Tscheou (Wen wang und Wu wang) mehrmal erwähnt und der Sieg auf der Ebene Mu ye durch eine prachtvolle Ode verherrlicht. »Die Banner der Yn oder Schang standen dicht, wie die Wälder an einander gereihet zur Schlacht in der Ebene Mu ye; aber Wu wang sprach zu den Seinen: »der höchste Herrscher ist mit euch, lasset den Muth nicht sinken!« *)

Die dritte Dynastie Tscheou fristete ein kümmerliches Daseyn bis zum Jahre 258 v. Chr. Geb. — Es hatten sich nämlich schon seit dem Anfange des achten Jahrhunderts so viele unabhängige Fürstenthümer in China gebildet, ungefähr 1800, wie kaum jemals in Frankreich oder Deutschland. China zählte nämlich zu allen Zeiten eine Menge erblicher Fürsten verschiedenen Ranges, die jährlich sich am Hofe versammeln und ihre Abgaben mitbringen mußten. Der Nachfolger erhielt gewöhnlich unter denselben Bedingnissen, wie sein Vorfahrer, die angestammte Herrschaft zum Lehen. Seit Yeou wang (von 781 bis 770) verfiel aber die Macht der Tscheou wieder mehr und mehr; die Feudal-Fürsten erklärten sich unabhängig und die Herrschaft der Tscheou ward endlich auf wenige Städte und Flecken beschränkt. Im Jahrr 249 v. Chr. Geb. ward der letzte Fürst der Dynastie Tscheou gezwungen, sich mit sieben Flecken, die der Familie von dem ganzen Reiche übrig geblieben waren, dem Könige von Tsin zu unterwerfen. Die Tscheou regierten während eines Zeitraumes von 874 Jahren und zählten 38 Regenten.

Diese drey ältesten Dynastien des chinesischen Reiches Hia, Schang und Tscheou, schweben im Ganzen, so viel Unheil auch im Einzelnen das Land während ihrer Dauer betroffen hat, den Bewohnern des Mittelreiches als die glücklichste Periode ihrer Geschichte immerdar vor Augen. Alle jene Männer, die China noch heutigen Tages als seine größten Geister und als die Gesetzgeber der Nation betrachtet, lebten in jenen Zeiten; alle jene großen bewunderungswürdigen Monumente der Literatur, die unnachahmlich und unübertroffen im Mittelreiche dastehen, stammen aus jenen Zeiten. Denn alles, was von den Weisen und Ge-

*) Schi king, a. a. O. Ta ya Ta ming, Buch 16, 2, Bl. 8 und 9 Lacharme S. 144. Lacharme hat diese Stelle nicht richtig aufgefaßt.

setzgebern vor dem Beginne der Annalen berichtet wird, die Sagen von Fo hi und Hoang ti, sind zu schwankend und abenteuerlich, als daß sie in einer kritischen Geschichte ihren Platz finden könnten. Mögen auch die geraden und gebrochenen Linien des klassischen Buches der Wandlungen (I king) von Fo hi herrühren und die ersten Kapitel der klassischen Annalen gleichzeitig mit den Thatsachen, von denen sie handeln, mögen sie schon unter Yao und Schum niedergeschrieben worden seyn, so hat doch Wen wang zuerst den todten Linien des Fo hi das lebendige Wort eingehaucht, so hat doch Confucius zuerst die zerstreuten Bruchstücke der Annalen zu einem Ganzen gesammelt und wahrscheinlich auch verarbeitet. Die geraden und gebrochenen Linien des Fo hi und die erwähnten Kapitel der Annalen sind aber die einzigen Reste der Literatur und Civilisation China's vor der Thronbesteigung der Hia.

Aus den Zeiten der Hia selbst haben sich nur einige Monumente der chinesischen Civilisation erhalten, die sämmtlich in den Annalen aufgenommen wurden. Als Confucius aus der Masse der vorhandenen Lieder, es sollen deren mehr als 3000 im Lande gesungen worden seyn, ein Liederbuch zusammen stellen und ordnen wollte (gegen 509 oder 510 vor Chr. Geb.), konnte er keine Gesänge, die unter dem Hia im Reiche gäng und gäbe waren, auffinden. Das Liederbuch (Schi king) enthält deßhalb kein einziges aus den Zeiten der ersten Dynastie des chinesischen Reiches. In den Annalen der Hia (Schu king Hia schu) lesen wir einige kurze gereimte Sprüche, von denen wir weiter unten eine Probe mittheilen werden. Aus den Zeiten der Schang-Dynastie hätte Confucius wohl mehrere Lieder vorgefunden; er nahm aber, weil sie ihm, wie berichtet wird, ihres Inhaltes wegen größtentheils mißfallen hatten, nur fünf Lob- und Opferlieder dieser Dynastie in seiner Liedersammlung auf. Nachdem Wu wang die Dynastie Schang gestürzt hatte, erhob er den Bruder des letzten Kaisers dieser Dynastie zum erblichen Fürsten von Song, in der heutigen Provinz Ho nan. Wei tse, der erste Lehensträger des Fürstenthums Song, erfreuete sich durch die Großmuth des Siegers besonderer Privilegien; Wu wang befreyte ihn von den meisten Leistungen der übrigen Lehensträger und gestattete den Fürsten von Song die Aufrechthaltung der Sitten und Anordnungen ihrer kaiserlichen Ahnen. Tai kong, der zehnte Nachfolger des Wei tse (reg. von 800—766 v. Chr.), veranstaltete eine Sammlung der Lob- und Opferlieder des Fürstenthums Song oder der kaiserlichen Familie Schang; seine Samm-

lung soll zwölf Stück enthalten haben. Zu den Zeiten, als Confucius das Liederbuch zusammensetzte, konnten nur fünf Gesänge der Sammlung des Tai kang aufgefunden werden; sie bilden den letzten Abschnitt des Liederbuches und sind Schang song, Loblieder der Schang-Dynastie überschrieben [1]). Von der großen Bücherverbrennung des Schi suang ti der Thiu-Dynastie waren die Annalen der Schang vollständig vorhanden; jetzt finden sich von ihnen nur noch elf Kapitel oder Bruchstücke im Schu king. Diese elf Kapitel und die fünf Gesänge des Liederbuches, nebst mehreren Andeutungen der Begebenheiten unter den Schang in der großen Sittensammlung (Li ki), in den Unterhaltungen (Lun yu) und andern Werken des Confucius und seiner Schüler, so wie in denen des Meng tse, enthalten die einzigen authentischen Nachrichten über die zweyte Dynastie des chinesischen Reiches [2]).

Neben dem Sittenspiegel der Dynastie Tscheou (Tscheou li), dessen Abfassung dem berühmten Tscheou kong zugeschrieben wird, liefert das Liederbuch das treueste Bild der Sitten, Gesetze und Denkweise des chinesischen Volkes unter der dritten Dynastie. Es enthält ausführliche Schilderungen der Thaten und Gesinnung des Wen wang und seiner Nachfolger bis zu Ping wang [3]) gegen 770 vor Chr. Geb. Diese Schilderungen und Anspielungen der Kaiser aus der Familie Tscheou sind keineswegs ausschließend lobenden Inhalts; das Sittenbuch enthält im Gegentheile nach den Auslegungen der verschiedenen Commentatoren mehrere Satyren auf Ping wang, selbst auf Yeou wang, seine Gemahlin Pao sse, auf Li wang und andere Herrscher der dritten Dynastie. Aus den Zeiten nach Ping wang nach der Mitte des achten Jahrhunderts abwärts, nahm Confucius keine Lieder mehr auf. Es finden sich aber in dem Liederbuche mehrere Anspielungen auf die Geschichte der zweyten und dritten Dynastie, auf Begebenheiten, die sich lange vor der Zeit ereignet hatte, ehe Tsching tang und Wu wang diese Dynastien gründeten. So finden wir namentlich aufgeführt: Sie, den Bruder des Kaisers Jao, auf den die Schang ihre Abstammung zurückführten, und

---

[1]) Kong yng ta in dem Commentar zu den Schang song, Buch 20, 3. Bl. 31, der angeführten Ausgabe des Schi king.

[2]) Obgleich wir dem Tschu schu, von dem wir eine schöne Ausgabe vor uns liegen haben, nicht alle Authenticität absprechen wollen; so können wir dieses mit Hoangti beginnende Werk doch unmöglich zu den klassischen historischen Quellen der chinesischen Geschichte rechnen.

[3]) Lacharme schreibt unrichtig Prolegomena XVIII. Pin wang.

Heou tsi, den Stammvater der Tscheou, der unter Yao dem Ackerbau vorgestanden hatte. Man sollte vermuthen, daß in diesen poetischen Ergießungen des chinesischen Volkes die Geschichten und Wunder, die sich bey dem Beginn und in den ersten Jahrhunderten des chinesischen Reiches zugetragen haben sollten, mehrfach erwähnt würden, — dies ist aber keineswegs der Fall. Das Liederbuch kennt weder die drey Erhabenen (San hoan), den Erhabenen des Himmels, der Erde und des Menschen, noch die fünf Herrscher (Wu ti). Dies allein wäre schon hinreichend, die mythische Geschichte des chinesischen Volkes, die wir theils bey den Anhängern des Confucius, vorzüglich aber bey denen des Lao tse vorfinden, als grundlose spätere Erfindungen der Schriftsteller unter der Han- oder fünften Dynastie zu charakterisiren.

Die Gelehrten und Literatoren China's haben sich viele Mühe gegeben, den Ursprung der Dichtkunst nachzuweisen. Da sie aber in ihren Forschungen sich weder durch Phantasie noch durch Voraussetzungen, die auf die Natur des Menschen gegründet sind, leiten ließen; so konnten die Alterthumsforscher des chinesischen Reiches den Anfang derselben weder auf Hoang ti noch auf Fo hi zurückführen. Sie beginnen daher allgemein mit den Gedichten oder gereimten Sprüchen, die sich in den Annalen unter der Regierung des Schun vorfinden. »Die Lieder, heißt es in der Literaturgeschichte der Dynastie Suy *), »haben den Zweck, das Gemüth der Menschen auf den rechten Weg zu führen und zu erleuchten. Gesänge stellen die Gesinnung der Menschen dar; man sagt deshalb mit Recht: was in der Seele lebt ist Gesinnung, und diese in Worte gekleidet heißt Lied oder Gedicht. In den frühesten Zeiten war die Menschheit immerdar einer Gesinnung; ihr Gemüth ward niemals von Gemeinem bewegt. Dies gestaltete sich freylich anders in den folgenden Jahrhunderten. An den Höfen der großen und kleinen Fürsten wurden deshalb Beamte aufgestellt, deren Geschäft es war, das Gute vom Bösen zu sichten. Man pries in Liedern das Herrliche, und schilderte das Schlechte zur Abschreckung für die Nachkommen in allen seinen bösen Folgen. Man hatte schon längst Lieder gesungen, als einsichtsvolle Männer darauf verfielen, sie nach den Gesetzen der Tonkunst anzuordnen und enge mit ihr zu verbinden.« Gesänge und Musik standen während des ganzen Laufes der chinesischen Geschichte in der innigsten Verbindung. In den Annalen richtet der alte Kaiser Schun zu einem gewissen Kuey folgende Worte: »Kuey,

*) Suy schu, Buch 32. Bl. 9 folgende.

ich befehle euch über die Tonkunst zu wachen; lehret der Vornehmen Söhne. Sie seyen redlich, aber mild; sanft, aber fest; streng ohne Grausamkeit, einsichtsvoll ohne Hochmuth. In Liedern verkündet eure Gedanken; in Gesänge kleidet eure Worte, nach den Sangweisen und Gesetzen der Tonkunst, damit die Musik harmonisch klinge. So lange die acht Tonweisen übereinstimmen und ihre Norm gegenseitig nicht überschreiten, herrscht Harmonie zwischen Menschen und Geistern.« Kuey antwortete, »wenn ich an meinen Stein schlage (d. h. auf das Instrument King, das aus dem Yu-Stein verfertigt wurde)«, wenn ich meinen Stein berühre, so herrscht Harmonie sowohl unter allen Thieren, als unter den ausgezeichnetsten Geistern [1]).«

Als die Dynastie Tscheou begann, fährt die angeführte Literaturgeschichte der Suy fort, waren wenige Gesänge aus den Zeiten der zwey ältern Dynastien Hia und Schang vorhanden. Tscheou kong hat unter der Regierung des Tsching wang (v. 1115—1078) des Sohnes von Wu wang zuerst eine Auswahl der vorhandenen Gesänge veranstaltet. Diesem berühmten Manne wird vorzüglich die erste Anlage zu der Sammlung der Lob- und Opfergesänge der Tscheou (Tscheou song) zugeschrieben, mit welchen die vierte Abtheilung des Liederbuches beginnt. Nach ihm setzte Confucius, in dem 43sten oder 44sten Jahre seines Alters, aus der Masse der vorhandenen Gesänge, die, wie wir oben gesehen haben, auf ungefähr 3000 angegeben werden, des jetzt noch vorhandene Liederbuch zusammen. Er verschmähete alle Lieder von einem Inhalte, tilgte die Wiederholungen und brachte so ein Ganzes von 311 Liedern, von denen aber sechs verloren gegangen sind, zusammen [2]).« In den verschiedenen Vorreden zu diesem Liederbuche finden sich genaue Angaben in Betreff der Ueberlieferung desselben auf die Nachwelt. Confucius soll nämlich seine Sammlung einem gewissen Pu schang eingehändigt haben; dieser einem gewissen Tsang schin; Tsang schin übergab sie einem gewissen Li ki, dieser einem Meng tschong tse, Meng tschong tse dem Kan mu tse, Kan mu tse dem Siun king und Siun king dem Mao hong. Pu schang schrieb eine Vorrede zu der Sammlung, und Mao

1) Schu king nach der aufgeführten Ausgabe. Buch 3, Bl. 26, 1. Kuey schildert sich demnach als einen zweyten Orpheus.

2) Sse ma tsien sagt mit Unrecht, daß Confucius in seiner Sammlung bloß 302 aufgenommen hatte. Dieser älteste Historiker des chinesischen Reiches hielt diejenigen Lieder, die zu seiner Zeit noch vorhanden waren, für die ursprüngliche Sammlung. Sse ki, Buch 47. Bl. 12.

heng einen ausführlichen Commentar, Hiun ku tschuen genannt. Dieser große Commentar des Mao bildete den Leitfaden aller spätern Recensionen und Auslegungen des Liederbuches; die ganze Sammlung des Confucius wird daher gewöhnlich Mao schi, oder das Liederbuch nach der Recension des Mao genannt. Mao lebte am Anfange der Han-Dynastie, wo noch andere Recensionen des Liederbuches und andere Sammlungen alter Gesänge vorhanden waren, die aber im Laufe der Zeit verloren gegangen sind*). Das Liederbuch ist der treueste Spiegel der Verhältnisse und Sitten des chinesischen Volkes unter der Feudal-Monarchie der Tscheou. Tsin schi hoang ti, der an die Stelle einer Feudal-Monarchie eine unumschränkte Despotie setzen wollte, haßte deßhalb vorzüglich diese, das Volk immerdar an die alten Verhältnisse des Reiches erinnernden Gesänge. Da sie aber in der Seele und in dem Munde des Volkes fortlebten, so war das Wüthen dieses herrschsüchtigen Mannes gegen dieses ehrwürdige Denkmal der Literatur und der Gesinnung des Volkes vergebens.

Seit Mao haben sich eine große Menge von Gelehrten und Literatoren mit der Erklärung, Auslegung und Berichtigung der berühmten Liedersammlung beschäftigt; denn diese Lieder, dies möge man immer bedenken, gelten in China nicht sowohl als ein Spiel des Geistes oder des Witzes, sondern als ewige unwidersprechliche Lehren der Tugend und guter Sitten. Confucius selbst und seine Schüler führen gar häufig in ihren Werken Stellen des Liederbuches an, um ihre Ansichten zu bekräftigen und denselben durch solche Bekräftigung vermittelst der Denkweise der Ahnen sichern Eingang unter ihren Zeitgenossen zu verschaffen. Die frühesten Commentatoren der klassischen oder heiligen Schriften der Chinesen lebten zur Zeit des Wiederaufblühens der Literatur unter den Han, der fünften Dynastie des Reiches. Die älteste Epoche oder erste Blüthenzeit der chinesischen Wissenschaft und Literatur beginnt mit dem Auftreten des Confucius und seiner Schüler gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Christi Geburt; die zweyte mit dem Sammeln und Erklären der aus der Zerstörungssucht des Kaisers der Tsin geretteten alten Monumente gegen hundert vor Christo. Nach Mao hat ein gewisser Tsching oder Tsching schi, der unter den Kaisern der spätern Han (Heou Han), Huan ti und Ling ti (von 147—190 nach Chr. Geb.) ge-

*) Siehe die Vorrede zur angeführten Ausgabe des Schi king. Bl. 1.

lebt haben soll, einen Commentar des Liederbuches unter der Aufschrift Tsien geschrieben [1]).

Während der mannigfachen Wirren und Zerstückelungen des Reiches in der Zwischenzeit nach dem Untergange der großen Dynastie Han und dem Aufkommen der noch größern Herrscherfamilie der Tang (gegen 618 n. Chr. Geb.) herrschte mehr eine zurückschreitende als eine vorwärtsgehende Bewegung in der Literatur und Civilisation des chinesischen Reiches. Unter dem zweyten Kaiser aus der großen Dynastie Tang richteten sich die Blicke der Gelehrten von neuem mit größerer Liebe zu den unsterblichen Denkmalen der Literatur ihrer Vorfahren. Zu dieser Zeit lebte ein Sprosse aus der Familie des Confucius, der berühmte Kong yng ta. Kong yng ta ward geboren zu Kitscheon, zur Departemental-Stadt Tsching ting fu der Provinz Pe tschili gehörig, und wird von seinen Landsleuten als einer der ausgezeichnetsten Geister, die China jemals hervorgebracht hatte, betrachtet. Dieser berühmte Mann war unter dem zweyten Herrscher der Tang gegen 640 n. Chr. Geb. Präsident des kaiserlichen Collegiums, wo neben den Kindern der kaiserlichen Familie und anderer Großen auch die Söhne fremder, an China Tribut zahlender Könige Unterricht erhalten. Auf Befehl seines Herrn veranstaltete Kong yng ta die berühmte Sammlung der dreyzehn klassischen oder alten Werke (King). Im strengen Sinne des Wortes gebührt eigentlich nur dreyen oder höchstens fünf alten Sammlungen der Name King, d. h. heilige oder klassische Schriften. Kong yng ta gab aber auch andern vermöge ihres Alterthums geschätzten Werken diesen Namen King, — ein Wort, von dem im Laufe der Zeit jeder Begriff von Heiligkeit oder Klassicität abgestreift worden ist. Die Chinesen bezeichnen jetzt in der gemeinen Umgangssprache jedes Buch unverwerflichen Inhalts und alle Schriften der verschiedenen religiösen Sekten, wie die der Buddhisten und der Anhänger der Vernunft, mit diesem Namen. Kong yng ta gab seinem Commentar den Namen Tsching i, was wir durch rechte oder genaue Verständniß übersetzen könnten. Die Ausgabe des Liederbuches nach der Recension des Kong yng ta sammt seinem Commentare und denen des Mao und Tsching füllen 70 Bücher der Sammlung der 13 King, die im Ganzen 460 Bücher ausmachen [2]). Mit der Thronbesteigung der Tang-Dy-

[1]) Kong yng ta in der angeführten Ausgabe des Schi. Buch I. 1. Bl. 32.

[2]) Ausgabe der 13 King mit den ältern Commentatoren vom Jahre

nastie können wir auch die dritte Epoche der chinesischen Literatur setzen.

So wie nach dem Untergange der Han-Dynastie, so folgten auch nach dem der Tang mannigfache Stürme und Theilungen des Reiches, die der Wissenschaft und Literatur und den Künsten des Friedens im Allgemeinen nur nachtheilig seyn konnten. Nach vielfachen Kämpfen ward endlich wieder der größte Theil des ehemaligen Reiches unter einem Oberhaupte vereinigt. Die neuern Chinesen halten gewöhnlich die Literatoren, die sich unter der Dynastie Song seit 960 hervorgethan hatten, für die größten Geister nach Confucius, seinen unmittelbaren Schülern und Meng tse. Dieser Männer, unter denen Tschu hi durch seine ausgebreiteten Kenntnisse und unermüdetes Wirken über alle hervorragte, haben theils einzelne Abhandlungen über schwierige Stellen der alten Schriften, theils vollständige Commentare geschrieben. Tschu hi setzte das von seinem Lehrer Tsching begonnene Unternehmen, alle alte Schriften mit neuen Vorreden und Erklärungen zu versehen, nach einem sehr ausgedehnten Maßstabe fort. Dieser Fürst des Wissens, wie ihn die Chinesen nennen, vereinigte in sich allein alle Zweige der chinesischen Wissenschaft und Literatur; nicht nur, daß er über die meisten alten Schriften Wort und Sacherklärungen verfertigte, — er schrieb auch über alle Zweige des chinesischen Wissens selbstständige, zum Theil ziemlich ausführliche Werke. Mit Tschu hi beginnt die vierte Epoche der chinesischen Literatur und Commentatoren.

Unter den Ming (v. 1368—1644) und unter der jetzigen Dynastie haben sich ebenfalls die ausgezeichnetsten Gelehrten des Reiches mit neuen Recensionen und vollständigern Erklärungen der alten Schriften beschäftigt. Auf den Befehl der Kaiser der Tay tsing-Dynastie ward eine große Sammlung der vorzüglichsten Commentare unter dem Titel Hoang tsing king kiai veranstaltet in nicht weniger als 400 starken Bänden, die wiederum in mehrere 1000 Bücher zerfallen. Diese Collection befindet sich in meiner chinesischen Büchersammlung. Sieben verschiedene Werke, die in dem Hoang tsing king kiai enthalten sind, umfassen allein die Erklärung des Liederbuches. Folgendes ist der Name der Verfasser und der Titel der Werke:

1) Mao schi Ki ku stien von Tschin ki yuen, lebte unter der jetzigen Dynastie, 30 Bücher. Sammlung von Buch 60 bis 89 inclus.

1814. King, Bl. 1. Gaubil, Abrégé de l'histoire de la grande dynastie Tang. Mémoires conc. les Chinois XV. 451.

2) Schi chue von Hoei tscheou ti unter der jetzigen Dynastie, in 3 Büchern, sammt einem Buche Zugabe. Sammlung B. 190—193 incl. [1])
3) Mao schi ku hiun tschuen nach der Ausgabe von Tuan ta ling in 29 Büchern. Sammlung, Buch 600—629 incl.
4) Schi king Siao hio von demselben Tuan ta ling 4 Bücher. Sammlung, Buch 630—633 incl.
5) Mao schi Kiao kan von Yuen kuan hao in 10 Büchern. Sammlung, Buch 840—849 incl.
6) Mao schi Pu su von Tsiaou hiaou lien in 8 Büchern. Sammlung, Buch 1151—1156 incl.
7) Mao schi Si i von Li schu tschang in 25 Büchern. Sammlung, Buch 1331—1354 incl.

Man erinnere sich, daß bey den jährlichen Examinationen im ganzen Reiche gewöhnlich einzelne schwierige Stellen der King den Examinanden zur Erklärung vorgelegt, und daß die vorzüglichsten Arbeiten dieser Art später zum Drucke befördert werden; man erinnere sich, daß die chinesischen Literatoren über die in den alten Schriften erwähnten Kleidungsstücke und Geräthe, über die in ihnen vorkommenden und heutigen Tags mit verschiedenen Namen bezeichneten Thiere, Flüsse, Berge und Städte besondere Untersuchungen angestellt und deren Resultate in mit bildlichen Darstellungen und Karten versehenen Werken niedergelegt haben; man erinnere sich, daß die größten Untersuchungen dieser Art von den Kaisern selbst oder von der Akademie des Reiches geleitet, und daß keine Kosten gespart werden, um zu einem genügenden Resultate zu gelangen; man bedenke, daß alle Literatoren aller Jahrhunderte des chinesischen Reiches, die sich zum Ruhme und Ansehen emporschwingen wollten, sich mehr oder weniger mit der Erklärung der alten Schriften beschäftigt haben, und man wird dann nicht mehr über die Masse der Glossen, Commentare und Erläuterungen der alten Schriften erstaunen. Das Liederbuch enthält bloß 39,234 Charaktere, und doch sind in einem chinesischen bibliographischen Werke nicht weniger als 63 verschiedene Werke in 951 Büchern aufgezählt, die sich mit der Erläuterung dieses Buches beschäftigen. Alle diese verschiedenen Werke befinden sich in der großen Collection, die auf Befehl Hien long's unternommen worden ist [2]).

---

[1]) King ting sse ku tsuen schu, die bekannte Bibliographie. VI. 210.

[2]) Tay tsing hoei tien, I. Abth. Buch 80. Bl. 11. Kin ting sse ku tsuen schu, Buch 1. S. 11—23.

Die jetzigen chinesischen Ausleger verfahren nach einem sehr einfachen Plane. Zur Erläuterung jedes der alten klassischen Werke findet man verschiedene Auszüge aus den Schriften früherer Literatoren und vorzüglich aus den Literaturgeschichten der ältern Dynastien, wie aus denen der Han und Suy. Man erfährt durch diese Auszüge alles, was über die Aechtheit und die äußerliche Geschichte des Werkes bekannt ist; man wird von dem Ansehen unterrichtet, dessen sich dieses Werk in verschiedenen Zeiten erfreute und erhält Aufschlüsse über die Trefflichkeit der darin enthaltenen Lehre. Der Commentator gibt dann Vorschriften, wie man es anzufangen habe, um den wahren Sinn und den Geist des Werkes zu erfassen. Es folgen hierauf eine chronologische Liste aller der in dem Commentar angeführten Schriftsteller nebst mehreren Karten und Abbildungen verschiedener Geräthe und Instrumente, die in dem erläuterten Buche vorkommen. Jedes Kapitel beginnt besonders mit einer kritischen Auseinandersetzung des Inhalts. Es folgt dann endlich der eigentliche Text des Werkes mit den etwa vorkommenden Varianten und einigen wenigen Interlinear-Noten, größtentheils grammatischen Inhalts. Der Commentar selbst beginnt mit einer Glosse, die bloß Worterklärung enthält; es kommt dann eine Paraphrase, die den Inhalt des ganzen Satzes klar und deutlich, doch hie und da auch ziemlich weitschweifig aus einander setzt. In besondern Noten wird alles, was sich auf die alte Geographie, auf die Gesetze, Sitten, auf die Geschichte und Religion und auf die Naturkunde bezieht, erläutert. Wenn die Erklärung ganz sicher und gar keinem Zweifel unterworfen ist, so wird sie vom Commentator ohne alle weitere Beweisführung hingesetzt; im zweifelhaften Falle werden die Ansichten anderer Gelehrten und mehrere Beweisstellen für und gegen die verschiedenen Meinungen beygebracht: hie und da wird auch bemerkt, daß man sich vergebens bemüht habe, diese oder jene Schwierigkeit wegzuräumen. Welcher ungeheurer Vorarbeiten bedarf es für die Chinesen selbst, um zu einem richtigen Verständniß ihrer alten Literatur zu gelangen! Wie groß und mühsam müssen demnach erst die Studien der Fremden seyn, die zu dem wahren Sinne dieser ältesten literarischen Denkmale der Menschheit sich durcharbeiten wollen! Ohne Führer ist dieß durchaus unmöglich; bloß an der Hand der einheimischen Ausleger können wir zu einem fruchtbringenden Studium der King vorbereitet; bloß durch sie kann in die räthselhafte dunkle Sprache der King Licht und Klarheit gebracht werden *).

*) Mém. conc. les Chinois VIII. p. 215. Wo mag wohl das

Man kann bey den mannigfachen Erzeugnissen der chinesischen Literatur und Wissenschaft nicht über den Mangel systematischer Anlage und Ausführung klagen; die Literatoren und Historiker des Mittelreiches sind im Gegentheile so systematisch, daß sie nicht selten, ihrem Systeme zu Liebe, die in genauer Verbindung stehenden Thatsachen und Begebenheiten aus einander reißen und das Ganze in Stücke zersetzen. Ihre Systeme sind aber keineswegs geistigen Ursprungs, sie sind nicht aus einer großartigen Anschauung, die die Idee des Ganzen anfaßt und bis in dessen kleinste Verzweigungen verfolgt, hervorgegangen, sondern aus äußerlichen sinnlichen Wahrnehmungen; Systeme, die jeder, der seiner Sinne mächtig und einiger Ueberlegung fähig ist, leichtlich zusammen setzen kann. In der Poesie aber werden nur das Lied, didaktische Gedichte und Fabeln als legitime Produktionen des menschlichen Geistes betrachtet; Romane und Schauspiele, so gewöhnlich auch Stadt und Land, Volk und Beamten sich an ihnen ergötzen, findet die herkömmliche Pedanterey der chinesischen Schulmeisterzunft eines großen Geistes und wohlgeregelten Gemüthes unwürdig. Solcher Produktionen wird in keiner Literaturgeschichte erwähnt und ich habe bis jetzt nirgendwo ästhetische Vorschriften auffinden können, nach welchen Dramen und Romane ausgearbeitet, und welche Vorkehrungen wohl von nöthen wären, um erstere auf die Bühne zu bringen. Die Eintheilung des Liederbuches gründet sich, wie man leicht denken kann, ebenfalls auf äußerliche Wahrnehmungen, die über den innern Charakter der Lieder selbst uns nicht den mindesten Aufschluß ertheilen.

Während der Regierungszeit der Dynastie Tscheou gab es in China, wie bereits bemerkt wurde, viele Feudal-Herrschaften oder Königreiche. Diese großen Lehensträger hatten einen eignen Hofstaat, der, freylich im verkleinerten Maßstabe, demjenigen ihres obersten Lehensherrn durchaus ähnlich war. Diese Fürsten hatten wie der Regent des ganzen Reiches ihre beson-

große kritische Werk, das der P. Régis über die King verfaßt und nach Frankreich geschickt hat, hingekommen seyen? Sollte es sich wahrscheinlich unter den Handschriften der königl. Bibliothek zu Paris befinden, so verdiente dieses Werk vor vielen andern gedruckt zu werden. Wir kennen die Arbeit des P. Régis durch eine Anmerkung des P. Gaubil zu seinem Abriß der Geschichte der Dynastie Tang. Mém. XV. p. 452. not. 2. Le feu Père Régis envoya autrefois en France un grand ouvrage critique sur les King. Ceux qui veulent être exactement instruits sur ces Livres, doivent souhaiter, qu'on publie l'ouvrage du Père Régis.

dern Geschichtschreiber der Linken und Rechten; sie hatten besondere Erziehungsinstitute für die Söhne ihrer Familie und ihrer Großen; man fand an dem Hofe dieser Grafen und Baronen besondere Sang- und Musikmeister, deren Amt es war, auf die Gesänge, die in den Fürstenthümern gäng und gäbe waren, ein wachsames Auge zu haben und die bessern auszuwählen, damit sie dem Kaiser, wenn er die jährliche Inspektionsreise im Reiche unternimmt, als ein Denkmal und Wahrzeichen der Gesinnung und des Treibens des Volkes dargebracht werden könnten. Von funfzehn verschiedenen Feudal-Reichen finden wir eine Auswahl der Gesänge im Liederbuche. Diese Lieder werden Kue fong, d. h. Gesänge oder verschiedene Weisen der abhängigen Reiche genannt. Es sind Lieder verschiedenen Inhalts, 159 an der Zahl. Neben diesen Liedern, deren Ursprung man genau nach den verschiedenen Feudalreichen nachweisen kann, gab es noch viele andere Gesänge, die ebenfalls in den Herrschaften der Lehenträger gesungen wurden; es war aber unmöglich, genau anzugeben, aus welchem Lande sie hervorgegangen waren. Diese Gesänge, die vorzüglich bey Gastmälern abgesungen wurden, bilden unter dem Titel Siao ya die zweyte Abtheilung des Liederbuches. Siao ya bedeutet Minder-vortreffliche und diese Abtheilung soll zum Unterschiede von der nachfolgenden, die sich auf die Herrn des ganzen Reiches bezieht und deßhalb Ta ya die Ueberausvortreffliche genannt wird, den Namen erhalten haben. Die minder vortrefflichen Lieder wurden nämlich an den Höfen der Feudalfürsten gesungen. Confucius nahm in seinem Liederbuche 80 Lieder dieser Abtheilung auf; es sind aber jetzt sechs Lieder davon verloren gegangen, die, wie wir oben gesehen haben, schon in dem ersten Jahrhundert vor Christi Geburt nicht mehr vorhanden waren. In dieser zweyten Abtheilung des Liederbuches geschieht einer Sonnenfinsterniß Erwähnung, die nach den Rechnungen der berühmten Astronomen und Missionäre Adam Schall, K. Kägler und P. Gaubil am 6ten September des Jahres 776 n. Chr. Geb., im sechsten Jahre der Regierung des Kaisers Yeou wang der Dynastie Tscheou sich ereignet hatte *).

Die dritte Abtheilung enthält die Lieder, die am kaiserlichen Hofe gesungen wurden, die sich beynahe ausschließend auf die Beschreibung der Thaten und Gesinnung der Herrscher der Dynastie Tscheou beschränken. Tscheou fong soll den Grund

*) Schi king, Siao ya. Schi yue tschi kiao. Lacharme. II. 4, 9. S. 101, 284.

zu dieser Sammlung, die 31 Lieder enthält, gelegt haben *). Die vierte Abtheilung enthält 40 Lobgesänge, Song genannt, die während der den Namen der Vorfahren dargebrachten Opfer angestimmt wurden. Diese Opferlieder beziehen sich größtentheils auf die damals herrschende Dynastie den Tscheou; wegen seiner besondern Freundschaft zu den Feudal-Königen von Lu, einer Herrschaft, die Yn tscheou fu und einige andere Distrikte der heutigen Provinz Schau tong umfaßte, einer Nebenlinie der regierenden Dynastie hat Confucius vier Opfergesänge dieses Landes in seinem Liederbuche aufgenommen. Am Ende desselben befinden sich die fünf Opfergesänge der den Tscheou vorhergehenden Dynastie, die wir oben bereits erwähnt haben. Sämmtliche Gesänge des Liederbuches sind demnach 311, wovon aber die sechs verloren gegangenen abgezogen werden müssen es bleiben demnach 305.

In den ältesten Liedern der Chinesen finden wir zwar eine genaue Beachtung des Reims und in der Poetik der Neuern wird auf die Quantität, d. h. im Chinesischen auf den wechselnden Accent genaue Rücksicht genommen. Bey den Gesängen des Liederbuches scheint aber dieses nicht der Fall zu seyn. Es finden sich zwar hie und da gereimte Strophen, doch scheint dieses mehr vom Zufalle oder der Willkür des Dichters abzuhängen; denn auf eine gereimte Strophe folgt nicht selten eine ungereimte, und ein Vers von vier Füßen oder Sylben wechselt mit einem von fünf oder sechs Füßen oder Sylben. Die Dichter des Liederbuches scheint mehr der natürliche Wohllaut ihrer Sprache geleitet zu haben, als bestimmte in einem hellen Bewußtseyn lebende Regeln. Dies geht auch daraus hervor, daß die einheimischen Commentatoren nirgendwo den Reim oder das Metrum der Lieder berücksichtigen. Sie theilen nach ihrer gewöhnlichen Weise, die sich an Aeußerlichkeiten festhält, alle Gesänge des Liederbuches in drey Klassen. Die Lieder sind entweder einfachen didaktischen Inhalts, die ohne alle Abschweifung, ohne irgend eines

*) Es ward schon bey der zweyten Abtheilung der Name dieser dritten und der Grund dieser Benennung nach den chinesischen Commentatoren angegeben. Lacharme scheint diese Commentatoren nicht nachgelesen, sondern eine Erklärung der Namen dieser Abtheilung nach eigenem Gutdünken ersonnen zu haben. Folgendes ist die Erklärung des Missionärs. Siao ya latine parvum rectum, quia in hac parte mores describuntur recti illi quidem, qui tamen nonnihil a recto deflectunt. Carmina Tu ya partis III. (magnum rectum) in conviviis et sacrificiis canebantur. Nach Kang hi heißen die Gedichte, die das Volk sang, Fong; die bey Hofe gesungen wurden ya, die während des Opfers in den Tempeln gesungen wurden, hießen Song.

Bildes sich zu bedienen, bloß dem Zwecke der Mittheilung entgegeneilen, und werden dann Fu genannt, ein Wort, welches ursprünglich ausbreiten, darbringen, verkünden bedeutet. Die zweyte Klasse umfaßt diejenigen Gedichte, die den Gegenstand, auf den sie zielen, gar nicht nennen, sondern bey bloßen Allegorien und Vergleichungen stehen bleiben; sie werden Pe, d. h. Vergleichung oder Allegorien genannt. Die dritte Klasse enthält diejenigen Gedichte, die in der ersten Linie der Strophe mit einer Vergleichung oder einem Bilde beginnen, und dann zu dem Gegenstande selbst, der verglichen und beleuchtet werden soll, übergehen. Das Bild dient in diesem Falle bloß zur Erläuterung desjenigen, was von dem nachfolgenden Gegenstande ausgesagt werden soll. Diese Klasse wird Hing genannt; ein Wort, das erhaben, aufsteigen, im blühenden Zustande seyn, bedeutet. Von der ersten und zweyten Gattung dieser Lieder wollen wir aus den ältesten Stücken des Annalenbuches einige Proben anführen, die im Originale theilweise mit Reimen versehen sind. Gegen das Ende des fünften Kapitels des ersten Theiles der Annalen kommen folgende Lieder vor, die dem Kaiser Schun zugeschrieben werden.

Lai tièn tschý mīng,
Weī schī,
Weī kī.

Gehorche dem Befehl des Himmels,
Nimm wahr die Zeit,
Nimm wahr die Gelegenheit.

Kù tong hi tsaī,
Yuēn schō kī tsaī,
Pē kōng hì tsaī.

Wenn Fuß und Arm wohlauf,
Das Haupt sich dann hebt auf,
Und alles beym Geschäft ist gut auf.

Das erste Lied gehört zur ersten Gattung, Fu genannt, und besteht in einer einfachen Lehre; das zweyte gehört zur zweiten Klasse, wo der Sinn des Dichters durch eine bloße Allegorie angedeutet wird. Fuß und Arm des Gedichtes bedeuten nämlich nach den chinesischen Commentatoren die Minister. Das Haupt bezieht sich aber auf den Kaiser. Der alte Weise Kao yao antwortet dem Kaiser Schun mit zweyen Gedichten, die ebenfalls zur zweyten, d. h. zur allegorischen Klasse gehören.

Yuēn schō mīng tsaī!
Kù hōng lāng tsaī!
Schù soė kāng tsaī!

Ist das Haupt einsichtsvoll, ja!
Fuß und Arm sind trefflich, ja!
Jedes Werk geht herrlich, ja!

Yuën schö töng tsö tsaï
Kù höng tò tsaï
Wën ſsé hi eï tsaï.

Ist das Haupt verwirrt, ja!
Faul werden die Glieder, ja;
Schlecht geht jede Arbeit, ja!

Von der dritten Liederklasse werden weiter unten mehrere Proben vorkommen.

Wir machen den Anfang mit den letzten Stücken des Liederbuches, mit den Opferliedern der Schang-Dynastie; denn sie scheinen die ältesten Reste der heiligen Gesänge des Mittelreiches.

Man denke sich unter den heiligen Gesängen der Chinesen keine begeisternden, zum Urquell alles Seyns emporstrebenden und die Macht der Gottheit über alles irdische Treiben hocherhebenden Psalmen; man wähne nicht, daß der entzückte Geist in tiefen, ahnungsvollen orphischen Liedern sich ergießt oder die Ideenfülle zu einer indischen Vergötterung der zersplitterten Naturkräfte hingerissen wird — Nein, der kalte Verstand, der vom Irdischen sich selten losreißende Geist der Chinesen offenbart sich in allen seinen Produktionen.

Es fällt dem Chinesen nicht ein, die Gottheit durch den Menschen zu verherrlichen; im Gegentheile verherrlicht der Mensch immer die Gottheit. Die hervorragenden Männer der Nation wurden durch sich selbst, durch eigene Kraft gerecht und tugendhaft; deßhalb wählte sie der Himmel zu seinen Stellvertretern auf Erden; deßhalb erging an sie der Auftrag und der Befehl des Himmels oder des Schicksals (Tien ming). Wir sagen des Himmels oder des Schicksals; denn mögen sich die Chinesen unter Himmel auch irgend etwas Göttliches gedacht haben, so war dies doch sicherlich ihrer Ansicht nach keine unabhängige, über der Natur stehende und sie nach ewigen Gesetzen beherrschende Kraft. Nach der altchinesischen Ansicht sind die Folgen unzertrennbar mit der That verbunden. Verderben folgt dem Laster und Glück der Tugend, wie der Schatten dem Menschen. Ihr Himmel war demnach mehr ein blindes, nach unbewußten Gesetzen handelndes Schicksal; der Mensch vermag alles, und die letzten Gesetze der Natur richten sich blindlings und nothgezwungen nach seinen Thaten. Von diesem Standpunkte aus ist es auch ganz natürlich, daß der über den Menschen stehenden Macht in den Opferliedern der Chinesen so wenig gedacht wird.

Man rühmt die dahingegangenen Helden, die während ihrer Lebenszeit Großes vollbracht hatten; man erfreut sie an dem jährlich wiederkehrenden Todestage mit demjenigen, woran sich die Lebenden ergötzen. Die Opfer darbringenden Sprossen der Familie verkünden ihr Freud und Leid den Ahnen eben so, als wenn sie noch hienieden wandeln würden, und man verspricht den Manen nebenbey, daß man sich bemühen werde, sich zur Vollkommenheit der Altvordern empor zu schwingen. Folgendes sind einige dieser Opferlieder der Schang-Dynastie.

I.

»O wie viele, o in welch schöner Ordnung stehen bereitet unsere Trommeln Tao ku! Ich berühre die Trommeln, um mit den Tönen zu erfreuen unsere ehrwürdigen Ahnen. Ich der Enkel Tang's lasse große Musik erschallen, die Seele zu beruhigen, und sinne, mich zu vervollkommen!«

»Die Trommeln Tao ku bringen immerdar treffliche Harmonie; die Blasinstrumente Ku an stimmen mit ihnen überein, und harmonisch gesellt sich dazu das Instrument King zur größten Verherrlichung, so ich, ein Enkel Tangs. Herrlich ertönt die große Jong und die mannigfachen Männerkünste, wie erfreulich sind sie nicht!«

»Ich habe so treffliche Gäste, daß ich meine Freude nicht aussprechen kann. Was uns von den frühern Generationen Altes überliefert wurde, das achte und verehre ich von Morgen bis Abend; wenn ich handle, bin ich immer erfüllt von Ehrfurcht (von den Thaten der Vorfahren). Ich denke mich zu nahen, und das Opfer zu bringen. O steht mir bey, dem Enkel Tang's!«

Wir haben dieses Opferlied nach dem Commentare des Kong yng ta übersetzt; andere Ausleger haben abweichende Ansichten über den Sinn einiger Stellen. Der P. Lacharme scheint seine Uebersetzung des Liederbuches nicht mit dem Fleiß und mit der Einsicht ausgearbeitet zu haben, die man an einem Gaubil und Prémare mit Recht bewundert. Lacharme scheint die chinesischen Ausleger nicht sehr zu Rathe gezogen zu haben; es würden sich sonst in seiner Uebersetzung keine so groben Versehen finden. Der Enkel Tang's, über den Lacharme in seiner Note kein einziges Wort bemerkt, ist nach der Geschichte und nach den Angaben der Commentatoren Tai kia, der Sohn des Tai ting und der Enkel des Tsching tang (Tang in unserm Opferlied ist so viel als Tsching tang), der vom Jahre 1754 — 1721 regiert haben soll. Dieser dritte Nachfolger des Gründers der Dynastie Schang feyerte den Todestag seines Großvaters mit Opfern und dem vorstehenden Opferliede, wie das noch heutigen Tages in China Sitte ist. Die Musik ward von den alten Chinesen als eines der wichtigsten Elemente der Staatsregierung betrachtet. Jede neue Dynastie

verändert, wie in andern Ländern das Reichspanier oder die Staatsfarbe, so hier die Musik [1]) Der Enkel berichtet nun den Manen seines Stammvaters, daß er komme mit den der Dynastie Schang eigenthümlichen musikalischen Instrumenten; nämlich mit der Trommel Kao ku, die auch Yu ku genannt wird (ku am Ende heißt Trommel), die der zweyten Dynastie eigenthümlich war, und einen sehr starken Ton hervorbringt. Es wird an einer Stelle des Liederbuches bemerkt, daß der Schall dieser Trommel der stärkste sey aller Instrumente [2]). Die Blasinstrumente Kuan waren verschiedener Gattung. Amiot beschreibt sie ausführlich [3]). Das Instrument King ward aus dem berühmten Ju Stein gemacht, und ist aus 16 dieser Steine zusammengesetzt, von verschiedenen Farben. Wahrscheinlich kannte Plinius der Aeltere diesen in den ältesten Dokumenten der chinesischen Literatur vorkommenden Ju Stein. Mehrere Provinzen brachten nämlich unter den Hia neben anderem Tribut auch den Ju [4]). In Gegenwart der vielen zum Opfer eingeladenen Gäste verkündet Tai kia den Manen, daß er es ist, der die Opfer darbringt, und ruft am Ende des Opferliedes die Gäste herbey, damit sie ihm helfen mögen das Opfermal vor die Tafeln der Ahnen, wo nach chinesischer Ansicht der Geist des Verstorbenen seinen momentanen Aufenthalt genommen hat, hinzusetzen. Man begreift leicht, daß der Enkel sich nicht selbst in Gegenwart seiner Gäste und während eines den Vorfahren dargebrachten Opfers rühmen kann. Lacharme übersetzt die erste Strophe so ziemlich richtig, und beginnt den zweyten, dem Texte angemessen, mit folgenden Worten: Ego (imperatoris Tsching) tang nepos musicum ooncentum fieri jubeo, und endigt aber die Strophe unbegreiflicher Weise mit den Worten: Clarissimi et maximi Tsching-tang imperatoris nepotem, quis non admiretur! hic (loquendo) vocis suae dulcibus sonis mirabiles sui amores excitabat, und fährt dann so fort: Campanarum et tympanorum sonos quam juvat audire! saltationem Ouan dictam modulatam et ex ordine compositam quam juvat videre! Der Text enthält ganz einfach nach unserer Uebersetzung, wie gesagt, nach den chinesischen Commentatoren verfertigt wurde: Die Blasinstrumente Kuan stimmen mit ihnen

---

[1]) Amiot, de la Musique des Chinois. Mém. conc. cet. VI. 101.

[2]) Amiot, a. a. O. 37, 220. Tab. 1, Fig. 3 ist solch eine Trommel abgebildet.

[3]) Amiot, a. a. O. S. 227. Abbild. Tab. 5, Fig. 27, 34.

[4]) Plinius, 37 cap. 10. Chlcophonos nigra est, sed illisa, aeris tinnitum reddit. Man vergleiche über diese Stelle die Anmerkung des Abbé Roussier zu Amiot, a. a. O. S. 221, 238.

überein, und harmonisch gesellt sich dazu das Instrument King, zur größten Verherrlichung, so ich, ein Enkel Tang's. Herrlich ertönt die große Glocke Jong ꝛc.

Das zweyte und vierte Opferlied, die ebenfalls den Gründer der Dynastie Schang verherrlichen, übergehen wir; das dritte, worin auf den mythischen Ursprung dieser Familie angespielt wird, lautet folgender Maßen.

III.

»Auf Befehl des Himmels ließ sich die Schwalbe nieder, und die Familie Schang ward geboren; sie wohnte zu Yn, ein großes, großes Land.«

»Auf Befehl des ältesten Herrschers (d. h. des Himmels) erweiterte der kriegerische Tang (Tsching tang) die Grenzen des Reiches nach allen vier Weltgegenden. Dieser Befehl ward den Fürsten verkündet, und schnell eroberte er die neuen Provinzen, eroberte sie.«

»Dem ersten Herrscher der Familie Schang ward der Auftrag des Himmels (zu herrschen) gefahrlos. Wu ting ist der Urenkel.«

»Der Urenkel Wu ting zeigte sich ein Kriegerkönig; allenthalben flatterten die Drachenfahnen auf den zehn Wagen. Die Fruchtsorten sind bereitet (zum Opfer).«

»Die kaiserliche Domaine umfaßt 1,000 Li, und er wohnt hier unter dem Volke, aber die Grenzen des Reiches erstrecken sich bis zu den vier Meeren (d. h. umfassen die ganze Welt).«

»Aus den Ländern innerhalb der vier Meere sind gekommen wie viele zu der von Flüssen umflossenen Residenz King. Seitdem Yn das Reich verziert, ist das Land mit jeglichem Glücke gesegnet. Ist dem nicht so?«

Die Ansicht der Chinesen, daß der Kaiser der Stellvertreter des Himmels ist, und nur im Auftrag des Himmels regiert, geht deutlich aus diesem Opferliede und aus andern Stellen der alten Monumente hervor. Nach der mythischen Geschichte der Schang-Dynastie soll die Mutter ihres Stammvaters, Sie, während eines Opfermales ein ihr zugefallenes Schwalbeney verzehrt, und darauf schwanger geworden seyn; nach Verlauf der gehörigen Zeit ward Sie geboren. Auf diese Mythe bezieht sich der Anfang unserer Ode. Bevor Sie die Feudal-Herrschaft Schang erlangt hatte, wohnte er in dem Distrikte Yn, weßhalb diese Dynastie seit Pan keng (reg. von 1402—1374) bald Yn bald Schang genannt wird. Das zweyte Hauptstück der Annalen der Dynastie Schang im Schu king ist die beste Erläuterung dieses Opferliedes. Wu ting, der hier erwähnt wird, war der Urenkel des Tsching tang und regierte vom Jahre 1721—1691. Nach mehreren Commentatoren soll hier der Wu ting zu verstehen seyn, der auch Kao tsong genannt wird (regiert von 1325—1266). Dieser Angabe folgt Lacharme. Der Drache ist bekanntlich der Schna-

bel oder Wagen des Reiches; er befindet sich auf den kaiserlichen Fahnen, auf den allerhöchsten Ausschreiben und in den Kleidern Sr. kaiserl. Majestät eingewirkt. Die Wagen Sr. Majestät sind ebenfalls besonderer Art; sie sind genau beschrieben in den gesammelten Satzungen der regierenden Dynastie; wo sie auch in Abbildungen vorkommen. Die Form der kaiserlichen Staats- und Kriegeswagen war wahrscheinlich auch im Laufe der Zeit manchen Veränderungen unterworfen. In den Sittensammlungen sind die Fruchtgattungen, die bey verschiedenen Opfern dargebracht werden müssen, genau angegeben. Der Gründer der Dynastie Schang soll in dem Bezirk King gewohnt haben, als ihm der Befehl des Himmels zur Regierung des Reiches geworden ist. Ueber die eigentliche Lage dieser ältesten Residenz der Fürsten von Schang sind die einheimischen Ausleger verschiedener Meinung [1]). Noch heutigen Tags beträgt der eigentliche Bezirk, wo der kaiserliche Hof ist, 1000 Li; die gesammelten Satzungen des Reiches nach der neuesten Ausgabe vom Jahre 1818 rechnen 200 Li auf einen geographischen Grad [2]). Zu den Zeiten der Tang-Dynastie rechnete man aber 250 Li auf einen Grad [3]). Dieses chinesische Längenmaß ist verschieden nach den verschiedene Zeiten und Provinzen. Unter dem Lande innerhalb der vier Meere verstehen die Chinesen die ganze ihnen bekannt gewordene Erde. In einem die historische Geographie behandelnden Theile der großen Sammlung Hoang tsing king kiai findet sich neben andern Karten auch eine Karte (sie ist die 47ste der Kartensammlung) der vier Meere, die keine andern Länder enthält, als diejenigen, welche den Chinesen unter der Tang-Dynastie bekannt geworden sind [4]).

Es kann keinem Zweifel unterworfen seyn, daß das letzte Opferlied der Abtheilung Schang song zur Verherrlichung des Wu ting, auch Kao tsong genannt, des Sohnes von Siao ye gedichtet wurde; von den noch vorhandenen Kapiteln des Annalenbuches beziehen sich zwey auf die Thaten dieses

---

[1]) Selbst über die eigentliche Lage von Yn widersprechen sich die Commentatoren; es soll nach einer Angabe im Distrikt Ho nan fu der Provinz Ho nan gelegen haben. Deguignes zum Schu king, S. 212.

[2]) Tay tsing hoei tien, I. Abth. Finanzministerium. Buch 11, Bl. 9, 1.

[3]) Gaubil, observations mathématiques, herausgegeben von Souciet. Paris 1729. Vol. I. 142. Mailla in der Vorrede zur Histoire générale de la Chine. S. 56.

[4]) Hoang tsing king kiai. Buch 27, B. 53, 54.

Fürsten. Einige Strophen dieses fünften Opferliedes sind ganz regelmäßig gebildet und mit Reim versehen.

V.

Ta pe Yn wu,
Fun fa King-tsu,
Mei si ki tschu
Paou king tschi tschu
Yeou tsik ki so
Tan sum tschy so.

»Gewandten Geistes ist jener Yn und kriegerisch,
Schnell bekriegt er King tsu;
Dringt herein in dessen Ebenen,
Und versammelt die Völker.
Nach der Zerstörung wer
Dies Land wiederum ordnet — es ist ein Enkel Tangs.«

Wei ju King-tsu,
Kiu kne nan king
Si yeou Tsching-tang
Tse pa ti kiang
Mo kan pu lei hang
Mo kau pu lai wang
Yue Schang tschy tschang.

»Dir bleibe King tsu
Habe im Süden des Reiches dein Lehn!
Ehemals herrschte Tsching tang;
Von den Ländern der westlichen Barbaren
Wagte es nicht zu säumen mit Tribut,
Wagte es nicht zu säumen jeglicher König;
Das ist Gesetz der Schang.«

Tien ming to pei schi
To yu Yn tschy tsi
Suy tse lai pei
mei yu ho schi
kia si fei kiai.

»Auf des Herrn Befehl sind die Fürsten eingesetzt;
Allen von Yn ward bestimmt der Tribut,
Jährlich dieses Geschäftes wegen kamen die Fürsten an Hof.
Ich bin tadellos: siehe zu,
Daß der Ackerbau nicht vernachläßigt wird.«

»Des Himmels Befehl offenbart sich hienieden; habe nur Acht auf das Volk; ist es nicht selbstsüchtig, nicht eigennützig, wagt es nicht nachlässig und müßig zu seyn, so ergeht des Himmels Befehl zu diesem niedern Reiche, und es wird mit allen Glücksgütern gesegnet werden.«

Es folgen hier im Originale noch zwey Strophen, die wir ihres unbedeutenden Inhalts wegen, und weil sie alles Metrums zu ermangeln scheinen, hier übergehen. Schon die vierte Strophe ist, wie der Leser aus unserer Uebersetzung bemerken wird,

sehr unregelmäßig gebaut. Dieß ist auch der Fall bey vielen andern Liedern dieser alten Sammlung. Bey aller Unregelmäßigkeit bleibt der Reim größtentheils vorherrschend, der gleichsam die Stelle einer Interpunktion vertritt, und so das Verständniß dieser schwierigen Monumente der chinesischen Literatur nicht selten erleichtert. Es ist sonderbar, daß Lacharme gar nicht bemerkt, daß diese Lieder gewöhnlich auf einen Reim ausgehen *). Das bevorstehende Opferlied bezieht sich, wie auch bereits bemerkt wurde, auf die Thaten des Wu ting oder Kao tsong. Während seiner Regierung empörte sich die Feudal-Herrschaft King tsu, die den Distrikt King tscheou fu der jetzigen Provinz Hu kuang umfaßte. Wu ting überzog den aufrührischen Lehensträger mit Krieg, und zerstörte seine Besitzungen; der Kaiser übergab aber dem Empörer sein voriges Lehn wieder zurück, mit der Bedingniß, daß er nach den Anordnungen des Yn, wie diese in dem Annalenbuche, Hauptstück Yn kong zu lesen sind, sich verhalte. Das Yn kong enthält die Feudal-Gesetze des chinesischen Reiches während der drey ersten Dynastien. Wu ting sagt zu dem rebellischen Lehensträger, daß er sich nach den Anordnungen des Yn fügen, jährlich an den Hof kommen und seinen Tribut bringen müsse. Es ist zu bemerken, daß in der dritten Strophe der Kaiser selbst Tien oder Himmel genannt wird. Dies ist auch in mehreren Stellen des Annalenbuches der Fall. Die vierte Strophe soll nach den chinesischen Auslegern das Glück des Gründers der Schang-Dynastie erklären. Tsching tang, der am Anfange bloß ein Lehen von 70 Li hatte, erhielt durch seine Tugend das ganze Reich. Die Fürsten zeigen sich in ihrem Volke; ist das Volk tugendhaft und zufrieden, so ist die Regierung vortrefflich, und durch solche Regierungsweise kann den kleinsten Fürsten des Landes endlich durch den Befehl des Himmels die Regierung des ganzen Reiches übertragen werden.

Alle übrigen Lieder des Schi king stammen aus der Regierungsperiode der Familie Tscheou.

---

*) Lacharme hat von der Verskunst der Chinesen gar wenig verstanden. Folgendes ist das Einzige, das er in seinen Prolegomenen über die Metrik des Schi king bemerkt. Liber autem Chi-king modo has, modo illas regulas sequitur; alii versus tonum Ting habent in medio, alii in fine, alii initio versus, et hoc dixisse satis erit: ipsi Sinae literati poësin antiquam non bene norunt. Prolegom. XXII.

(Der Beschluß folgt.)

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. LX.

Schwedische Literatur.

Von R. Fürst.

Die einzelnen Erscheinungen der wissenschaftlichen Literatur in Schweden kommen so selten zu unserer Kenntniß in Deutschland, daß es nicht überflüssig seyn dürfte, durch kurze Anzeigen in diesen Blättern die Leser mit einigen der vorzüglichsten neuern Werke aus dieser Literatur bekannt zu machen. Wo uns die Werke nicht selbst vorliegen, werden wir als Quelle unserer Mittheilungen die in Kopenhagen erscheinende »Nordisk Tidsskrift« benützen, die Beyträge von den ausgezeichnetsten Literatoren Schwedens und Dänemarks enthält. Die schwedische Literatur hat sich in den letzten Decennien zu einer so achtbaren Selbstständigkeit emporgeschwungen, daß die Hervorbringungen derselben wohl eine allgemeine Aufmerksamkeit verdienen.

Von der Geschichte Schwedens (Svea Rikes Häfder) von dem Professor Erik Gustav Geijer ist der erste Band erschienen, der zu großen Erwartungen berechtigt. Die schwedische Regierung, die das Unternehmen einer neuern Geschichtschreibung Schwedens unterstützt, konnte diese Arbeit keinem würdigern Gelehrten übertragen, als Herrn Professor Geijer, der viele Jahre hindurch sich mit der Herausgabe der Quellensammlungen beschäftigte, und der auch als Kunstrichter und Dichter in seinem Vaterlande rühmlichst bekannt ist. In dem ersten Bande zeigt sich der Verfasser als gründlicher Geschichtsforscher, und vollkommen dazu berufen, der Geschichtschreiber seines Landes zu seyn. Mit Geist und einsichtsvoller Wahl hat er die Arbeiten seiner Vorgänger benutzt, ohne sein Werk mit gesuchter oder unnützer Gelehrsamkeit zu überladen. Der Anfang dieses Nationalwerks ist eigentlich nur die Vorbereitung zur Geschichte, aber es könnte bezweifelt werden, ob alle Gegenstände, die der Verfasser berührt, wirklich zur eigentlichen Geschichte Schwedens gehören. So schien es uns, daß die aus den Quellen geschöpfte Darstellung der Eddischen Mythologie in einer Staatengeschichte nicht an ihrem Platze ist. Die Absonderung der historischen Bestandtheile von den symbolisch-poetischen der Mythen ist sehr schwierig, auch hat man in die Vorzeit des alten Nordens eine solche Unklarheit und Verwirrung hineingebracht, daß es nicht leicht auszumitteln ist, ob die mythologischen Wesen oder die Ortsbenennungen einen historischen oder mythologischen Ursprung haben. Weit wichtiger ist die Untersuchung des Verfassers über das Verhältniß der Gothen zum Norden und zu Schweden insbesondere. Er glaubt, daß die Wanderungen der Gothen gegen Osten und Süden, die auf die sogenannten Völkerwanderungen einen so großen Einfluß hatten, eigentlich nur eine Rückkehr nach ältern Wohnplätzen waren, von welchen sie in Zeiten, die den historischen Nachforschungen verborgen sind, gegen Norden ausgezogen waren. Ueber die

so oft bestrittene Frage, auf welche Weise das offenbare Daseyn zweyer oder dreyer ganz verschiedenen Völkerschaften in Skandinavien historisch zu erklären sey? gibt der Verfasser keine genügenden Aufschlüsse, welches auch wohl nicht möglich war, da frühere Gelehrte aus Mangel an historischen Nachweisungen ihre Behauptungen in dieser Beziehung auch nur auf Vermuthungen gründeten. Ob die Finnen und Lappen ein Völkerstamm oder zwey abgesonderte Völkerstämme waren, ist demnach nicht genau zu ermitteln, und die Gründe des Verfassers, der sich für die zweyte Meinung ausspricht, scheinen uns nicht haltbar genug. Er behauptet, daß die ältesten Bewohner des Nordens, vom gothischen Stamme, noch ältere Bewohner vorgefunden hatten, die Jetten oder Jotner der Mythologien, deren Streit um den Besitz des Landes gegen die eingewanderten Fremden den Stoff der Mythologien ausmacht, von der Feindschaft und dem Kampfe zwischen den Jetten und Asen. Diese Jetten, meint der Verfasser, sind nichts anders als Finnen, und zu diesem Hauptstamme müssen sowohl Lappen als Finnen gerechnet werden, obgleich er sie (S. 416) »zwey ganz ungleichartige Volksstämme« nennt. Obgleich nun schon Leem die ziemliche Aehnlichkeit der Sprachen bemerkt hat, und auch Porthan annimmt, daß beyde Völkerschaften in ihrem Ursprunge einen Volksstamm ausmachten, glaubt doch unser Verfasser aus den ältesten historischen Quellen darthun zu können, daß beyde Völker ungleich und abgesondert waren, und er bemerkt (S. 417): »daß diese Ungleichheit sich immer mehr entwickelt hat, je nachdem die Finnen eine höhere Stufe der Kultur erreicht hatten«

Es wäre überflüssig, über diesen Gegenstand uns in weitere Erörterungen einzulassen, die uns auch zu weit von unserm Zwecke abführen würden. Wir begnügen uns, die Hauptabtheilungen anzugeben, nach welchen der Verfasser den reichhaltigen Stoff seines Werkes geordnet hat. I. Beschaffenheit des Landes. II. Der Norden der Alten (der Griechen und Römer). III. Uebergang zu den inländischen Geschichtschreibern. IV. Die Runen. V. Die Isländer (in Styl und Darstellung, wie der erste Abschnitt, eine der schönsten Partien des Buches). VI. Die nordische Göttersage. VII. Die Eddalehre nach den Quellen (mit Untersuchungen ihrer theologischen, physischen und historischen Bedeutung). VIII. Die Ynglinga=Sage. IX. und X. Die Königsfolge unter dem Ynglinggeschlechte bis zum neunten Jahrhundert.

Von den Actenstücken zu König Carl's XII. Geschichte (Handlingar hörande till Konung Carl XII. Historia), herausgegeben von Gustav Floderus, sind vier Bände erschienen. Der Herausgeber hat, wie er in der Vorrede versichert, diese Arbeit unternommen, weil das Andenken an diesen unvergleichlichen König von Neuem angefangen hat, bey dem schwedischen Volke wieder zu erwachen, und weil er selbst lange sich der Betrachtung eines Lebenslaufs hingegeben hatte, der für ihn die Summe aller Männertugenden in sich faßt. Wir können nicht wohl begreifen, wie die Erinnerungen der großen Heldenthaten Carl's XII. bey seiner Nation je geschwächt oder vermindert werden konnten; doch müssen wir dem Verfasser aufs Wort glauben, da er besser als wir seine Landsleute kennen muß. So viel ist gewiß, daß es verschiedene Standpunkte gibt, nach welchen man Carl XII. als historische Person betrachten kann, je nachdem man ihn als Mensch und Held, oder als Regent und Heerführer beurtheilt. Der Herausgeber glaubt, daß eine nur etwas detaillirte Geschichte dieses Königs hinlänglich sey, um daraus seine

Gottesfurcht, seinen standhaften Muth, seine strenge Gerechtigkeit, mit einem Worte, seinen unbefleckten Wandel vor Gott und Menschen kennen zu lernen, was wir nicht in Abrede stellen wollen. In jedem Falle muß es jedem nordischen Historiker willkommen seyn, eine so bedeutende Sammlung von originalen und größtentheils bisher ungedruckten Materialien zur Geschichte Carl's XII. zu erhalten.

Zu diesen gehören die, wenn auch zur politischen Geschichte nicht besonders merkwürdigen, doch sehr lesenswerthen und unterhaltenden »Annotationen über Carl's XII. Heldenthaten,« von des Königs Tafeldecker J. D. Hultmann mitgetheilt, nach dessen eigener Handschrift, die in der Bibliothek zu Upsala aufbewahrt wird. Diese Handschrift enthält manche, zum Theil persönliche, kleinere Details, und beginnt mit dem Aufbruche des Königs von Alt-Ranstadt den 22. August 1707, und endigt mit seinem Falle bey Friedrichsstein den 30 November 1718. Der Verfasser erzählt, daß, als der König an seinem Geburtstage, den 17. Juny 1709, bey der Belagerung von Pultawa gefährlich von einer Musketkugel an dem linken Fuße verwundet worden war, er (Hultmann) ihm während seiner Krankheit vorlesen mußte, Rolf und Götreks Sage, und einen weitläufigen Roman: Prinz Gideon von Maribranda und die Prinzessin Callista, aus dem Französischen übersetzt. Die Erzählung von der Schlacht bey Pultawa ist zwar nicht sehr aufklärend für die Kriegsgeschichte, doch sehr lebendig und interessant. Der verwundete König, der nur auf dem rechten Fuße stehen konnte, commandirte die Armee auf einer Bahre, von zwey Pferden getragen, und als diese durchschossen in einem Sumpfe zurückgelassen werden mußte, ließ er sich mit einem Stiefel auf dem rechten Fuße auf sein Leibpferd setzen. Zweymal, während der Schlacht, die Morgens um 4 Uhr anfing, wurde der verwundete Fuß des Königs verbunden, und Hultmann mußte die blutigen Binden, die dem Pferde in dem Koth nachschleppten, an seinen Kleidern abtrocknen, und sie wieder um den kranken Fuß wickeln. Gleichsam durch ein Wunderwerk kam der König lebendig, und ohne mehrere Wunden, als er schon hatte, aus der Schlacht, obgleich zwey Pferde und die Bahre von den Kugeln getroffen wurden. Von den sechzehn Trabanten, die den König umgaben, wurden funfzehn getödtet, und zwey Pferde wurden unter Hultmann erschossen, der sich immer in der Nähe des Königs mit dem Silberbecher und den Medikamenten halten mußte. Erst um zwey Uhr Nachmittags war der König auf dem Rückzuge so viel in Sicherheit, daß er in einem Zelte sich von Hultmann etwas kalte Speisen von einem geretteten Küchenwagen und einen Becher Quellenwasser reichen lassen konnte. Der Verfasser folgte seinem Herrn bis zu dem Abend, der sein letzter war. Er trug an diesem Abend, zwischen acht und neun Uhr, noch Speisen hinaus für den König in den Laufgraben. Der König hielt ihn fest am Knopfe, und sagte freundlich zu ihm: »Nun sollst du mein Küchenmeister seyn!« Aber er fügt hinzu, daß, als man so eben im Begriffe war, nach dem Befehle des Königs die Bestallung auszufertigen, ein Lakey kam, mit der Trauerbotschaft von dem Tode des Königs in dem Laufgraben, der, nach Hultmann, um eilf Uhr Statt gefunden haben soll, dahingegen andere Geschichtschreiber behaupten, daß der König zwischen acht und neun Uhr getödtet wurde.

Eine nicht unwichtige Beylage zu Hultmann's historischen Aufzeichnungen ist dessen chronologisches Tagsregister über die Begebenheiten unter Carl XII. vom 14. April 1700 bis zu der Ankunft in Bender

den 24. July 1709. Der Raum gestattet uns nicht, die übrigen zahlreichen Actenstücke, Briefe und Relationen zu Carl's XII Geschichte, besonders in dem russisch-polnischen Kriege, und des Königs Aufenthalt in der Türkey hier weitläufiger zu besprechen, und wir können uns nur auf die Bemerkung beschränken, daß in dem zweyten, dritten und vierten Bande in einer schwedischen Uebersetzung die bekannten interessanten und wichtigen Briefe aufgenommen sind, die der holsteinische Gesandte Baron Fabricius aus der Türkey an den Administrator Herzog Christian August, an Baron Görz und an Graf Reventlau schrieb, und von welchen die französischen Originale in Hamburg 1760 erschienen sind. Unter die wenigen mitgetheilten Briefe von Personen aus der königlichen Familie (von Carl XII. selbst fanden wir keinen) machen wir besonders aufmerksam auf den durch Inhalt und Ausdruck merkwürdigen Briefwechsel zwischen des Königs Schwester Ulrike Eleonora und ihrem Gemahl Prinz Friedrich von Hessen, nach dem Falle Carl's XII. und auf das in einem Briefe an den Prinzen eingeschlossene Memoire von dem französischen Gesandten Grafen de la Marc.

Das Werk: Der Reichstag in Stockholm im Jahre 1719 (Riksdagen i Stockholm år 1719), nebst einem Anhange, enthaltend die Protokolle und die Akten zum Prozeß gegen den Baron von Görtz, herausgegeben von P. G. Cederschöld, enthält wichtige Beyträge zur Kenntniß der schwedischen Verfassung. Die Absicht des Herausgebers war, die reichen Schätze zu benutzen, die in dem Archiv der Reichsstände aufbewahrt werden (die Protokolle des Adels von 1622; des Priesterstandes von 1633; des Bürgerstandes von 1719; uud des Bauernstandes von 1723), um einen vollständigen Auszug der Verhandlungen dieser Stände zu publiziren. Das Werk beginnt mit dem merkwürdigen Reichstage von 1719, dem ersten nach Carl's XII. Tode. Dieser Reichstag, den der Herausgeber selbst den wichtigsten in der neuern schwedischen Geschichte nennt, bezeichnet eine Periode, die schon merkwürdig ist durch die Leidenschaftlichkeit, mit welcher sie von einer Seite gepriesen und erhoben, von einer andern Seite herabgesetzt und verspottet wurde. Wir verweisen die Leser auf die kurze, aber gelungene Zusammenstellung des Verfassers von den so stark contrastirenden Abweichungen in dem Urtheile der streitenden Parteyen über jene, in der schwedischen Geschichte so denkwürdige Periode, und mit Recht äußert er, daß man von beyden Seiten fast bloß mit Declamationen gestritten hat. Ohne übrigens diesen merkwürdigen Zeitraum mit seinen Mißbräuchen und Verwirrungen einer Beurtheilung unterwerfen zu wollen, läßt es sich wohl doch ohne Schwierigkeit erklären, warum eine solche Reaction, wie diejenige, die damals sich entwickelte, eintreten mußte, nach dem alles zerstörenden despotischen Druck, den Carl XII. durch seine Persönlichkeit und seine Thaten so popularisirt hatte, daß das Volk ihn ertrug, weil es wollte, und die Magnaten, weil sie mußten. Auch kann man nicht läugnen, daß, so sehr erniedrigend zuweilen auch die Abhängigkeit war, in welche der Kampf der Parteyen, zum Theil geleitet durch ausländisches Gold und Intriguen, den Staat versetzte, es doch auch durch Hülfe anderer und besserer Regierungsgrundsätze geschah, daß man dem Lande bald wieder aufhalf von dem im höchsten Grade zerstörten und leidenden Zustand, in welchem Carl XII. es zurückgelassen hatte. (Schon 1710, nach der Schlacht von Pultawa, auf einem sogenannten Reichstage, der auf

die lächerlichste Weise damit endigte, daß man eine außerordentliche Steuer auf Equipagen, Perücken und den Kopfputz der Frauen bewilligte, kam man zu der Aufklärung, daß die Steuern verdoppelt und kaum mehr zu entrichten waren; der Handel gänzlich vernichtet, die Noth allgemein, und die Volksmenge durch den Krieg so vermindert worden war, daß in mehreren Provinzen nicht ein einziger Adeliger zu finden war, der dem Reichstage beywohnen konnte. Nichts desto weniger konnte doch Carl XII. den Krieg noch acht Jahre fortführen.)

Die Darstellung des Reichstags von 1719 ist ein zweckmäßiger Auszug des Protokolls des geheimen Ausschusses (secreta Utskots) und der Protokolle der drey Stände, und auf diese Weise will der Verfasser seine Arbeit fortsetzen. Es ist das erste Mal, daß solche authentische Beyträge zu der Geschichte der ältern schwedischen Reichstage publicirt werden. Im Jahre 1723 hatten sogar die Stände in ihrer Reichstagsordnung den Zugang zu den Protokollen verboten, die stets »in guter und sicherer Verwahrung« gehalten werden sollten. Diesen Beschluß veränderten die Abgeordneten 1756, und in einer Reichstagszeitung wurden die Hauptmomente der Verhandlungen bekannt gemacht. Bey dem Reichstage 1786 wurde zuerst damit angefangen, Auszüge aus den Protokollen drucken zu lassen, und 1789 wollte man die Reichstagsprotokolle vollständig herausgeben, allein Gustav III. verbot es, und die ersten gedruckten vier Bogen wurden confiscirt. Erst 1809 wurde ein constitutionelles Gesetz erlassen, nach welchem die Protokolle, ohne Ausnahme, künftig vollständig gedruckt werden sollten, und dieses ist doch besser, als jenes Verbot von 1789, obgleich man nun, nach jedem Reichstage, eine ungeheure Masse Makulatur producirt.

Die höchst wichtige und interessante Beylage zu dem Reichstage von 1719 enthält die Acten des Prozesses gegen den Baron von Görtz, oder die Anklagepunkte des königlichen Anwalds, mit den Beylagen und den Protokollen der über Görtz niedergesetzten Commission, welche Dokumente der Herausgeber zu seinem Gebrauche aus dem schwedischen Reichsarchive erhalten hatte. Es geht aus diesen Actenstücken hervor, daß das über Görz gefällte Todesurtheil ein Justizmord war. Obgleich sämmtliche Mitglieder der Commission einstimmig Görtz zum Tode verurtheilten, haben doch zwey Mitglieder (Brauner und Stierncrona) ihren Abstimmungen die Erklärung hinzugefügt, daß sie die Form des Prozesses nicht billigten; ja einer der Reichsräthe (Graf Cronhielm) äußerte sogar in dem Senat und in Gegenwart der Königin den Tag nach der Verkündigung des Urtheils, »daß man gestehen müsse, Baron Görtz habe nicht die jura defensionalia genossen, die ihm nach Recht und Gesetz zugekommen.« — Der Herausgeber hat eine Uebersetzung geliefert von denjenigen Actenstücken, die in fremder Sprache abgefaßt sind, welches vielleicht nicht alle Leser billigen werden; aber die Brauchbarkeit des Werks ist durch ein treffliches Real- und Personal-Register erhöht, das sowohl die Reichstagsgeschichte als Görtzens Prozeß umfaßt.

Mathiae Colonii Opera omnia, denuo edidit Ad Iwar Arwidson. Vol. I. Holmiae 1829. Dieser erste Band enthält schätzbare Beyträge zur ältern Geschichte der nordischen Rechtskunde. Colonius wurde auch außer seinem Vaterlande als gelehrter Rechtskundiger bekannt, besonders durch seine Dissertationes V de prisco in Patria (Suio-Gothia) Servorum jure, die Professor Schildener 1719 zu Stral

lund aufs Neue herausgab. Diese mit gründlicher Gelehrsamkeit und sorgfältiger Forschung der alten Gesetze Schwedens ausgeführte Monographie ist ein wichtiger Beytrag zur Kunde der Gesetzgebung des Nordens im Mittelalter. Herr Arwidson, Unterbibliothekar an der königlichen Bibliothek in Stockholm, hat sich ein großes Verdienst erworben durch die vollständige Herausgabe von Colonius sämmtlichen Schriften. Außer den oben genannten Dissertationes de jure Servorum finden wir noch eine Abhandlung: De poena homicidii adtentati, und die erste Abtheilung eines Aufsatzes: De nova facie orbis Europaei circa saeculum reformationis exorta. Diese unvollendete Abhandlung, die einzige nicht-juristische Arbeit von Colonius, verbreitet sich über den Zustand der Wissenschaften und der Kultur in ihren neuen Entwicklungen zur Zeit der Reformation. Der Herausgeber hat einen kurzen Umriß des Lebens des Verfassers hinzugefügt, aus welchem wir Folgendes ausheben wollen. Colonius wurde geboren den 7. Januar 1738 zu Saarijärvi, ein Kirchspiel im westlichen Tavastland von Finnland, wo sein Vater Priester war. Nachdem er im Gymnasium zu Borgo Unterricht genossen, wurde er 1757 Student an der Universität zu Abo. Im Jahre 1778 wurde er als Docent bey der Universität im Fache der Oekonomie angestellt, und später als Professor der Rechtsgelehrsamkeit. 1793 wurde er als Mitglied des höchsten Gerichts (Högsta Domstolen) in Stockholm ernannt, welchen Posten er bis zum Jahre 1800 bekleidete. Nach Finnlands Eroberung erhielt er eine Anstellung als Prokurator in dem kaiserlichen Regierungs-Conseil für Finnland, mit dem Titel eines Staatsraths. Aus diesem Amte wurde er 1816 entlassen, mit dem Titel eines kaiserlich russischen wirklichen Staatsraths, und starb in dem Alter von 79 Jahren am 13. September 1817. Colonius war Ritter des Nordstern- und St. Anna-Ordens und Mitglied fast aller wissenschaftlichen Vereine in Schweden und Finnland.

Die Herausgabe seiner Werke ist mit großem Fleiße und Genauigkeit besorgt, und zeichnet sich auch durch ein gefälliges Aeußere aus.

Eine interessante Erscheinung im Gebiete der Reisebeschreibung ist: Professor Zetterstedts Reise durch Schwedens und Norwegens Lappmarken (Resa genom Sweriges och Norriges Lappmarker), die er im Jahre 1821 unternahm. Diese außerhalb Schweden wenig bekannte Reise verdient von jedem gelesen zu werden, der sich für richtige Kenntniß der Natur- und Menschenwelt in den nördlichsten Gegenden von Skandinavien interessirt. Jeder Schriftsteller, der uns Beyträge zu dieser Kenntniß liefert, verdient um so mehr unsern Dank, da Reisen in dieser Weltgegend mit großen und bedeutenden Beschwerlichkeiten verbunden sind. Mit lebhaften Farben schildert der Verfasser (II. S. 134) die Plage der Mücken, welcher der Reisende in jenen nördlichen Ländern ausgesetzt ist. »Die Mücken,« erzählt er, »schwärmen in dieser Gegend in einer zahlreichen Menge umher, die »alle Vorstellung und Beschreibung übersteigt. Legionen von diesen blut»saugenden Wesen erheben sich in die Luft und verfinstern den Himmel. »Der Sommer verliert hier ganz seine Lust und Anmuth, denn eben zu »dieser Zeit fängt das Leben und die Wirksamkeit dieser Plagegeister an. »Kaum hat der Morgen seine Wonne über die Natur verbreitet, oder »der Abend seine Ruhe, so sieht man die Mücken in dichten Schwärmen »denjenigen umschweben, der sich im Freyen aufhält, und ihm Lust und »Kraft zu jedem Geschäfte rauben. Stehet er einen Augenblick stille,

»strömen von allen Seiten diese gefräßigen Gäste herbey, und verhüllen »nicht bloß das Gesicht, sondern kriechen in die Kleider hinein, finden »den Weg zu dem nackten Körper, und verlassen ihn erst dann, wenn sie sich »mit Blut gesättigt. Kurz vor dem Regen sind sie am grausamsten, und »stürzen herab wie tausend zugespitzte Nadeln auf den Wanderer; der »Regen vertreibt sie nicht, sondern vermehrt vielmehr ihre Anzahl. Selbst »in der Nähe eines Wasserfalls, wo ich von Wasser überspritzt wurde, »war ich von ihrem Stich nicht frey. Nur nahe bey dem brausenden »Meere und auf den höchsten Felsen findet man eine Freystätte vor ihren »Verfolgungen, denn dort werden sie von dem Sturme und der Kälte »vertrieben. Die Wärme ist ihr Element; vom Anfang July bis Ende »August dauert ihre üppigste Lebensperiode. In dieser Jahrzeit sind »nicht bloß die Menschen, sondern auch die Thiere von diesem Ungeziefer »geplagt, so daß das Vieh die besten Weideplätze verläßt, um im Wasser »Schutz vor den Mücken zu suchen. Es ist zu dieser Zeit ein allgemeiner »Gebrauch, auf den Feldern ein Rauchfeuer anzuzünden, um welches »herum Pferde, Kühe und Schafe sich versammeln, und stundenlang um »den rauchenden Haufen stehen bleiben. Wenn sie diesen endlich verlassen, »sind sie frey vor den Mückenstichen, so lange das Fell den starken Rauch»geruch noch an sich trägt.« — Ein Hund, den der Verfasser mit sich führte, wurde so gestochen, daß das Blut ihm tropfenweise von den Seiten rann. Bey Menschen ist der Stich nicht nur schmerzlich, sondern auch gefährlich. Leute von schwachen Nerven gerathen dadurch in Convulsionen. Von zwey Engländern, die der Verfasser in den Finnmarken begegnete, mußte der eine, der Mücken wegen, Alten verlassen, und sich nach Hammerfest begeben, das am offenen Meere liegt; der zweyte war, als er von Koutokeino zurückkam, im Angesichte von den Mückenstichen so angeschwollen, daß man ihn nicht wieder erkennen konnte. — Der Verfasser beschreibt umständlich drey Arten von Mücken, die man besonders in Lappland findet (Culex pipiens, reptans und pulicaris. Linn.), und theilt unter andern die merkwürdige Beobachtung mit, daß nie die Männchen, sondern nur die Weibchen stechen, obgleich jene auch mit einem Saugerohr versehen sind. Man kann leicht begreifen, welche Hinderungen diese Landplage dem Naturforscher in den Weg legt, er sey Zoolog oder Botaniker, und von allen Mitteln, die man gegen dieselbe anzuwenden versucht hat, ist nicht ein einziges von sicherer Wirkung, ausgenommen im Ruhestande sich in einer Rauchwolke aufzuhalten, und bey Bewegung die Körpertheile, zu welchen die Mücken gelangen können, mit Pechöl einzuschmieren, dessen starken Geruch die Mücken scheuen, so lange das Oel nicht eingetrocknet oder verdunstet ist. — Noch müssen wir einer Beschreibung erwähnen, der gefährlichen Fahrten hinab der Sturzfälle (Fosser), bey welchen die Bootsleute eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit zeigen. »Schreckbar,« sagt der Verfasser (II. S. 181), »ist der Anblick eines Sturzfalls der »Flüsse. Schon in weiter Entfernung, verkündigt durch das brausende »Gewässer, sieht man den Sturzfall in seiner tiefen und abschüssigen »Richtung Tausende von Wellen hinabwälzen. Schnell überstürzen sie »sich, verschwinden, entstehen wieder, und das Auge vermag kaum sie in »ihrem Falle einige Sekunden zu verfolgen. Etwas oberhalb des Sturz»falls rudert man hinaus auf die Mitte des Flusses, und schon da be»merkt man wie die eilenden Gewässer das Boot immer näher gegen »den Sturzfall hinabziehen. Nun ist man an der Brandung, gleichsam »wie an der Pforte des Todes, und das Boot kann in seinem Laufe

»nicht mehr zurückgehalten werden. Der Reisende muß sich nun ganz der »Kraft zweyer Personen und ihrem sichern Augenmaß anvertrauen. Einer »der Bootsleute, der am Vordertheil sitzt, rudert mit verdoppelten Ru»derschlägen; der andere, der Steuermann, aufrecht stehend, das Auge »starr auf die hervorragenden Felssteine, auf jede Welle gerichtet, lenkt »das Steuerruder, beyde ohne einen menschlichen Laut von sich zu geben. »Die nächsten Felsen und Bäume weichen zurück, indessen die entfernteren »mitzufolgen scheinen, und im nächsten Augenblick ist man schon weit, »weit entfernt von den aus dem Flusse hervorragenden Klippen, gegen »die man zu zerschellen hätte glauben sollen. Das Boot gleitet geschwin»der als die Wellen, und diese gleichsam in Zorn und um sich zu rächen, »stürzen über das Boot zusammen, und bespritzen die Leute mit schäu»mendem Wasser. Aber kaum hat man sich von seiner Angst erholt, als »man schon unten auf dem ruhigen Gewässer des Flusses sich befindet; »dort landet man, schöpft das Wasser aus dem Boote, trocknet die »Kleider, und genießt einige nöthige Erfrischungen.«

Mit nicht wenigerm Interesse liest man die zerstreuten Nachrichten über die Lappen, ein nach der nördlichsten Spitze Europas zurückgedrängter Völkerstamm, der, wie der Verfasser versichert, seinem Untergange entgegengehet. Was wir von diesem Völkerstamme, seinen Sitten, Gebräuchen, häuslichem Leben erfahren, ist zwar nicht neu, doch anschaulich dargestellt, und mit dem Fleiße eines aufmerksamen Beobachters. Das ganze Werk liefert wichtige Beyträge zur Ethnographie und Naturgeschichte Lapplands. Die hier zufällig ausgehobenen Stellen sind nur einzelne Proben von den Darstellungen der organischen Natur und dem Menschenleben in jenen nördlichen Polarländern, die noch so wenig bekannt sind, und obgleich das Buch ursprünglich nur für wissenschaftliche Leser vom Fache bestimmt ist, so wird doch jeder es mit Vergnügen und Nutzen lesen, der einiges Interesse fühlt für die ewig neuen und nie erschöpften Gegenstände: die Menschen und die Natur.

Bey der Anzeige von Berggrens Reisen in Europa und dem Orient (Resor i Europa och Oesterländerne) können wir uns um so kürzer fassen, da dieses Werk durch die deutsche Uebersetzung hinlänglich bekannt geworden ist. Mit lebhaften Farben schildert der Verfasser seine Reiseabenteuer in der Türkey, Syrien und Palästina, und das Hauptverdienst seines Werkes besteht darin, daß er nur Gegenstände schildert, die er selbst gesehen und beobachtet hat, und er erzählt alles in einem so lebendigen und ungekünstelten Vortrag, daß man ihm gern auf seinen Reisefahrten folgt. Auch gereicht es seiner Schrift zum Vortheil, daß er nicht bloß leblose Monumente betrachtete, sondern auch oft und lange bey den Scenen der Menschenwelt verweilt, wodurch das uns fremde orientalische Alltagsleben uns anschaulich gemacht wird. Auch verdient es Lob, daß er bey seinen historischen und statistischen Bemerkungen die bewährtesten Quellen zu Rathe gezogen hat, und ganz besonders die Werke des berühmten Hofrath von Hammer, die auch in allem, was den Orient betrifft, die sichersten und zuverläßigsten Leitsterne sind. Des Verfassers Seereise nach Bairut in Syrien, und seine Bemerkungen über dieses Land, seinen Aufenthalt bey den Maroniten und Drusen auf dem Libanon, seine Ausflucht von Sidon nach Aegypten und die Reise in das heilige Land wird man nicht ohne Theilnahme lesen. Der Verfasser machte diese großen Reisen als junger Mann, und doch tragen alle seine Bemerkungen die Spuren eines eben

so erfahrnen als fleißigen Beobachters an sich. Wir wünschen, daß der Verfasser mehrere Proben seiner Studien des Orients herausgeben möchte, besonders in Hinsicht der Lebensweise, Gebräuche und Eigenthümlichkeiten jener Völkerschaften, wo er sich auf eigener freyer Bahn bewegen, und aus dem Born eigener Erfahrung schöpfen kann.

Kernell's Skizzen einer Reise im südlichen Europa (Kernell's Anteckninger under en Resa i det sydliga Europa), von welchen zwey Bände erschienen sind, enthalten Aufzeichnungen eines jungen, gebildeten aber kränklichen Mannes auf seinen Reisen in Deutschland und Italien. Der Verfasser, geboren zu Linköping 1793, starb auf der Reise in Erlangen den 30. März 1824. Von seinen Reiseskizzen sind bereits zwey Auflagen erschienen. Der kränkliche Zustand in dem der Verfasser sich befand, trübte oft seinen Blick bey der Anschauung der Welt und ihrer Verhältnisse; seine Gefühlsweise ist oft überspannt und verstimmt, und doch blickt überall aus seinen Bemerkungen eine reine Seele hervor, der Ausdruck eines liebevollen und frommen Gemüthes, wodurch er sich im Leben die allgemeinste Achtung und Liebe seiner Landsleute erworben hatte. Der rühmlichst bekannte Dichter, Herr Atterbom, der sein vertrautester Freund und erster Lehrer war, hat an der Universität zu Upsala eine Gedächtnißrede über ihn gehalten (Minnesord öfver P. U. Kernell), die eben so schön als rührend ist.

Sojuti's Leben und Schriften.

(Schluß.)

316. ضوء الشمعة في عدد الجمعة. Der Kerzenschein, über die Zurüstungen des Freytags. — Zu finden in dem Hawi.

317. ضوء الصباح في لغات النكاح. Das Licht des Morgens, eine Aufzählung der Ausdrücke für die Vermählung.

318. ضوء الثريا. S. Nr. 335.

319. الطب النبوي. Heilmittel, die der Prophet empfahl.

320. طبقات الاصوليين. Die Classen der Gelehrten, die die Grundlehren (der Dogmatik) vortrugen.

321. طبقات البيانيين Die Classen der Rhetoren.

322. طبقات الحفاظ Die Classen der unter dem Namen der Hafis bekannten Gelehrten, von Abu Abdallah Schems-ed-din Mohammed Ben Ahmed ed-Dehebi, der 748 (1347—48 Chr.) starb. — Ein Auszug aus seinem großen Tarich, den Sojuti wiederum abkürzte und bis zu seiner Zeit fortsetzte.

323. طبقات الخطاطين. Die Classen der Kalligraphen.

324. طبقات الرواة. S. Nr. 72.

325. طبقات الشعرا. Die Classen der Dichter, die wir von verschiedenen Schriftstellern ausführlich bearbeitet besitzen. Sojuti

nahm in seinem Werke hierüber alle die arabischen Dichter auf, deren Aussprüche (in grammatikalischen Werken u. s. w.) als Beweise aufgeführt werden (الذين يحتج بكلامهم).

326. طبقات الفرضيين. Die Classen der Lehrer, die die göttlichen Gebote, Forudh genannt, vortrugen.

327. طبقات الكتاب. Die Classen der Sekretäre.

328. طبقات المفسرين. Die Classen der Korans-Exegeten. — Unvollendet.

329. طبقات النحاة. Die Classen der Grammatiker. — Das nützlichste und reichhaltigste Werk hierüber schrieb Sojuti in 7 Bänden, aus denen er einen Auszug in einem Bande machte (الطبقات الوسطى) den er nochmals abkürzte, und بغية الوعاة nannte. S. oben Nr. 96.

330. الطراز اللازوردي في حواشي جاربردي. Der lazurne Besatz, Glossen des Sojuti zu dem Commentare, welche Dscharberdi zu der Formenlehre Schafije von Ibn-el-Hadschib schrieb.

331. الطرثوت في فوايد البرغوث. Der Schwamm, eine Abhandlung über den Nutzen des Flohes. — Ibn Hadscher war dem Sojuti in einer kleinern Schrift hierüber vorangegangen.

332. طرح السقط في نظم اللقط. Das Sprühen der Feuerfunken in der Anordnung der zusammengelesenen Nachrichten (al. اللفظ). — Traditionen über die Eigenschaften des Propheten.

333. طرز العمامة في التفرقة بين المقامة و القمامة. Der Besatz der Kopfbinde über den Unterschied zwischen den Worten elmekamet und elkomamet.

334. الطلعة الشمسية في تبيين الحسنية من شرط البيبرسية. Der Anblick der Sonne in der Bestimmung der Hasanije (ein Collegium in Kahira مدرسة) als Bedingung der Bibersije (ein Kloster [خانقاه] daselbst). — Alle Codd. الجنسية und بيرسية. — Juristisch.

335. طلوع الثريا باظهار ما كان خفيا. Der Aufgang der Pleiaden in der Offenbarung des Verborgenen. — Ueber den Prüfungszustand der Verstorbenen in ihren Gräbern. — Aus diesem seinen Werke machte Sojuti den Auszug: Das Licht der Pleiaden (ضوء الثريا). — Traditionen.

336. طوق الحمامة Die Halskrause der Taube. — Eine Frage veranlaßte die Abfassung.

337. طي اللسان عن ذم الطيلسان. Auflegung des Schweigens, eine Vertheidigung des Anzugs Tailesan. — S. Nr. 10.

338. الظفر بقلم الظفر. Der Sieg über das Wegschneiden des Nagels.

339. العجاجة الزرنبية في السلالة الزينبية. Der Staub der wohlduftenden Pflanze 'Serneb, über die Nachkommen der 'Seineb. — Sojuti behauptet, daß diese zu den Scherifen gehören.

340. العجائب في تفضيل المشارق على المغارب. Die Wunder über den Vorzug des Morgenlandes vor dem Abendlande.

341. العذب المسلسل في تصحيح الخلاف المرسل. S. Nr. 268.

342. العرف الوردي في اخبار المهدي. Der Geruch der Rose, Nachrichten über den zwölften Imam el-Mehdi. — Auszug der 40 Ueberlieferungen von Ibn Naim.

343. العشاريات. Die Zehngliedrigen, d. h. solche Traditionen, deren Authenticität durch die Autorität von zehn auf einander folgenden Ueberlieferern erwiesen ist, und die so bis auf den Propheten selbst zurückgeführt werden. — Sojuti fand auf seiner Reise nach Damiette drey zehngliedrige auf, die er unter obigem Titel bekannt machte. — Die Gelehrten bemühten sich nämlich, die ältesten und somit diejenigen Traditionen herauszusuchen, die seine Gefährten als unmittelbar vom Propheten gehört verkündeten und fortpflanzten. — So entstanden die drey- (الثلاثيات), vier- (الرباعيات), fünfgliedrigen (الخماسيات) Ueberlieferungen u. s. w. bis zu den zehngliedrigen hinauf. — Vgl. Nr. 177.

344. عقود الجمان في المعاني و البيان. Der Halsschmuck von Perlen, die Anordnung der Gedanken und ihre Ausstattung betreffend, poetische Bearbeitung des berühmten Telchifs el-miftah über die Rhetorik von Dschelal-ed-din el-Ka'swini, bekannt unter dem Namen des Redners von Damaskus. — Sojuti commentirte auch seine Arbeit in dem Werke: Lösung des Perlen=Halsschmucks (حل تلخيص التلخيص). — Unter عقود الجمان dagegen sagt Hadschi Chalifa sich widersprechend, عقود الجمان sey der Commentar zu seiner poetischen Bearbeitung des Werkes تلخيص التلخيص, unter dem Titel: Der Schlüssel zum Werke Telchifs). — Auch schrieb er noch gelehrte Bemerkungen (نكت) zu jenem تلخيص التلخيص, und zog die Verse heraus, wovon er die Verfasser nachwies. — Cas. 247. — 1787. 2°. — 218. 1°.

345. عقود الزبرجد على مسند الامام احمد. Topasen=Halsschmuck, umgehangen dem Werke Masnad vom Imam Ahmed (d. i. Ibn Hanbal). — Grammatikalische Erläuterung der Ueberlieferungen in jenem Werke.

346. العناية في تخريج احاديث الكفاية. Die Sorglichkeit, enthaltend die aus dem Werke Kifajet herausgezogenen Ueberlieferungen.

Der Titel des letztern ist الكفاية في فروع الشافعية, von Ibrahim es-Schaili, gest. 623, d. i. 1226.

347. عنوان الديوان في اسما الحيوان. Aufschrift des Diwans, die Namen der Thiere enthaltend. — Fortsetzung seines Werkes ديوان الحيوان. Vgl. Nr. 236.

348. عين الاصابة فيما استدرك عايشة على الصحابة. Das treffende Auge, über die Fälle, in denen Aïscha die Aussagen der Gefährten Mohammeds berichtigte und verbesserte. — Nach einer andern Stelle des Hadschi Chalifa ist dieses Werk ein Auszug des كتاب الاجابة von Serkeschi, oder der اصابة في تمييز الصحابة von Schehab-ed-din Abu'l-fadhl Ahmed Ben Ali Ben Hadscher el-Askelani.

349. غاية الاحسان في خلق الانسان. Das größte gute Werk in der Schöpfung des Menschen. — Wir besitzen viele Werke hierüber. — Lexikalisch. — Aufzählung der Benennungen der menschlichen Glieder.

350. غرس الانشاب في الرمي بالنشاب. Das Bepflanzen der Anker, über das Schießen mit Pfeilen. — Traditionen.

351. الغنية. S. Nr. 265.

352. الفارق بين المصنف و السارق. Der Unterschied zwischen dem Verfasser und dem Dieb. S. Nr. 216.

353. فاكهة الصيف و انيس الضيف. Die Frucht des Sommers und der Gefährte des Gastfreunds. — Goth. 633.

354. الفاشوش في احكام قراقوش. S. de Sacy Abdollat. p. 207.

355. الفانيد في حلاوة الاسانيد. Zuckergebäck, über die Süßigkeit der Traditions-Autoritäten. — Sojuti erwähnt hier die Traditionen, die Abu Hanifa von Malek hörte.

356. الفتاش على القشاش. Der Spion, der dem Diebe nachsetzt. — Aufzählung der Ueberlieferer abweichender Traditionen unter seinen Zeitgenossen.

357. الفتح الجليل للعبد الذليل. Die glanzvolle Eröffnung für den niedrigen Diener, eine Abhandlung über die verschiedenen Arten des rhetorischen Schmuckes, der sich in der Stelle des Korans: »Es flohen die da glaubten (ولي الذين آمنوا), entdecken läßt. Durch fortwährendes Nachdenken über diesen Vers fand Sojuti deren hundert und zwanzig.

358. فتح الغريب S. Nr. 485.

359. فتح الحي القيوم بشرح روضة الفهوم. Die Eröffnung des Lebendigen, Allbeständigen im Commentare zu dem Werke: Der Lustgarten der Einsichten.

360. فتح المطلب المبرور وبرد الكبد المحرور. Der Sieg des richtig angebrachten Gesuchs und die Frische der hitzigen Leber. — Antwortschreiben auf eine von Tecrur aus eingegangene Frage.

361. فتح المغالق من انت طالق. Lösung der Schwierigkeiten in der Formel: Du bist eine Verstoßene (von mir verstoßen).

362. فجر الثمد فى اعراب اكمل الحمد. Das Strömenlassen der wasserarmen Quellen, eine Erläuterung der vollkommensten Lobesformel.

363. فجر الدياجي فى الاحاجى Durchbruch der Finsterniß. — Charaden.

364. الفرائض الرحبية, auch بغية الباحث, der Wunsch des Forschers, genannt, zu welchem Gedichte Sojuti einen gemischten Commentar schrieb.

365. الفرج القريب. Die nahe Freude. — Eine seiner Mekamen.

366. الفريدة. Die Perle, eine Elffije dieses Namens von Sojuti, zu der er selbst den Commentar schrieb unter dem Titel: Die glücklichen Aufgänge (المطالع السعيدة). — S. oben Nr. 63.

367. الفرش. Der Teppich. S. Nr. 152.

368. فصل الخطاب فى قتل الكلاب. Abschnitt der Unterhaltung über das Tödten der Hunde.

369. فصل الكلام فى حكم السلام. Bruchstück der Rede über die Form des Grußes.

370. فصل الكلام فى ذم الكلام Rede-Abschnitt über den Tadel der Scholiastik.

371. فضائل يوم الجمعة. Die Vorzüge des Versammlungstages (Freytag). — Ibn-el-Kajim hatte davon einige zwanzig nachgewiesen. Sojuti kam durch seine Forschungen zu einem umfassendern Resultate.

372. فضل الجلد عند فقد الولد. Vortrefflichkeit der muthigen Duldung bey dem Verlorengehen der Kinder. — Zum Trost der Aeltern hat Sojuti hier Ueberlieferungen, Aussprüche großer, frommer Männer, Erzählungen u. s. w. zusammengetragen, und es ist dieses sein drittes Werk über diesen Gegenstand. — Vgl. Nr. 285.

373. الفضل العميم في اقطاع تميم. Die Alles umfassende Gnade in einem vollkommenen Lohne. — Traditionen.

374. فضل القيام بالسلطنة. Der Vorzug der Sultanswürde. Vgl. Nr. 302.

375. فطام السد في اسما الاسد. Die Entwöhnung vom Säugen, eine Aufzählung der Namen des Löwen. Vgl. Nr. 530.

376. فلك الصباح في تخريج احاديث الصحاح. Der Durchbruch des Morgens, ein Auszug der Ueberlieferungen aus des Dschewheri Lexikon.

377. فلك الدوار في تفضيل الليل على النهار. Der runde Himmelskreis, über den Vorzug der Nacht vor dem Tage.

378. الفلك المشحون. Der volle Himmelskreis. S. Nr. 128.

379. الفوايد البارزة والكافية في النعم الظاهرة و الباطنة. Die deutlichen und genügenden Vortheile in den offenbaren und verborgenen Gnadenbezeugungen. — Eine Auslegung der Koransworte: Ich überschütte euch mit einer sichtbaren Gnade (واسبغ عليكم نعمة ظاهرة). — Statt الكافية wahrscheinlich الكامنة zu lesen.

380. الفوايد الكامنة في ايمان سيدة آمنة. Die verborgenen Belehrungen in dem Glauben der Saido Aminet (der Mutter des Propheten). — Aehnlichen Inhalts wie das Risatet, Nr. 144. — Beyde ein und dasselbe Werk.

381. الفوايد المتكاثرة في الاخبار المتواترة. Die vielfachen Belehrungen in den einstimmig überlieferten Berichten. — Ein erschöpfendes Werk, das alle Traditionen, die zehn oder mehrere Gefährten des Propheten anführen, umfaßt. — Einen Auszug daraus s. oben Nr. 32.

382. الفوايد الممتازة في صلوة الجنازة Die ausgeschiedenen Belehrungen über das Gebet bey den Leichenbegängnissen.

383. الفوز العظيم بلقا الكريم. Das größte Glück in der Begegnung des Gnädigen.

384. الفيض الحاوي في طرق الحديث العشارى. Der umfassende Ueberfluß in den Wegen (wie man zu) der zehngliedrigen Ueberlieferung (gelangt). — Vgl. Nr. 343.

385. القذاذة في تحقيق محل الاستعاذة. Die Späne, eine richtige Bestimmung des Orts, wo die Formel اعوذ بالله anzuwenden ist.

386. قصيدة بانت سعاد Kaßide Banat Soâd, von Caab Ben 'Scheir, zu welcher Sojuti einen Commentar schrieb, betitelt كنه المال.

387. قصيدة الكافية في التصريف. Die Kaßide Kafijet mit dem Commentare Sojuti's über die Beugungslehre. — Von ihm in drey Sitzungen dictirt und vollendet 884, d. i. 1479.

388. قطر الندا في ورود الهمزة للندا. Thautropfen, über den Gebrauch des Ham'sa bey dem Worte Neda.

389. قطع المجادلة عند تغير المعاملة. Beendigung des Streites bey Veränderung des Handels und der Geschäfte. — Juristisch.

390. قطف الازهار في كشف الاسرار. Das Pflücken der Blumen, eine Enthüllung der Geheimnisse in den dunkeln Stellen des Korans. — Sojuti meint hier den Commentar Beidhawi's zum Koran: Die Geheimnisse der Offenbarung. — Ein starker Band bis zur Sure el-Berat البرأة, d. i. die neunte).

391. قطف الثمر في مواقعات عمر. Das Pflücken der Früchte, eine Beschreibung der Kämpfe des Omar. — Im Metro Redsches.

392. قطف الزهر في الرحلة الجاصعة بين البر والبحر و النهر.
Das Pflücken der Blume, enthaltend die Reise zu Lande, auf dem Meere und auf dem Flusse (Nile). — Belehrungen, die hier Sojuti über seine Reise nach Damiette niedergelegt hat.

393. قطف الوريد من امالي ابن دريد. Das Pflücken des Röschen aus den Dictaten des Ibn Doreid. — Ein Auszug dieses grammatikalischen Werkes.

394. قلايد الفوايد Halsgeschmeide der Belehrungen. — Allerhand instructive Lesefrüchte, unterhaltende Sprüche u. s. w. alphabetisch geordnet, in Versen.

395. قمع المعارض في نصرة ابن الفارض. Bezähmung des Gegners, eine Schutzschrift der Ibn-el-Faridh. — Mekame.

396. قوت المغتدي على جامع الترمذي. Die Speisen des Genährten (al. المقدي; Commentar zu der Ueberlieferungssammlung des Termedi, die wahrhaftige genannt, eine der sechs symbolischen.

397. القول الاشبه في حديث من عرف نفسه فقد عرف ربه.
Der löbliche Ausspruch der Ueberlieferung: Wer sich selbst kennt, kennt auch seinen Herrn. — Par. 462.

398. القول الجلى فى احاديث الولى. Der deutliche Ausspruch in Traditionen über den Heiligen (al. الو فى). — Eine andere Redaction gibt den Titel: القول المتجلى فى تطويد الولى das offenbare Wort über den Umgang des Freundes Gottes. — Es enthält dieses Fetwa die Freysprechung zweyer Zeugen, die geschworen hatten, daß jeder in einer und derselben Nacht den Scheich Tetschuti in seinem Hause beherbergt habe. Sojuti schickte deßhalb einen Boten an den vermeintlichen Doppelgänger, auf dessen Antwort: »Und wenn Viere jenes behaupteten, so hätten sie Recht,« er die beyden Angeklagten vom Meineide lossprach. — Anstatt تطويد haben die Codd. die verschiedenartigsten Corruptionen.

399. القول الحسن فى الذب عن السنن. Der schöne Ausspruch, eine Schutzrede für die prophetischen Ueberlieferungen. — Vgl. Nr. 403.

400. القول الفصيح فى تعيين الذبيح. Der wahrhaftige Ausspruch über die Bestimmung des Schlachtopfers. — Es-Sobki hat ebenfalls hierüber geschrieben.

401. القول المجمل فى الردّ على المهمل. Der kurz zusammengedrängte Ausspruch, eine Widerlegung der unstatthaften Behauptung (خصيصى sey Dual, da es doch Singular ist).

402. القول المختار فى الدعوات والاذكار Der auserwählte Spruch, Gebete und Lobeserhebungen Gottes enthaltend.

403. القول المسدد فى الذب عن الامام احمد. Das treffende Wort, eine Vertheidigungsschrift des Masnad von Ibn Hanbal. — Zu diesem Werke des Ibn Hadscher el-Askelani schrieb Sojuti einen Anhang, der vielleicht den Titel der Nr. 345 verzeichneten Schrift führte. — Vgl. auch Nr. 399.

404. القول المشرق فى تحريم الاشتغال بالمنطق. Das glänzende Wort, über das Verbot, sich mit der Logik zu beschäftigen.

405. القول المشيد فى وقف المؤيد Das vernehmliche Wort über das Legat des Muïd.

406. القول المغنى فى الحنث فى المعنى Das nützliche Wort, über den Meineid im mystischen Sinne.

407. الكاوي فى تاريخ السخاوي Das Brenneisen, Schmähschrift gegen das Geschichtswerk des Sechawi. — Sojuti schrieb diese Mekame, um zu beweisen, daß man des Sechawi Werk: Das glänzende Licht, eine Geschichte der ausgezeichneten Männer des

neunten Jahrhunderts (الضوء اللامع في اعيان القرن التاسع) um der zu leichtgläubig aufgenommenen Nachrichten willen nicht gebrauchen dürfen.

408. الكافي في زوائد المهذب على الوافي. Der Hinreichende, Zusätze, die das Werk Mohdeb zu dem Wafi enthält. — Rechtslehren der Schafiiten.

409. الكرّ على عبد البرّ. Der Angriff auf Abd-el-berr. — Grammatikalische Erläuterung eines Koranverses.

410. كشف التلبيس عن قلب اهل التدليس. Die Bloßstellung der Zweydeutigkeit in dem Herzen der nicht authentischen Ueberlieferer. Vgl. Nr. 245.

411. كشف الريب عن الجيب Enthüllung des Zweifels von dem Busen des Hemdes des Propheten.

412. كشف الصلصلة عن وصف الزلزلة. Enthüllung des Getöses, eine Beschreibung des Erdbebens.

413. كشف الضبابة في مسئلة الاستنابة. Enthüllung der Wolke, über die Frage der Einsetzung eines Stellvertreters (Naïb).

414. كشف الطاقة عن الدعا بالمغفرة العامة. Enthüllung der Decke vom Gebet um allgemeine Sündenvergebung.

415. كشف العما في فضل الحمى Enthüllung des Nebels, über den Werth des Fiebers.

416. كشف الغمة عن الغمة. Verbannung des Kummers, enthaltend die Lösung der Schwierigkeit (al. عن الضمة).

417. الكشف عن مجاوزة هذه الامة الالف. Enthüllte Darstellung der Dauer des mohammedanischen Volkes über das Jahr 1000. — Widerlegung der lügenhaften Tradition; daß Mohammed nicht über 1000 Jahre in seinem Grabe verweile. — Ein Ungenannter hatte deßhalb die Auferstehung im zehnten Jahrhundert behauptet. — Sojuti widerspricht hier diesem Glauben.

418. كشف اللبس في حديث ردّ الشمس. Die Aufdeckung der Hülle, eine Erläuterung der Tradition von der zurückdrängenden Kraft der Sonne (?).

419. كشف المغطا في شرح الموطا. Enthüllung des Verdeckten, Commentar des Werkes Mauta vom Imam Malek. — Auch die Traditionen deßselben Werkes sammelte er in einem besonderen Werke. — Vgl. Nr. 39. — Einen andern Commentar betitelte er: تنوير الحوالك على موطا ابن مالك

420. كشف النقاب عن الالقاب. Aufdeckung des Schleyers von den ehrenden Beynamen.

421. الكلام على حديث ابن عباس احفظ الله يحفظك. Betrachtungen zu der Ueberlieferung des Ibn Abbas: Bewahre Gott (in deinem Herzen), er wird dich bewahren.

422. الكلم الطيب والقول المختار في المأثور عن الدعوات والاذكار. Die angenehme Rede und die ausgewählten Sprüche, die von den Gefährten des Propheten überlieferten Gebete und Lobeserhebungen Gottes enthaltend. Geschr. 874 (1469—70).

423. الكمال في معرفة الرجال und die Verbesserungen dazu unter dem Titel: تهذيب الكمال في اسما الرجال, jenes von Mohibb-ed-din Ben el-Bochari Mohammed Ben Mohammed aus Bagdad (gest. 643), dieses von Dschemal-ed-din Jusuf Ben 'Seki el-Misri. — Beyde Schriften haben zum Zweck, alle die Namen derjenigen Männer zu verzeichnen, die als Autoritäten für die überlieferten Traditionen angeführt werden. — Sojuti schrieb Zusätze dazu. — Vgl. Nr. 273.

424. كوكب الروضة. Der Stern des Lustgartens. — Eine Unterhaltungsschrift.

425. الكوكب الساطع. Das leuchtende Gestirn, die poetische Bearbeitung der Sammlung der Sammlungen (جمع الجوامع), die Grundlehren der Jurisprudenz enthaltend, von Tadsch-ed-din es-Sobki. — Auch schrieb Sojuti zu diesen Versen einen Commentar. — Cas. 218. 2°.

426. الكوكب الوقاد في الاعتقاد. Der glänzende Stern, über die Glaubenslehren, vom Scheich Ilm-ed-din Ali Ben Abd es-Ssemed er-Sechawi, der 643, d. i. 1245—46, starb, commentirt von Sojuti.

427. اللآلي المصنوعة في الاحاديث الموضوعة. Die künstlichen Perlen, unsichere Ueberlieferungen enthaltend. Ein Auszug der موضوعات von Ibn-el-dschusi, der durch seine Zusätze und Verbesserungen an Werth selbst das Original übertrifft.

428. اللآلي المكللة في تفضيل الغلاة على المفضلية. Perlen der Krone, über den Vorzug der Secte der Gulaten vor den Mofdhiliten.

429. لب اللباب. Das feinste Mark zur Berichtigung der Genealogien (انساب des Semâni. — Nach Sojuti's eigener Aussage ergänzte er die bedeutenden Lücken des Originals aus andern Schriften, vorzüglich aus Jacuts großem geographischen Lexikon, strich jedoch die angeführten Genealogisten, und verkürzte überhaupt das Original.

430. لباب النقول فيما وقع في القران من المعرب و المنقول

Das Mark der Berichte über das Unarabische und Uebergetragene, was sich in der Sprache des Korans findet. — Ein reichhaltiges Werk, das zugleich über die Ursachen der Offenbarung einzelner Suren und Verse spricht. — Sechawi behauptet, es sey dieses eine jener Schriften, die Sojuti aus den Werken des Scheichs Ibn Hadscher gestohlen habe.

431. لبس اليلب في الجواب عن ايراد حلب. Das Umnehmen des Harnisches, Antwortschreiben auf die halebische Behauptung. — Als nämlich des Sojuti Werk Ilam (الاعلام) nach Haleb gekommen, und ein Unbekannter den Ausspruch darin las, daß Gabriel allein der Bote zwischen Gott und dem Propheten sey, und man dieß von keinem andern Engel sagen könne, hatte er am Rande die Bemerkung beygefügt, daß man allerdings auch die Vermittlung anderer Engel zwischen Gott kenne. — Sojuti macht nun hier seine Bemerkungen über diese Glosse.

432. اللفظ الجوهري في ردّ خباط الجوهري. Wesentliches Wort, eine Widerlegung der unsinnigen Behauptung des Dschewheri, daß den Frauen der Anblick Gottes im Paradiese nicht vergönnt sey. Vgl. Nr. 36.

433. لفظ المرجان في اخبار الجان. Das Auswerfen der Perlen in den Nachrichten über die Dschinnen. — Ueberlieferungen.

434. لم الاطراف و ضم الاتراف. Das Vereinigen der Theile und die Aufhäufung der Lebensgüter. — Traditionen, alphabetisch geordnet.

435. اللمع في اسما من وضع. Der Glanz, die Namen derjenigen enthaltend, welche unsichere Traditionen berichten.

436. لمعة الاشراق في الاشتقاق. Der Glanz des Lichtes in der Etymologie.

437. اللمعة في نكت القطعة. Der Glanz, subtile Erörterungen zu der Kitet von Asnewi.

438. اللمعة في اجوبة الاسئلة السبعة Der Schimmer, Antwortschreiben auf die sieben Fragen. — Rechtsaussprüche.

439. اللمعة في تحقيق الركعة لادراك الجمعة. Der Schimmer, enthaltend eine berichtigte Vorstellung des Gebetabschnittes Rek'at zum vollkommenen Verständniß des Freytags. — Juristisch.

440. اللمعة في خصائص يوم الجمعة Der Schimmer über die eigenthümlichen Vorzüge des Freytages. — Vielleicht nur eine verschiedene Redaction des vorhergehenden Werkes.

441. اللوامع المشرقة في ذم الوحدة المطلقة. Die leuchtenden Glanzpuncte in der Mißbilligung der absoluten Einheit. — Metaphysisch.

442. اللوامع والبوارق في الجوامع والفوارق. Die Glanzpunkte und Blitzstrahlen über die vereinigenden und trennenden unter den Fetwa's.

443. ما رآه السادة في الاتكا على الوسادة. Die Bestimmungen der angesehensten Männer über das Stützen auf das Kopfkissen. — Vielleicht von Sojuti

444. ما رواه الاساطين في عدم الدخول على السلاطين. Was die Säulen (principes) berichten über den Nichteintritt zu den Sultanen.

445. ما رواه الواعون في اخبار الطاعون. Welche Nachrichten die Antiquare über die von Gott geschickte Pest anführen. — Ein Auszug des Werkes: Reichliche Schenkung der Bedürfnisse (بذل الماعون) von Ibn Hadscher. — Mehrere Andere hatten ebenfalls schon über den Finger der Vorsehung bey der Pest gesprochen. — Der Auszug eines Unbekannten daraus heißt المحصل — Cas. 1539. — Lugd. Bat. 781.

446. الماهد لمسائل الزاهد. Der den Weg bahnt zu den Erörterungen des 'Sahid. — Glossen zu den 60 Quästionen des frommen Scheichs Schehab-ed-din Ahmed.

447. المباحث الزكية في الاسئلة الدوركية. Die scharfsinnigen Untersuchungen über die Fragen aus Diwrige. Von da aus (Diwrigi) war Sojuti über das Legat für Kindeskinder befragt worden. — Hier seine Antwort.

448. مباسم الملاح و مناسم الصباح في مواسم النكاح. Der lachende Mund der Schönen und die Zeichen des Morgens über die Bestimmungen der Ehe (al. في مراسم). — Ein großes Werk, das unausgearbeitet blieb. — Einen Auszug daraus bildet die Schrift: Der Gürtel (الوشاح). S. Nr. 552.

449. مبهمات القران. Die indirekten Ausdrücke im Koran. — Sojuti fügte zu den früher hierüber geschriebenen Werken Zusätze bey.

450. المتوكل فيما في القران من اللغات الجمية. Das Buch des Motewakkel. Sojuti sammelte hier alle Worte, die im Koran aus den abyssinischen, persischen, indischen, türkischen, pangunbarischen, nabataischen, syrischen, hebräischen und griechischen Sprachen vorkommen. — Die Abfassung dieser Schrift, die ein Auszug des Werkes Nesalik ist, veranlaßte ein früherer Befehl des Chalifen Motewakkel, nach dem er sie benannte.

451. المثابة في اثار الصحابة. Der besuchte Ort; enthaltend Denkmale der Gefährten. — Ueberlieferungen.

452. مثير الصفا في تاريخ الخلفا. Buch zur Erheiterung des Gemüths, die Geschichte einiger abbasidischen Chalifen enthaltend. — Uri 777.

453. مجمع البحرين ومطلع البدرين الجامع لتحرير الرواية وتقريبا الدراية. Der Zusammenfluß der beyden Meere und der Aufgang der beyden Monde, ein Werk, das mit der Kritik der Autoritäten in Anführung der Ueberlieferungen zugleich die Erörterung ihres wahren Sinnes enthält. — Sojuti schrieb dieses Werk als Einleitung zu seinem Ittikan.

454. المحاضرات و المحاورات. Unterhaltungen und Gespräche.

455. المدرج الى المدرج. Nachträge zu den Erklärungsglossen.

المدرج هو ما ريد في القرات على وجه التفسير. El modredsch (das Eingeschobene) sind Erklärungsglossen, die sich in den Text einschlichen, und nachher als Lesarten galten. — Taschköprisade.

456. المرج النضر و الارج العطر. Die grünende Wiese und der duftende Wohlgeruch. — Triga, ed. Kosegarten, p. 37 und Grangeret de Lagrange Anthol.

457. مراصد الاطلاع على اسمآ الامكنة و البقاع Warten zur Beobachtung der Namen der Orte und Gegenden. — Ein Auszug aus Jacut's geographischem Wörterbuche, aus dem Sojuti einen abermaligen Auszug machte — Unvollendet.

458. مراصد الطالع في تناسب المطالع و المقاطع. Die Sternwarten des Beobachters über den wechselseitigen Bezug und Verband des Anfangs und des Endes der Suren.

459. المرد في كراهية السؤال والرد. Die Widerspenstigkeit, über die gesetzliche Mißbilligung des Bittens und des Abweisens. — Traditionen.

460. مرقاة الصعود الى سنن ابى داود. Die Leiter, um zu den Ueberlieferungen des Abu Dawud zu gelangen. — Commentar dieses Werkes.

461. المرقاة العلية في شرح الاسما النبوية. Die hohe Leiter, Commentar der Namen des Propheten.

462. مركز النسيم الى ابن عبد الكريم. Der Mittelpunkt des Zephyrs (abgesandt) an Ibn Abd-el-kerim. — Juristisch.

463. المزدهى في روضة المشتهى. Der Verächter in dem Lustgarten des Sehnsüchtigen. — Unterhaltungsschrift.

464. مزهر اللغة. Der Blumengarten der Sprache. — Ein wahrer Sprachschatz, grammatisch, lexikalisch, rhetorisch, in 50 Abschnitten. — Vgl. Cas. Nr. 241.

465. المسارعة الى المصارعة. Der Hinsturz zum Kampfe. — Ueberlieferungen.

466. مسالك الحنفا في والدي المصطفى. Die verschiedenen Ansichten der Rechtgläubigen über (den Glauben und die Seligkeit der) Aeltern Mohammeds.

467. مسامرة المسوع في ضوء الشموع. Mittheilung der Nachrichten über das Brennen der Wachskerzen. — Antwortschreiben auf eine Frage, ob Mohammed die Wachskerze angezündet habe. — Sojuti gibt hier das Resultat seiner Nachforschungen in den Ueberlieferungen.

468. المستطرف في احكام دخول الحشفة. Dasselbe Werk oben Nr. 197. — Eine andere Redaction.

469. المستطرف في اخبار الجواري. Neue Nachrichten über die Mädchen. — Unterhaltungsschrift.

470. المسلسلات الكبرى. Die größere Sammlung der zu einer Kette vereinigten Ueberlieferungen, 85 an der Zahl.

471. الصحابة الذين ماتوا في زمان النبي. Zuverläßige Aufzählung der Glaubensgefährten, welche noch zu Lebzeiten des Propheten starben.

472. المشنف على ابن المصنف. S. oben Nr. 61.

473. المصابيح في صلوة التراويح. Die Fackeln, über das außerordentliche Gebet während des Ramadhan, Terawih genannt.

474. المصاعد العلية في القواعد النحوية. Die hohen Stufen in den grammatikalischen Regeln.

475. مصباح زجاجة على سنن ابن الماجة. Die gläserne Laterne, vollständiger Commentar zu der Traditionssammlung des Ibn Madschet.

476. المضبوط في اخبار اسيوط. Tagebuch, Nachrichten der Stadt Asjut enthaltend.

477. مطالع انوار التنزيل ومفاتح اسرار التأويل Aufgänge der Lichter der Offenbarung und der Schlüssel der Geheimnisse der Erläuterung von Abd-er-ressak, dem Hanbaliten, gest. 661. — Diesen großen Commentar zum Koran zog Sojuti in ein Compendium so zusammen.

478. المطالع السعيدة. S. Nr. 366.

479. مطلع البدرين فيمن يؤتى اجرين. Aufgang der beyden Monde, über den, der doppelten Lohn bekommt. — Sojuti hatte hierüber früher die Nachrichten aufgesucht und in Verse gebracht. — Eine neue, wichtige Quelle veranlaßte ihn zu dieser ausführlichern Schrift. — Traditionen.

480. المعانى الدقيقة فى ادراك الحقيقة. Die scharfsinnigen Ideen zur Verständniß der Wahrheit. — Erklärung folgender zwey dunkeln Punkte in den Traditionen: 1) Die guten Handlungen würden sich in Gestalt von Personen präsentiren, und 2) der Tod in der Gestalt eines Widders, indem er geopfert wird.

481. معترك الاقران فى مشترك القران. Der Kampfplatz der Genossen, über die Worte des Korans, die mehrerer Bedeutungen fähig sind (wie عين امر).

482. المعتلى فى تعدد صور الولى. Der Erhabene, über die große Anzahl der Formen des Weli.

483. العتصر فى تحرير اعباة لمختصر. Das Ergebniß, eine Bestimmung der wahren Ausdrucksweise des Muchtasser. — Mehrere den Schafiiten ganz fremde Gesetzesbestimmungen in den Werken des Malekiten über das Compendium ihres Scheichs Halil (مختصر الشيخ خليل) veranlaßte Sojuti, diese Schrift bekannt zu machen.

484. معجم البلدان. Das alphabetisch geordnete Verzeichniß der Länder von Jacut, in Auszug gebracht von Sojuti. — Vgl. Nr. 457.

485. مغنى اللبيب عن كتب الاعاريب. Das Werk, welches dem Einsichtsvollen alle über die grammatikalischen Endbeugungen geschriebenen Bücher entbehrlich macht, von Ibn Herscham — Sojuti verfaßte zu den in demselben angezogenen Beweisstellen einen ausgezeichnet brauchbaren Commentar. — Vgl. de Sacy Anthol. Grammat. p. 183 sq. — Aeußerst instructive Randglossen unter dem Titel: Aufhellung des Fremdartigen (فتح الغريب) hatte er früher dazu geschrieben.

486. مفاتح الغيب فيه. Die Schlüssel zu den Worten: Hierin ist das Geheimniß. — Commentar von der 87. Sure (سبح genannt) an bis ans Ende des Korans.

487. مفتاح الجنة فى الاعتصام بالسنة. Der Schlüssel zum Paradiese, eine Anweisung, sich durch das Gesetz vor Fehlern zu bewahren.

488. مفحمات الاقران فى مبهمات القران. Schlagende Bemerkungen der Gefährten über die indirecten Ausdrücke im Koran. — Begriffsentwicklungen.

489. مقاطع الحجاز, eine zur علم الادب gehörige Schrift.

490. المقامات. Die Mekamen. — 29 Abhandlungen, deren jede ihren eigenthümlichen Titel hat; von Sojuti theils über sprachliche Gegenstände, theils als Apologien, theils als Kritiken zu verschiedenen Zeiten abgefaßt. — Die Aufschriften und die Folgereihe derselben findet sich in den Handschriften verschieden. — Der größere Theil war bereits einzeln angegeben; sie nochmals sämmtlich aufzuführen, gestattet der Raum nicht. — Goth. 672. — Par. 1590. — Car. 532. — 561.

491. المكنون في ترجمة ذي النون. Das Verborgene, eine Biographie des D'u'lnun.

492. الملاجن في معنى المشاحن. Der Aufmerksame, eine Erklärung des Wortes Moschâhin (Ketzer).

493. الملتقط من الدرر الكامنة. Das Auserwählte aus den verborgenen Perlen.

494. ملحة الاعراب. Die Schönheiten der Endbeugungen von Hariri, commentirt von Sojuti. — Später verfaßte er einen Auszug daraus in 120 Versen. — De Sacy Anthol. p. 348 sq.

495. مناهل الصفا في تخريج احاديث الشفا. Die klaren Tränken, ein Auszug der Ueberlieferungen, die sich in dem Werke Schefa von Jahßebi, dessen Titel vollständig الشفا في تعريف حقوق المصطفى heißt, finden.

496. منبع الفوايد في ترتيب الضوابط و القو اعد. Die Quelle der Belehrungen in der Anordnung der Regeln und Gesetze der arabischen Sprache. — Wahrscheinlich von Sojuti.

497. المنتقى. Ein Auszug des Werkes Nr. 192.

498. منتهى الامال في شرح احاديث انما الاعمال. Der höchste Punkt der Hoffnungen, ein Commentar der mit den Worten beginnenden Ueberlieferungen: Nur die Werke u. s. w.

499. المنجلى. S. Nr. 398.

500. المنجم في المعجم. Der der Bestimmung Unterworfene. — Aufzählung der Lehrer Sojuti's. — Vgl. Nr. 192. (Sollte dieß vielleicht eine Corruption aus المعجم seyn?)

501. المنحة في السبحة. Das Geschenk, eine Abhandlung über den Rosenkranz. — Man hatte die Frage aufgestellt, ob der Gebrauch des Rosenkranzes durch die Aussprüche der Sunna begründet werde. — Sojuti antwortet hier.

502. منع الثوران عن الدوان. Verhinderung des Staubes, sich zu wirbeln.

503. المنقح الظريف في الموشح الشريف. Die geistreiche Compilation in dem edeln Geschmückten. — Unterhaltungsschrift. (موشح ist auch sonst eine Art Ode Cas. I. 127. — Grangeret de Lagrange Anth. p. 200.)

504. مناهج السنة ومفتاح الجنة. Der Weg des Gesetzes und der Schlüssel zum Paradiese. — Ueberlieferungen. — Unvollendet.

505. المنهج السوي والمنهل الروى في الطب النبوي. Der gerade Weg und die wasserreiche Tränke in den medizinischen Rathschlägen des Propheten. — Ueberlieferungen.

506. المنهج الصواب في فتح استكتاب اهل الكتاب. Der Berliner Auszug des bibliogr. Wörterbuchs von Hadschi Chalifa legt diese in 8 Kap. abgefaßte Warnungsschrift über das Verderben, welches die Juden und Christen verbreiten, dem Sojuti bey. — Die andern Handschriften verschweigen den Verfasser.

507. منهل اللطايف في الكنافة والقطايف. Die Quelle der Lieblichkeiten, ine Mekame. And. Codd. في الكثافة, nach andern في الكناية والقايف.

508. المنى في الكنى. Die Wünsche in den Ehrennamen.

509. موارد الفوائد. Die Quellorte der Belehrungen.

510. الموشحة في النحو Die Gegürtete. — Eine grammatikalische Abhandlung.

511. المهذب فيما وقع في القران من المعرب. Die Läuterung, über die unarabischen Ausdrücke, die sich im Koran finden.

512. ميدان الفرسان في شواهد لقران. Die Rennbahn der Rosse in den Beweisstellen des Korans. — Er schrieb nur wenig davon.

513. ميزان المعدلة في شان السملة. Die Wage der Gerechtigkeit in dem Werthe der Formel: Im Namen Gottes.

514. نبذة من اداب الجامع Cas. Nr. 784. 10°.

515. نتيجة الفكر في الجهر بالذكر. Das Ergebniß des Denkens über das laute Preisen Gottes.

516. نثل الكنان في الخشكنان Das Beymischen des Wassermaßes (?) zu dem trockenen Brote (al. الكتان).

517. نثر الهميان في وفيات الاعيان. Das Herausziehen der Goldbörse, Nekrologe berühmter Männer.

518. النجح في الاجابة الى الصلح. Der glückliche Erfolg in der Erhörung der Capitulation.

519. نزول الرحمة في التحدث بالنعمة. Die Offenbarung der Barmherzigkeit in der Unterhaltung über die Gnade.

520. نزهة الاخوان و تحفة الخلان. Das Vergnügen der Brüder und das Geschenk für die Freunde.

521. نزهة الجلسا في اشعار النسا. Das Vergnügen der Genossen in den Gedichten der Frauen.

522. نزهة العمر في التفضيل بين البياض والسود والسمر. Der Genuß des Lebens, über den Vorzug zwischen den Schwarzen, Weißen und Dunkelbraunen (unter den Frauen). — Eine Menge Schriftsteller haben hierüber früher Werke abgefaßt. — Lugd. Bat. 764.

523. نزهة الغيضة في فضايل الروضة. Die Erholung in dem Lustwalde, über die Vorzüge der Insel Raudhet bey Kahira. — Vielleicht von Sojuti.

524. نزهة المتأمل ومرشد المتأهل. Die Erholung der Nachdenkenden und der rechte Weg der Heiratslustigen, in 9 Abschnitten. — Ueber die Ehe. — Vielleicht von Sojuti.

525. نزهة النديم. Das Vergnügen des Tischgenossen. — Unterhaltungsschrift.

526. نشر العبير في تخريج احاديث الشرح الكبير. Die Ausbreitung der duftreichen Mischung, ein Auszug der Ueberlieferungen aus dem großen Kommentare des Abu'lkasim Abd-el-kerim Ben Mohammed el-Ka'smini er-Rafii zu dem وجيز des Ge'sali über die schafiitischen Rechtslehren.

527. نشر العلمين المنيفين في احيا الابوين الشريفين. Wiederbelebung der zwey erhabenen Zeichen in der Auferweckung der edeln Aeltern (Mohammeds).

528. النضرة في احاديث الما والرياض والخضرة. Der Glanz in den Ueberlieferungen über das Wasser, die Lustgärten und das frische Grün.

529. نظام البلور في اسامي السنور. Die Beryllenschnur, eine Aufzählung der Namen der Katze.

530. نظام السد في اسما الاسد. Die feste Grundlage des Dammes in den Namen des Löwen. — Sojuti hatte deren 500

früher aufgefunden. Später nach mehr verbreiteter Lectüre fand er noch 150 andere, die er hier aufführt.

531. نظم البديع فى مدح الشفيع. Ein und dasselbe Werk mit Nr. 86.

532. نظم الدرر فى علم الاثر. Die Perlenschnur in der Wissenschaft der Denkwürdigkeiten, eine Atfije über die Traditionen. — Seinen Commentar dazu nannte er das Meer, welches brauset (البحر الذي زجر). — Unvollendet.

553. نظم العقيان فى اعيان الاعيان. Der Klumpen reines Gold, Nekrologe.

534. النفح الطيب من اسئلة الخطيب. Der wohlduftende Geruch aus der Frage des Chatib.

535. النفحة المسكية والتحفة و المكية. Der Moschusduft und das mekkanische Geschenk. — Sojuti schrieb diese Abhandlung in 166 Linien an einem Tage in Mekka. — Rhetorisch.

536. النقاية مختصر فى اربعة عشر علما. Das Mark, eine encyklopädische Uebersicht über 14 Wissenschaften zugleich mit einer Auswahl ihrer Lehrsätze. Seinen eigenen Commentar dazu nannte er: Die Vollendung des Wissens (اتمام الدراية). S. Nr. 6. — Auch andere Gelehrte commentirten das Werk.

587. النقول المشرقة فى مسئلة النفقة. Die glänzenden Berichte, betreffend die Frage über den Unterhalt.

538. النكت لبديعات على الموضوعات. Auffallende scharfsinnige Forschungen über das Werk Maudhuât von Ibn-el-dschu'si. — Sojuti schrieb unter demselben Titel Bemerkungen zur Atfije, Schafije, zur نزهة zum Telchisf, und dem Werke شذور الذهب. Vgl. Nr. 299. — Die Erklärung des Wortes nach den تعريفات ist:

النكتة هى مسئلة لطيفة اخرجت بدقة نظر وامعان فكر من نكت رمحه بارض اذا اثر فيها وسميت المسئلة الدقيقة نكتة لتأثير (al. لتأثير) الخواطر فى استنباطها.

539. النكت اللوامع على المختصر و المنهاج وجمع الجوامع. Die glänzenden Untersuchungen zu den Werken Muchtasser u. s. w.

540. نوادر الاصول فى معرفة اخبار الرسول. Die seltenen Grundlagen zur Kenntniß der Nachrichten über den Gesandten von Termedi. — Sojuti schrieb Zusätze zu diesem Werke.

541. نواضر الايك في النيك. Die Blüthen des Baumdickichts, über die Begattung. — Ein Auszug seines Werkes: Der Gürtel (الوشاح). S. Nr. 552.

542. نواهد الابكار وشوارد الافكار. Die Jungfrauen mit schwellender Brust und die Flüchtlinge der Gedanken, Glossen des Sojuti zu Beidhawi's Commentar: Die Lichter der Offenbarung (انوار التنزيل و اسرار التاويل).

543. نور الحديقة. Die Blüthe des Lustgartens. — In Versen. — Ein Auszug aus seiner Gedichtsammlung und den prosaischen (mit Versen durchflochtenen) Werken.

544. النور الشقيق في العقيق. Die gespaltene Blüthe, Nachrichten über das Thal Akik enthaltend. — Traditionen.

545. النهج السوية في الاسما النبوية. Die geraden Wege, über die Prophetennamen. — Ein Auszug aus seinem Werke: Die anmuthigen Lustgärten (الرياض الانيقة). — Vgl. Nr. 266.

546. النهر لمن رام البرور على شاطي النهر Die laute Mißbilligung gegen den, der an das Ufer des Flusses zu treten wünscht. — Vgl. Nr. 49. — Eine Kaßide. — Juristisch.

547. وجه النظار في ترجيح نبوة الخضر. Die Ansicht über den Vorzug des Prophetenthums des Elias.

548. الوجيز في طبقات الفقها الشافعية. Das Handbuch über die Classen der schafiitischen Rechtsgelehrten.

549. الوديك في فضل الديك. Der fette Hahn. — Abu Naim hatte ebenfalls schon früher über die Vortrefflichkeit des Hahns und seine Vorzüge gesprochen.

550. الورقات في الوا فيات Die Blätter, Nekrologe.

551. الوسائل الى معرفة الاوائل. Die Mittel, zur Kenntniß der Anfänge zu gelangen. — Ein Auszug aus des Askeri (العسكري) Awaïl, dem ersten Werke über diesen Gegenstand, mit Vermehrungen, neuer Anordnung und sonstigen Verbesserungen. — Anfänge, d. i. Nachweisung dessen, was bey einer Erfindung oder jeder andern neuen Erscheinung das erste gewesen ist (z. B. wer zuerst über Grammatik, Astronomie u. s. w. geschrieben hat).

552. الوشاح في فوائد النكاح. Der Gürtel, Belehrungen über die Ehe. — Vgl. Nr. 448. — 541. — Lugd. Bat, 1793. — In sieben Kapiteln.

553. وصول الاماني باصول التهاني. Der Genuß der

Wünsche in den Grundgesetzen der gegenseitigen Beglückwünschungen (am Neujahrstage, am Anfange des Monats, am Bairamsfeste, beym Antritte eines Amtes u. s. w.). — Sojuti forscht hier nach, ob dieser Gebrauch in der Sunna gesetzlich vorgeschrieben sey.

554. وقع الاسل فى ضرب المثل. Das Treffen des Wurfspießes, über den Gebrauch der Sprüchwörter.

555. الهيئة السنية فى الهيئة السنية. Die erhabene Einrichtung in den astronomischen Andeutungen, wie sie die Sunna gibt. (Eine andere Redaction hat: الهيئات السنية Hadschi Chalifa führt jede besonders auf.) — Par. 1327.

556. هداية الجانى على البارى. Die rechte Leitung des Sünders gegen den Schöpfer. — Ein Fetwa.

557. همع الهوامع فى شرح جمع الجوامع. Das Strömen der Quellen, Commentar zu dem Werke: Die Sammlung der Sammlungen. S. Nr. 181.

558. اليد البسطى فى تعيين الصلوة الوسطى. Die ausgestreckte Hand, Versuch, das mittlere Gebet zu bestimmen. — Man hatte zwanzig Ansichten darüber. Sojuti's Meinung geht dahin, daß es das Mittagsgebet sey.

559. الينبوع فيما زاد على الروضة من الفروع. S. Nr. 265.

560. اليواقيت الثمينة فى صفات السمينة. Die kostbaren Edelsteine über die Eigenschaften der Fetten. — Vgl. Lugd. Bat. 1623.

561. اليواقيت فى الحروف الادن فى توجية قولهم لاها الله اذن. Die Edelsteine..... über das Zweydeutige in dem Ausdrucke der Araber: Bey Gott! es ist nicht erlaubt. — Die Worte الحروف الادن sind corrumpirt.

* * *

Am Schlusse bemerke ich noch, daß es außer unserm Sojuti mehrere andere Schriftsteller seines Namens gibt (z. B. sein Vater), die sämmtlich in Sojut oder Osjut in Aegypten geboren, bisweilen ebenfalls nur ganz kurz Sojuti genannt werden. Doch geschieht dieß seltener, und die Vornamen lassen bald den Unterschied finden.

Da es hier der Ort nicht seyn kann, durch Bemerkungen die oder jene Wahl der Uebersetzung zu rechtfertigen, so sind durch Fragezeichen alle die Stellen bedeutet worden, die eine zweifelhafte oder mehrfache Erklärung zulassen. Die große Schwierigkeit, die arabischen Büchertitel zu übersetzen, wenn man das Betitelte selbst nicht vor sich hat, hat sich auch in diesem Kataloge kennbar gemacht. Trotz des redlichsten Bemühens, sie zu heben, konnten einige Dunkelheiten, obwohl in verhältnißmäßig geringer Anzahl, nicht entfernt werden.

Dr. Gustav Flügel.

Ueber das Wunderbare im Epos.

»Die wahrhaft epische Komposition« — sagt Bouterweck in seiner Aesthetik — »ist weltumfassend. Sie knüpft das Irdische an das Ueberirdische, das Sichtbare an das Unsichtbare, und aus allen ihren Theilen spricht das Wunder der ewigen Ordnung.« — Ein erzählendes Gedicht ohne Wunder ist ihm kein episches: denn das wahre Epos, meint er, verlange eine große, das Schicksal der Menschheit oder einer ganzen Nation entscheidende, und schon dadurch an eine höhere Leitung erinnernde Begebenheit.

Dieses sichtbar werdende Eingreifen der Gottheit oder ihrer Repräsentanten in die Handlung des Epos, heißt nach der Bezeichnung der Franzosen die Maschinerie, und nach jener der Deutschen das Wunderbare im Epos.

Sind nun gleich die bedeutendsten Kunstrichter darüber einig, daß das Epos ohne das Wunderbare nicht bestehen könne, so ergibt sich doch viel Streit darüber, welche Art des Wunderbaren für die neuere Epopöe die passendste sey.

Die Gottheit oder ihre Repräsentanten redend oder handelnd einzuführen, ist eine Aufgabe, welche selbst der mit dem reichsten Genie beglückte Dichter nicht genügend zu lösen im Stande ist. Er muß das Uebersinnliche in den Formen der Sinnlichkeit, das Ewige in denen der Endlichkeit erscheinen lassen, und so den Charakter der Göttlichkeit, indem er ihm menschliche Begriffe und Gefühle beyzulegen gezwungen ist, seiner höchsten Heiligkeit und seiner vollsten Würde berauben. Der Eindruck, welchen das Zwengespräch, das der Erlöser mit seinem ewigen Vater im Anfange der Messiade hält, auf uns macht, bringt nicht nur keine Erhebung, sondern sogar einen widrigen Eindruck in uns hervor. Tasso hat hierin mit ungleich größerer Kunstweisheit gehandelt. Er läßt wohl im befreyten Jerusalem den Ewigen an Gottfried von Bouillon einen himmlischen Boten senden, aber er wagt es nicht, die Gottheit redend in seinem Gedichte einzuführen, und nimmt lieber, nach dem Beyspiele des Ariost, zu dem Zauberreiche seine Zuflucht.

Allein nicht nur das höchste Wesen selbst nicht, auch nicht, wie einer der neuesten Aristarchen will, die Gottesmutter, weder die Engel, noch die Heiligen dürfen im Epos redend oder handelnd eingeführt werden; denn auch diese, in die ewigen Wohnungen aufgenommen, sind übersinnlicher Natur, und zu erhaben, als daß ihnen etwas Menschliches mehr begegnen könnte — und dieser Gefahr müßte sie der Dichter in seiner Darstellung aussetzen.

Wendet man aber die Idee: »daß das richtig oder unrichtig gedachte höchste Wesen auch in der Epopöe einwirkend auf die Handlung erscheinen soll,« als nothwendige Grundlage derselben an, so geräth man gleich mit dem Muster aller Epopöen, mit der Ilias des Homer, in die Gefahr, gerade das Gegentheil von dem, was man erweisen wollte, zu erblicken. Zeus mit seinem Götterchor als höchstes Prinzip der Leitung menschlicher Angelegenheiten in der Ilias — dieß klingt, als hätte Homer eine Satyre auf seine Götter und Göttinnen dichten wollen; denn wir finden, daß sie meistens an innerem Adel der Gesinnungen, an Kraft und Würde tief unter den Helden und Frauen, die er schildert, stehen, über welchen sie als Lenker der moralischen Weltordnung stehen sollten. Beweise finden sich allenthalben.

Der Enkel des Dardanus, Paris, hatte durch Zuerkennung des

Preises der Schönheit an Aphrodite die beyden Göttinnen Here und Pallas Athene so erbittert, daß sie den Untergang der Dardaniden sammt ihrer Stadt Troja beschlossen. Dieser Grimm ging besonders bey der höchsten Göttin, Here, so weit, daß Zeus selber von ihr sagt:

> Möchtest du doch, eingehend durch Thor und thürmende Mauern,
> Roh ihn verschlingen den Priamos selbst, und Priamos Sohn auch,
> Sammt dem troischen Volk; dann würde der Zorn dir gesättigt.
>
> Ilias, IV. Ges., nach Voß's Uebersetzung.

Um sich dem Paris dankbar zu erweisen, bewegt ihn Aphrodite, das schönste Weib Griechenlands, Helena, — das jedoch die Gattin eines Andern ist, zu rauben, und nach Troja als seine Beyschläferin zu führen. Daraus entspann sich der Krieg zwischen Achaiern und Trojanern.

Gleich im Anfange des Kampfes geräth Menelaos an den Räuber seines Weibes, besiegt ihn, und nur Aphrodite entrückt ihn dem Tode: denn sie führt ihn in die Kammer der Helena, und nachdem er verdiente Schmähung aus dem Munde dieser gehört hatte, bewegt ihn jene, mit Helena das ehebrecherische Bette zu besteigen, während ihr tapferer Gemahl ihn vergeblich in den Reihen der Trojaner kämpfend und mordend sucht.

Sind aber diese racheschnaubenden Göttinnen in dem Kampfe, den sie herbeyführten, vielleicht von edlem Muthe und hohen Gesinnungen erfüllt? — Gerade das Gegentheil. Diomedes verwundet die Aphrodite mit dem Speere an der Hand, als sie den betäubten Aeneas retten will, und da heißt es:

> Laut aufschrie die Göttin, und warf zur Erde den Sohn hin.
>
> Ilias, V. Ges.

Als sie sich hierauf bey ihrer Mutter, Dione, beklagt, daß die Achaier selbst die Götter bekämpften, höhnte sie Athene also vor Zeus:

> Sicher bewog nun Kypris ein schönes achaisches Weiblein
> Mitzugehn zu den Troern, die jetzt unmäßig sie liebet.
> Dort vielleicht am Gewande der holden Achaierin streichelnd,
> Hat sie mit goldener Spange die zarte Hand sich geritzet.
>
> Ebendaselbst.

In der allerdings mit der lebendigsten dichterischen Kraft ersonnenen und mit den üppigsten Farben ausgemalten Scene auf Idas Höhen, wo Here den Vater der Götter und der Menschen, Zeus, durch Aphroditens Gürtel bethört, mit ihr der Liebe zu pflegen, damit während seines darauffolgenden Schlummers durch Poseidon den Achaiern Hülfe geschafft werde, erscheint uns die hohe Göttin vor dem erwachten zürnenden Zeus in einem sonderbaren Ansehen; er ruft ihr nämlich zu:

> Traun, dein böser Betrug, arglistige, tückische Here,
> Hemmte den göttlichen Hektor vom Streit, und erschreckte die Völker;
> Doch, wer weiß, ob nicht wieder des schlau ersonnenen Frevels
> Erste Frucht du genießest, von meiner Geißel gezüchtigt!
>
> Ilias, XV. Ges.

Als endlich im letzten allgemeinen Kampfe auch einige der Götter und der Göttinnen an einander gerathen, und Athene auf Aphrodite zustürzt, heißt es:

> Stürmend drang sie hinan, und schlug mit mächtiger Hand ihr
> Gegen die Brust, und plötzlich erschlafften ihr Herz und die Kniee.
>
> Ilias, XXI. Ges.

Here aber erreicht die Artemis, und ruft ihr zu:

> Wie doch wagst du anitzt, schamloseste Hündin, mir selber
> Obzustehn u. s. w.

Und mit der Rechten entzog sie die Jagdgeschosse den Schultern;
Lächelnd gab sie damit unwürdige Streich' an die Ohren
Ihr, die zurück sich gewandt; und die Pfeil' entsanken dem Köcher.
Weinend floh die Göttin nunmehr, wie die schüchterne Taube,
Welche der Habicht verfolgt ꝛc.

In einem solchen Lichte stellt uns Homer seine unsterblichen Göttinnen dar, indeß er unter den Frauen der Sterblichen: in der edlen Gattin des Hektor, Andromache; dessen ehrwürdigen Mutter, Hekabe; und in der Odyssee, in der züchtigen Penelope, uns die schönsten Muster hoher Fraue würde vor die Augen stellt

Seine Götter kommen nicht besser bey ihm davon. — Es ist nicht leicht eine Aeußerung der männlichen Kraft und der Leibes- und der Seelenthätigkeit denkbar, in welcher er uns seine Helden nicht anschaulich gemacht hätte. Unter diesen ragen viele glänzend hervor; doch alle überstrahlt der edelmüthige Hektor, dessen Wahlspruch war:

Ein Wahrzeichen nur gilt: das Vaterland zu erretten!
Ilias, XII. 243 V.

Er steht gewissermaßen noch höher als der Peleide, der, obgleich einer Göttin Sohn, von Hephaistos geschmiedeter Waffen nöthig hatte, um ihn zu besiegen. Als der zärtlichste Sohn, Gatte und Vater, bietet er uns in seinem Charakter das Bild des größten Heroismus, verbunden mit Ausdauer und Edelmuth dar. Wie stehen nun ihm und den übrigen Helden der Ilias die Götter gegenüber? — Konnte ein Hektor, ein Idomeneus, ein Diomed und Menelaus den Schmerz der in der Schlacht erhaltenen Wunden mit männlicher Fassung tragen, erscheint ihnen gegenüber der Kriegsgott Ares schwach, der von Diomedes im Kampf verwundet, ein unbändiges Geschrey darüber erhebt:

Da brüllte der eherne Ares,
Wie wenn zugleich neuntausend daherschrien, ja zehntausend
Rüstige Männer im Streit, zu schrecklichem Kampf sich begegnend,
Und es erzitterten rings die Troer umher und Achaier,
Bange vor Angst, so brüllte der rastlos wüthende Ares.
Ilias, V. Ges.

Ohne der vielen Täuschungen zu gedenken, wodurch diese Götter und Göttinnen, laut Inhalt des Gedichts, unter sich und unter den Menschen thätig waren, und auf die ihnen zugeschriebene Leitung der moralischen Weltordnung ein schiefes Licht werfen, möge hier zuletzt noch auf eine Aeußerung aufmerksam gemacht werden, die aus dem Munde des Vaters der Götter und der Menschen, Zeus Kronion, kömmt. Im achten Gesange der Ilias verbietet dieser den auf dem Gipfel des Olymps versammelten Göttern und Göttinnen, an dem Streit der Achaier und Troer Antheil zu nehmen, und schreckt sie im Fall des Ungehorsams mit folgender Drohung:

Auf, wohlan ihr Götter, versucht's, daß ihr all' es erkennet:
Eine goldene Kette befestigend oben am Himmel;
Hängt dann all' ihr Götter euch an, und ihr Göttinnen alle:
Dennoch zögt ihr nie vom Himmel herab auf den Boden
Zeus, den Ordner der Welt, wie sehr ihr auch räng't in der Arbeit!
Wenn nun aber auch mir im Ernst gefiele zu ziehen,
Selbst mit der Erd' euch zög' ich empor, und selbst mit dem Meere,
Und die Kette darauf um das Felsenhaupt des Olympos
Bänd' ich fest, daß schwebend das Weltall hing' in der Höhe!
So weit rag' ich an Göttern an Macht, so weit vor den Menschen!

Das Weltall, Erd' und Meer, sammt allen Göttern und Menschen mit einer Kette an dem Gipfel des Olympos, eines etwa 6000 Fuß hohen

Berges aufgehängt, und schwebend in der Höhe, gibt ungefähr das Bild eines an einer Nadelspitze hängenden ungeheuren Thurmes.

Und an einen solchen Ordner der Welt, an solche Götter hätte Homer in allem Ernste geglaubt? Nimmermehr! Es leuchtet aus seinen Werken nicht nur das höchste Dichtungsvermögen, sondern auch ein klarer, alles richtig auffassender Verstand hervor, dem man wohl poetische Fictionen, aber nicht geistige Verirrung zumuthen kann. Wahrscheinlich hat er das, was sich in der Tradition von Riesengeschlechtern und Heroen der Vorwelt vorfand, dichterisch aufgefaßt, und zu jener großen Götterfamilie ausgebildet, wie sie in seinem Epos vorkömmt. Die späteren Künstler haben dann reichen Stoff zu Werken der redenden und bildenden Kunst, besonders die Tragiker zu ihren Schauspielen, darin gefunden, und so seinen Ruhm noch mehr erhöht.

Homer einte sein Götterchor den Heeren der Gegner — zwar nicht in dem heutzutage vermeinten ernsthaften Sinne (denn vielleicht hat er nur unter seinem μορος — Schicksal — das höchste Wesen geahnt und gedacht), sondern mit Humor, um die finsteren Partien von Mord und Gewürg durch die heiteren Gestalten einer luftigen Welt in seinem Gedichte zu erhellen.

Die Idee, daß Geister in dem leeren Luftraume wohnen, ist so alt, wie die uns bekannte Welt. Konnten sich davon nicht auch unter den Griechen einige Spuren erhalten haben? — Homers Götter wohnen auf und über dem Berge Olympos, im Luftraume und unten im Dunkel des Hades. Die jugendlich aufblühende Phantasie der Griechen wußte sie bald mit allen Erscheinungen der sichtbaren Welt und mit den Phänomenen der Natur in Verbindung zu bringen, und vermehrte ihre Zahl in das Unendliche. Immer waren es aber nur die abgeschiedenen Seelen einst lebender Menschen — und nun stoßen wir auf die Maschinerie, die der Sänger der Tunisias in seinen Epopöen anzuwenden für gut fand. Der Franzose bezeichnet das Einschreiten der Geister auf unsere Welt im Epos mit jenem Worte nicht unschicklich: denn jene soll darin, nach oben erläuterten Begriffen, nichts anders seyn, als gleichsam die poetisch-transcendentale Idee. Daß er das Wunderbare im Epos auf die heiligen Urkunden gründet, muß ihm in Hinsicht dessen, was er von einem dazu erforderlichen Volksglauben heischt, die allermeiste Anerkennung sichern. Seine Art, das Wunderbare einzuführen, ist nicht nur die vorzüglichste aller bis nun erfundenen Arten, sie ist die einzig richtige; mit der sich weder in Berücksichtigung des Gehaltes, noch der poetischen Wirksamkeit irgend eine der bis nun von den größten Meistern im Epos, und nur solcher kann hier gedacht werden, benützten messen kann. Hören wir die Ansicht des Verfassers, von ihm selbst mitgetheilt:

Schlußrede an den Leser. (S. Rudolph von Habsburg, S. 356.)

Zum besseren Verständniß des zuerst in der Tunisias und dann im Rudolph von Habsburg angewandten »Wunderbaren« — der sogenannten Maschinerie, möge das folgende, im Archiv für Geographie, Historie ꝛc., Jahr 1816 bekannt gemachte und seitdem mit Zusätzen vermehrte Schreiben des Verfassers dienen.

»Da ein Heldengedicht ohne die Zierde des »Wunderbaren« keine Epopöe genannt werden kann, so war bis jetzt, wo die ältere ihre

Anwendbarkeit verlor, und keine der neueren Genüge leistete, die schwere Aufgabe noch immer ungelöst, eine passende für die Epopöen unserer Zeit aufzufinden. Anerkannt ist die alte homerische, besonders in der Ilias, die vorzüglichste, welcher keine der neueren gleich kam; auch gelang es keinem Späteren, sie mit solchem Glücke, wie Homer, anzuwenden. Für seine Zeiten, wo der größte Heroismus mit Einfachheit der Sitten, mit kindlicher Einfalt gepaart stand, waren seine Götter ganz geeignet, im Verkehr mit dem Menschen dargestellt zu werden. In der Ilias bildet der offene Himmel und Troja mit ihrer umliegenden Gegend nur eine einzige große Scene, wo unsere erstaunten Blicke bald auf den hohen Olymp mit allen seinen glänzenden Gestalten, und bald auf die unter ihm durch Kriegsgetümmel belebte Erde gerichtet sind. Diese glänzenden Gestalten sind das Ideal menschlicher Schönheit und Kraft, und daß sie wie Menschen denken und handeln, — eben das öffnet den Zauberkreis, aus welchen hervortretend sie mit den Sterblichen in Berührung kommen; das macht sie zu den Göttern der Poesie. Für den höheren Begriff der Gottheit gibt es keine Sprache mehr!«

»Virgil, der in einem späteren Zeitalter lebte, und auch die Helden der Vorzeit unwillkürlich nach jenen seines Zeitalters formte, wußte nicht mehr recht, wie er sie mit seinen Göttern in Umgang bringen sollte. Der Schauplatz ist verrückt, der Olymp ist hinter dunkeln Wolken weit aus seinem Zenith geschwunden, und der leichte, lebendige Verkehr zwischen den Heroen des Himmels und der Erde vereitelt. In neueren Gedichten dürfen sie gar nicht erscheinen. In diesen sehen wir erhabenere Wesen aufgeführt, denen, im Gegensatze die verworfensten entgegenstehen. Milton und Klopstock haben das Möglichste versucht, die Engel und die Teufel im Reiche der Dichtkunst wirksam zu machen, allein mit welch wenigem Glücke, darüber hat die Welt entschieden. Sie stehen zu hoch und zu tief über und unter der menschlichen Natur, und da ihnen die nöthigste Bestimmtheit und Individualität fehlt, so weiß sie das Gemüth nicht festzuhalten, und mit den lebendigsten Farben dargestellt, verbleichen sie bald wieder, und schwinden wesenlos vor unseren Augen dahin. Noch weniger haben die nordischen Götter, die uns stets fremd bleiben werden, oder die kalten allegorischen Gebilde, auf den verödeten Olymp verpflanzt werden können, da ihnen bestimmte Gestalten fehlen.«

»Nach vielem Nachsinnen führten mich einige Stellen der h. Schrift, dieser reichen Quelle alles Schönen und Wahren, von selbst darauf, und ich fand sie nicht nur in dem lebendigen, etwa gemeinen Volksglauben, sondern in jenem, den der einzig Gute und ewig Wahre gelehrt hat, begründet.«

»Nach der Lehre der allgemeinen Kirche erwartet die Abgeschiedenen, je nachdem ihre Werke waren, ein Ort ewiger Seligkeit oder Qualen, zwischen welchen noch ein dritter, jener der Läuterung (Purgatorium, ein Wort, das unser Landsmann mit dem »Fegefeuer« sehr unentsprechend gegeben hat). Für alle drey enthält die Dogmatik ihre eigenen, unerschütterlichen Beweisgründe. Nur von dem dritten ist ein Wandern, ein Entfernen und Annähern aus dem Gesagten und dem noch zu Sagenden als wahrscheinlich anzunehmen. Beynahe in allen Briefen des h. Apostels Paulus wird in einem ernsten, überaus feyerlichen Tone von den Geistern Meldung gemacht, die in dem Luftraume wohnen, und, durch Zulassung Gottes, auf die Gesinnungen und Handlungen der Menschen einwirken. Diese Briefe schrieb der Apostel an die verschiedenen

Gemeinden in den Zwischenräumen von vielen Jahren, so daß er etwas einst kühner Gesagtes oder nur vom gemeinen Volksglauben Aufgegriffenes später berichtigen, oder er selbst über Unhaltbares von den mitlebenden Aposteln zurechtgewiesen werden konnte. Nichts von allen dem: denn seine Aeußerungen sind auch in dieser Hinsicht stets gleichlautend geblieben.«

»Die Idee einer neueren Wundergestaltung (Maschinerie) im Epos erweckte in mir vorzüglich die Stelle im Briefe an die Epheser, VI. Kap., 11. — 13. V.: Brüder, seyd stark im Herrn! Ziehet an die volle Rüstung Gottes, damit ihr stehen könnt gegen die Nachstellungen des Versuchers: denn unser Kampf ist nicht wider Fleisch und Blut, sondern wider Fürstenthümer, Gewalten und Weltherrscher der finsteren Gegenwart: wider die bösen Geister im Uebersinnlichen!« — Wer sind diese bösen Geister? sind es gefallene Engel oder die Seelen jener Unglücklichen, die vielleicht erst nach dem allgemeinen Weltgerichte dem Orte der Verwerfung zuwandern? — Die Kirche hat über diese dunkeln Stellen nicht entschieden, und dem harmlosen Dichter (nicht dem Exegeten!) ist es unbenommen, die letzteren darunter zu verstehen. Aber er hat auch, und vorzüglich diesen entgegengesetzt, gut gesinnter Wesen nöthig, die im Seelenkampfe unsere Theilnahme in Anspruch nehmen, und als Wundergestaltung im Epos die Erde an den Himmel knüpfen, und diese findet er ebenfalls im Briefe an die Epheser, III. Kap., 10. Vers, wo es heißt: »Damit den Mächten und Gewalten im Uebersinnlichen durch die Kirche (die Bekenner der christlichen Lehre) die mannigfaltige Weisheit Gottes bekannt werde.« — Hier kann weder von den Seligen, noch von den Verdammten die Rede seyn, sondern von jenen, welche nach der Lehre der Kirche den Pfad der Läuterung wandeln, und daher jenes Trostes bedürfen *). Diese Stelle ist für ihn klassisch! sie öffnet ihm die Pforten des dunkeln Geisterreichs, und führt ihm dessen Bewohner aus allen Völkern und Jahrhunderten entgegen, die er jedesmal mit allem Reiz der Neuheit und in einer, der homerischen Wundergestaltung nichts nachgebenden Mannigfaltigkeit nach den verschiedenen Verhältnissen ihres einstigen Lebens und Wirkens darstellen kann. Nur eine große, das Schicksal der Menschheit tief berührende Begebenheit kann der Vorwurf einer Epopöe seyn; daher ist es keineswegs gegen die Würde der Religion, überirdische Wesen im Abglanz der ewigen Vorsicht an ihr Theil nehmen zu lassen: wodurch diese Wundergestaltung aus dem lebendigen Glauben hervorgehend, und diese als die einzig mögliche und passende für das neuere Epos erscheint; ja, ich wiederhole es noch einmal, diese oder keine.«

»Der gewöhnliche Aufenthalt der Geister konnte, selbst nach der oben berührten Quelle, an verschiedenen Orten gedacht und im Gedichte mit Dichterfreyheit mannigfaltiger bezeichnet werden (siehe Tunisias, I. Gesang, vom 272. Vers angefangen): a) in dem inneren leeren Raume

---

*) Unmenschlich würde es seyn, ihm (dem Menschen, der sich erst bey der Annäherung des Todes aufrichtig bekehrt) eine ewige Verwerfung ankündigen; wenn es nun kein Mittleres gibt, so müßte der Mensch in der Geschwindigkeit zu einem gottgefälligen Menschen umgeschaffen werden.
J. Kant.

Jener mittlere Zustand, den die ältere Kirche glaubet, und ungeachtet des ärgerlichen Mißbrauches, zu dem er Anlaß gegeben hatte, unsere Reformatoren nicht so schlechterdings hätten wegwerfen sollen, was ist er im Grunde anders, als eine bessernde sokratische Hölle?
Lessing.

der Erde (dem Limbus, von welchem I. Brief Petri, 3. Kap., 19. V. die Rede ist, dem Wohnorte der stillen Trauer und der Sehnsucht nach einem besseren Zustande); und b) in dem übersinnlichen, eigentlich überirdischen Raume (der griechische Text hat: ἐν τοῖς ἐπουρανίοις, Ephes., III. Kap., 10. V.). Die Hölle, außer den Gränzen der sichtbaren, mit allen Sonnen und Monden kreisenden Welt, im Abgrund, und der Himmel über allem Sichtbaren und Unsichtbaren erhaben.«

»So fand ich mich auf vorher nie betretener Bahn — und siehe da! ich erkannte die Geister der Vorwelt, die weder glücklich, noch völlig elend, mir mit jener bestimmten Physiognomie, wie selbe die Geschichte darstellt, entgegentraten. Es gab starke, kräftige Naturen darunter, und da die Flamme des Krieges für die Rettung der Christensclaven zu Tunis vor meinen Augen aufloderte, so sah ich sie dahinziehen, und schalten und walten nach ihrer vorigen Weise, so weit sie, als des irdischen Lebens Beraubte, durch eingehauchten Rath sich unter den Lebenden thätig erweisen konnten. Nicht anders haben die Götter Homers auf die Helden gewirkt. Ich sah sie im Conflicte mit einander, und reges Leben in den Lüften und auf der Erde. Das Reich der Phantasie, welches der sinnige Grieche bevölkerte, war nicht leer an interessanten neuen Bewohnern, nachdem die alten Götter heimgegangen waren.«

Wenn wir das oben Gesagte in Erwägung ziehen, so finden wir, daß der oft wiederholte Spruch Hamlet's: »Es gibt viele Dinge im Himmel und auf Erden, wovon eurer Schulweisheit nichts träumt,« — noch immer und auch hier seine entsprechende Anwendung finde. Die erhabensten Philosopheme unserer Weltweisen reichen nicht über die nächste dichtere Atmosphäre dieser Erde hinauf, und wie das denkende und fühlende Wesen in ihm, das er doch am Ende unmöglich gleicher Natur mit der ihm schwer anklebenden Materie annehmen kann, mit einer höheren Welt in Berührung stehe, sagt ihm seine sich selbst überlassene Vernunft auf keine Weise. Nur die göttliche Offenbarung lüftet vor dem menschlichen Auge den dunkeln Vorhang; zeigt uns all Jenes im hellsten Lichte, was wir nothwendig wissen müssen, um hienieden und jenseits glücklich zu seyn; manches Andere aber läßt sie noch wie in einem Nebeldufte vor unsern Augen schweben, das wir, ahnend, erkennen zu können glauben, über welches indeß erst im künftigen Leben unsere Begriffe klar werden sollen. So z. B. sprechen die heiligen Urkunden von einem Orte der ewigen Seligkeit, wohin die Guten kommen, und von welchem die Bösen auf immer ausgeschlossen bleiben; aus ihnen schöpfte die allgemeine Kirche die Lehre von einem Mittelzustande, von jenem der Läuterung, durch welche der Uebergang zu jenem möglich wird. Ueber alle drey ist in dieser Kirche seit der ersten Zeit ihrer Verbreitung bis zu dem heutigen Tage ein und derselbe Glaube geblieben, welchen sie auch deutlich und bestimmt gelehret hat.

In Bezug auf dieses dreyfache Geisterreich, von welchem die Kirche Beschreibungen geben weder konnte noch wollte, ließ sie auch einige Stellen in den Briefen des Apostel Paulus unberührt, die mit jenem in Verbindung gebracht werden konnten — und dieß sind die Stellen, in welchen er von den im Luftraume wohnenden Geistern spricht.

In der oben angeführten (aus dem Briefe an die Epheser, VI. Kap., 11.—13. Vers): »Ziehet an die Rüstung Gottes ꝛc. ꝛc. wider die bösen Geister im Uebersinnlichen,« — ist von Geistern die

Rede, die böser Natur sind, und gegen deren Einflüsterungen der Geist zu kämpfen hat. Vorher (im III. Kap., 10. V.) spricht er aber von solchen, welchen durch die Kirche, d. h. durch die Bekenner der christlichen Lehre, die mannigfaltige Weisheit Gottes bekannt werden soll: also von solchen, welchen auf dem Pfade der Läuterung ein Aufschreiten vergönnt zu seyn scheint. Besonders die erstere Stelle fände ihre Erläuterung in jener im I. Briefe an die Korinther, 15. Kap., 24. V., wo Paulus von dem Weltende spricht: »Dann ist das Ende, wenn Gott die Fürsten, Mächte und Gewalten (im Uebersinnlichen) &c. außer Wirksamkeit gesetzt haben wird — das Letzte aber, was sein Ende erreichen soll, ist — der Tod.«

Daß diese Stellen in den Briefen des Apostels Paulus schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung auf dieselbe Art ausgelegt wurden, beweisen die merkwürdigen Worte des größten Schriftauslegers aller Zeiten, des h. Hieronymus, der zu obiger Stelle im VI. Kap des Briefes an die Epheser sagt:

> Haec autem omnium Doctorum opinio est, quod aër iste, qui coelum et terram medius dividens, inane appellatur, plenus sit contrariis fortitudinibus.
>
> S. Hieronym. Comment. in Epist. ad Ephes. Q. 3, c. 5.

Jede bis Pyrker im Epos angewandte Einführung des Wunderbaren ist ungenügend, weil dieß entweder bloß aus der Phantasie des Dichters genommen wurde, folglich der nöthigen Würde entbehrt, und nicht auf dem Glauben beruht, oder weil dessen wirksame Darstellung die Kräfte des Dichters als Menschen nothwendig überstieg. Es mußte daher an ein Mittel gedacht werden, das Wunderbare durch Einführung von Gestalten ins Gedicht zu bringen, deren Existenz als eine überirdische, doch keine rein göttliche, und doch dabey mögliche, ja selbst wahrscheinliche erkannt wird. Daß solche Gestalten nicht die der Engel oder Teufel seyn durften, erfahren wir aus der Berücksichtigung, daß sie um des Interesse und der Wirksamkeit willen mit verschiedenartigen Charaktern versehen seyn müssen, und aus der, wie wenig solche Gestalten im Epos unsere Theilnahme erregen, selbst wenn sie von großen Meistern, z. B. von Milton, eingeführt worden sind.

Die Nothwendigkeit der Einführung zweckmäßiger, über das irdische Leben gehobener, und doch möglich in dasselbe eingreifender, mit verschiedenartigen, scharf ausgeprägten Charakteren versehener Gestalten wurde seit Homer von allen Schöpfern und Beurtheilern epischer Leistungen lebhaft erkannt, aber jeder Versuch blieb ein unvollkommener, und darin mag auch der Grund gefunden werden, warum die Haltung des Gedichtes selbst bis Pyrker nur wenig Theilnehmer zählte.

Der Geist unseres unsterblichen Dichters war der erste, welcher die kolossale Aufgabe ganz zu lösen, und den Riesenbau seiner Werke mit Leben und Wahrheit zu beseelen im Stande war. Ueber die Vollendung seiner epischen Gedichte in jeder künstlerischen Hinsicht haben sich bereits alle gewichtigen Stimmen des In- und Auslandes vereinigt. Die Zweckmäßigkeit der von ihm erfundenen Art der Einmischung des Wunderbaren geht aus nachstehenden Beobachtungen hervor:

1) Das in den beyden Heldengedichten Tunisias und Rudolph von Habsburg angewandte Wunderbare (Maschinerie) gründet sich auf die Lehre der allgemeinen Kirche von dem Zustande der Läuterung nach dem Tode — sich auf die oben angeführten Stellen der h.

Schrift beziehend, die von den im Luftraume wohnenden Geistern sprechen, sie fußt also auf dem Glauben.

2) Historisch merkwürdige Personen der Vorzeit, besonders jene, die mit den Handelnden im Epos in einigem Rapport stehen, sind zur Verwendung im Epos vorzüglich geeignet. Sie haben ausgesprochene, verschiedenartige Charaktere, regen also auf und erhalten das Interesse, welches durch Einführung anderer Wesen verloren geht.

3) Eben weil sie im Zustande der Läuterung noch nicht in jenen der Vollkommenheit gelangt sind, können sie durch den Impuls einst in dem Erdenleben gewohnter Neigungen, Leidenschaften u. s. w., wie die homerischen Götter, zum poetischen Anstrich des Gedichtes (mit einem Blick auf den Kampf des Menschen mit dem Schicksal, welches bey Christen ein Zulassen von Seite der Vorsehung ist) in mannigfaltiger Wirkung gebraucht werden. Denn

4) ohne in die unerforschlichen Rathschlüsse Gottes eingreifen, und den Einen verdammen, den Andern selig sprechen zu wollen, meinte der Sänger jener beyden Heldengedichte darstellen zu dürfen, daß Geister, wie Attila, Muhammed, Katwald u. s. w. entweder erst am Ende der Welt (nach I. Brief an die Korinther, XV. Kap., 24. V.) dem Orte ewiger Strafen zuwandern, oder nur spät und schwer zu dem Lichtreiche gelangen; besser gesinnte aber und minder schuldige, wie Regulus, Cornelia, die Mutter der Gracchen, Marbod rc. (nach Epheser, III. Kap., 10 V), dem Orte der Seligkeit näher rücken. Nur die einzige Drahomira steigt aus der Hölle herauf, weil an der Stelle, wo sie die Erde lebendig verschlungen haben soll, der Verführung zur Verdammniß ein Ziel gesetzt ward, und wird auch wieder dahin zurückgeworfen (s. Rudolph von Habsburg).

5) Die Idee von der Möglichkeit und Art des Einwirkens der Geister auf die Menschen bezieht sich zugleich (wie die Tunisias ausweiset) auf die Lehre von dem Magnetismus, dessen geheime Wirkung und mitunter schaudervolle Erscheinungen eine weite Bahn zu verschiedenen Urtheilen eröffnet haben.

Register

des

sieben und funfzigsten bis sechzigsten Bandes.

A.

D.

N.

T.

U.

V.

W.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.









